ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben

von

Dr. MAX VASMER
ord. Professor an der Universität Berlin

*

Band II



1 9 2 5

MARKERT & PETTERS VERLAG, LEIPZIG

sPe

KRAUS REPRINT CORPORATION, NEW YORK 17, N. Y.

OTTO HARRASSOWITZ, WIESBADEN

Printed in Germany

INHALT

I. AUFSÄTZE

II. BESPRECHUNGEN

Zur slavischen Akzentlehre

(Aus Anlaß von D. BUBRICH's Aufsatz über „Die Akzentlehre" von A. BELIĆ)

Ich hatte vorläufig nicht die Absicht, über die slav. Akzentlehre zu schreiben. Den Anlaß dazu gab mir aber der obenerwähnte Aufsatz BUBRICH's, der mich von der Notwendigkeit überzeugt hat, daß im Interesse des Verständnisses der von mir bisher vorgetragenen Ansichten manches ergänzt, manches weiterentwickelt und näher präzisiert werden muß. Doch wollte ich auch aus diesem Anlaß die Grenzen jenes Materials nicht überschreiten, das bisher in der Wissenschaft bekannt war.

I.

Ich muß vor allem das System berücksichtigen, das ich auf Grund von Formen der bestimmten und unbestimmten Adjektiva aufgestellt habe. Ich bin von der Flexion der Adjektiva ausgegangen, weil ich davon überzeugt war, daß die bestimmten und unbestimmten Adjektiva uns das denkbar beste Material zur Erforschung dieses Systems bieten. D. BUBRICH meint (so verstehe ich seine Worte „nach der Meinung einiger Gelehrter"), daß die Adjektiva hingegen „das unzuverlässigste Material" darstellen. Leider wird diese Ansicht durch das Material widerlegt. Denn diejenigen positiven Merkmale, die das System der Akzentveränderungen im Urslavischen ergibt (zu deren Vorhandensein wir alsbald kommen werden) — finden wir bei den Adjektiva am besten bewahrt. Bei allen übrigen Wortkategorien sind nur Vermutungen möglich, und wiederum sind es die Adjektiva, die uns dazu verhelfen, die Art der Akzentuation dieser Gebilde festzustellen. Es versteht sich von selbst, daß, wenn diese Akzente auch in den anderen Wortkategorien vorkommen, es einer sorgfältigen Untersuchung obliegt festzu-

stellen, ob für ihre Erklärung dieselben Bedingungen, wie bei den Adjektiva, gelten. Bubrich meint, daß bei den Adjektiven Analogiebildungen möglich seien, und dies ist freilich richtig; ist dieses bei den übrigen Redeteilen aber weniger der Fall? Wenn aber Bubrich behauptet, daß solche Analogiebildungen viel häufiger bei den Adjektiva, als sonst, vorkommen, dann täuscht er sich ohne Frage, denn er geht vom heutigen Stand der bestimmten und unbestimmten Adjektivformen aus und nicht von deren urslav. Entsprechungen. Demgegenüber waren im Urslavischen, wo sich die bestimmte Form als besondere syntaktische und morphologische Kategorie erst ausgebildet hat, alle Bedingungen vorhanden, um ihre Akzentuationsunterschiede, besser als bei allen übrigen Kategorien zu bewahren. Daher bilden gerade die slav. Adjektiva die sicherste Grundlage zum Studium dieser Akzentveränderungen.

Es gab aber noch einen Grund, der mich dazu veranlaßt hat, die slav. Adjektiva zum Ausgangspunkt dieser Untersuchungen zu wählen. Das ist die Unzweifelhaftigkeit des Ausgangspunktes in der Akzentänderung und die Unzweifelhaftigkeit der Resultate und Bedingungen, unter welchen diese Änderungen vor sich gegangen sind. Wenn wir im Russischen добрó : дóброе, вéсело : весё̆лое, хóлодно : холóдное, бóсо : босóе, im Čakavischen *dobrȍ* : *dȍbrō*, *vȅselo* : *vesȅlō*, *hlȃdno* : *hládnō*, *bȍso* : *bosȍ* usw. haben, dann kann es für mich keinen Zweifel darüber geben, daß hier urslavische akzentuelle Verhältnisse vorliegen, von denen wir gut wissen, wie sie entstanden sind und wie sie sich in diesen beiden Sprachen entwickelt haben. Keine andere Wortkategorie kann uns, auch nur annähernd, so klare und so durchsichtige Bedingungen aufweisen, unter welchen gewiße Akzentveränderungen vor sich gegangen sind. Unter so günstigen Umständen können wir überhaupt wenige urslavische phonetische Erscheinungen verfolgen. Hätte D. Bubrich meine Auslegungen so verstanden, und hätte er sich der Mühe unterzogen, in das Adjektivsystem tiefer einzudringen, das ich dargelegt habe, so wären mir die folgenden Ausführungen erspart geblieben.

Um die alten Akzente von den neuen zu unterscheiden, habe ich die nachfolgende Bezeichnung angewendet:

a) ̏ alter kurzer Akzent, der in bestimmter Adjektivform zu ̀ mit obligatorischem Silbenwechsel geworden ist: *dobrȍ* : *dòbroje, vȅselo* : *vesèloje, bȍso* : *bòsoje*;

b) ̑ alter fallender Akzent, der in der bestimmten Adjektivform zu ̃, d. h. dem neuen, langen, steigenden Akzent geworden ist: **dȏrgo* : *dõrgoje*, **hȏldьno* : *hõldьnoje* usw.;

c) ́ alter steigender Akzent, der in bestimmter Adjektivform zu ˜, d. h. dem neuen, langen, fallenden Akzent wird: **stáro* : *stãroje*, **bogáto* : *bogãtoje*.

Unmittelbar nach der Auslegung dieser Charakteristik sagt Bubrich, daß ̏ dieselbe Akzentstelle wie ̀, ˜ und ́ hat, d. h. daß er auf allen Silben im Wort stehen kann; weiter soll seiner Meinung nach ̑ überall dort zu erwarten sein, wo er durch ̃ nicht ersetzt wurde. Das soll, nach Bubrich, unklar sein.

Unklarheiten gibt es aber gar keine. Zu ̏ wurde gesagt, daß er nur in erster Wortsilbe von ̀ unterschieden werden kann, nachdem ̏ der ersten Silbe auf die Präposition verschoben wird, vgl. skr. *Бȍга* : *дȍ Бога* und ̀ bleibt auf dieser Silbe ohne Verschiebung (vgl. skr. *dò volę̄* = *do vȍlę̄*). Dagegen konnte ̏ in allen anderen Silben, die Anfangssilbe ausgenommen, bleiben; da ̀ auf allen Silben, die erste nicht ausgeschlossen, ohne Übertragung stehen konnte, so habe ich daraus gefolgert, daß ̏ und ̀ in allen Silben, die Anfangssilbe ausgenommen, ähnlich (vielleicht auch identisch) sein konnten. In der ersten Wortsilbe hatten wir m. E. demnach zwei verschiedene kurze Akzente (wahrscheinlich einen fallenden, d. i. ̏, und einen anderen, der vielleicht steigend war, d. i. ̀); in den übrigen Wortsilben hatten wir allem Anschein nach e i n e n kurzen Akzent, der in den beiden Fällen, ob er dem alten ̏ oder ̀ entsprach, möglicherweise steigend war. Wenn nun ̏ auf allen Silben, die erste ausgenommen, ohne Änderung stehen konnte, so folgt daraus, daß er nur in diesen Silben dem ̀ gleich sein konnte; in der ersten Silbe war er aber von ̀ verschieden.

Auch wenn dies alles nicht mit diesen Worten bei mir gesagt wurde, so folgt dies doch aus dem Kontext meines Buches, insbesondere aber aus meinen Ausführungen auf S. 166—167.

Wenn Bubrich sich auf etwaige erleichternde Umstände

bezüglich der unvollständigen Darlegung der Natur des ˵ Akzentes gegenüber dem ` berufen kann, so kann ihm dies in bezug auf ˆ gar nicht zugestanden werden.

Vor allem konnte ˆ im Urslavischen nur auf der ersten Wortsilbe stehen, insofern es nicht dem bekannten Kürzungsgesetz unterlag. Vgl. сûн, сûна in serb. сȉнови, was das alte Quantitätsverhältnis zwischen den Silben gut kennzeichnet.

Daraus geht klar hervor, daß ˆ im Urslavischen nur dort, wo er stehen konnte, d. h. nur in der ersten Silbe, sich verändern und, nachdem hier von den Adjektiven die Rede ist, ˆ zu ʹ werden konnte. Derart wurden die zweisilbigen Wörter (wie *dôrgo* : *dórgoje*) infolge des zur Bildung der bestimmten Form hinzugefügten Pronomens dreisilbig. Ich habe behauptet, daß als zweisilbige Adjektiva auch diejenigen zu gelten haben, die in der Mittelsilbe einen Halbvokal hatten: *hôldьno* wie *dôrgo*. Daraus folgt, daß in dieser Epoche Halbvokale in den offenen Silben bedeutend kürzer waren, als die sonstigen kurzen Vokale (*e* und *o*), denn in den Fällen, wo kurze Vokale *e* und *o* in der Mittelsilbe vorkommen, werden die ihnen vorangehenden langen Silben — gekürzt (vgl. *vìsok* : *visòka, dàlek* : *dalèka* usw. mit *ĭ, ă* im Serbischen). Anderseits zeigt die bestimmte Form **dórgoje* mit ihrem ʹ in der drittletzten Silbe klärlich darauf hin, daß für den neuen Akut (ebenso wie den neuen ˜) das Prinzip des Kürzungsgesetzes der alten Akzente (ˆ und ´) nicht gilt.

Ich glaube, daß nach alledem von einer Unklarheit in meinen Ausführungen über ˆ und seine Änderung zu ʹ keine Rede sein kann.

Um die Sachlage noch klarer darzulegen, werde ich hier hinzufügen, daß es in der urslav. Epoche einen gewissen Parallelismus zwischen ˵ und ˆ gab. Ebenso wie ˆ auf die Präposition oder einen anderen diesem Worte vorangehenden Redeteil übertragen wurde, wurde auch ˵ übertragen (*vȍdu* : *pȍ vodu* usw.). Das heißt, daß ˵ in der ersten Wortsilbe ebenso wie ˆ fallend war, und daß das Urslavische in dieser Phase seiner Entwicklung Silben mit fallendem Ton in den Mittelsilben nicht vertrug. Daher konnte ˆ eben nur auf der ersten Wortsilbe stehen. ˵, der ursprünglich nur ein exspiratorischer, in bezug auf den Ton unbestimmter Iktus war, konnte unter dem Einfluß dieser Charak-

teristik der slav. Intonation, wonach im Wortanfang nur der fallende Akzent möglich war, zu ‶ des fallenden Tons werden. Unter dem Einfluß derselben Intonation konnte er in den übrigen Wortsilben entweder als ein exspiratorischer Akzent bleiben oder sich sogar zu steigendem Akzent entwickeln. So gelangen wir zu jenem zwiespältigen Charakter (dem fallenden in der Anfangssilbe, dem steigenden oder dem musikalisch neutralen, kurzen, exspiratorischen Akzent in den übrigen) unter dem Einflusse der allgemeinen Wortintonation im Urslavischen, die den ^ von den anderen Silben, wo er in den älteren Epochen stehen konnte, auf die erste Silbe übertrug.

Die kleineren Ungenauigkeiten, deren sich Bubrich bei der Besprechung der Eigenart der obigen Akzente schuldig macht, will ich hier nicht berücksichtigen, weil ich dabei einen wesentlichen Teil meines Buches wiederholen müßte; um aber die Art zu illustrieren, die für diesen Teil der Bubrich'schen Abhandlung charakteristisch ist, muß ich einige seiner Fragen und Antworten hier wiedergeben. Er fragt, warum Formen wie *bělò, dobrò, gotòvo* nicht vorausgesetzt werden könnten? Die Frage mutet sehr merkwürdig an. Ich habe doch klar gezeigt, daß ˋ und ‶, die Anfangssilbe ausgenommen, nach ihrer Eigenart, sonst nicht zu unterscheiden sind; ich füge jetzt hinzu, daß sie leicht steigend (vgl. oben) oder nur exspiratorisch stärkere Akzente (vgl. unten) sein konnten, denen (ebenso wie ˋ in der Anfangssilbe) ein verschiedener tonischer Charakter in den einzelnen slav. Sprachen eigen werde konnte. Daß ich *bělȍ* mit ‶, und nicht mit ˋ bezeichnet habe, ist nur darauf zurückzuführen, daß es in meiner Absicht lag zu zeigen, daß hier ein alter kurzer Akzent und nicht ein neuer kurzer Akzent, seiner Herkunft nach, vorliegt, ohne Rücksicht darauf, ob es mir möglich war, festzustellen, daß sie irgendwie tonisch verschieden waren. Die weiteren Untersuchungen werden zeigen können, daß sie möglicherweise auch tonisch verschieden waren; meine Aufgabe war es aber zu zeigen, wie ich sie in bezug auf ihre Herkunft gewertet habe.

D. Bubrich sagt weiter „dasselbe würde auch für den und die übrigen Intonationen in nichterster Silbe gelten, wenn sich

bei Belić nicht Widersprüche in der Behandlung des ˜ fänden (vgl. oben).“

Nun zu den „Widersprüchen“. Soweit ich sehen kann, spricht er darüber in seiner sehr summarischen Übersicht meiner Akzentlehre nur an folgender Stelle: „Den ˜ haben wir dagegen einerseits überall da zu erwarten, wo er nicht durch den ' ersetzt ist, andrerseits steht er jedoch nur auf der ersten Wortsilbe (vgl. hierzu die kategorische Erklärung Akc. st. 165). An die Stellung des ˜ im Wort knüpfen sich somit Unklarheiten.“

Als ich dies las, hatte ich den Eindruck, D. Bubrich habe mein Buch überhaupt nicht gelesen! Soweit ist dies von dem entfernt, was dort von mir vorgetragen wurde! Aber er beruft sich gerade auf meine kategorische Erklärung auf S. 165 meines Buches. Freilich, eine solche kategorische Erklärung ist dort ebensowenig zu finden, wie eine Erklärung in diesem Sinne überhaupt! Dagegen sind auf derselben Seite Beweise dafür zu finden, daß D. Bubrich mein Buch nicht durchstudiert hat, sondern Dinge vermengt, die er einer einzelnen Seite entnimmt, deren Tragweite aber aus dem eingehenden Studium des ganzen Buches richtig festgestellt werden kann.

Auf dieser Seite heißt es, wie folgt: „in allen slav. Sprachen kann ˜ auf allen Silben stehen, während ˜ nur auf der ersten Wortsilbe stehen konnte“. Daraus folgt klar, daß hier vom urslav. ˜ (dem neuen urslav. fallenden Akzent) und vom urslav. ˜ die Rede ist und daß hier gesagt wird, daß ˜ nur auf der ersten Silbe stehen konnte. Demnach konnte er nur auf der ersten Silbe in ' übergehen, weil er sonst auf keiner anderen Silbe stehen konnte. Wo hat Herr Bubrich seine „Unklarheiten“ her? Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht verstehe, wo Herr Bubrich hinaus will, wenn er behauptet, daß man mit Recht ˜ dort erwarten soll, wo er nicht zu ' wird! Denn, waren die Bedingungen für den Übergang von ˜ in ' gegeben, so können wir ihn nur in der ersten Silbe erwarten, da ˜ ja nur auf der ersten Wortsilbe stehen kann!

Zu dieser merkwürdigen Äußerung hat Bubrich offenbar der Umstand verleitet, daß er den darauffolgenden Text auf derselben

Seite meines Buches offenkundig nicht verstanden hat. Dort wird gesagt, daß im Slovenischen ̏ in ̑ übergehend auf die nächste Silbe verlegt wird. Es bleibt uns nämlich nichts anderes übrig als anzunehmen, daß Herr Bubrich unter dem Zeichen ̑, das im Slovenischen für urslav. ̏ steht, urslav. ̑ verstanden hat. Vom Slovenischen wird hier auch gesagt, daß in einigen Fällen urslav. ̀ dort zu ̑ wird, der im Slovenischen ein langer slovenischer fallender Akzent ist.

Einer von den neuen urslav. fallenden Akzenten ist auch der neue Zirkumflex ˜, der in verschiedenen Gestalten in verschiedenen slav. Sprachen vorkommt. Wenn er in einigen slav. Sprachen mit ̑ bezeichnet wird, so folgt daraus nicht, daß er mit dem urslav. ̑ identisch ist, sondern daß mit diesem Zeichen in dem betreffenden Dialekt ein fallender Akzent gewisser Art bezeichnet wird. Wenn wir also im Čakavischen *bogâtī* transkribieren, so zeigt dies, daß hier ein langer fallender Akzent vorliegt, der mit dem alten urslav. ̑ nicht identisch ist, nachdem dieser urslav. Akzent nur auf der ersten Wortsilbe stehen kann. Die Wissenschaft hat die Frage zu beantworten, was für ein fallender Akzent das ist, und ich habe bekanntlich darauf die Antwort gegeben, daß dies urslav. ˜ ist, nachdem er in der bestimmten Adjektivform vorkommt, der gegenüber in der unbestimmten ˊ steht (**bogátъ* : **bogãtyj*, denen im Čakav. *bogȁt* : *bogâtī* entspricht). Damit braucht man vielleicht auch nicht einverstanden zu sein, aber niemand wird, wie D. Bubrich, behaupten dürfen, daß in **bogãtyj* oder einer ähnlichen Form urslav. ̑ und nicht ˜ vorliegt.

Es fällt mir schwer hier auch Einwendungen anderer Art machen zu müssen, weil ich den Eindruck nicht loswerden kann, über Dinge zu schreiben, die jedem klar sind.

Herr Bubrich scheint davon nichts wissen zu wollen, daß jede Epoche der Sprachentwicklung eigene Akzentuation hat, die oft die Fortsetzung der alten, oft aber auch neue Akzentuation darstellt, die sich in dieser Epoche entwickelt hat. Dasjenige was für die Lautgesetze gilt, hat demnach auch für die Akzente zu gelten. Diesem urslav. fallenden Akzent, den ich mit ̑ bezeichne und der auf dem Wortanfang stand, sind andere Merkmale eigen als

dem , der von einem Akut herstammt; das ist, hoffe ich, in meinem Buch erwiesen (s. darüber noch unten). Dadurch wird aber die Serie der langen Akzente in verschiedenen slav. Sprachen gewiß nicht erschöpft. In vielen von ihnen kann der lange fallende oder steigende Akzent durch Kontraktion entstehen (sei es älterer, sei es jüngerer; für die ältere Kontraktion vgl. čak. dial. *kopâš* ∻ *kopȁeš* oder čak. *sȅjat* > *sèt* usw., oder z. B. den čak. neuen Akut: *od gospojȁ*: *gospá*, *stojȁt*: *stát* usw.) und niemandem wird es einfallen in den so gewonnenen Akzenten den urslav. ˆ oder den urslav. ˊ zu erkennen; ebenso kann urslav. ̏ in ˆ verlängert werden (vgl. čak. *bôg* : *bȍga*) usw. Die so entstandenen Akzente können im Laufe der Zeit mit den alten Akzenten ähnlicher Art physiologisch-phonetisch zusammenfallen, müssen es aber nicht. Aber auch dann, wenn der Ausgleich stattgefunden hat, müssen sie in ihrem Ursprung auseinander gehalten werden.

II.

Nun zum Kern der Bubrich'schen Ausführungen. D. Bubrich ist bestrebt nachzuweisen, daß die Annahme eines ˜ im Urslav. nicht genug erhärtet ist. In dieser Auseinandersetzung werde ich die natürliche Reihenfolge einhalten: ich werde seine Gründe anführen, die ihn veranlassen, das Vorhandensein dieses Akzentes bei den Adjektiven, sodann bei den anderen Kategorien zu bestreiten.

Meine Materialien sind bekannt. Da D. Bubrich sie unübersichtlich dargestellt hat, muß ich sie neuerlich anführen.

Im štok. Dialekt haben wir stets: *stȁro* : *stârō*, *mȁlo* : *mâlo*, *rȁno* : *rânō*; im čak. Dialekt entweder *stȁro* : *stârō* usw. in einigen Beispielen wie im Štokavischen oder aber in einigen Mundarten, für die ein archaisches Akzentuationssystem charakteristisch ist, nicht nur in diesen einzelnen Fällen, sondern stets: *mȉlo* : *mĩlō*, *dȕgo* : *dũgō*, *tȉho* : *tĩho* usw.; und selbst dann, wenn die Adjektiva dreisilbig sind: *bogȁto* : *bogãtō*, *lastȉvo* : *lastĩvō* usw. Es ist demnach offensichtlich, daß wir in diesem Falle ˊ : ˜ haben, nachdem in allen diesen Fällen in den unbestimmten Formen der alte lange steigende Akzent vorkommt, der im Serbokroatischen stets zu ̏ gekürzt wird.

Wie versucht nun D. Bubrich das zu entkräften? Hinsichtlich des Štokavischen meint er: „Eine wichtige Erscheinung ist dabei nicht in genügendem Maße berücksichtigt worden. In keinem der štok. Dialekte, die den alten štok. Akzent beibehalten haben, finden wir den Typus *stȁro : stārō*, dafür weist aber einer von ihnen, der slav. Dialekt von Brlić den Typus *stȁro : stárō* auf. Vgl. Akc. st. 22“. Ferner: „Folglich muß der štok. ˆ nicht mit dem čak. beweglichen ˆ, sondern mit dem čak. ´ zusammengestellt werden. Es wird dann möglich štok. *stȁro : stáro* > *stȁro : stârō* auf Grund des ursprünglichen *stȁrō* > *stȁro : stàrō* zu erklären, das auf ein urslav. *stáro : stároje* zurückgeht“. Unglaublich, wie auf einem so engen Raum eine solche Fülle von Ungenauigkeiten zusammengebracht werden konnte! Und dennoch ist es so!

1. Es ist vor allem nicht richtig, daß jenen štok. Dialekten, die die alte štok. Akzentuation beibehalten haben, das Verhältnis *stȁro : stāro* unbekannt ist. Das ist auf der S. 22 meines Buches auch nicht behauptet worden. Demgegenüber ist es richtig, daß alle štok. Mundarten, wie auch die meisten čak., diesen Typus in einer beschränkten Anzahl von Fällen beibehalten haben. In diesen Beispielen stimmen čak. und štok. Dialekte völlig überein und, wie ich (S. 19—27) gezeigt habe, hat sich im Čak. eine größere Anzahl von Beispielen erhalten als im Štok.; dasjenige aber was bei den Štokaven und Čakaven erhalten blieb, ist immer gleich: *stȁro : stârō*, *mȁlo : mâlō* und zwar bei allen Štokaven und allen Čakaven. Ich habe mich aber bemüht zu zeigen, daß in einem Teile čak. Mundarten (im nordöstl. Istrien) in allen Beispielen, wo für dieses System notwendige Bedingungen vorhanden sind, dasselbe vollkommen erhalten geblieben ist: nicht nur *stȁro : stârō, mȁlo : mālō* u. ä., sondern auch *mȉlo : mīlō, zdrȁvo : zdrâvō, slȁbo : slābō* usw., ja auch in den dreisilbigen Wörtern: *bogȁto : bogātō* usw. Wie kann man nun auf Grund dieses absolut sicheren Materials behaupten, daß dem štok. ˆ čak. ´ entspricht?! Dann müßte doch angenommen werden, daß čak. ´ im Čak. zu ˆ wird, was aber niemals der Fall ist, nachdem im Čak. in allen übrigen Fällen getreu bewahrt ist: *grája, mlátīš, mládī* u. ähnl.

Wenn nun im Štok. in der bestimmten Form meistens ̏ vor-

kommt, und ebenso in den meisten čak. Mundarten, so ist das ganz natürlich. Der Unterschied zwischen *zdrȁvo* : *zdrâvō* war viel zu groß (in einem Fall — die Länge, in den anderen — die Kürze), so daß eine Nivellierung in der einen oder anderen Richtung hat eintreten müssen. Es gibt Fälle, wo beide Adjektivformen die Möglichkeit gegeben haben, auf ihrer Grundlage ein vollkommenes System durchzuführen, vgl. *prȁvī* und *prâvī* im Štok., indem den beiden Formen verschiedene Bedeutungen eigen wurden (*prȁvī* hat die reale Bedeutung ‚rectus' und *prâvī* die abstrakte ‚verus'). Dies alles hindert aber nicht die Einsicht in die vollkommene Gleichheit der čak. und štok. Formen.

Ich will nicht in die Beurteilung der Bubrich'schen Annahme eingehen, wonach urslav. **stárō* im čak. **stárô* hätte ergeben können, das übrigens dort überhaupt nicht vorkommt; ich will nur vorübergehend erwähnen, das **stárō* im Čak. und im Štok. nur **stȁrō* ergeben hätte; dem gegenüber haben wir dort *stârō*.

2. Bei Brlić vorkommende oder posavische Formen des Typus *stárī* haben offenbar Bubrich dazu verleitet, auf diesem Material allein seine Theorie aufzubauen.

Was stellen aber diese posavischen Formen wie *stárī, právī* dar? Auf Grund von Ivšić's sehr ausführlichen Untersuchungen über diese Mundarten (deren Akzentuationsverhältnisse ich bei anderer Gelegenheit eingehend darstellen werde), haben wir nur: *málī, právī, ránī* und *stárī* (Stj. Ivšić, Rad CXCVIII 50).

Wie man daraus ersieht, hat diese Mundart ebenso jene Reste dieses Akzenttypus bewahrt, die im Štok. sowie in dem größeren Teil der čak. Mundarten erhalten blieben, nur mit dem Unterschied, daß hier ´ vorkommt. Demnach können wir folgendes feststellen:

1. Alle štok. Mundarten: *stȁro* : *stârō*, *rȁno* : *rânō*, *prȁvo* : *prâvī*, *mȁlo* : *mâlī*.

2. Alle čak. Mundarten, die nordostistrianischen nicht ausgenommen: *stȁro* : *stârī*, *prâvī*, *mâlī* (adv. *mȁlo*). Vgl. meine Замѣтки по чакавскимъ говорамъ S. 50.

3. Čak. Mundarten Nordost-Istriens: neben *stȁro* : *stârō*, *prȁvo* : *prâvo*, *mȁlo* : *mâlo* auch: *dȕgo* : *dûgo*, *mȉlo* : *mîlō*, *pȕno* : *pûno*, *sȉto* : *sîtō*, *tȉho* : *tîho*, *zdrȁvo* : *zdrâvō*, *slȁbo* : *slâbō*, *zrȅlo* : *zrêlo*.

4. Und schließlich hat die posav. Mundart, die gewiß zum Štok. gehört, nur: *stárī, ránī, právī, málī.*

Es wird wohl jedem einleuchten, daß die Übereinstimmung des štok. *stârī* und čak. *stârī* nicht zufällig sein kann, sondern daß sie von erstklassiger Bedeutung ist und daß sie schon allein zeigen könnte, daß *stârī* als Charakterzug der serbokroatischen Akzentuation angenommen werden muß. Zu beantworten wäre noch die Frage, wie posav. *stárī* zu deuten ist.

Kann etwa angenommen werden, daß *stárī* die älteste Phase darstellt, woraus im Štok. und im Čak. ˆ geworden wäre? Wenn im Čak. hier nicht ständig ˆ vorkäme, so könnte die Frage zumindesten gestellt werden, ob štok. ˆ den alten čak. ´ vertritt, nachdem bekanntlich an Stelle des čak. ´ das Štok., ausgenommen die posav. Mundart, einen ˆ hat. Dies ist aber nicht möglich, weil das Čak. in *stârī* nur ˆ hat, aber in allen anderen Fällen, wo die posav. Mundart ´ hat, dieser auch im Čak. vorkommt. Vgl. diese Kategorien:

Čakavisch	Posavische Ma.[1])	Štokavisch
stráža	*stráža*	*strâža*
pítā	*pítā*	*pîtā*
mlátī	*mlátī*	*mlâtī*
véže	*véžẽ*	*vêžē*
drágī	*drágī*	*drâgī*
vlás (*dán*)	*vlás*	*vlâs* (in den arch. Mundarten)
dúš	*dúš*	*dûš* „ „ „ „
žén	*žén*	*žên* „ „ „ „
král̦	*král̦*	*krâl̦*
trésāl	*trésāl*	*trèsao*
pekú	*pekú* 3 Pl.	*pekû* „ „ „ „
vodé	*vodé* Gen. Sg.	*vodê* „ „ „ „
usw.		

Man ersieht daraus, daß die posav. Mundart mit dem čak. in dem langen steigenden Akzent vollkommen übereinstimmt, mit Ausnahme eines Falles:

stárī posav. : *stârī* čak.

1) Beispiele der posav. Mundart wird der Leser in Ivšić's (theoretisch verfehlter) Abhandlung, betitelt: Prilog za slovenski akcenat (Rad. CLXXXVII 133—207) finden. Für das Čak. vgl. meine Замѣтки.

Dies gibt uns den Anlaß zu erörtern, wie die posav. Mundart mit dem Čak. sich in Betreff des ̑ verhält, obwohl auch das bisher Vorgebrachte genügen würde, um klar zu zeigen, daß es unmöglich ist anzunehmen, čak. ̑ in *stârī* gehe auf ́ der posav. Mundart zurück.

Čakavisch	Posavische M.	Čakavisch	Posavische M.
vlâs N. S.	*vlâs*	*sît* G. Pl.	*sît*
zlâto	*zlâto*	*besîd* G. Pl.	*besîd*
drâg	*drâg*	*korît* G. Pl.	*korît*
krâv G. Pl.	*krâv*	*jezîk* G. Pl.	*jezîk*

Wie man sieht, stimmt das Cak. und die posavische Mundart in der Verwendung des ̑ in den obigen Kategorien so überein, daß es unmöglich ist anzunehmen, dem čak. *stârī* entpreche in der posav. Mundart irgend etwas anderes als **stârī*. Doch haben wir da *stárī*.

Es ist klar, daß hier eine spezielle Abweichung der posav. Mundart vorliegt, die nicht nur leicht erklärlich ist, sondern uns gerade dazu bringt, in dieser Mundart das Vorhandensein einer älteren Form *stârī* anzunehmen.

Man muß im Auge behalten, daß seit der Epoche, in der im Serbokroatischen urslav. ́ zu ̏ gekürzt wurde, der Unterschied der bestimmten und unbestimmten Form dieses Adjektivtypus sehr groß war: *stȁro* (= **stáro*) und *stârō* (= **stãro*). Dies mußte selbstredend zu Ausgleichungen führen. Hierbei waren drei Möglichkeiten vorhanden: die einfachste war, daß der gekürzte Vokal der unbestimmten Form in der bestimmten verallgemeinert wird und so haben wir in den meisten štok. und čak. Mundarten: *mȉo* : *mȉlī, dȕg* : *dȕgī, zdrȁv* : *zdrȁvī* usw. Die andere Möglichkeit war, daß der lange Vokal auch auf unbestimmte Formen hinübergreift. Es gibt auch solche Beispiele, z. B. in den čak. Mundarten, aber doch wenige: in prädikativer Verwendung hörte ich *mâlo* nach der bestimmten Adjektivform *mâlī, prâvi* in der Mehrzahl gegenüber der bestimmten Form *prâvī* usw. (vgl. meine Замѣтки S. 53). Schließlich, die dritte Möglichkeit, die in der posav. Mundart durchgeführt wurde: das bestimmte Adjektiv *stârī* stimmte in einzelnen Fällen mit dem unbestimmten des Typus *mlâd, drâg*, z. B. im Gen. Dat. Sing. (Masc.

u. Neutr.) auf *-a, u* neben denen Formen auf *-oga, -omu* verwendet wurden (vgl. die Feststellung Prof. T. Maretić's, wonach bei slavonischen d. h. posavischen Schriftstellern das Sprachgefühl für die Unterscheidung der bestimmten und unbestimmten Adjektivformen „ausgemerzt“ war und die Verwendung der bestimmten an Stelle der unbestimmten und umgekehrt konstatiert wird, s. seine Abhandlung Jezik slavonskijeh pisaca Rad CLXXX, insbesondere S. 214). Wie also im Sprachgefühl der Unterschied der Adjektivarten abhanden gekommen war, so konnte *stârīh, stârīm* usw. ebenso aufgefaßt werden, wie *mlȁdīh, mlȁdīm,* die eigentlich unbestimmte Formen waren und denen gegenüber die bestimmten Formen *mládīh, mládīm* bestanden haben. Unter dem Einfluß dieser Übereinstimmungen, konnten bei einigen Adjektiven, die noch ̑ in der bestimmten Form beibehalten hatten (**rânī, *stârī, *mâlī, *prâvī* s. oben) analogisch nach den zahlreichen Formen des Typus *mládī* sich auch Formen wie *stárī, ránī, málī, právī* herausbilden, die auf diese Art besser im Sprachgefühle als bestimmte Formen empfunden werden konnten, vgl. im Posav. *drágī, gládnī, gústī, skúpī, mládī, svétī* u. a. m.

So muß in posav. Mundart *stârī* als Berührungspunkt mit dem unbestimmten Adjektiv *mlȁd* in einigen Fällen vorausgesetzt werden, was die Übertragung der akzentuellen Merkmale des bestimmten Typus *mládī* auf den bestimmten *stárī* ermöglichte. Mit anderen Worten, die isolierten Formen *stârī, rânī, mâlī, prâvī* in der posav. Mundart haben sich nach den zahlreichen Formen des Typus *mládī, svétī* usw. gerichtet.

Ich sagte, daß das Verhältnis *stȁro* : *stârō* ungewöhnlich ist; aber *stârī* konnte sich halten in den štok. Mundarten (mit Ausschluß der posav.) wegen des Umstandes, daß in den štok. Mundarten (die posav. ausgenommen) alter ˊ zu ̑ (wie aus obigen Beispielen ersichtlich) geworden war, so daß eine große Kategorie von Adjektiven des Typus *mlȁd* : *mládī, svȇt* : *svétī* (mit ˊ der dem čak. Akut entspricht) — *mlâdī, svêtī* ergeben hat; so konnte auch

1) Ich bedauere, daß ich mich hier nicht auf meine Studie über posav. Mundart und posav. Akzent berufen kann, aus der hervorgehen wird, warum ich trotz ihrer auffallenden akzentuellen Übereinstimmungen mit den čakavischen dieselbe altštokavisch nenne.

stârī, prâvī usw. als bestimmte Form des Adjektivums in vielen štok. Mundarten erhalten bleiben; wie dieser Unterschied in einem Teil der čak. Mundarten verwischt wurde, haben wir oben gesehen. Demgegenüber haben die čak. Mundarten Nordost-Istriens, die diesen Unterschied außerordentlich gut bewahren, nicht nur das Verhältnis *stȁro* : *stârō* beibehalten und jede der beiden Formen an eine bestimmte syntaktische Bedeutung gebunden, sondern sie haben dieses Verhältnis produktiv weiterentwickelt, indem sie ihm auch bei Adjektiven mit kurzem Vokal in bestimmter Form, wie *staklênī, visôkī* usw. zum Durchbruch verhalfen.

Nach alledem glaube ich, daß das Verhältnis:

stȁro : *stârō* = **stáro* : **stãrō*

für die serbokroat. Sprache unzweifelhaft festgestellt ist und daß dies unbedingt beim Studium der slav. Akzentuation berücksichtigt werden muß. Eine andere Frage ist, ob meine Auffassung von der Entstehung dieser Formen angenommen wird oder nicht. Hauptsache ist, daß das Verhältnis ´ : ˜ im Serbokroatischen jedem Zweifel entrückt ist.

III.

Ich werde nun nicht alle Punkte Bubrich's ungewöhnlicher Argumentation bekämpfen, denn ich wäre sonst genötigt, jeder einzelnen Behauptung einige Seiten zu widmen. Doch will ich meine Annahme des Verhältnisses von ´ : ˜ bei den Adjektiven im Urslavischen weiter verfolgen.

Von dem Standpunkt ausgehend, daß die Grundlage der slav. Akzentuation vor allem das Material jener slav. Sprachen abgibt, die bis zum heutigen Tag die slav. Akzente nach der Quantität und der Qualität unterscheiden, glaube ich, daß, wenn in diesen Sprachen (das sind vor allem die slov. und serbokroat.) etwas unzweifelhaft erhärtet ist, was den anderen slav. Sprachen abgeht, so dürfte es genügen, um annehmen zu können, daß es sich hier um urslav. Vorgänge handelt, insofern andere urslav. akzentuelle oder quantitative Verhältnisse dem nicht widersprechen. Wenn aber die Ergebnisse der akzentuellen Erforschung des Serbokroat. und Slov. vom Russ. und z. T. vom Čech. noch bestätigt werden, so müssen sie ohne weiteres als urslav. gelten.

Nachdem ich gezeigt habe, daß das čak. und štok. Material mit fast absoluter Sicherheit auf die Formel **stáro* : **stăroje* zurückgeführt werden kann, habe ich ebenso hierfür slovenisches Material angeführt, das sich mit dem čak. und štok. vollständig deckt. Das Slov. bestätigt die vorher gewonnenen Ergebnisse eben dadurch, daß es die kurzen und die gekürzten Akzente verlängert *stȁr*, *stȁra*, *stȁro* ergibt hier: *stàr*, *stára*, *stáro*, so daß hier *stârī*, *stâra*, *stâro* (= **stărī* usw.) sich viel leichter erhalten konnte, nachdem das Verhältnis verschiedener langer Akzente in unbestimmter und bestimmter Form viel natürlicher ist als das Verhältnis ̏ · ̂ im Serbokroatischen. Daraus folgt nicht nur, daß dieser slovenische Akzenttypus vollkommen erhalten blieb, sondern daß er auch produktiv wurde. Wo hier die Möglichkeit des ´ in unbestimmter Form gegeben war, wurde ̂ in der bestimmten gebildet. So stellt das Slovenische in allgemeinen Zügen das fortgesetzte Abbild jener Verhältnisse, die im Urslavischen gegolten haben, dar, ebenso wie das Verhältnis *mlȁd* : *mládī* seine volle Fortsetzung bis auf den heutigen Tag sowohl in čak. und posav. štok. Mundarten, als im Slovenischen hat.

Allerdings haben im Slovenischen auch die ursprünglichen kurzen Vokale bei ihrer Verschiebung oder in offener Silbe — lange Vokale ergeben, so daß hierdurch die Anzahl der slov. Belege für das Verhältnis ´ : ̂ vielfach vergrößert wurde (z. B. *gòl*, *góla*, *gólo* : *gǫ̂li*, *gǫ̂la*, *gǫ̂lo* u. ä., mit offenem *ǫ* in unbestimmter Form, was davon zeugt, daß der Akzent einmal auf der letzten Silbe ruhte und mit geschlossenem *ọ* in bestimmter Form, was auf die Akzentstelle auf dieser Silbe hinweist, also *golȍ*, *golȁ*, *golȍ* : *gòlī* usw.); dies hindert uns aber nicht daran in *stàr* : *stâri* — das ganz alte Verhältnis: **stárъ* : **stăryjь* zu sehen.

Herr Bubrich meint, die Beweiskraft des slov. Materials auf folgende Weise entkräften zu können: „Im Slovenischen steht derselbe ̂, um den es sich in den oben angeführten Beispielen handelt, in einer großen Anzahl anderer Fälle, für die Belić wohl kaum einen urslav. ˜ annehmen würde. Hierher würden z. B. die Partizipien im N. Sg. fem. wie *hvalîla*, *pitâla* und die Loc. Sg. wie ***brâtu***, ***kožûhu*** gehören."

Herr Bubrich irrt aber, wenn er glaubt, daß das Vorhanden-

sein von unklaren Fällen im Slovenischen, die durchweg in dem Einzelleben dieser Sprache entstanden sind, uns nötigt, auch das, was im Slovenischen klar ist, als unklar oder problematisch hinzustellen.

Das Serbokroatische und das Slovenische ergeben also dieses Schema: **stáro : *stãroje.*

Ich habe aus dem Slovinzischen (Kašubischen) die Formen *stå̑u̯ri* (kaš. *stô̆ri*), *må̑ulī* gegenüber slovinz. *mālø* angeführt und angenommen, daß wir im ersten Fall altes **málo*, und im zweiten *mãlō* haben, weil beide alten langen Akzente in der lech. Gruppe (´ und ˆ) stets gekürzt werden, und schon vorher hatte ich gezeigt, daß in diesem Dialekt ebenso wie im Čech. ˜ als Länge erhalten bleibt. Wenn nun **skǫ̃po* : **skǫ̃poje* in der lech. Gruppe **skǫ̆po* : *skǫ́poje* ergeben konnte, warum soll dann nicht auch in **stăro* : **stároje* ein **stáro* erkannt werden, worüber niemand zweifeln kann und dessen Vorhandensein nur außerhalb der lech. Gruppe (hauptsächlich aus den südslav. Sprachen) erwiesen werden kann und ein **stãroje*, dessen Vorhandensein wiederum auf Grund des Südslav. zur Genüge erhärtet ist?

Herr Bubrich hat wohl etwas darüber angedeutet, doch wird schwerlich jemand es verstehen können. Darum führe ich nur sein Endergebnis an, daß die kašub. Formen auf *stáro* : *stároje* zurückgeführt werden sollten. Mir ist es aber klar, daß die heutigen kašub. Formen auf diese Weise nie entstanden wären, sondern daß, wenn Bubrich's Hypothese möglich wäre, in diesem Fall auch in der bestimmten Form kurzer Vokal (aus altem ´) zu erwarten wäre; doch kommt dieser nicht vor.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie sich dazu das Čechische verhält.

Im Čech. haben wir *stár* : *starý*. Es war durchaus naheliegend anzunehmen, daß **stãrý* dasselbe Resultat ergeben hat, als ob auf der ersten Silbe ˆ stünde, d. i. daß nach seiner phonetisch-physiologischen Eigenart im Laufe der čech. Sprachentwicklung ˜ mit ˆ mindestens in dem Maße ausgeglichen wurde, so daß die beiden Akzente gekürzt werden mußten. Daß ich bei dieser Annahme auf dem richtigen Wege war, zeigen andere čech. Wörter,

in denen ohne Zweifel ˜ vorhanden war und ebenso gekürzt wurde. So haben wir im Gen. Plur. der Substantiva *rána, kráva* u. ä. im Čech. *ran, krav* u. ä. mit der Kürze, wogegen im Čak. gegenüber *rȁna, krȁva* u. ä. *rân, krâv* u. ä. vorkommt, wo wir ohne Rücksicht auf den Ursprung von ˜ berechtigt sind urslav. ˜ anzusetzen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es auch andere Möglichkeiten gibt, diesen Fall im Čech. zu erklären; aber nach allen Eigenarten des čech. Akzentes ist für mich klar, daß alte steigende Akzente (also ´ und ˷) sich im Čech. als Längen erhalten haben, d. i. daß ihre Entwicklungsgeschichte parallel verläuft, wie es ebenso mit beiden fallenden Akzenten der Fall ist (vgl. *kráva, rána, pátý, létý, skoupý* usw., *hrad* u. ä. vgl. čak. *grȃd*; *starý* : čak. *stȃrī*). Da es im Čech. entsprechende Formen gibt, in denen ˜ gekürzt, und altes ´ als Länge bleibt und weiter solche, wo ˆ gekürzt und ˷ als Länge bleibt, so ist dies für mich ein eklatanter Beweis dafür, daß im Čech. gegenüber dem alten steigenden Akzent in gewissen Formen der neue fallende vorkommen mußte und daß gegenüber dem alten fallenden Akzent der neue urslavische Akut vorhanden war, denn nur so kann die Gesamtheit der akzentuellen Verhältnisse des Čech. verstanden werden.

Alle diese Erwägungen geben uns das Recht, aus dem Material, das in den slav. Adjektiven vorliegt, folgende Schlüsse zu ziehen:

1. Serbokroatisch und Slovenisch, oder mit einem Worte, die südslav. Sprachgruppe, die uns die Möglichkeit gibt, ganz genau die Spuren des urslav. ´ und urslav. ˆ (den ersten in der Form ̏, im Slov. in gewissen Stellungen verlängert) zu verfolgen, gibt uns auch die Möglichkeit den Unterschied von vorslav. ˜ und ˷ zu finden; im Falle, wo urslav. ˜ vorhanden war, haben wir unbeweglichen ˆ auf allen Silben (insofern keine Analogiewirkungen störend gewirkt), und im Falle wo urslav. ˷ vorlag, haben wir čak. ´, der als solcher in allen čak. Mundarten und von den štok. in der Mundart der Posavina erhalten blieb, und in allen anderen štok. Mundarten zu unbeweglichem ˆ wurde, der auf allen Silben vorkommen kann. Im Slov. haben wir für ˜ unbeweglichen ˆ, und statt ˷ den unbeweglichen Akut. So bieten uns die südslav. Mund-

arten, mit allen Einschränkungen, die in solchen Fällen denkbar sind, die Kriterien nicht nur für die Bestimmung der Quantität, sondern auch der Qualität sowohl der alten, als auch der neuen, durch die Metatonie entstandenen Akzente. Sie stellen ein erstklassiges Material dar, dessen Wert von den hervorragenden Akzentforschern auch nie bestritten worden ist.

2. Die zweite Stelle nimmt die čech. Gruppe ein, weil sie durch die Kürzung des alten fallenden und des neuen fallenden urslav. Akzentes und durch die Erhaltung als Länge der beiden steigenden Akzente den Unterschied der akzentuellen Qualität zeigt. Sie kann nur nicht davon zeugen, ob ̂ oder ̃, ́ oder ̃ in jedem einzelnen Falle vorlag; dies kann aber, wie oben gezeigt, auf Grund anderer Kriterien doch ermittelt werden.

3. Die lech. Gruppe unterscheidet, wie wir gezeigt haben, nicht die akzentuelle Qualität; sie ist aber insbesondere in ihrem kašub. und pommer. Zweig deshalb wichtig, weil sie durch die Kürze oder Länge der Silben urslav. ́ und ̂, die stets gekürzt werden, von urslav. neuen ̃ und ̃, die als betonte Längen bleiben, unterscheidet, insofern sie nicht durch Analogien oder andere Prozesse, wie Dehnungen, gestört sind[1]). Mag nun diese Gruppe die Möglichkeit geben, alte urslav. Akzente von den neuen urslav. zu sondern, die auf der Metatonie beruhen, so gibt sie uns doch keine Möglichkeit, innerhalb der alten oder neuen metatonischen Akzente fallende von den steigenden zu unterscheiden.

Herr Bubrich geht von diesen Mundarten aus, die beinahe

---

1) Tadeusz Lehr-Spławiński trägt in seiner Abhandlung De la stabilisation de l'accent dans les langues slaves de l'ouest (Revue des Études Slaves III 173—192) die richtige Idee vor, daß die neuen langen urslav. Akzente, die auf der vorletzten Silbe waren, und in lech. Gruppe als betonte Längen blieben, zur Stabilisierung des Akzentes auf der vorletzten Silbe geführt haben. Es befremdet mich, daß er nicht für nötig hielt zu erwähnen, daß dieser Gedanke in meinen Акценатске студиje (vgl. S. 97, 98, 164 u. a.) vertreten wird, wie dies z. B. Prof. Kul'bakin (JФ. II 98) richtig hervorgehoben hat, da ich diese meine Idee wiederholt vertreten habe (vgl. neben den obigen Stellen auch meine Ausführungen in Mém. Soc. lingu. XXI 155). So wird man irrtümlich annehmen können, daß diese Idee von Lehr-Spławiński herrührt, obwohl es außer Zweifel steht, daß er die Idee, die ich zuerst vertreten habe, in der erwähnten Studie nur ausführlicher behandelt hat.

alle Unterschiede der urslav. Akzente eingebüßt haben. Da das Material der andern slav. Sprachen, welche diese Unterschiede gut erhalten haben, Herrn Bubrich wenig stört, so konnte er, ganz ungestört, allerhand willkürliche Kombinationen aufstellen, auf welche ich hier nicht weiter eingehen will. Da er glaubt, daß es nicht notwendig ist, die alten urslav. Akzente von den metatonischen zu unterscheiden, zerstört er auch die wenigen sicheren Resultate, die man von der lech. Gruppe ausgehend gewinnen konnte.

IV.

Ebenso wie die westslav. Sprachen durch die Quantität der alten akzentuierten Silben für die Rekonstruktion der urslav. Akzentuation sehr nützlich sein können, ebenso wie die südslav. Gruppe durch ihre akzentuelle Eigenart die Möglichkeit bietet, qualitativ die urslav. Akzente, alte und metatonierte, zu unterscheiden, so kann das Russische durch die Lage des Akzentes, im Verein mit dem Südslav., die Möglichkeit geben, die Eigenart der kurzen urslav. Akzente zu ermitteln. Allerdings auch das полногласie (vgl. хóлодно : холóдный u. ä.) gibt uns die Möglichkeit den Unterschied zwischen den alten langen Akzenten festzustellen, doch ist die Bedeutung des Russischen in dieser Frage — „zweitklassig“. Diesbezüglich kann es kaum mit dem Südslav. verglichen werden, wenn auch das Russische hierin eine sehr nützliche Bestätigung dessen, was im Südslav. vorhanden ist (хóлодно : холóдный, вóлосъ : волóсъ usw.), in einigen Fällen abgeben kann und in anderen nicht dem widerspricht, was durch das Südslav. erschlossen werden kann (стáрый, дóлгiй u. ä. kann **stãryj* sein, daß es aber dies ist, — dies kann man aus dem Russischen doch nicht erschließen).

Dafür ist aber das Russische unersätzlich in der Frage der kurzen Akzente, da für diese die Akzentstelle eben das wichtigste ist, und das Russische hat ja gerade die Akzentstelle bewahrt. Es ist daher durchaus natürlich, daß im Russischen jene Seite des urslav. Akzentes erhalten blieb, die am meisten der Tendenz der Erhaltung der Akzentstelle im Russischen entsprach, und zwar dort, wo die Akzentstelle das wichtigste ist, und dies ist der Fall bei den kurzen Silben.

So haben wir

bȍso : **bosòje* = бóсо : босóе;

dobrȍ : *dòbroje* = добрó : дóброе;

vȅselo : *vesèloje* = вéсело : весе̏лое;

dalekȍ : *dalèkoje* = далекó : дале̏кое.

Da in diesen Fällen das südslav. Material übereinstimmt und das westslav. nicht widerspricht, kommen wir zu einem sehr interessanten Schema der akzentuellen Verhältnisse, nach dem kurze Akzente nicht in andere Akzente auf denselben Silben metatoniert werden, sondern die Stelle ändern, indem sie, vielleicht, an den neuen Stellen, neue Arten kurzer Vokale abgeben. So kann jede Gruppe der slav. Sprachen für die Rekonstruktion des slav. Akzentes in jener Richtung herangezogen werden, in der ihre Akzente erhalten sind, so daß eine jede von ihnen das für die Rekonstruktion abgibt, was sie eben geben kann. Zu dem, was jede von ihnen in dieser Richtung gibt, muß das ganze übrige Material der anderen slav. Sprachen hinzugefügt werden; und erst wenn dies alles zusammen ein vollständiges Bild abgibt, kann von einem feststehenden System geredet werden. Denn es würde jeder Methode widerstreben, wenn jemand jeder slav. Einzelsprache Bestätigungen für die Gesamtheit des urslav. Akzentsystems abpressen wollte.

V.

Neben diesen methodologischen Gründen kann die Wahrscheinlichkeit eines Systemes auch dadurch erhärtet werden, daß die inneren Verhältnisse zwischen den Akzenten und ihren Änderungen in verschiedenen Gruppen unter gleichen Bedingungen sich entsprechen, so daß man annehmen kann, daß es sich hier um reelle phonetische Prozesse handelt. Ich glaube, daß dies dem System innewohnt, das ich gegeben habe. Seine Hauptpunkte sind die folgenden:

svę̑to : *svę̀toje* = ˆ : ʼ

stáro : *stãroje* = ˊ : ˜

bȍso : *bosòje* = ˵ ˘ : ˘ ˋ

vȅselo : *vesèloje* = ˵ ˘ ˘ : ˘ ˋ ˘

dobrȍ : *dòbroje* = ˵ : ˋ ˘ ˊ

Es ist nicht schwer, die Überzeugung zu gewinnen, daß hier ein vollständiges System vorliegt. Um dies ganz klar zu erfassen, kann eine Vereinfachung vorgenommen werden, indem man für ˆ — ˘̏ ˘, für ˊ — ˊ ˘̏, für ʼ — ˘ ˘̀ und für ˜ — ˘̀ ˘ einsetzt, was wegen des allgemeinen (fallenden oder steigenden) Charakters dieser Akzente gerechtfertigt ist. Dadurch gelangen wir zu folgendem Schema:

1. ˆ : ʼ — ˘̏ ˘ : ˘ ˘̀
2. ˊ : ˜ — ˘ ˘̏ : ˘̀ ˘
3. ˘̏ ˋ : ˘ ˘̀
4. ˘ ˘̏ : ˘̀ ˘

Wie aus dem so gewonnenen Schema ersichtlich, liegt der Unterschied zwischen den neuen metatonierten und den alten urslav. Akzenten darin, daß der musikalische Charakter der alten Akzente geändert wird, indem aus alten fallenden — neuer steigender und aus alten steigenden — neuer fallender entsteht. Bei den kurzen Akzenten gelangen wir zu demselben Verhältnis, wenn zwei kurze benachbarte Silben als Einheit aufgefaßt werden, weil der Akzent der ersten Silbe auf die nächste verschoben wird, so daß demnach der 3. Typus dem 1en und der 4. dem 2en entspricht.

Von dieser Seite kann demnach nichts gegen das vorgebrachte System eingewendet werden. Ich bemerke, daß ich selbst auf die Regelmäßigkeit der Entsprechung seiner Teile erst nachträglich gekommen bin, nachdem ich analytisch alle Akzente und ihre Rolle in den einzelnen slav. Sprachen untersucht hatte.

Man könnte dieses System und seine Entstehung auch weiter verfolgen in der Richtung, die ich wiederholt angedeutet habe (vgl. z. B. MSL. XXI 164). Vor allem zeigen alle slav. Sprachen, daß alle neuen Akzente ʼ ˜ und ˋ stärker, intensiver als die alten sind und auch besser als die alten erhalten bleiben. Weil nun diese Akzente gewöhnlich auf der vorletzten Wortsilbe stehen, ʼ und ˜ immer und ˋ meistens, habe ich daraus gefolgert, daß diese neuen urslavischen Akzente, die ihre Stelle bewahren, während die alten Akzente ihrer Unbeweglichkeit in den westslavischen Sprachen verlustig wurden, zur Festsetzung des Akzentes auf der

vorletzten Silbe im Polnischen geführt haben[1]. Jedenfalls zeigen diese Akzente, in welcher Sprache auch immer, eine größere Ständigkeit und Stärke als die alten. Das würde darauf hinweisen, daß sie durch die Kräftigung jenes ihrer Elemente, das ihre Stärke darstellt, d. i. der expiratorischen Seite des Akzentes entstanden sind.

Das Verhältnis der unbestimmten Adjektivform zur bestimmten gibt uns tatsächlich die Möglichkeit zu verstehen, warum in der bestimmten Form die expiratorische Seite verstärkt wurde: weil durch die Hinzufügung des enklitischen Pronomens der Wortumfang vergrößert, so daß die betonte Silbe verstärkt werden mußte, um die hinzugefügten Silben ungeschwächt erhalten zu können.

Die Frage der Metatonie bei den bestimmten Adjektiven ist demnach eine Frage der Kräftigung, der Verstärkung der Expiration der betonten Silbe, durch die die vollständige Erhaltung der Einheit der zusammengesetzten Form eben bedingt ist. Es entsteht nun die Frage, warum die Veränderung der musikalischen Seite des Akzentes die Stärkung der Tonkraft begleitet?

Meines Erachtens kann auch dies leicht erklärt werden. Ich nehme an, daß es von der expiratorischen Seite der alten Akzente abhing, in welcher Richtung sich die neuen Akzente entwickelten, die als Folgeerscheinung der verstärkten Expiration entstehen. Es muß daher folgendes angenommen werden.

Der alte fallende Akzent ˆ mußte, neben seiner fallenden musikalischen Seite, eine steigende expiratorische Seite gehabt haben, wenn durch seine Kräftigung ein steigender Akzent entstanden ist. Das weist darauf hin, daß die Kräftigung der steigenden Expiration die Entwicklung eines starken steigenden Akzentes dem Ton und der Expiration nach zur Folge hatte. Beim steigenden Akzent ˊ muß die Expiration fallend gewesen sein, so daß durch ihre Kräftigung, der neue expiratorisch verstärkte Akzent, tonisch und expiratorisch, einen fallenden Charakter bekam.

Auch bei den kurzen Akzenten sind die Verhältnisse ähnlich. Beim kurzen fallenden Akzent muß ein expiratorischer Nebeniktus auf der folgenden Silbe angenommen werden, der bei der Verstärkung

---

1) Vgl. Fußnote 1 auf S. 18.

der Expiration den Akzent auf sich zog; bei kurzem Akzent der Endsilbe muß expiratorischer Nebeniktus auf der ihm vorangehenden Silbe vorausgesetzt werden, der den Akzent auf sich zog, als er expiratorisch verstärkt wurde. Das könnte gut bezeugen, daß der kurze Akzent in der Anfangssilbe fallend war, — darum hatte er einen steigenden expiratorischen Druck, der auch auf die nachstehende Silbe überging; andrerseits, war der kurze Akzent in der Endsilbe steigend, so hatte er einen fallenden expiratorischen Druck, der auch auf die vorstehende Silbe übergehen konnte.

Aus alledem ersieht man, daß ich in dieser Metatonie nur eine expiratorische Verstärkung der betonten Silbe sehe, die durch die bedeutende Vergrößerung des materiellen Umfangs des Wortes und die Notwendigkeit entstanden ist, daß der Träger des Wortganzen, die betonte Silbe, stärker wird.

Diese Gedanken, die ich schon früher formuliert hatte, wollte ich nicht ausführlicher behandeln aus dem Grund, weil ich abwarten wollte, daß die neuen slav. Akzente auch in den übrigen Wortkategorien festgestellt werden und nicht allein bei den Adjektiven. Obwohl es auf der Hand liegt, unter welchen Bedingungen bei den Adjektiven die Metatonie vor sich gegangen ist, ist meines Erachtens ausgeschlossen, nur auf Grund von Adjektiven die allgemeinen Bedingungen der Metatonie festzustellen. Deshalb habe ich, vorderhand in meiner Definition nur die Beschreibung dessen gegeben, was sich in den Formen mit dem neuen Akzent vorfindet und nicht die Definition der Bedingungen, unter welchen diese Änderung vor sich geht. „Die Änderung der Wortzusammensetzung“ ist dasjenige, was zweifellos die Entstehung der neuen Akzente begleitet, dies heißt aber nicht, daß diese Änderung in der Form, wie sie uns heute erhalten ist, direkte Ursache der Metatonie in jedem gegebenen Fall ist. Um dieser auf den Grund zu kommen, sind neue eingehendere Untersuchungen aller slav. Wortkategorien erforderlich.

Wie einige andere Forscher, hat auch der Herr Bubrich den Sinn meiner Studien nicht recht verstanden. Die neuen urslav. Akzente bei den Adjektiven analytisch erforschend, von einer slav. Sprache zur andern vorsichtig übergehend, habe ich vor allem darnach getrachtet, mindestens eine Kategorie von Beispielen fest-

zustellen, wo die Metatonie in *durchsichtiger* Form konstatiert werden kann, um so die *Natur* dieser Akzente feststellen zu können. Nachdem ich die Natur dieser urslav. Akzente analytisch festgestellt, habe ich als einzig *richtig* angesehen, synthetisch, von der Natur dieser Akzente in verschiedenen slav. Sprachen und in verschiedenen Kategorien ausgehend, festzustellen, wo ähnliche Akzente vorkommen. Nachdem der Gen. Plur. bei vielen Substantiven, der Natur ihrer Akzente nach, tatsächlich ´ oder ˜ oder ` hat, nachdem dies tatsächlich auch bei den Neutra im Nom. Pl. dem Nom. Sing. derselben Nomina gegenüber vorkommt, nachdem diese Akzente zweifelsohne im Verbalpraesens dem Infinitiv gegenüber konstatiert werden können, war es für mich schon damals über alle Zweifel erhaben, wie es auch jetzt ist, daß diese Fälle sehr wichtige Parallelen abgeben, wo wir neue urslav Akzente antreffen: ´ ˜ und `; die Aufgabe der wissenschaftlichen Untersuchung ist es aber, die Bedingungen festzustellen, unter welchen diese Akzente sich entwickelt haben. Diese Aufgabe ist bekanntlich sehr schwer, und eben darum haben die vielseitigen Forschungen in dieser Richtung, trotz großen Scharfsinns und großer Gewissenhaftigkeit, noch keine definitiven Resultate gezeitigt. Die Bestrebungen Bubrich's können solche, nach alledem was oben gezeigt wurde, noch weniger als die bisherigen Forschungen ergeben.

VI.

In dem Umstand, daß ich die Adjektiva zur Grundlage meiner Akzentforschungen gemacht habe, liegt, sozusagen, *der ganze Sinn der Metatonie* so, wie ich sie verstehe. Ein lautliches Gebilde muß im Sprachgefühl als ein Ausgangspunkt, oder als ein Ganzes in der neuen Form wahrgenommen werden: Wenn die Notwendigkeit wahrgenommen wird, daß bei den zusammengesetzten Adjektivformen ihr Akzent verstärkt wird, so ändert er sich und zwar in der Richtung seiner Expiration, die verstärkt wird, und die auch qualitative Änderungen nach sich zieht. Alles dies liegt auf der Hand.

Bei den Adjektiva ist uns auch der Ausgangspunkt gegeben, d. h. jene Einheit, die der Änderung unterliegt, ebenso sind auch die Bedingungen gegeben, unter welchen (d. i. die Hinzufügung

des enklitischen Pronomens) die Änderung vor sich geht, und schließlich auch die Resultate dieser Änderung (das sind die Akzente der bestimmten Adjektivformen).

Bei keiner anderen Wortkategorie kann etwas Ähnliches gefunden werden. Wir müssen vor allem bestimmen, welche Formen, und in welcher Abstraktion (durch die Ausscheidung eines allgemeinen aperzepierten Teiles) in diesen Wörtern als Ausgangsform zu gelten habe, deren Akzent in der neuen Form durch Hinzufügung neuer Elemente verstärkt wird. Wenn solche Erweiterungen nicht vorhanden sind, sondern gekürzte Formen vorliegen, wie im Gen. Plur. der femininen Substantiva den anderen Fällen gegenüber, dann entsteht die Frage, ob in solchen Formen neue urslav. Akzente auf ihrer alten Stelle sind, oder aber, ob die neuen Akzente nicht auf eine andere Weise und nicht nur durch expiratorische Verstärkung zustande kommen.

Was in den Adjektiven fertig vorliegt, muß in den anderen Kategorien erst g e s u c h t werden und es fragt sich, ob es nach dem uns heute vorliegenden Material auch immer gefunden werden kann. Man soll sich nicht täuschen: schon im Urslavischen gab es drei Momente, die die ursprünglichen Akzentverhältnisse bedeutend getrübt haben.

Ich glaube, gezeigt zu haben, daß die metatonischen Akzentänderungen phonetisch-physiologischer Natur sind. Dies mußte zu einer ungewöhnlichen Buntheit der Formen mit alten und neuen urslav. Akzenten führen. Aber sobald die neuen Akzente sich herausgebildet hatten und das Lautgesetz über die Änderung der alten urslav. Akzente außer Kraft kam, — und dies konnte sich in späteren Phasen der urslav. Epoche selbst entwickeln — mußte diese Buntheit der akzentuellen Verhältnisse ein Ende nehmen. Es blieb nur jenes erhalten, was an ein gewisses Moment gebunden wurde, z. B. an die Bedeutung (so z. B. in der bestimmten Adjektivform gegenüber der unbestimmten, im Gen. Plur. gegenüber der ähnlichen Form im Sing. usw.); sonst hat der Systemzwang gewirkt, der alles nivelliert. Die Nivellierung von ungleichen Akzenten in den Formen, die besondere Suffixe für besondere Bedeutungen hatten, konnte manchmal zugunsten der alten, manchmal zugunsten der neuen urslav. Akzente vor sich gehen.

Es geht daraus klar hervor, welche Möglichkeiten für die Analogiewirkungen hier vorhanden waren, und wie schwer es heute ist, hier die echten von den analogischen Formen zu unterscheiden. Wie groß diese analogischen Wirkungen sind, soll éin Beispiel unter den vielen zeigen.

Im Polnischen wurden die bestimmte und die unbestimmte Form akzentuell so ausgeglichen, und zwar zugunsten der unbestimmten Formen, d. h. der Formen mit den alten urslav. Akzenten, daß hier fast alle wichtigen Unterscheidungsmerkmale, die im Urslavischen zweifellos bestanden haben, verschwunden sind. Wenn uns heute nur das poln. Material, abgesehen vom Kašub. und Pomor., erhalten geblieben wäre, könnte die urslav. Akzentuation der Adjektiva fast gar nicht rekonstruiert werden. So liegen die Verhältnisse auch anderswo, nur daß dies in anderen Fällen nicht so eklatant ist wie bei den Adjektiven, so daß einige Forscher (unter ihnen auch Bubrich) zu der Annahme verleitet werden, daß in anderen Fällen diese Ausgleichung in geringerem Maße stattgefunden hat. Anderseits sind die Fälle nicht selten, wo der neue urslav. Akzent analogisch in eine Form hinübergreift, und hier erhalten bleibt, wo er nicht ursprünglich war, wo er aber Träger einer besonderen Bedeutung oder irgendwelchen Bedeutungsunterschiedes (wenn er, also, morphologisiert) wird; dabei kann es geschehen, daß der neue Akzent dort, wo er ursprünglich ist, unter dem Einfluß der alten urslav. Akzente ganz verdrängt wird. Daher wird unsere Untersuchung sehr kompliziert, denn wir finden oft die neuen urslav. Akzente dort, wo keine Bedingungen gegeben sind, die ihr Auftauchen rechtfertigen würden. Nichts ist hier leichter, als anscheinende Bedingungen mit den reellen zu verwechseln.

VII.

Ich benutze diese Gelegenheit, um noch auf einen Punkt der slav. Akzentlehre aufmerksam zu machen.

Ich glaube, daß man bereits heute vier aufeinander folgende Epochen in der Entwicklung der slav. Akzente bis zur Zeit der einzelslav. Sprachentwicklung unterscheiden kann.

Als erste Epoche würde ich die Zeit bezeichnen, in der

das De Saussure'sche Gesetz wirkt. Das ist die Epoche der balt.-slav. Spracheinheit.

Als zweite Epoche nenne ich die erste urslav. Epoche, die ihren Abschluß findet, als das Gesetz über den Gebrauch von ˆ auf den ersten und von ´ auf allen andern Wortsilben aufkam; zu dieser Zeit hat ˵ der ersten Silbe die Merkmale des langen fallenden Akzentes gewonnen, d. h. er wurde von dem Wortanfang auf die Präpositionen verschoben, während er in den anderen Silben die Merkmale des steigenden Akzentes bekam (d. h. er konnte dort bleiben). Ich glaube, daß diese Eigenschaften der urslav. Akzente das Resultat gewisser Änderungen des alten Standes in Abhängigkeit von der neuen Intonation (des Ganzen der akzentuellen Verhältnisse) sind. Darauf kann ich hier nicht eingehen, doch muß ich noch einen Umstand hervorheben.

Alle Akzentänderungen, die in der ersten urslav. Epoche vor sich gingen, sind durch diese Eigenschaften bedingt. Auch damals waren Metatonien möglich, sie blieben aber in den Grenzen der obigen Akzenteigenschaften dieser Epoche. Jede Epoche hat ihre akzentuellen Eigenschaften und diesen entsprechende Prozesse. In diese Epoche würde ich jene große Anzahl von Wörtern stellen, die dem alten ˆ gegenüber in der abgeleiteten Form in einer mittleren oder irgend einer anderen Silbe urslav. ´ (nicht ˵) haben, vgl. z. B. skr. *glâs* : *glȁsan* (d. i. **glâsъ* : **glásьnъ*), *jâk* : *jȁči* (*jâkъ* : **jákjī* oder **jakьjī*), russ. *zóloto* : *pozolóta* u. ähnl., insofern hier keine Kürzung der Längen unter dem Einfluß ihres Abstandes vom Wortende oder keine noch früheren Prozesse der balt.-slav. Epoche (z. B. russ. *vóronъ* : *voróna*) vorliegen.

Erst nach Abschluß dieser Epoche setzt die zweite urslav., nach der Gesamtrechnung die dritte Epoche ein, in der unter gewissen Bedingungen neue urslav. Akzente entstehen, die hauptsächlich in der Flexion vorkommen. Diese Akzente sind sehr selten, denn ihr Hauptmerkmal ist das Verhältnis des Grundwortes zu der abgeleiteten Form, wobei aber enge Verbindung beider Wörter miteinander durch ihre innere Bedeutung vorliegen muß, durch die es zur Relation desselben Wortteiles kommt, der sich unter verschiedenen Bedingungen findet.

Wie ich bereits erwähnt habe, ist die Wirkung dieses Akzent-

gesetzes im Urslavischen noch vor Abschluß der urslav. Epoche beendet. Obwohl diese Metatonie die Grundform und die Ableitung voraussetzt, so findet sich die volle Relation nur in einer kleinen Anzahl von Kategorien gut bewahrt; dem gegenüber finden wir meistens nur ein Glied der Relation alleinstehend, als Ergebnis von abgeschlossenen Ausgleichen. Dieses isolierte Glied wird sehr oft in verschiedenste Stellungen übertragen. Das weist darauf hin, daß alle diese Akzente (schon in den letzten Epochen des Urslavischen) als freie Akzente fungieren.

Aus Anlaß der Bubrich'schen Abhandlung, die ich in mancher Hinsicht und nicht nur in der Ablehnung meiner Annahmen als verfehlt betrachte, konnte ich meine allgemeinere Auffassung von der Entwicklung der Akzente im Urslavischen nicht als hinfällig betrachten.

Ich werde sie vielmehr unter Heranziehung der ganzen Wortkategorien in der Fortsetzung meiner Акценатске студије weiter entwickeln, die ich eben in Vorbereitung habe. Dann werde ich die Gelegenheit haben, die Unannehmbarkeit vieler Theorien in Anwendung auf das Material zu zeigen. Hier wollte ich nur hervorheben, daß der urslav. Akzent ebenso Änderungen unterworfen war, wie alles andere, was sich in bezug auf das Lautliche oder die Wortbildung im Urslavischen ausgebildet hatte. Es ist daher m. E. irrig, anzunehmen, daß man mit den neuen urslav. Akzenten alle Akzentfragen lösen kann. Auch bei den Akzenten, wie bei allen Lauterscheinungen, sind verschiedene lautliche Entwicklungen zu unterscheiden, die aufeinander folgen und nur in gewissen Epochen gewirkt haben und deren Spuren in den einzelnen slav. Sprachen auf uns gekommen sind. Alles das zu sondern ist keine leichte Aufgabe, aber die Schwierigkeit eines Problemes war nie in der Wissenschaft Ursache des Stillstandes. Die Anstrengungen einer großen Anzahl von Forschern auf dem Gebiete des slav. Akzentes geben uns die Gewähr, daß die damit zusammenhängenden Probleme dennoch geklärt werden.

Belgrad A. Belić

Phonetische Beobachtungen zur russischen Aussprache

1. Über urslavisches Schluß-ь im Russischen.

Es gilt als eine anerkannte Tatsache, daß die sogenannten „schwachen“, besser kürzeren urslavischen ь und ъ, darunter auch die auslautenden, schon in den zwei ersten Jahrhunderten des russischen Schrifttums geschwunden seien, so daß die bezüglichen Buchstaben seitdem nur zur Bezeichnung der weichen (mouillierten) resp. harten Aussprache der vorhergehenden Konsonanten dienten. Die urslav. starken, besser längeren ь, ъ sind bekanntlich zu *e*, *o* geworden.

Nun hört man in Wörtern wie путь ‚der Weg‘, пять ‚fünf‘, usw. ein Reibungsgeräusch nach dem Schluß-*t'*, das wir mit Sievers annähernd als *p'ät'χ'* bezeichneten und aus der physiologischen Natur des vorhergehenden weichen Konsonanten erklärten. Aber man kann solche Wörter auch ohne ein solches Endgeräusch aussprechen mit Erhaltung der Weichheit des Schluß-*t'*, indem die Zunge bei der Auflösung des Palatalverschlusses rückwärts und nach unten schnellt, nur muß man *t'* nicht mit dem im Deutschen üblichen starken Luftstrom hervorbringen.

Wenn man сѣть, путь oder die 3. sg. pl. nach der südgroßrussischen Aussprache несётъ, несуть leise flüstert, so hört man zwei- und dreisilbige Wörter mit sehr kurzem offenem *i* in der letzten Silbe, das bald nach dem Anfang wegen Erweiterung der Stimmritze und der Zungeneinstellung in einen ziemlich starken Hauch übergeht. Man vergleiche noch die beiden *i*-Laute in geflüsterten платúть oder катúть, нить; oder geflüsterte нить, путь mit нúти, путú. Vergleicht man сѣть mit сѣти bei Normalstimme, so ist im ersteren die zweite Silbe stimmlos, während sie in сѣти stimmhaft ist, übrigens gewöhnlich mit schwacher Stimme, oft mit Murmelstimme gesprochen wird.

Man muß also anerkennen, daß der Endvokal ь im Russischen zwar die Stimme verloren hat, im übrigen aber als stimmloser überkurzer Vokal wenigstens nach *t'* noch fortbesteht.

Fügt man absichtlich die Stimme zum ь, so erhält man ein sehr kurzes und offenes *i*. Es erinnert an das frz. e sourd, von dem es qualitativ ganz verschieden ist.

Die Stimmlosigkeit eines vorhergehenden *д*, z. B. in кладь, медвѣдь spricht nicht gegen die Existenz des *ь*, da die Tendenz, die Stimmritze aus der Stimmlage etwas zu erweitern, sich über das tonlose *ь* auch auf den vorhergehenden Konsonanten erstrecken konnte; zudem scheint eine schwächere, lenis-Aussprache dieses *д* gegenüber dem *t* in сѣть immer noch recht verbreitet zu sein.

Aus dem vorhergehenden erklären sich leichter solche Formen der 3. sg. pl., die besonders aus den südruss. alten Denkmälern bekannt sind und an ähnliche Erscheinungen im Altkirchenslav. erinnern, wie имути и st. имуть (12. Jahrh.), въсхочети и казнити st. въсхочеть (13. Jahrh.), възлюбити и st. възлюбить (14. Jahrh.) s. Sobolevskij, Лекции по истор. рус. яз.[4] S. 38; Karskij, Белоруссы Bd. II, 2 S. 345 mit Literatur. In diesen Fällen hat das *ь* den Stimmton unter dem Einfluß des folgenden *и* bewahrt.

Interessanter sind folgende Beispiele aus dem jetzigen Nordgroßrussischen, Südgroßrussischen und Weißrussischen, die zudem vor beliebigen Lauten und auch am Satzende vorkommen: 3. pl. спѣваюти, спотѣшаюти, звеселяюти st. -ють (Gouv. Olonetz); 3. sg. будети st. будеть (Gouv. Kaluga); 3. sg. свѣтити, ходити, горити, 3. pl. несути, бѣгути, говорати u. a. m. st. свѣтить, несуть usw. (Gouv. Mohilev). Leider haben wir keine genaueren Angaben über Aussprache und Verbreitung solcher Formen. Sobolevskij faßte sie früher als Archaismen auf, später als Fortsetzung der alten, vor *и* stehenden Formen. Wie der historische Zusammenhang solcher Formen auch erklärt werden mag, die dialektische Erhaltung oder Restaurierung eines горити, будети usw. wird geradezu souffliert durch das End-*ь* in горить, будеть.

Zu der Erhaltung des *ь* besonders nach *t'* mögen auch die zahlreichen Doppelformen des Infinitivs beigetragen haben, wie принéсть — принести́, везть — везти́ und überhaupt die in den Mundarten teils noch erhaltenen, bis zum 17. Jahrh. noch allgemein gebräuchlichen Infinitive mit auslautendem unbetonten *-i*, wie носи́ти, руби́ти (in der Literatursprache nur носи́ть, руби́ть). So wird es verständlicher, daß etwa bei Rhythmuszwang, besonders in Liedern und Versen, Formen wie будети st. будеть vorkommen.

Ein N. сѣть, путь wurde vom G. usw. сѣти, пути durch Systemzwang und Bedeutungsdifferenz auseinander gehalten.

Der Eigenton dieses stimmlosen Schluß-*ь* ist um h^3 mit geringen Schwankungen, z. B. in нить, пѣть, зять, мать, дать, ganz gleichgültig, ob das *ь* aus urslav. *-ь* oder *-i* stammt; nach Lauten mit Lippenverengung um b^3, z. B. локоть, забудь. In катить z. B. ist das *i* der zweiten Silbe um c^4—cis^4, in der dritten h^3, der Übergangslaut von *t'* in beiden Silben beginnt ca. ½ Ton höher, so daß *t'* die größte Weichheit besitzt.

Ein ähnlicher, aber stimmhafter oder gemurmelter Vokal um h^3 hat sich in den schwächsten unbetonten Silben des Südgroßrussischen aus *e* entwickelt und findet sich daher auch im Gemeinrussischen, z. B. in деревя́нный, передово́й, die oft *pьrьdavói̯* usw. transkribiert werden.

Nach Labialen ist der Eigenton des *-ь* um b^3 und tiefer, z. B. in степь, на́сыпь, хлябь, го́лубь, глубь, und überhaupt hat sich hier *ь* quantitativ und qualitativ weniger gut erhalten. Das Schluß-*m* hat nur unter dem Einfluß anderer Formen dialektisch seine Weichheit bewahrt, wie семь neben dem G. семи, in anderen Mundarten семъ. Die Verhärtung nach Labialen ist verständlich. Das kurze *-ь* ertönt in dem Moment, wo die Lippen noch wenig geöffnet sind, wodurch der Laut *ü*-artig gedämpft, in der Tonhöhe erniedrigt erscheint, was in vielen Mundarten allmählich zu einer tiefen Explosion, zum harten *-p*, geführt hat.

Es ist noch zu bemerken, daß die meisten nordgroßrussischen Mundarten in der 3. sg. pl., wie горитъ, несутъ, auf ein hartes *t* auslauten, und diese Aussprache ist auch in der Literatursprache zur Regel geworden. Dieses fällt um so mehr auf, als gerade diese Mundarten in der Erhaltung der Vokale konservativer sind. Man könnte an den Einfluß der finnischen Artikulationsgewohnheiten denken, wenn nicht dieselbe Erhärtung sich im nördlichen und westlichen kleinrussischen Sprachgebiet fände. Phonetisch ist die Erhärtung nicht schwer zu erklären, aber die weiche Aussprache dieser Endungen ist so entsprechend dem großruss. Lautsystem, daß hier etwas altererbtes, mit dem Altbulgarischen gemeinsames, nicht für ausgeschlossen gelten kann.

Wie ist es zu erklären, daß das Schluß-*ь* die *i*-Qualität er-

halten hat, während das durch Ersatzdehnung verlängerte *ь*, wie in дьнь, вьсь, im Russischen mit *e* zusammengefallen ist (день, весь)? — Das Schluß-*ь* z. B. in катить ist ein reduzierter offener *i*-Laut mit den Eigentönen $h^3 + f^4$ des vorderen Resonators und g^1 des ganzen Ansatzrohres, während das *i* der zweiten Silbe $c^4 — cs^4 + g^4 — a^4 + e'$ aufweist. Ungefähr ebenso wird das *ь* auch im Urrussischen und Urslavischen gelautet haben. Am Wortende, wo die Stimmritze sich allmählich ganz öffnet, erhält der Laut einen starken Luftstrom, der den zweiten Eigenton f^4 genügend stark erregt und so dem Laute seine *i*-Qualität bewahrt (s. beifolgenden Exkurs über *e* und *i*). Im Wortinnern war es anders. Bei der reduzierten Aussprache war der stimmhafte Luftstrom zu schwach, um den höheren Eigenton gehörig stark zu erregen, und so wurde aus dem *ь* ein reduziertes *e*, das bei Ersatzdehnung mit *e* zusammenfiel: день, весь.

Vor einem folgenden *i̯*, z. B. im N. sg. *sinь-i̯ь* ‚der blaue', konnte *ь* dialektisch sich dem enggebildeten *i* assimilieren und zum geschlossenen *ь*, d. h. engen reduzierten *i*-Laut werden, der auch bei schwachem Luftstrom die *i*-Färbung (den höheren Eigenton) bewahren konnte. So entstand südrussisches (und altbulgarisches dialektisches) синий. Bei Abwesenheit einer Angleichung an den folgenden *i*-Laut blieb *ь* offen, verlor daher seine *i*-Qualität und wurde bei Ersatzdehnung zu *e*, wie im Nordgroßrussischen und dialektisch im Altbulgarischen: синей. Das kürzere (schwächere) *ь* war zu wenig selbständig und wurde dem folgenden *i̯* immer assimiliert. Die Schreibungen линѩ und льѩ, костинѩ und костьѩ sind ein Kompromiß zur Bezeichnung eines reduzierten *i*-Lautes (später *i̯*).

Exkurs

Allgemeinphonetisches über die *i*- und *e*-Laute.

Seit Jahren beschäftigt mich unter anderem die Frage, worin der Unterschied zwischen *i* und *e* besteht.

Physiologisch betrachtet kann *e* eine höhere Zungenlage haben, als offenes *i*, und beide können in der high- und mid-Stellung gebildet werden.

Der Grundton des vorderen Resonators kann bei *e*, *i*, *ü* der-

selbe sein. Er kann sogar bei *e* höher sein als bei *i*, z. B. in Ehe, frz. l'été, russ. вѣдь in Vergleich mit sind, russ. и́скра.

Der Eigenklang des vorderen Resonators hat für jeden Vokal eine hervorragende Bedeutung und bestimmt zugleich in gewissem Maße die übrigen Teiltöne, da die Einstellung der Mundorgane von der Form des vorderen Resonators abhängt. Aber sein stärkster Partialton allein genügt nicht zur Charakteristik des Vokals im Unterschied von den anderen uns geläufigen Vokaltypen.

Den Unterschied zwischen *e* und *i* stelle ich mir jetzt folgendermaßen vor.

Zur Charakteristik des *i* ist außer dem tiefsten Eigenton des vorderen Mundresonators, seinem Grundton, noch ein zweiter, höherer Eigenton wesentlich, der unter Umständen stärker erklingen kann, als der erste. Er entsteht, wie mir scheint, in einem nur teilweise abgegrenzten Resonator, der von den vorderen Alveolen und der darüberliegenden Vertiefung des vorderen Hartgaumens einerseits, und dem gegenüberliegenden Zungenrücken andrerseits, gebildet wird, also den hinteren, oberen Teil des vorderen Mundraumes ausmacht. Wird die Luftmasse in diesem Vordergaumenresonator genügend stark angeblasen, so hört man einen pfeifenden Ton von der Höhe $f^4 — h^4$ und dazwischen wechselnde höhere, die schwer zu bestimmen sind. Je höher der Eigenton des vorderen Resonators und besonders dieses Vordergaumenresonators, um so typischer klingt das *i*.

Auch bei *e*, besonders dem geschlossenen, werden, wie es scheint, zuweilen auch diese hohen Töne erregt, aber sehr schwach, und sie sind daher nicht maßgebend. Beim *e* gibt nämlich der Zungenrücken dem Luftstrom eine solche Richtung, daß er an den Alveolen und Zähnen möglichst frei vorüber, längs dem flachen, etwas konkaven Zungenrücken niederfließt, was für ein geschlossenes *e* eine akkurate, gespannte Einstellung der Zunge verlangt.

Beim geschlossenen *i* wird dieser zweite Eigenton sehr leicht mit schwachem Luftstrom erzeugt, weil er direkt aus der Enge den Vordergaumenresonator anbläst. Bei sehr offenem *i*, wo der Zungenrücken von dem Vordergaumen weit abliegt, muß der gehobene Zungenrücken den Luftstrom möglichst nach den Alveolen

lenken, und der Luftstrom muß stark sein, sonst erregt er den nötigen Ton nicht, oder zu schwach, und man hört *e*, resp. *e* mit einem Anstrich von *i*.

Ein mittleres *e* kann daher durch forciertes Ausatmen, mit Stimme oder beim Flüstern, zum unreinen *i* werden. Umgekehrt wird *i* bei zu schwachem Luftstrom zum *e*. Wird *i* sehr offen gebildet, so wird der zweite Eigenton schwach erregt, und es entsteht ein *i*-artig gefärbtes *e*.

Dem tiefen Ton des ganzen Resonators kann man schwerlich eine charakterisierende Rolle zur Unterscheidung des *i* vom *e* zuschreiben, da er bei *e* und offenem *i* dieselbe Höhe haben kann. Er bildet eine Ergänzung zu dem hohen Vordermundklange, die nur bei Abwesenheit von Stimme wesentlich zu sein scheint. Jedenfalls ist er eine sekundäre Erscheinung, die ganz von dem Klang des Vordermundes, d. h. von seiner Einstellung bedingt wird und individuell auch verschieden zu sein scheint. Die Oktavenbestimmungen dieses Eigentones machen mir Schwierigkeiten, da die Dumpfheit fälschlich den Eindruck der Tiefe macht.

Da es sich hier um eine allgemeine Charakteristik der *e*- und *i*-Vokale handelt, gebe ich im Folgenden Durchschnitte aus den Bestimmungen der Eigentöne in verschiedenen russischen, deutschen und französischen Wörtern, die ich seit Jahren bei Gelegenheit gemacht habe.

Geschlossenes $i: c^4 - dis^4 + g^4 - h^4 + c' - e'$

Offenes $i: h^3 - cis^4 + f^4 - a^4 + e' - g'$

Geschlossenes $e: h^3 - cis^4 + e' - g'$

Offenes $e: g^3 - ais^3 + b' - a^2$

Bei Vergleich mit früheren Bestimmungen der Eigentöne des *i̥* ergibt sich, daß einige Forscher den ersten, die meisten den zweiten, und andere beide Töne angegeben haben. Ich selbst suchte früher immer nur den Grundton des vorderen Mundraumes anzugeben, wunderte mich, daß zuweilen ein hoher Ton stärker erklang, schrieb es individueller Aussprache zu und ignorierte ihn absichtlich, da er mir zur praktischen Verwendung unwesentlich erschien, weil die Schwankungen des *i* nach oben (und des *u* nach unten) diese Vokale nur besser charakterisierten.

Das *i* z. B. in l i e b e n hatte ich $c^4 + g^4 + cs'$ notiert, in

mit: $h^3 + f^4 + fs^2$, *e* in ewig: $h^3 + e'$, in Wette: $g^3 + a^2$. Besonders große Schwankungen hat der tiefe Ton des ganzen Ansatzrohres beim offenen *e*. Übrigens können dieselben Wörter selbst bei ein und derselben Person bei anderen Betonungsverhältnissen, selbst bei anderer Stimmung, nicht geringe Schwankungen der Eigentöne aufweisen. Es ist schwieriger den rechten Laut zu haben, als seine Eigentöne zu bestimmen. Nur für den ersten Ton des vorderen Resonators ist die wirkliche Aussprache besser garantiert, da man ihn in ganzen geflüsterten Sätzen beobachten kann und ihn dann in der Aussprache mit Normalstimme vergleichen kann.

Odessa ALEXANDER THOMSON

Etymologien

1. Slovak. *osoh* ‚der Nutzen'.

Die Herkunft dieses allgemein verbreiteten Wortes ist bis jetzt nicht befriedigend erklärt. Zwei Etymologien kenne ich, keine kann uns befriedigen.

Die eine Etymologie besagt, slovak. *osoh* (s. BERNOLÁK, Slowár; JANCSOVICS, Slovník; LOOS-PECHÁNY, Slovník; ZÁTURECKÝ, Slov. přislovi 291) sei dem ungarischen *haszon* (altung. **chaszn* < **chosnu*) ‚Nutzen' entlehnt. Diese Etymologie kann aber aus lautlichen Gründen nicht angenommen werden, davon zu schweigen, daß das ung. Wort *haszon* im Slovakischen tatsächlich vorhanden ist, und zwar in regelrechter Form,

vgl. *choseň* (gen. *chosna* BERNOLÁK, Slowár I 245; Formvarianten: *chosen*, *hosen* ibidem III 1967; *chasoň* ZÁTURECKÝ, Slov. přislovi 289) ‚Nutzen'; *chosnit'* ‚nützen, Nutzen bringen' BERNOLÁK op. c. III 1968. — Nach JOSEF ŠKULTÉTY: Slovanské Pohl'ady XXII 760 ist das Wort nicht allgemein slovakisch. Über die Etymologie des Wortes siehe auch IGN. HALÁSZ: Magyar Nyelvőr XVII 305; J. MELICH: Nyelvtudományi Közlemények XXXIX, 343. — Das ung. Wort wurde auch von anderen slavischen Sprachen aufgenommen, siehe BERNEKER EtWb I 385.

Die andere Etymologie über *osoh* ist von MIKLOSICH aufgestellt worden. MIKLOSICH hält das slovak. Wort für eine

Zusammensetzung und das zweite Glied verbindet er mit dem ahd. *gesuoch* ‚Suchen → Erwerb → Zinsen',

vgl. „*sogŭ* : slk. *osoh* ‚Nutzen' *osoh mu bere. osožiti*, *osohovati* ‚nützen'. Vgl. ahd. *gesuoch* ‚Suchen, Erwerb, Zinsen'. Man beachte *žuchŭ*" Mikl. EtWb. 312 || — „*žuchŭ* : nsl. *žuh* ‚Zinsen, Wucher' Trub. *žuhati* ‚wuchern' ung. *žoj*, *žoja* ung. — ahd. mhd. *gesuoch* ‚Suchen, Erwerb, Zinsen'" ibidem 412.

Nach Miklosich ist also das slovak. *osoh* (älter **osog* < **osogъ*) ein echt slavisches Wort, welches in seinem zweiten Teile mit dem d. *-such* (vgl. Be*such*, Ge*such*), got. *sôkjan* ‚suchen' usw. s. Kluge EtWb., gr. *ἡγέομαι* : idg. **săg* urverwandt wäre.

Nun ist aber auffallend, daß das slovak. *osoh*, respektive *-soh* < *-sogъ* in keiner slavischen Sprache eine Entsprechung hat. Wir finden zwar das Wort auch in der Sprache der mährischen Walachen (s. Bartoš Dial. moravská I 243, II 357 und Bartoš Dial. slovník mor.: *osoh* ‚Nutzen'), wie auch in einigen polnischen Dialekten (s. *osok*, *osoch* ‚Nutzen' Warschauer Wb.). Es ist aber allbekannt, daß die mährischen Walachen im Grunde genommen denselben Dialekt sprechen, wie die mährischen Slovaken (s. Bartoš op. c. I 59). Beide Dialekte sind ursprünglich slovakische Dialekte, auch das Volk war ursprünglich slovakisch (s. Slovenské Pohľady XXII 642). Was nun das polnische *osoch, osok* anbelangt, so wird von dem Warschauer Wörterbuche ausdrücklich bemerkt, daß es slovakisches Lehnwort ist.

Das slovak. *osoh* steht also in den Slavinen einzig und allein da.

Meiner Meinung nach ist das slovak. *osoh* kein einheimisches Wort. Wir haben nämlich in den türkischen Sprachen ein Wort, welches zu dem slovak. *osoh* (älter **osog*, vgl. auch die Ableitungen: *osožný* ‚nützlich', *osožiť* ‚nützen; Nutzen bringen') sehr gut paßt. Dieses Wort lautet:

uigurisch *asïγ* (F. W. K. Müller Uigurica, 1908 Abh. Berl. Akad. 25; *as(ï)γ* A. v. Le Coq Türkische Manichaica aus Chotscho I, 1912 Abh. Berl. Akad. 34; *azyk* ə : *asyγ* Radl. Wb. I 565) ‚Nutzen, Vorteil'; *asyγ* (Mahmūd Kāšgarī III 10) ‚Nutzen, Vorteil' | čagataisch *asik* (Radl. Wb. I 541; *asïγ* Vámbéry Čag. Sprachstudien 209; Šejch Suleimān ed. Stambul; *asïγ* Radl. Wb. I 542) ‚Nutzen, Vorteil'; *asik-* (Radl. Wb. I 541) ‚Vorteil bringen' | čuwassisch *uzə*, *ozə̂* (Paasonen Csuvas szójegyzék) ‚Nutzen, Vorteil'. Die altčuwassische

Form des Wortes war *$asi\gamma$ oder *$asy\gamma$, vgl. daß dem gemeintürk., urtürk. *a* der Stammsilbe im heutigen Čuwassischen *u̯*, *o* entspricht, dagegen sind die gemeintürk., urtürkischen auslautenden *-k* und *-g* — über Spirant γ — nach allen Vokalen gefallen (s. RADLOFF Phonetik §§ 116. 293; AŠMARIN Materialy §§ 38, 45; GOMBOCZ Die bulg.-türkischen Lehnwörter in der ungarischen Sprache; Kőrösi Csoma-Archivum I 82) | jakutisch *as* (PEKARSKIJ Slovarj jakutskago jazyka) ,прокъ, польза'[1]).

Nun glaube ich, daß das slovak. *osoh*, älter *osog* dem türk. $asy\gamma$,Nutzen, Vorteil' entnommen ist. Ins Alt-Slovakische geraten, hatte sich das türkische *a* der Stammsilbe regelrecht in *o* verwandelt,

vgl. lat. *castellum* ∾ slovak. *kostol*; lat. *acies* > **aciale* ∾ slav. *ocělь*; lat. *acetum*, got. *akeit* ∾ slav. *ocьtъ*; ahd. *altāri* ∾ slav. *oltarь*; lat. *Avares*, gr. *Ἄβαρες* oder got. *abrs* s. GEBAUER Hist. ml. I 432 ∾ slav. *obrinъ* usw.,

dagegen die Endung $-y\gamma$ mit Lautsubstitution an die mit Suffix *-ogъ* gebildeten slovakischen Namen angepaßt,

vgl. slovak. *tvarog* > *tvaroh* ,Quarkkäse, nyomott túró'; slovak. *brlog* > *brloh* ,Wildlager, Lager der Tiere'; slovak. *batog* > *batoh* ,Bündel, Paket'. — Vgl. übrigens auch folgende türkische Lehnwörter: *bélьčugъ* BERN. EtWb. I, 48; GOMBOCZ Nyelvtud. IV, 290; MLADENOV Revue des Ét. Sl. I, 47 | *bělěgъ* BERN. EtWb. I 55; GOMBOCZ Nyelvtud. IV, 290; MLADENOV op. c. 46 | *bubrěgъ* BERN. EtWb. I 96; MLADENOV op. c. 48 | *čr̥togъ* BERN. EtWb. I 171; MLADENOV op. c. 51 | *pašenogъ* MLADENOV op. c. 50.

Ist nun meine Etymologie annehmbar, so haben wir folgende Fragen zu beantworten:

1. Welcher türkischen Sprache kann das slovak. **osog* > *osoh* entlehnt sein? Die urslavische Sprache — wie es scheint — hat keine türkischen Entlehnungen. In ihrem Einzelleben aber haben die slavischen Sprachen, so die russische, die kleinrussische, die polnische, die bulgarische, die serbische zu verschiedenen Zeiten aus verschiedenen türkischen Sprachen türkische Wörter aufgenommen. Leider fehlen in dieser Beziehung neuere Einzelarbeiten und Untersuchungen, und gerade deswegen läßt BERNEKER's Etymologisches Wörterbuch in dieser Hinsicht, wie dies ZOLTÁN GOMBOCZ nachgewiesen hat (s. Nyelvtudomány Bd. IV und V:

1) Die meisten der hier angeführten Belege verdanke ich der Güte meines Freundes und Kollegen, Prof. Dr. GYULA NÉMETH.

A szlávság török elemeiről = Über die türkischen Sprachelemente des Slavischen), viel zu wünschen übrig.

Meiner Meinung nach ist das slovak. **osog* > *osoh* dem Bulgarisch-türkischen, und zwar im 9.—10. Jahrh. entnommen. Bekanntlich ist das Čuwassische ein Abkömmling des Bulgarisch-türkischen. Laut Zeugnissen der Wolga-bulgar. Grabinschriften (s. Gombocz Kőrösi Csoma-Archivum I 83), ferner der bulgarisch-türkischen Lehnwörter der ungarischen (s. Gombocz Die bulg.-türk. Lehnwörter in der ung. Sprache), wie auch der mordwinischen Sprache bestand das gemeintürkische *a* der Stammsilbe im Bulgarisch-türkischen noch vor dem 12.—13. Jahrh.; auch der Auslaut *Vokal* + *k* ∾ *g* lautete noch *Vokal* + *γ* zu dieser Zeit; vgl. daß im Mordwinischen ‚der Vorteil, Nutzen, die Fähigkeit' *asu* (s. Paasonen Mordw. Chrestomathie 60, JSFOu. XV 2 30), älter *asuv* (s. Wichmann Finnisch-ugrische Forschungen Bd. XVI Anz. 38) heißt, was ebenfalls dem altčuw. [= bulg.-türk.] **asyγ* entnommen ist.

2. Wo konnte nun die slovakische Sprache dem Bulgarisch-türkischen Wörter entlehnen? Meiner Meinung nach in ihrem heutigen Sitze, im historischen Ungarn.

Nach dem bekannten ungarischen Geschichtsschreiber, genannt Anonymus, wohnten unmittelbar vor der ungarischen Landnahme, also in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. zwischen Donau und Theiß vom Titel angefangen bis zu den Flüssen Bodrog und Laborc und bis zu den Landschaften Sáros und Zemplén Bulgaren und Slawen,

vgl. „Terram vero, que iacet inter Thisciam et Danubium, preoccupavisset sibi Keanus magnus, dux Bulgariae, avus Salani ducis, usque ad confinium Ruthenorum et Polonorum, et fecisset ibi habitare Sclavos et Bulgaros" Anonymus § 11 (s. editio Fejérpataky A magyar honfoglalás kútfői).

Auf Grund der vorungarischen Fluß- und Ortsnamen des genannten Gebietes suchte ich in einer Abhandlung (s. Magyar Nyelv, Jahrgang 1921, Bolgárok és szlávok; deutsche Anzeige über diese Abhandlung s. die Zeitschrift Kőrösi Csoma-Archivum 1921, 169) nachzuweisen, daß die Slaven des Anonymus von der Haemus-Insel (= Balkan) in diese Gegend im 9. Jahrh. ein-

gewanderte Südslaven (= Bulg.-Serben), seine Bulgaren dagegen zu jener Zeit eingewanderte türkisch sprechende Bulgaren waren.

Es ist also auch nach den geschichtlichen Belegen höchst wahrscheinlich, daß die türkisch redenden Bulgaren auch mit den Slovaken in Berührung standen. Von sprachlicher Seite beweist diese Berührung das slovak. *osoh* < **osog*, welches dem bulg.-türkischen **asyγ* ‚Nutzen' entnommen ist.

Zum Schlusse bemerke ich, daß slovakischerseits der Versuch gemacht wurde, nachzuweisen, daß im Slovakischen, und zwar im Slovakischen des Gömörer Komitates bulgarisch-slavische Einflüsse vorhanden sind (s. darüber J. Škultéty Slov. Pohľady XXII 761; J. Škultéty Pavel J. Šafárik. V Turč. sv. Martine 1922, 10). Ich will es nicht bestreiten, daß es solche geben kann, aber die bis jetzt aufgezählten „Beweise" sind entschieden keine Beweise. Darüber will ich aber jetzt nicht ausführlicher handeln.

2. Über den serbischen und kroatischen Namen *Fruška Gora.*

Das Gebirge, das Sirmien von Westen nach Osten durchschneidet (s. Vuk[3]), heißt serbisch und auch kroatisch *Frȕškâ Gòrâ*, auch einfach *Frȕškâ* (Formvar. *Vrȕškâ*, s. Vuk[3], IvBr., Akademisches Wörterbuch-Agram). Die ersten Belege, welche ich für diesen Namen kenne, stammen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.,

vgl. Verancsics Monumenta Hungariae Historica. Script. VI, 79: „hic incipit mons Almus, quem indigenae appellant *Frusca Gorra*" Pigafetta 1567/1585 Starine XXII 184: „in lingua crovata *Frusca gora*". Von dem Belege, den Daničić Rječ. iz star. srpskih folgenderweise aus Vuk's Danica I 28 anführt: Вь подькрилие Фроушкїе Горы weiß ich nicht, aus welchem Jahre er stammt, da ich das betreffende Buch nicht in die Hand bekommen konnte.

Nun ist die Frage zu stellen, wann der Name *Frȕškâ Gòrâ* > *Frȕškâ* (*Vrȕškâ*) entstanden ist und was hier das Attribut *Frȕškâ* bedeutet.

Das, was wir außer allem Zweifel feststellen können, ist folgendes:

Frȕškâ (*Gòrâ*) stammt aus älterem **Fružьskaja* (*Gora*). Dieses **Fružьskaja* ist eine Ableitung des aus bulgarischen, bulgarisch-walachischen und serbischen Denkmälern gutbekannten *Frugь* (s. Mikl. Lex. p., Dan. Rječ. iz star. srp.). Dieses *Frugь*

geht auf älteres *Frǫgъ* zurück und in dieser Form ist es eine Entlehnung aus dem byz. griechischen *Φράγγος* ,Francus'. Die Entlehnung konnte nur vor dem 10. Jahrh. stattfinden, da die Nasalvokale, respektive der Nasalvokal *ǫ* sowohl im Bulgarischen, wie auch im Serbischen und Kroatischen (hier zwischen dem 9. und 11. Jahrh.) aufgegeben wurden (s. Leskien Gram. der serbokroat. Spr. § 203). Nun glaube ich, daß auch hinsichtlich der ursprünglichen Bedeutung kein Zweifel obwalten kann. Das südslavische Wort des 8./9. Jahrhunderts, also zur Zeit seiner Übernahme, konnte keine andere Bedeutung haben, als „der Franke die Franken Karls des Großen und seiner Nachfolger".

Das, was wir über die Form und die ursprüngliche Bedeutung gesagt haben, scheint mir außer allem Zweifel zu stehen.

Nun gibt es Gelehrte, die behaupten, in dem serbisch-kroatischen Namen *Frȕškā Gòra* sei das Andenken derjenigen Franken Karls des Großen bewahrt. Um dies zu beweisen, führen diese Gelehrten folgendes an:

1. Als die Franken in den Jahren 791—796 das Khanat der Awaren vernichtet hatten, haben sie im Jahre 803 Nord-[Ober]-Pannonien, nicht lange nachher Nieder-Pannonien besetzt, respektive unterworfen. Die Hauptstadt Nieder-Pannoniens heißt in den lateinischen Quellen *Siscia*,

vgl. serb.-kroat. *Sísak* Vuk[3]. Im älteren Kroat. *Sísek* Jambr., Belloszt., daraus ung. *Sziszék* Jambr., *Sziszek* Lipszky, Rep., deutsch *Sisseck*, *Siszek* Jambr., Vuk[3], mlat. *Siseggum* Belloszt.

Zu dieser Zeit kam auch Sirmien in Besitz der Franken.

2. Niketas Akominatos (gestorben um 1216) nennt Sirmien *τὸ Φραγγοχωρίον* (vgl. Nik. Chon. ed. Bon. 25: *τοῦ Φραγγοχωρίου*, 122: *τῷ Φραγγοχωρίῳ*). Der Sinn dieses Ausdruckes ist: „Das Gebiet ∾ Land der Franken".

Auf Grund dieser zwei Beweise bedeutet *Frȕškā Gòrâ* soviel als ,Frankenberg, -gebirge' (s. unter anderen Roesler Romänische Studien 202; Jireček Christ. Et. 94: SBerW. 136. Bd.; zum Teil auch Niederle Původ a počátky slov. jižních 375).

Gegen diese Behauptung berufen wir uns auf folgendes:

1. Die Gebiete zwischen der Save, der Drau und der Kulpa kamen unter fränkische Hoheit am Anfange des 9. Jahrh.

Wenn auch Sirmien unter diese fränkische Hoheit kam, dauerte dies nur sehr kurze Zeit. Aus den fränkischen Annalen nämlich (s. Annales EINHARDI, Annales Fuld. usw.) wissen wir es ganz bestimmt, daß Sirmien, also auch das Fruška Gora-Gebirge von den Jahren 822—827 angefangen über das ganze 9. Jahrh. und mit Unterbrechung auch im 10. Jahrh. bis zum Jahre 1018 zum Bulgarischen Reiche gehörte (s. JIREČEK Geschichte der Serben I 191—196). Nun ist es höchst unwahrscheinlich, daß eine Dauer von ungefähr 20 Jahren, als Sirmien unter fränkischer Hoheit (nicht Besetzung) stehen konnte, genügte, das Gebirge Sirmiens nach seinen angeblichen Herren, den Franken Karls des Großen zu benennen.

2. Was das *Φραγγοχωρίον* des NIKETAS AKOMINATOS anbetrifft, so sei diesbezüglich folgendes bemerkt: NIKETAS AKOMINATOS erwähnt das *Φραγγοχωρίον* bei Beschreibung der Kriege zwischen den Ungarn und Byzantinern in den Jahren 1128 und 1154. Er sagt ausdrücklich, dieses Gebiet sei ungarisch (s. in lateinischer Übersetzung ed. Bon.: „et in hostili agro maiore quamprius unquam tolerantia commoratus, Francochorio potitus est, fertilissimae terrae Hunnicae parte, quae declivis in patentes campos inter Saum et Istrum fluvios extenditur"). Er kennt auch den Namen *Σίρμιον*, nur heißt bei ihm *Σίρμιον* die Festung *Ζεύγμινον* = das heutige serb. *Zemun* (vgl. altung. *Zemlin* > *Zemlén*, ung. *Zimony*, deutsch *Semlin*). Nun ist es wahr, daß NIKETAS AKOMINATOS geographische Ausdrücke des Altertums und des Frühmittelalters verwendet, so nennt er, wie dies aus der oben angeführten Stelle zu ersehen ist, die Donau *Ἴστρος* ∾ *Ister*, das ungarische Volk = *οἱ Οὖννοι* = *Hunni*. Ein solcher Ausdruck des älteren Mittelalters wäre — wie dies unter anderen auch GYULA PAULER, A magy. nemz. tört. az Árpádházi Királyok alatt I² 236 betont, auch sein *Φραγγοχωρίον*. Nun aber kommt *Φραγγοχωρίον* in älterer byz. Literatur, soweit dies mir bekannt ist, nicht vor; man nennt dieses Gebiet stets *Σίρμιον* (s. HOLDER Altceltischer Sprachschatz), *Σέρμιον* (s. KONSTANTINOS PORPHYROG.). Dies ist der Name, den — außer dem Geschichtsschreiber NIKETAS AKOMINATOS — die Byzantiner auch im 12. Jahrh. gebrauchten (s. JULIUS JUNG Mitteilungen d. Inst. für österr. Geschichtsforschung XIX 388).

Andererseits verwendet Niketas Akominatos auch solche geographische Ausdrücke, welche in Byzanz zu seiner Zeit allgemein gebrauchte Namen waren.

Aus alldem folgt, daß es nicht geleugnet werden kann, daß der Name *Φραγγοχωρίον* auch ein Name des 12. Jahrh. sein kann.

Eine solche Auffassung von *Φραγγοχωρίον* ersehen wir aus der Deutung des Namens *Frȕškā Gòrā* derjenigen Gelehrten, die den Namen *Frȕškā Gòrā* mit dem Namen *Francavilla* verknüpften. Es gibt nämlich in Sirmien, sozusagen am Fuße des Gebirges *Frȕškā Gòrā* eine Ortschaft, welche in lateinisch geschriebenen Denkmälern auch *Francavilla* genannt wird (vgl. Magistri Rogerii Carmen miserabile ed. MFlor. FDom. IV 63: „. . . in finibus Marchiae . . . destructis melioribus villis, scilicet *Frankavilla* senatoria . . . et aliis“; Pauler, A magy. nemz. tört. I² 159; Csánki Magyarország tört. földrajza II 236). Jireček Geschichte der Serben I 191 sagt diesbezüglich folgendes:

„Nach der Zerstörung von Mailand 1162 kamen flüchtige Mailänder in das Komitat von Kalocsa und gründeten die Ortschaften *Francavilla* [ung. *Nagyolasz*, serb.-kroat. *Mandjelos* bei Mitrovica] und *Cadabul* [altung. *Kadagul* (?) später *Kabul*, *Kobul*, *Kobol*, *Kabol*, daraus heute serb. *Kovil*, s. Pauler A magy. nemz. tört. I² 343, Csánki Magyarorsz. tört. földr. II 139, 140, 152], beide mit Kirchen des heil. Ambrosius: Chronicon Tolosani, vgl. Julius Jung Mitt. des Inst. für österr. Geschichtsforsch. 19 (1898), 388. Von diesen italienischen „Franken“ (*φράγγος*, alts. *Frug*, *Fruzi*), nicht von denen Karls des Großen stammt Frankochorion in der Umgebung von Sirmium bei Niketas Akominatos und des heute wohlbekannten „Frankenberges“ der Fruška Gora.“

Nun kann gegen diese Behauptung folgendes angeführt werden:

Im Chronicon Tolosani canonici Faventini wird nirgends gesagt, daß *Francavilla* und *Cadabul* oder aber nur *Francavilla* in Sirmien liegt. Auch wird es nirgends gesagt, sie seien neue Benennungen. Es wird nur mitgeteilt, daß diese Ortschaften „in comitatu Colozanis“, also in der Diözese von Kalocsa liegen, ihre Bewohner aus Mailand kamen und der ungarischen Sprache mächtig sind, vgl. Chronicon Tolosani canonici Faventini ab Johanne Baptista Bosserio ex tribus codicibus depromptum . . . Tom VI 589—743, Cronache dei secoli XIII. e XIV. — Seite 635, 636:

„Mediolanum destructum a Frederico . . . .

.... ceteris ad partes diversas migrantibus, quia iverunt in Hungariam, et ad eumdem regem se contulerunt, et a quo honorifice recepti sunt: et a quibus nulla voluit recipere servitia; sed in perpetuum liberi et immunes ab omni onere existere deberent penitus. Et tunc quidam de voluntate dicti regis, in comitatu Colozanis, seu Colocensium, villam (in anderen Handschr.: Colocensium villam) de novo fecerunt, vocatam *Franca villam* (in anderen Handschr.: *Francam villam*): alii aliam in eodem comitatu, *Cadabul* vocatam, aedificarunt; in quibus ecclesias in honorem beati Ambrosii patroni eorum aedificaverunt. Qui omnes mediolanensi et hungarica lingua gaudent, et ita semper suos instituunt filios lingua eadem ... Alii vero inter Saracenos iverunt, et illuc optimum fecerunt locum, qui Mediolanum parvum vocatur; qui, ut intelleximus, doctrinam Nicolaitarum secuti sunt."

Nun hat es in Ungarn nicht nur in Sirmien, sondern auch anderswo Ortschaften gegeben, welche in den lateinischen Denkmälern lateinisch *Francavilla* heißen. So hieß die heutige Ortschaft *Bodrog-Olaszi* im Komitate Zemplén im Jahre 1224 *Francavilla* (s. Karácsonyi J. Magyar Nyelv II 274; Auner M. Századok 1916, 35; Pais D. Revue des études hongr. I 139). Frigyes Pesty zählt in seinem Werke „Magyarország helynevei" s. 99 (= Die Ortsnamen Ungarns. Budapest 1888) mehrere *Francavilla*, so auch eine, welche einst neben der Ortschaft Titel, unweit *Kovil* ∾ *Kabol*, des einstigen *Cadabul* stand.

Nach den angeführten ist es möglich, daß nicht die *Francavilla* in Sirmien jene Ortschaft war, welche von den Mailänder Emigranten besetzt und „de novo" aufgebaut wurde. — Dies kann auch noch mit folgendem unterstützt werden:

Nach dem Chronicon Tolosani haben die Mailänder Emigranten in ihrer neuen Heimat, also in *Francavilla* und in *Cadabul* Kirchen des hl. Ambrosius bauen lassen. Nun wissen wir, daß der Schutzpatron der Kirche von Francavilla in Sirmien am Anfange des 14. Jahrh. der hl. Johannes der Täufer war (s. Theiner Monumenta I 626; Pesty Magyarország helynevei 100). Aus diesem Grunde ist auch der ausgezeichnete ungarische Geschichtsschreiber Gyula Pauler A magy. nemz. tört. I² 511 geneigt anzunehmen, daß nicht die Francavilla von Sirmien von den Mailänder Emigranten angebaut wurde (s. bei ihm auch I² 343; weiter über die Emigranten bei Szilágyi Millen. tört. II 309).

Wäre es aber — trotz der angeführten Belege — dennoch die Francavilla in Sirmien, welche im Jahre 1162 von den Mailänder Emigranten besetzt und „de novo" aufgebaut wurde, so stammt ihr Name *Francavilla* auch in diesem Falle nicht von den Mailänder Emigranten.

Der Name kommt nämlich auch vor 1162, also vor dem Jahre, in welchem Mailand durch Friedrich I. erobert wurde und ein Teil seiner Bewohner nach Ungarn ausgewandert ist, vor. Wie bekannt, sind die Kreuzfahrer des ersten Kreuzzuges im Jahre 1096 durch Ungarn gezogen. Unter den Ortschaften, welche sie bei ihrem Durchzuge passierten, wird in der Hauptquelle dieser Kreuzfahrt, bei Albertus Aquensis, der sein Chronicon Hierosolymitanum um 1150 schrieb, auch Francavilla in Sirmien und zwar als *villa advenarum Francorum* erwähnt (s. Pauler op. c. I² 192, 194, 198, 458, 511; Auner M. Századok 1916, 35; Pais D. Revue des Études Hongr. et FOugr. I 139; Bongarsius Gesta Dei I 186—200). Nach J. Jung (s. Mitt. des Inst. für österr. Geschichtsforschung XIX 1898, 388) kommt der Name auch bei Idrisi vor.

Wir haben also Belege für den Namen Francavilla seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. Die spätesten Belege, die ich für den lateinischen Namen der Francavilla in Sirmien kenne, stammen aus dem 14. Jahrh. (s. Csánki op. c. II 236). Der erste Beleg lautet, wie wir oben sahen, *villa advenarum Francorum*. Auch die späteren Belege sprechen von den Einwohnern dieser Francavilla als von hospites (s. Csánki op. c. II 236, Urkunde aus 1375: universi hospites de Nagolaz). Die advenae der zweiten Hälfte des 11., hospites des 14. Jahrh. konnten nicht Franken Karls des Großen sein; diese advenae, hospites könnten nur zur Zeit des ungarischen Besitzstandes nach Sirmien eingewandert sein. Der Name Francavilla stammt aber auch nicht von den Mailänder Emigranten des Jahres 1162, denn der Name ist älter, als das Jahr 1162.

Aus alledem folgt aber auch, daß der Name *Frȕškā Gòrā*, so wie er von Roesler und Jireček gedeutet wurde, nicht gedeutet werden kann. Am allerwenigsten ist er so zu deuten, wie wir ihn bei Lubor Niederle in seinem verdienstvollen Werke *Původ a počátky slovanů jižních* 375 finden, wo gesagt wird:

„Roku 788 dobyli Frankové Istrie a roku 803 dostali pod svou moc nejen severní Pannonii, nýbrž i sousední slovanské kraje na jihu až po Srěm, kde vzniklo také území francké (*Φραγγοχώριον*!!) s hradem (!!) *Francavilla* (dnes Mangjelos) a kde zbyla poních podnes památka ve jménu *Frušky Gory*.“

Aus alledem ist nur soviel sicher, daß die Namen *Francavilla* und *Frȕškâ Gòrâ* irgendwie zusammenhängen. Die Frage ist nur, wie. Wir wollen nun der Lösung dieser Frage näher treten.

Wie ich oben auseinandergesetzt habe, hat es in Ungarn mehrere Ortschaften gegeben, welche in lateinischen Urkunden den Namen *Francavilla*, *Villa Franca* tragen. Daß diese lat. Namen nicht so zu deuten sind, wie die ausländischen *Franca villa* ∾ *Villa franca* (s. solche Ortschaften in Italien, in Spanien, in Portugal: Ritter's Geogr. stat. Lexikon[9] Leipzig 1910), welche als privilegierte Ortschaften zu betrachten sind (s. DuC.: *Franca Villa*), beweist der Umstand, daß die ung. *Francavilla* auch als „villae advenarum Francorum“ genannt werden. Auch stammen diese ungar. *Villa Franca*, *Francavilla*'s nicht aus der vorungarischen Zeit, also vor 896 her; dies beweisen die Ausdrücke der lateinischen Denkmäler und Urkunden. In diesen Denkmälern und Urkunden werden die Bewohner dieser Ortschaften als *advenae* oder *hospites* genannt (s. oben *villa advenarum Francorum*, *hospites* de Nagolaz). Dies ist ein unwiderleglicher Beweis, daß diese Bewohner in Ungarn neuere Ansiedler, Ankömmlinge waren.

Nun heißen aber diese Ortschaften nur lateinisch *Francavilla*, ihr ungarischer Name war und ist, soweit sie auch heute bestehen, ein anderer. So heißt diejenige Ortschaft des Zempléner Komitates, welche im Jahre 1224 lateinisch *Francavilla* genannt wurde, ungarisch *Olaszi* (Belege vom Anfange des 14. Jahrh., s. Csánki op. c. I 358), heute *Bodrogolaszi* (*Bodrog* ist der Fluß, an welchem die Ortschaft liegt). Auch die *Francavilla* von Sirmien hieß ungarisch *Olaszi*, *Olasz*. Weil sie aber unter den in Sirmien sich befindenden *Olaszi* ∾ *Olasz* (vgl. 1357: *Maryanolaz*, *Moryanolaz*; 1370, 1477: *Magyarolaz*, *Magyerolaz* s. Csánki op. c. II 236) Ortschaften die größte war, hieß sie ung. *Nagyolaszi* ∾ *Nagyolasz* (*nagy* ‚groß‘; Belege seit dem Anfange des 14. Jahrh., s. Csánki op. c. II 236), Formvariante *Magyolasz* (s. Pesthy Magyarország

helynevei 100: *Magiolaz* aus 1404). Aus diesem ung. *Nagyolasz* ~ *Magyolasz* stammt der serbische und kroatische Name *Mandjelos* (Wörterbuch der kroat. Akad.; Variante *Mandjeloš*, Lipszky Rep.), der auch heute im Gebrauche ist. Es scheint, daß auch die übrigen altung. *Olaszi, Olasz* Ortsnamen, welche in Sirmien einst im Ungarischen gebräuchlich waren, in das Serbische und Kroatische übergegangen sind. Wir finden nämlich einen Meierhof namens *Mandjelos* (auf der Militärkarte der österr-ung. Monarchie *Morgjelos*) in der Nähe von Ruma und Voganj, dann eine Lache, genannt *Mandjeloska Bara* bei Šašinci (s. Csánki op. c. II 236, bei *Šašinci* lag im Mittelalter *Magyar-Olasz* s. Csánki op. c. II 252).

Soweit wir nun in unseren Denkmälern ungarische Ortschaften finden, die den Namen auf lateinisch *Francavilla* führen, heißen diese Ortschaften ungar. *Olaszi* ~ *Olasz*. Es ist nun noch folgendes zu beachten: In Ungarn gibt es auch jetzt noch, und früher noch mehr, Ortschaften, welche den Namen *Olaszi* ~ *Olasz* ~ *Olaszfalu* (ung. *falu* ‚Dorf') tragen oder getragen haben (s. Csánki op. c. I 177, 600, 618; II 512; III 244; Regestrum de Várad § 217; Registrum de Liptó ed. Horváth S.; Lipszky Rep.). Nicht alle diese Ortschaften heißen im ungarländischen Latein *Francavilla*, sondern sie haben einen anderen lateinischen Namen (s. darüber unten).

Im heutigen Ungarischen bedeutet *olasz* ‚homo Italicae originis: Italus'. Im Altungarischen hatte das Wort *olasz* eine weitere Bedeutung. In den ältesten ungarischen Wörterverzeichnissen, so im Nominale Schläglense (Anfang des 15. Jahrh.) lesen wir, daß lat. *Gallicus* = ung. *olasz* ist. Das Wort hat also dieselbe Bedeutung, wie das deutsche *welsch* ‚italienisch, Italiener; französisch, Franzose'. Zieht man aber auch die Ortschaften hierher, die ung. *Olaszi* ~ *Olasz* ~ *Olaszfalu* (Belege seit 1181, vgl. 1181: usque ad uillam *uloz* lies *Ulosz*, Oklevélszótár) heißen, und betrachtet man ihre anderssprachigen Benennungen, so kann man nicht nur den Bedeutungskreis des ungarischen Appellativums noch genauer bestimmen, sondern auch die Nationalität der ersten Bewohner, der eigentlichen Gründer der Ortschaften bezeichnen.

In dieser Beziehung haben wir wertvolle Ergebnisse in der Abhandlung, welche Michael Auner unter dem Titel *Latinus* in der Zeitschrift Századok 1916, 28—41 mitgeteilt hat. Nach

seinen Erörterungen heißen die Ortschaften *Olaszi, Olasz, Olaszfalu* sehr oft einfach *villa Latina, villa Latinorum, vicus Latinorum.* In diesem Falle bedeutet *Latinus* bloß soviel, daß die Bewohner der italienischen oder französischen oder wallonischen Nationalität angehören. Es kann aber die Nationalität der Bewohner auch näher bestimmt werden. — Heißt nun ein *Olaszi* ∾ *Olasz* lat. *Franca villa, villa Francorum* oder *vicus Francigenarum* (vgl. Rogerii Carmen miserabile ed. MFlor. IV 83; darnach wohnten in Gran zu seiner Zeit Hungari, Francigenae et Lombardi, die zwei letzteren im vicus Latinorum), so sind diese *olasz* Franzosen. Heißt dagegen ein *Olaszi* ∾ *Olasz* neben dem lat. Namen *villa Latina* oder bloß *villa Gallica,* deutsch *Wallendorf,* slovak. *Vlachy,* so waren die ersten Bewohner des betreffenden Ortes Wallonen, vgl. diesbezüglich folgende Belege:

Olaszi im Komitat Szepes = deutsch *Wallendorf,* slovak. *Vlachy,* lat. villa Latina s. Csánki I 253, Lipszky Rep. | *Olaszfalu* = deutsch *Wallendorf* im Kom. Vas, Lipszky Rep. | *Villa Latina* = deutsch *Wallendorf* ehedem bei Bistritz, ung. *Aldorf,* rum. *Aldorfu,* s. Lipszky Rep.; Kisch Vergleichendes Wörterbuch 241 | *Olaszi* im Kom. Liptó, Belege seit 1262, s. Horváth S., A liptói és túróci registrum = slovak. *Vlachy,* s. Lipszky Rep., Niederle Národop. mapa | *Olasz egyház* s. Reg. de Várad § 217, Csánki I 177 = loca Gallica s. Magyar Nyelv X 420.

Das ung. Appellativum *olasz* bedeutete daher: 1. Italiener; 2. Franzose; 3. Wallone. —

Nun wissen wir, weil wir dazu unwiderlegliche Belege haben, daß französische und wallonische Ansiedler nach Ungarn bereits in den Jahren 1042—48 kamen (s. Auner M., Századok 1916, 36 und die dort angeführte Literatur).

Aller Wahrscheinlichkeit nach waren also Franzosen diejenigen Ankömmlinge, die sich vor dem Jahre 1096, also vor dem Jahre des ersten Kreuzzuges in Sirmien angesiedelt haben, und dort *villa advenarum Francorum* ∾ *Franca villa,* respektive Ortschaften gründeten, die ung. *Olaszi* ∾ *Olasz* hießen.

Nun glaube ich, daß das Sirmier-Gebirge nach diesen ung. *Olaszi* ∾ *Olasz* Ortschaften oder Bewohnern von den Südslaven *Fruška Gora* benannt wurde und daß der Name „Französisches Gebirge“ bedeutet. Der Name konnte nur nach dem 11. Jahrh. entstehen. —

Kann aber ein südslavisches Wort *Fružьskaja* (*Gora*) die Bedeutung „Französisches (Gebirge)“ haben? Ich glaube, ja.

Oben habe ich bemerkt, daß das südslavische *Frugь* auf ein älteres südslavisches **Frǫgъ* zurückgeht und dieses dem Byz.-Griechischen *Φράγγος* entlehnt ist. Zur Zeit seiner Entlehnung hatte das Wort dieselbe Bedeutung im Südslavischen, wie das byz.-griechische Wort, es bedeutete daher: „die germanischen Franken, die Franken Karls des Großen“. — Außer dieser Bedeutung hatte das byz.-griechische Wort auch die Bedeutung: „Galli, Gallo-Franci“. Beide Bedeutungen sind aus den byzantinischen Schriftstellern leicht belegbar (s. auch DuC. *Φράγκος* Sophocles Greek Lexicon), diese letztere Bedeutung hauptsächlich bei der Wiedergabe der Ereignisse des 11., 12., 13. Jahrh. — Das byz.-griechische *Φράγγος* hat aber auch eine dritte Bedeutung. So lesen wir in den Anmerkungen zu Georgius Codinus Curopalata's Werk (ed. Bonn.), daß

Φράγγοι = *Franci* appellantur Genuenses et Veneti, imo etiam Itali et Siculi . . . *Franci* in recentiorum Graecorum scriptis non solum Galli intelligendi sunt, inquit Junius, sed Itali et Siculi, eoquod olim Siciliae regnum et pars Italiae a Francis tenebatar“ (s. Georgii Cotini Curopalatae De officialibus palatii Cpolitani ed. Bonn. p. 330 et index).

Nun glaube ich, daß wir diese drei Bedeutungen auch für das südslavische *Frǫgъ* > *Frugь, Frьgь* nachweisen können.

Die erste Bedeutung „Germano-Francus“ brauchen wir nicht nachzuweisen. Diese Bedeutung mußte das Wort zur Zeit Karls des Großen, also zur Zeit seiner Übernahme gehabt haben. Die zweite und dritte Bedeutung glaube ich mit folgenden Belegen zu beweisen:

1. Bulg. *frúžski, frúški, a, o,* pril. o nožě: tónkoj (francuzskoj) ŕaboty; *frѫžski, ska, sko* ‚francuzskij‘; *frѫgъ*: *frѫzi* ‚francúzъ‘ s. Mičátek-Lavrov Dif. bolg. russk. slov. | *fruško nože* Mikl. Lex. p. | s. auch Geroff's Wb. — *Frьgь* jestь lьvъ. Mikl. Lex p.

2. Von den Belegen, die Daničić in Rječnik iz star. srp. anführt, scheinen folgende die Bedeutung „Franzose“ zu haben (die betreffenden Werke konnte ich leider nicht benützen): najemьše grьčьskyje voje, *frugi* že i turьki; — *frugom* konstantin gradь prědrьžeštimь. —

3. In dem Verzeichnisse der Wertsachen des Despoten Georgius von Serbien vom Jahre 1441 lesen wir unter anderen: dve romenče *fruške*, potežu osamь litrь i 9 unačь (Mikl. Mon. Serb. 408, zit. auch bei Dan. Rječ.). Von diesen „romenče *fruške*" (vgl. Vuk[3]: *romijenča* ‚kupfernes Wassergefäß', nach dem Wbuche Ragusäisches Wort) kann viel eher angenommen werden, daß sie venetianischer, also italienischer, als daß sie französischer Arbeit waren.

4. Unter den walachisch-bulgarischen Urkunden, mitgeteilt von J. Venelin (s. Vlacho-bolgarskija ili dako-slavjanskija gramoty. St. Petersburg 1840), finden wir vier Urkunden, welche angeblich der ungarische König Sigismund (1387—1437) für das Kloster Vodica unweit von Orsova und Turnu Severin ausgestellt hat. Die Urkunden, welche in Bukarest aufbewahrt sind, sind nach den ungarischen Fachleuten Falsifikate, unbedingt aber aus der Zeit des 15. Jahrh. Nun lesen wir in drei Urkunden folgendes:

1418: Žigmunь, po Božioi Milosti Rimsky Kralь. I věčnii cesarь ugrьskoi zemli I *Fruškoi Dolmacie.* i Chrъvatskoi Zemli. i iněmь zemljam Kralь | 1420: . . . . . . u *Fruškoi Dolmacie* | 1429: . . . . . i *Fruškoi Dalmacie* . . . .

Venelin konnte den Ausdruck *Fruškoi*[1]) *Dolmacie* nicht erklären (s. S. 41: „eto vyraženije zadača istoričeskaja"). Auch mit Hilfe der zahlreichen lateinischen Urkunden des Königs Sigmund ist der Ausdruck nicht erklärbar. Sigmund führt z. B. in den Urkunden vom Jahre 1397 folgenden Titel:

„Nos Sigismundus dei gracia rex Hungariae, Dalmacie, Croacie etc. ac Marchio Brandenburgensis",

weiter in den Urkunden vom Jahre 1423 den folgenden:

„Sigismundus dei gratia Romanorum rex semper Augustus ac Hungarie, Bohemie, Dalmacie, Croacie, Rame, Seruie, Gallicie, Lodomerie, Cumanie, Bulgarieque rex, Marchio Brandenburgensis, necnon Lucemburgensis heres".

Wir können aber den Ausdruck aus den Ereignissen seiner Regierung erklären. Das Land Dalmatien, welches vom Jahre 1351 bis zum Jahre 1409 zu Ungarn gehörte, hatte Sigmund in den Jahren 1409—1412 endgültig an Venedig verloren. Das Land war nachher venezianisches Gebiet. Nun glaube ich, daß wir

1) Über die Form s. Lavrov Obzor zvuk. i form. osob. bolg. jazyka S. 176.

in dem Ausdrucke *Fruškaja Da(o)lmacia* den Sinn und die Bedeutung Venezianisches Dalmatien zu suchen haben.

Auf Grund des Gesagten glaube ich nachgewiesen zu haben, daß das Wort *Frǫgъ* > *Frugь* > *fružьskъ* usw. im serbischen und bulgarischen Teile des Südslavischen seit dem 9. Jahrh. dieselben Bedeutungen gehabt hatte (zum Teile hat es sie auch jetzt, s. die bulg. Belege aus Mičátek-Lavr., Geroff usw.), wie sein Vorbild, das byz.-griechische *Φράγγος* zu derselben Zeit, nämlich 1. Germano-Francus, der Franke; 2. Gallo-Francus der Franzose; 3. Venetus: Italus.

Wie ich oben hervorgehoben habe, hat es in Sirmien im 11. bis 15. Jahrh. am Fuße des Frȕškā Gòra-Gebirges mehrere Ortschaften gegeben, die ung. *Olaszi* ~ *Olasz* geheißen haben. Die größte unter ihnen war Nagyolaszi (heute Mandjelos, vgl. ung. nagy ‚groß'). Die Bewohner dieser Ortschaften konnten von der damals sehr spärlichen südslavischen Bevölkerung *fruzi* ~ *frьzi* genannt werden und auch die Bezeichnung Sirmiens als *Φραγγοχωρίον* bei Niketas Akominatos kann mit dieser *Olasz* (~ *Franci* ~ *Fruzi*)-Bevölkerung in Verbindung gebracht werden. Spärlich habe ich gesagt, denn die Mehrheit der Bevölkerung Sirmiens seit der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. bis zur Mitte des 15. bildeten die Ungarn. In der ersten Hälfte des 15. Jahrh. ist ein großer Teil der Ungarn, zur Zeit der Hussiten-Verfolgungen ausgewandert. Wie nun die einstige lateinische Bevölkerung Sirmiens für das Sirmier Gebirge ihren eigenen Namen (s. *Alma mons*, Jireček Die Romanen in den Städten Dalmatiens I 15) gehabt hat, so hatte ihn auch die ungarische. Ja sogar zwei Namen haben wir im Ungarischen für das Gebirge *Frȕškā Gòra*. Der eine ist *Tarcal*, der andere *Árpatarló*. Beide Namen finden wir auch in Lazius' „Des Khůnigreichs Hungern Chorogr. beschreybung" 1556, sieh A 5: „*Almus mons* . . . mit den besten ausserwelten Wålschen reben hat lassen grefften, wirdt zu vnserer zeit von den Hungern genendt *Tarczal*" (siehe auch Pesty Magyarország helynevei 10, 103), ferner auf der „Karte des Königreichs Ungarn von Wolfg. Lazius 1556" (ed. E. Oberhummer und Fr. R. v. Wieser. Innsbruck 1906): *Arpatarlo Mons* (s. auch Pesty op. c. 10, 103). Nun wissen wir sehr gut, daß *Árpatarló* ursprünglich Name einer im 13.—15. Jahrh.

gutbekannten ung. Ortschaft in Sirmien ist; nach Csánki Magyarország tört. földr. II 234 ist es höchstwahrscheinlich, daß *Árpatarló* mit der heutigen *Ruma* in Sirmien identisch ist. Das Gebirge wurde also mit dem Namen einer Ortschaft, welche am Fuße des Gebirges liegt, benannt. — So konnte auch bei den Südslaven entweder nach den *Olaszi* (= *Fruzi*) Ortschaften, oder aber nach den Bewohnern dieser Ortschaften das Gebirge *Fružьskaja Gora* > *Fruška Gora* benannt werden. Der Ausdruck hat die Bedeutung „Französisches Gebirge" und ist nach dem 11./12. Jahrh. entstanden. Mit den Franken Karls des Großen hat er nichts zu tun.

Budapest J. Melich

Zur russischen Ortsnamenforschung

1. Žmerinka.

Die alten Griechen besaßen Sagen über die Kimmerier (*Κιμμέριοι*), die einstmals im Süden des heutigen Rußlands gelebt haben. Spuren der Kimmerier zeigen noch die Ortsnamen wie Kimmerischer Bosporus, Kimmerische Mauer, Kimmerische Furt usw. Besonders viele Nachrichten über dieses Volk finden sich bei Herodot. Unter anderem erzählt er, daß irgendwo am Tyras-Dniestr das Grab der kimmerischen Fürsten sich befinde und daß es zu seiner Zeit noch zu sehen war.

Außer den Griechen waren die Kimmerier auch den Völkern Kleinasiens bekannt. Von den Assyrern wurden sie Gimir, von den alten Hebräern Gomer genannt. Augenscheinlich nannten sich die Kimmerier selbst Gimer-[1]).

Wie bereits gesagt wurde, befand sich das Grab der kimmerischen Fürsten irgendwo am Dniestr. Offensichtlich lagen dort auch ihre Siedelungen.

Aus diesem Grunde verdient ein Ortsname in Podolien, Kreis Vinnica Beachtung. Er lautet Žmerinka. Es ist ein Dorf am Baran, einem Nebenfluß des südlichen Bug, und heute Haltestelle der russ. Südwestbahn. Unweit dieses Dorfes liegt der

1) Ausführlicher hierüber Verf. Русско-скифскіе этюды. Извѣстія XXVII 301—303.

Flecken Tivrov[1]), nach dem augenscheinlich der in den Chroniken erwähnte Stamm der Tiverci benannt ist. Verhältnismäßig nicht weit davon fand der Archäologe Chvojko an der Ušica, einem Nebenfluß des Dniestr, Spuren der sog. Kultur von Tripol'je[2]), die m. E. kimmerisch ist.

Analysieren wir nun den klr. Namen Žmerinka; die Polen haben ihn zu Zmierzynka (vgl. Słownik geogr. s. v.) umgeändert. Seine alte Form muß *Žьmer-, früher noch *Gьmer-, *Gĭmer- gelautet haben.

Wenn es zur Zeit Strabo's noch Ortsnamen im heutigen Südrußland gegeben hat, die an die Kimmerier erinnerten, dann kann es nicht wundernehmen, daß wir auch in den heutigen Ortsnamen noch Spuren davon finden.

2. Zu Ἀχέρων.

Die Sprachforscher stellen diesen Namen für zwei wirklich vorhanden gewesene Flüsse (im Epirus und Italien) und eines mythischen (im unterirdischen Hades) mit dem Seenamen (im Epirus) Ἀχερουσία (slav. ozero — ezero, lit. ażeras — eżeras) zusammen. Ich habe nichts gegen diese Zusammenstellung einzuwenden, halte es aber für wichtig, auf einen Seenamen im Gouv. Vitebsk zu verweisen, der in einer Piscovaja kniga aus dem 16. Jahrh. Zeruto, aus *Ozeroto (?), genannt wird und einem Ἀχέροντ- vollkommen entsprechen würde.

Den verwandten griech. Flußnamen Ἀχελῷος stelle ich zu dem 1260 in der russ. Chronik erwähnten Namen eines Nebenflusses der Memel: „воевa по Зелеви“, var. „по Зелвѣ“. Der Nominativ muß entweder *Zely, Gen. *Zelъve oder *Zelьvь, Gen. Zelьvi gelautet haben. Heute heißt er Zelьvь.

3. Zu -vättern[3]).

Die Seenamen in Värmland (Schweden) haben mitunter -vättern zum zweiten Bestandteil: Alkvättern, Frövättern,

1) Urkundlich belegt seit dem 14. Jahrh.

2) Tripol'je, das alte Städtchen Trьpolь, liegt ungefähr 20 Werst südlich von Kiev am Dniepr. Die Kultur stammt aus der neolithischen Zeit.

3) Pedersen KZ. XXXII 246.

Ullvättern; man verbindet es mit griech. ὕδωρ, ahd. wazzar ‚Wasser'. M. E. muß es aber zu dem Namen eines Sees im Gouv. Vitebsk Ne-vedrie in der Nähe der kleinen Flüsse Nevedreja und Nevedr'anka gestellt werden. Der Seenamen I-drie (im gleichen Gouv.) und die Flußnamen Idrica, Žadrica beweisen aber, daß es sich um ein Kompositum handelt *ve-dъr-, auch einige Flußnamen des Dnieprbassins haben m. E. die gleichen Bestandteile: Vedra, Vedrica, Vedrič, Vedroša; vgl. die Flußnamen auf russ. Gebiet Odra, Odrov', Odrovka, Odrinka, Kodra, Nodra, Nedra und die Seenamen im Gouv. Tver' Tišedro, Kezadro, bei denen *-dr-* auf **-dъr-* [1]) zurückzuführen ist. Wahrscheinlich darf man eine Verwandtschaft mit ai. dhārā ‚Fluß, Strom', apers. -dar- ‚Fluß', gr. θορ-οῦμαι usw. annehmen.

Lassen sich die Anfangssilben der russ. Fluß- und Seenamen *ve-*, *vo-*, *pe-*, *po-*, *ne-*, *no-* usw. nicht zu ai. *ava-*, *upa-* usw. stellen? Die zwei dicht nebeneinander liegenden Flüsse im Gouv. Orel Vo-lotyn'a und Po-lotyn'a (vgl. lat. lătex usw. Walde [2]), Po-lon' als Nebenfluß der Šelon' im Gouv. Novgorod, Moloma mit dem Nebenfluß Po-lomica im Gouv. V'atka sprechen dafür, daß es sich bei diesen *ve-*, *vo-*, *ne-*, *no-* um Epitheta oder Attribute handelt.

Es mag sein, daß mitunter für *ve-*, *vo-*, *ne-*, *no-* usw. vor Vokalen nur *v*, *n* vorkommt: *Vid'ba*, Flußname im Gouv. Vitebsk, *Pid'ba* im benachbarten Gouv. Novgorod. Vgl. griech. φιλ-άνθρωπος, ἀφ-ικόμην usw.

4. Zu den kelt. Flußnamen auf *-amo-*, *-ama-* (Aramus u. a.).

Holder Altceltischer Sprachschatz I 132 sieht in diesen kelt. Namen Superlativformen. M. E. müssen sie zu den besonders in Mittel- und Südrussland zahlreichen russ. Flußnamen gestellt werden wie Jachroma (Gouv. Moskau) neben Jachra, Uchtoma neben Uchta, Kadoma, Andoma usw., Pid'ma, Pelet'ma, Velet'ma; die letzteren lassen sich übrigens zu den griech. Adjektiven vom Typus ἴφθιμος stellen.

Moskau A. Sobolevskij

1) Verf. Русско-скифскіе этюды 275.

Beiträge zur slavischen Grammatik

1. Meillet's urslavisches Sibilantendissimilationsgesetz

Meillet hat MSL. IX 374 ff., XIII 243 ff. Études 178 ein Gesetz aufgestellt, wonach idg. anlautende Palatale im Urslavischen durch Velare ersetzt worden seien, wenn im Wortinlaut noch ein Sibilant nachfolgte[1]). Lautphysiologisch wird niemand die Möglichkeit eines derartigen Lautwandels in Abrede stellen, zumal Meillet MSL. XIII 243 ff. dafür auch Belege aus verschiedenen neueren Sprachstadien beigebracht hat. Immerhin wird man es für merkwürdig halten, daß nur das Slavische in derartigen Fällen eine Abweichung von der gewöhnlichen Vertretung der Palatale aufweist. Man müßte darin, daß die baltischen Sprachen keine Spuren dieses Dissimilationsgesetzes zeigen, eine sehr beträchtliche Abweichung des Baltischen vom Slavischen sehen. Meillet tut das auch und stellt eine baltisch-slavische Spracheinheit in Abrede. Wer von der Existenz dieser Spracheinheit durch andere Übereinstimmungen zwischen Baltisch und Slavisch überzeugt ist, wird das Bedürfnis haben, diese Abweichung nachzuprüfen.

Durch allgemeine Erwägungen kann Meillet's Gesetz kaum widerlegt werden. Es ist zu prüfen, wie sich die Tatsachen dazu verhalten. Iljinskij Praslav. Gramm. (Něžin 1916) 223, Mladenov Sbornik zu narodni umotvor. 25, 53 s. v. *gǫsь*, Petersson Balt. u. Slav. (Lund 1916) 3 ff. nehmen es als erwiesen an. Berneker EW. I 342 meint, es stehe „angesichts der wenig eindeutigen Beispiele nicht so ganz sicher“, führt aber keine Gegengründe an. Ebenso EW. I 581.

Sieht man sich die von Meillet zugunsten seines Gesetzes angeführten Beispiele an, so ist ihre Zahl recht gering. Das überzeugendste ist: urslav. *gvězda* : lit. *žvaigždẽ*. Aber haben wir hier wirklich die Gewißheit, daß nur Meillet's Erklärung für diesen Fall gelten kann? Derartige Wörter mit Häufung von *g- z- -ž-* Lauten eignen sich nicht besonders zur Aufstellung von Laut-

1) Vgl. auch IFAnz. XX 33.

gesetzen, weil Assimilationen, Metathesen usw. eintreten können (vgl. auch Berneker EW. I 342, Endzelin Слав.-балт. Эт. 113). Man denke an die Sippe von čech. *žežhule, žežhulka* ,Kuckuck', poln. *gżegżołka*, klr. *zezul'a, zozul'a, zehzyča,* wruss. *zozul'ka, žažul'a*, russ. *žegozul'a, zegzica, zogzica, zozul'a, zežul'a, jezgul'a* : lit. *gegužė, lett. dzeguze* usw. s. Trautmann Balt.-slav. Wb. 81. Hier wäre, bei dem Durcheinander der Formen auf slavischem Gebiet, der Ansatz einer urslav. Form **žegъza* ohne das Litauische kaum möglich. Vgl. noch Šachmatov РФВ. 29, 241, Iljinskij Извѣстія XVI 4, 23. Selbst wenn dem slav. **gvězda* ein idg. **ĝhvoigzdhā* entsprechen sollte, weiß man nicht, wie das erste *g* im Slavischen aufgekommen ist. Die Zuversicht H. Petersson's Balt. u. Slav. (1916) 3 ff. kann ich also nicht teilen.

Wer an drei idg. Gutturalreihen glaubt, wird einen idg. anlautenden Palatal in *gvozdь* ,Nagel' und *gostь* ,Gast' für unerwiesen halten (s. Berneker EW. ss. vv.).

Urslav. *gǫsь* ,Gans' ist schon verschiedentlich als eine Entlehnung aus dem Germanischen oder wenigstens als Umgestaltung einer slavischen Entsprechung von lit. *žą̃sìs* unter germanischem Einfluß angesehen worden. Vgl. Berneker EW. I 342, Trautmann Balt.-slav. Wb. 365 mit Literatur. Wenn Agrell Zwei Beiträge zur slavischen Lautgeschichte (Lund 1918) S. 2 meint, bei einem altgerman. Lehnwort sei im slav. „Stoßton" (slav. steigende Intonation) zu erwarten, so halte ich diese Regel im allgemeinen für richtig und für die slav. Lehnwörterkunde für wertvoll. Es gibt aber doch vereinzelte Abweichungen davon, die irgendwie erklärt werden müssen:

Slav. *mostъ* : skr. *môst* G. *mȍsta*, sloven. *môst, mostâ,* russ. *мостъ, мóста, нá мостъ, на мостý* usw. Es ist entlehnt aus der Sippe von germ. **mastaz* : ahd. *mast* usw. Dieses letztere ist urverwandt mit lat. *mālus* ,Mast', irisch *maide* (aus **mazdi̯o-*) ,Stock, Stange' vgl. Walde EW.² 457, Torp bei Fick Vgl. Wb. III⁴ 318, Schrader Reallexikon 115, Meringer IF. XXI 303. Öfter erscheint in germ. bezw. durchs Germanische vermittelten Lehnwörtern ein anderer Intonationstypus : skr. *pȍp, pȍst, skȍt,* sloven. *pòp, pòst, skòt* usw.

Mit der fallenden Intonation von *mostъ* vergleiche man noch

sloven. *štŕk* ‚Storch', skr. *štȓk* aus ahd. *stork*, *storah* usw. : gr. *τόργος* ‚Geier', s. Torp bei Fick Vgl. Wb. III [4] 487, Miklosich EW. 322.

Skr. *tûđ*, *túđa* ‚fremd' (Vuk) sloven. *tûj*, *túja* ‚idem' (Pleteršnik) russ. *чужóй* aus urslav. **tjūdjъ* gehört als *i̯o*-Adjektiv zu got. *þiuda* ‚Volk', *þai þiudō* ‚die Heiden' und setzt ein slav. **tjudъ* voraus, wovon **tjudjъ* eine Ableitung sein müßte, wie aruss. *Volodimĕrь* : *Volodimĕrъ*, *Jaroslavlь* : *Jaroslavъ* usw.

Sloven. *pôlk* ‚Regiment' skr. *pûk* ‚Volk' : lit. *pul̃kas*, Haufen, Schar' : ahd. *folc*, anord. *folk* aus **fulkam*, s. Torp bei Fick Vgl. Wb. III [4] 235, Miklosich EW. 236.

Sloven. *nabôzec*, *nabôžec* ‚Naber, Bohrer', čech. *nabozec* geht über **nabozĕsъ* auf germ. **nabōgaizaz* ‚Nabenbohrer' zurück, das auch in finn. *napakaira*, ahd. *nabagêr* vorliegt vgl. Torp bei Fick Vgl. Wb. III [4] 295, Miklosich EW. 211, Setälä Finn.-ugr. Forsch. XIII 415.

Danach ist die Auffassung von **gǫ̂sь* : sloven. *gǫ̂s*, *gosî* als eines altgerman. Lehnworts durchaus nicht schwierig. Die Intonation des Wortes wird noch begreiflicher, wenn man bedenkt, daß eine fallende Intonation ursprünglich auch in der slav. Entsprechung von lit. *žąsìs* vorgelegen haben muß (vgl. lit. Acc. *žą̃si̯* N. pl. *žą̃ses*) und dieses Erbwort **zǫ̂sь* kann das aus dem Germanischen entlehnte *gǫsь* beeinflußt haben.

Um zu Meillet's Gesetz zurückzukehren, so muß in Erinnerung gebracht werden, daß er Dissimilation nur bei anlautenden Palatalen annimmt und sie durch die Wirkung inlautender Zischlaute eingetreten sein läßt. Auslautende *-s*-Laute hätten somit eine dissimilatorische Wirkung nicht ausgeübt. Wenn daher slav. *sь* ‚dieser' aus idg. **k̂is* vorliegt (vgl. lit. *šìs* got. *himma daga* usw. s. Trautmann Balt.-slav. Wb. 304) dann wäre das nach ihm lautgesetzlich.

Immerhin ist auch so auffallend, daß von slav. *slovo* aus idg. *k̂levos* keine Spur einer Form mit entpalatalisiertem anlautendem *k̂* sich erhalten hat, denn in den andern Kasus außer N. Acc. sing. (also in allen Pluralkasus) finden sich hier (*slovese*, *slovesi*) Bedingungen, unter denen die Dissimilation hätte eintreten müssen.

Weniger als diese Fälle, in denen analogische Beeinflussung durch N. Acc. s. *slovo* angenommen werden müßte, stimmen zu Meillet's Gesetz andere Fälle. Agrell Zwei Beiträge (Lund 1918) 2 ff. hat schon darauf hingewiesen, daß slav. *svistъ* ‚das Zischen' : aisl. *hvīsta* usw., sowie slav. **sьrstь* (abg. *srьstь*) ‚Haar' : ahd. *hursti* ‚cristas' gegen das Gesetz sprechen, ganz abgesehen von Fällen wie abg. *slyšati* und *sluchъ*, wo *s* nach *-u*-Vokal sich zu einem andern Sibilanten entwickelte. Auch erinnert er an abg. *srьšenь* ‚Hornisse' : lit. *širšũ*.

Gegen diese Argumente kann man allerdings einwenden, daß Fälle mit *ch* bezw. *š* aus *s* nach Meillet nicht in Frage kommen, weil nur *s*-Laute, nicht aber *š*-Laute die Dissimilation bewirken und im Slavischen konnte nach *i- u-*, *r- k*-Lauten ein idg. *s* bereits vor Wirkung dieses Dissimilationsgesetzes zu *š* (daraus weiterhin *ch*) geworden sein. Ferner könnte die Beweiskraft des Falles *svistъ* durch den Einwand in Frage gestellt werden, dieses Wort sei lautnachahmend. Doch auch dann bleibt gegen Meillet das Beispiel *sьrstь* bestehen.

Sonst könnte noch russ. *sízyj* ‚graublau, grau, taubengrau' (zur Sippe vgl. Miklosich EW. 297) angeführt werden. Es liegt nahe, wie inzwischen auch H. Petersson Balt.-slav. Wortstudien (1918) 27 ff. gesehen hat, es mit lit. *šė̃žė, šė̃žis* ‚Amsel, Schwarzdrossel' (Kurschat, Lalis s. v., Elisonas Zoologijas terminų žodynėlis Kaunas 1920 S. 86) zusammenzustellen. Zum Ablaut vgl. aind. *dhītás* ‚gesogen, getrunken' : lit. *dėlė̃* ‚Blutegel' s. Brugmann Grdr. I² 486. oder lit. *sýkis* ‚Hieb' : abg. *sěkǫ* ‚seco'. Zur Bedeutung verweise ich auf alb. *mełɜϊε* f. ‚Schwarzdrossel', Elbassan : *mułeja* (Weigand Alb. Wb. 58) geg. *mułíjε* f. idem (Baškimi) Škodra : *mułibarδ* ‚tordo', *mułizez* ‚merlo' (Jungg s. v.) : griech. μέλαινα (s. Verf. Studien zur alban. Wortforschung Dorpat 1921 S. 42 ff.), sowie auf anord. *sūsvǫrt* f. ‚Schwarzamsel' = ‚die ganz schwarze' (s. Torp-Falk bei Fick Vgl. Wb. III⁴ 543).

Gegen Meillet spricht dann noch: abg. *sosna* ‚abies' bezw. ‚pinus silvestris', wenn es als ‚grauer Baum' auf idg. **k̂asnā* zurückgeht. Es stellt sich dann zu lat. *cānus* ‚grau' (aus **casnos*), sabin.-lat. *cascus* ‚alt', osk.-pälign. *casnar* ‚senex', ahd. *hasan* ‚grau', apr. *sasins* ‚Hase', aind. *çaçáḥ* (aus **çasás*) usw. Vgl. Walde

EW.[2] 124, Trautmann Apreuß. Sprachd. 420. Zur Entstehung eines Baumnamens von einer Farbenbezeichnung vgl. man urslav. **berstъ* ‚Ulme' : got. *baírhts* ‚glänzend', gr. *λεύκη* ‚Pappel' : *λευκός* ‚weiß', vlat. *alba* ‚Weißpappel' : *albus* ‚weiß', urslav. **berza* ‚Birke' : alb. *barδ* 'weiß' u. a. Ich verweise noch auf Mickiewicz Pan Tadeusz IV v. 812 : . . . wyrasta szara sosna dymu.

Wegen der Wortbildung ziehe ich diese Deutung von *sosna* derjenigen vor, die es auf **sapsnā* als ‚saftiger Baum' zurückführen will (so Mikkola IF. 23, 126, Pogodin РФВ. 32, 125).

Es bleibt als einziges diskutables Beispiel zugunsten des Meillet'schen Gesetzes: ursl. *kosa* ‚Sichel, Sense' : aind. *çastrám* ‚Messer'. Dem stehen aber mehrere sicher widersprechende Fälle wie *sьrstь, sosna, sizъ* gegenüber, vgl. auch noch skr. *zv̑rst* ‚Art weichen Steines' : lit. *žvir̃zdai* (bei Trautmann Balt.-sl. Wb. 375), sowie slav. **sernъ* ‚Rauhreif' : lit. *šer̃kšnas* (Trautmann a. O. 303). Mir erscheint danach das Dissimilationsgesetz unhaltbar, denn bei *kosa* : *çastrám* kann es sich ja um Gutturalreihenwechsel handeln (vgl. auch noch Berneker EW. I 581), wie bei lit. *akmũ* : *ãšmens*, slav. *skokъ* : lit. *šoku* ‚springe', slav. **zolto* : *žьltъ*. Schließlich wäre auch eine Trennung von *kosa* und *çastrám* möglich, denn auch auf Gleichungen wie *ϑεός* : *deus* werden keine Lautgesetze aufgebaut.

Leipzig M. Vasmer

Nochmals der Name Preßburg

J. Melich hat in dieser Zeitschr. I 79 f. über die Namen von Preßburg gehandelt und gegenüber M. Weingart (Sborník Filozofické Fakulty University Komenského Nr. 17, S. 113—131) überzeugend nachgewiesen, daß Preßburgs heutiger slovak. Name *Bratislava* ein Werk bewußter Etymologisierung des 19. Jahrh. ist und vorher keine Geschichte hat.

Eine Reihe von Bedenken erheben sich aber gegen seine Ableitung des als Bestimmungswort verwendeten asl. PN. Hier ist der in den Admonter Annalen zum Jahre 907 erwähnte älteste Beleg *Brezalauspurc* (zu lesen: *-purc*) nicht genügend

berücksichtigt, trotzdem Melich die Glaubwürdigkeit der betreffenden Notiz nicht für ausgeschlossen hält. In Wirklichkeit ist gegen Klebel's Gleichstellung mit Preßburg (Mitteil. der Ges. f. Salzburger Landeskunde 61, 33—54) nichts einzuwenden. Die Schlacht von 907, in der der bairische Heerbann geschlagen wurde, wird an der Grenze des bair. Gebietes stattgefunden haben, das damals noch über Niederösterreich hinausging (mit Ausnahme des zum großmährischen Reiche gehörenden nördlichen Teiles). Der Donauweg ist die alte Völkerstraße, auf der schon einst die Hunnen und Avaren nach Westen gezogen waren. Noch Aventin nennt diese Entscheidungsschlacht die „Preßburger". Wenn auch die Admonter Annalen in der Schrift des 12. Jahrh. aufgezeichnet sind, so gehen sie doch auf ältere Vorlagen zurück und scheinen die vorgefundenen Formen von ON. zum Teil gut bewahrt zu haben. Ein paar Zeilen vor Preßburg steht z. J. 881 der älteste althochd. Beleg von Wien: Primum bellum cum Vngaris ad *Weniam* noch mit altertümlichem *ē* (in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. ist sonst schon *ie* herrschend). Deshalb muß *Brezalauspurc* als Namensform von 907 gewertet werden.

Melich leitet richtig den čech. PN. *Břetislav* vom asl. **Bŕęcislav* ab. Den deutschen Namen aber auf ein **Bŕęcislaus-*, **Bŕacislauspurg* zurückzuführen ist lautlich nicht einwandfrei. Keiner der späteren Belege des 11/12. Jahrh. *Brezisburg*, *Brezizburc*, *Brezizburch*, *Preslawaspurch*, *Bresburg* verlangt die Lesung *Bretzis-*, alle lassen sich mit mhd. *z* = nhd. *ss* lesen. Man müßte eine hier schwer erklärbare Umwandlung *Bretzis-* > *Bressis-* annehmen, um zur heutigen Namensform zu gelangen.

Ferner wäre dann zu fragen, warum nicht in diesem Namen der für asl. stimmhaftes *b* vom 9.—13. Jahrh. geltende Lautersatz durch das altbair. stimmhafte *v* begegnet wie in mähr. *Vrenspitz* < čech. *Branišovice*, oberöst. *Frensdorf*, urk. *Vratessendorf* (z. asl. PN. *Brateša*), steir. *Fressnitz* < slov. *Brěznića* u. v. a. Der deutsche Name müßte dann bis mindestens in die erste Hälfte des 9. Jahrh. zurückgehen, in eine Zeit, in der noch Ersatz durch altbair. *p* (< *b*) möglich war (wie in *Pielach* in NiedÖst., *Perschling* < **Bělá*, **Berzьnika*). Das ist deshalb wieder kaum wahrscheinlich, weil die Anlage der Burg wohl in

die Zeit der beginnenden Magyareneinfälle gehört, also erst seit den letzten Jahrzehnten des 9. Jahrh. notwendig gewesen sein wird (881 der erste Zusammenstoß mit den Magyaren bei Wien!).

Der wichtigste Grund aber gegen Ansetzung des asl. PN. *Břęcislav* ist, daß die deutsche Form von 907 keinen Nasal mehr aufweist. Wohl erfolgt der Schwund des Nasals auf čech. und slovak. Boden im 10. Jahrh. aber erst in der zweiten Hälfte. Der älteste Beleg für den Nasalschwund aus einer Originalurkunde ist 996 *Lusizi* (< **Lǫžici*; Friedrich, Cod. dipl. Boh. I 46). Aus der ersten Hälfte des 10. Jahrh. stammt aber noch die deutsche Form *Wenzel*, latinis. *Venceslaus* < ačech. *Vęceslav*, aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. noch deutsches *Zwentipolk*, *-bold* < *Svętipъlk*. Da der Name von Preßburg schon mindestens im Anfange des 10. Jahrh. im deutschen Munde war, wäre deshalb eine Form mit Nasal zu erwarten.

Erwägt man weiter, daß die versuchte Ableitung nur durch die modernen čech. und slovak. Formen *Břeclava*, *Bratislava* nahe gelegt wird, so berechtigen nun die angeführten Bedenken, nach einer einwandfreieren Ableitung des Namens zu suchen. Sie ist gegeben durch den asl. PN. *Prěslav*, für den Melich selbst S. 86/87 Belege, auch in der Verwendung in ON., bringt.

Die bair. Grundform seit dem Ende des 9. Jahrh. ist **Pres-lau̯espurc*. Asl. *ě* kann auch durch bair. *e* wiedergegeben werden, vgl. in den Alpenländern *Vellach*, *Fressen*, *Reggen* < *Bělá*, *Brězno*, *Rěka* (dazu noch Verf., Bayer. Hefte für Volkskunde 9, 72). Einen deutschen Umlaut *'a* > *e* von **Braćislauispurc* im 10/11. Jahrh. etwa anzunehmen (Melich 91) ist bedenklich. *b-* für asl. *p-* ist im Abair. im Anlaute nur graphisch, weil hier seit dem 8. Jahrh. nur *p* gesprochen wurde. Wir verstehen dann auch die konsequenten Schreibungen mit *z* — nhd. *ss*, wiewohl das hier nicht selbstverständlich ist. Denn vor *l* wie überhaupt vor stimmhaften Konsonanten kannte das Abair. nur einen stimmhaften *ž*-Laut, so daß dann, wenn fremdes *s* im Silbenanlaut stehen sollte, eher die Affrikata *ts* (*z*) eintreten konnte, vgl. *Bunzlau* in Böhmen und Schlesien < **Bole-slau̯-jь* (deutsche Grundform **Boĭ-zlau*, mit Dissimilation *Bun-zlau*). Wurde das *s* aber in der deutschen Aussprache zur vorhergehenden Silbe gezogen,

d. h. war im Deutschen die Silbentrennung *Pres-lau*, so konnte natürlich mhd. *zz* für slav. *s* gesprochen werden. Der Beleg von 907 *Brezalauspurc* erklärt sich dann als altbair. Form mit Zwischenvokal. Die deutschen Formen des 11/12. Jahrh. *Brezis-*, *Bres-* neben *Preslawaspurch* zeigen die in der deutscher Ortsnamengebung bisweilen auftretende Erscheinung des Schwundes von Mittelgliedern, indem der zusammengesetzte PN. als zweigliedrig gefühlt wurde. Ähnlich wie in Zusammensetzungen Sonntagabend, Traunseestein, mhd. *biscoftuom* u. a. der Mittelteil schwindet und schon in der Bildung fallen gelassen werden kann (Sonnabend, Traunstein, mhd. *bistuom*), so auch in ON. (vgl. Hersfeld, 778 *Heriulfisfelt*, schon 1018 *Heresueld*; Förstemann II^{1} 1265).

Das Ergebnis ist dasselbe, zu dem Melich gelangt ist. Falsche Lesungen der urkundl. Belege einerseits (der älteste von 907 ist erst seit 1921 bekannt), Analogie von Lundenburg-Břeclav < **Bręcislavjь*, latinisiert *Bratislavia*, anderseits haben zur künstlichen Bildung des slovak. ON. geführt. Der Name Preßburg aber zeugt von deutscher Bevölkerung seit mindestens einem Jahrtausend.

Prag — Ernst Schwarz

Dualspuren in der nominalen Deklination des Russischen

Die Kategorie des Duals begann im Russischen seit dem 13., 14. Jahrh. allmählich zu weichen und verschwand endlich ganz als lebende Norm aus der Sprache. Heute kennt weder das Großruss. noch das Klein- oder Weißruss. den Gebrauch des Duals als einer besonderen, vom Sprachgefühl empfundenen Kategorie. Dieses hindert natürlich nicht die eine oder andere Sprache, gewisse Formen, die ihrer Entstehung nach Duale sind, sowie lexikalische Varianten in der Form erstarrter Duale oder Neubildungen von ursprünglichen Dualformen zu verwenden. Der Gebrauch dieser Reste des früheren in sich geschlossenen Dualsystems wird mitunter auch als Überbleibsel des untergegangenen lebenden

Systems, als Archaismus der Sprache empfunden. So sind nach Karskij (Бѣлоруссы II 2, 143—144) im Weißrussischen z. B. die Dualformen „recht verbreitet“. Sie sind jedoch möglich nicht nur in Verbindung mit dem Zahlwort 2, sondern auch mit 3 und 4, d. h. bei einer solchen Anwendung der Dualformen müßte vom Standpunkt des Sprachgefühls ein gewisser Widerspruch entstehen mit dem Prinzip der Zweiheit selbst als lebender Sprachkategorie. Tatsächlich wird dieser Widerspruch von der Sprache nicht empfunden, weil die Kategorie des Duals im Weißruss. keine lebende Sprachnorm ist, sondern nur in zufälligen Überresten von Alters her traditionell bewahrt wird. Vgl. hierzu auch, daß im Weißruss. Dualformen nur von fem. und neutr. Substantiva möglich sind, z. B. 2, 3, 4 руцѣ́, назѣ́, сялѣ́, бядзѣ́, ха́цѣ u. ä.; bei den masc. Substativa wird in diesen Fällen der Plural gebraucht. Auch hieraus ist wiederum ersichtlich, daß die tatsächliche Anwendung der genannten Formen mit dem Wesen der Zweiheit nicht übereinstimmt, denn diese ist in keiner Weise an die Kategorie des Geschlechtes gebunden. Gleichermaßen gebraucht das Kleinrussische Dualformen. So hat man z. B. in den west-klr. Dialekten, die viel Altes erhalten haben, Dualformen gefunden, in einer Reihe von Monographien werden sie aber als „Überreste“ behandelt. Und tatsächlich sind sie vereinzelt im Ugroruss.: ру́цьі, но́зьі, му́дьі (Verchratśkyj Знадоби I 70), ferner im Dialekt der galiz. Lemken: руцьі, нозьі, дві бритві (Verchratśkyj 125), etwas häufiger sind sie im Doliu̯śkyj (ib. 70) oder Bat'ukovśkyj Dialekt (ib. 45, 48); im allgemeinen kommen sie aber nur als Überreste vor, die in keiner Weise für ein Dualsystem sprechen. Vgl. auch hier den Gebrauch der Dualformen nur nach den Zahlwörtern 2, 3, 4 und wiederum nur von fem. oder neutr. Substantiva (die einzige Ausnahme bildet das Wort у́са).

Noch weniger Spuren des Duals finden sich auf großruss. Gebiet. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß der Nom. dual. der Substantiva unabhängig vom Geschlecht in diesen Dialekten früher systematisch durch den Gen. sg. ersetzt wurde. Vgl. entsprechend den ursprünglichen Verbindungen два, оба бока́, сыны́, гости́, двѣ, обѣ женѣ́, селѣ́, волости́ die heu-

tigen schriftsprachlichen два, двѣ mit dem Gen. sg. der Substantiva unabhängig vom Geschlecht — два, оба бо́ка, сы́на, го́стя, села́, двѣ, обѣ жены́, во́лости. Diese Gesetzmäßigkeit in der Beseitigung des Duals verdeutlicht besonders die Zufälligkeit und Altertümlichkeit der vereinzelt erhaltenen Dualbildungen im Großruss. Das Sprachgefühl verbindet sie durchaus nicht mit der Vorstellung einer Zweiheit; sie brauchen nicht unbedingt mit dem Zahlwort 2 verbunden zu werden und treten funktionell als Pluralformen auf.

Früher hatten die masc. Substantiva im Nom. — Acc. — Voc. dual. drei verschiedene Endungen *-a*, *-i* und *-y*; die erste lag bei den Stämmen auf **-o-* vor, die zweite bei denen auf **-i-*, die dritte bei denjenigen auf **-u-*. Von diesen ist die zuletzt genannte Endung spurlos aus der Sprache verschwunden; die erste und zweite, *-a* und *-i*, fielen lautlich mit der entsprechenden Genitivendung zusammen. Bei den Substantiva mit beweglichem Akzent bestand jedoch ein Unterschied zwischen diesen beiden Formen: waren sie im Gen. sg. stammbetont, so lag der Akzent im Nom. dual. auf der Endung. Späterhin verlor ein großer Teil solcher *o*-stämmigen Substantivformen für das Sprachgefühl ihre Dualbedeutung und erhielt die Funktion des Plurals vgl. Nom. plur. берега́, бока́, глаза́ u. a.; ein Teil davon wurde dagegen, da sie lautlich vollkommen mit dem Gen. sg. übereinstimmten, auch als Gen. sg. gebraucht, jedoch nur in Verbindung mit dem Zahlwort 2, späterhin auch mit 3 und 4. Auf diese Weise erhielt man für die gleichen Substantiva einerseits stammbetonte, andrerseits endbetonte singularische Genitivformen; die ersteren bedienten einen jeden Genitiv auch nach den Zahlwörtern 2, 3, 4; die letzteren, endbetonten, wurden zuerst nur nach 2, 3, 4 gebraucht, späterhin wurden sie aber auch in den übrigen Fällen angewandt und wurden dadurch zur allgemeinen Genitivform. Spuren solcher Formen sind in der Schriftsprache[1]) erhalten — два шага́, два часа́, два ряда́, два раза́[2]). Die Volkssprache bietet hierfür ein reicheres Material. Vgl.:

---

1) Vgl. die gleiche Form im klr. два года́ (Šachmatov Лекціи III 324). 2) Vgl. II три раза́ мнѣ снился тотъ же сонъ.

Два-тѣ глаза́ уснули, а третей-то нѣтъ. Gouv. V'atka Kr. Kotel'nič (Zelenin Ск. 65).

Два бѣса́ пришли стары розста́рые. ib. (S. 149).

Два барскихъ дама́. Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 149).

Два, три раза́. Gouv. Novgorod Kr. Kirillov (Sokolovy 254); Gouv. und Kr. Kostroma (Vinogradov 67); Gouv. Vladimir Kr. Melenki (Pr. 247), Gouv. Petersburg Kr. Peterhof (Pr. 5), Kr. Luga (РФВ. XL (1898) 112); Gouv. Smolensk Kr. Bel'sk (Smirnov Ск. II 527).

Два ряда́ Gouv. Tver' Kr. Kašin (Smirnov 98); Gouv. Moskau Kr. Vereja (Извѣстія X 2, 374), Kr. Ruza (РФВ. XLVI (1902) 124); Gouv. Tver' Kr. Zubcov (Pr. 60); Gouv. R'azan' Kr. Kasimov (Pr. 47), Gouv. Kursk Kr. Dmitrievka (Pr. 236); Gouv. Kaluga Kr. Žizdra (РФВ. XLIX (1903) 329), Kr. Meščovsk (V. Černyšev 149); Dongebiet (Pr. 42, 2); Terekgebiet (РФВ. XLIV (1900) 84); Sibirien Kr. Birsk (Pr. 112).

Два вала́ (vom Worte вал, ва́ла) Gouv. Moskau Kr. Ruza (РФВ. XLVI (1902) 124).

Три гуся́ Gouv. und Kr. Kostroma (Vinogradov 62).

Auch Wörter mit unbeweglichem Akzent konnten durch Analogie in Verbindungen mit 2, 3, 4 mitunter endbetont werden. Hierher gehören z. B. три брата́ Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 149); Gouv. Kursk Kr. Dmitrievka (Pr. 236); Gouv. Kaluga Kr. Žizdra (РФВ. XLIX (1903) 329). Vielleicht hat dieser Zusammenfall alter endbetonter Dualformen mit wurzelbetonten singularischen Genitivformen jene Substantiva mit beweglichem Akzent beeinflußt, die im Gen. sg. nicht wurzel- sondern endbetont sind. Von den verhältnismäßig zahlreichen Fällen dieser Art lassen sich folgende anführen:

с берега́ Gouv. Olonec Kr. Kargopol' (Kolosov Зам. 123),
из дама́ Gouv. R'azan' Kr. Jegor'jevsk (Извѣстія V 2 Anhang 17),
кола́ Gouv. Moskau Kr. Ruza (РФВ. XLVI (1901) 137).

Puškin Бор. Годун. — И три раза́ ихъ мракъ вечерній покрывалъ. V. Majkov Игрокъ ломбера I, 11. — Проскакала проплясала въ хороводѣ три раза. Čulkov Werke I 130.

Съ одного края небесъ Deržavin I 497,
от рода́ — Kr. Novgorod (РФВ. XL [1898] 102), Kr. Moskau (Černyšev 54), Gouv. Kursk Kr. Sudža (Rězanova 218).
роя́ Deržavin Водопад I 321,
пола́ Gouv. Moskau Kr. Klin (Černyšev 15),
дать раза́ Gouv. Perm' (MAH. 193); Всадить тебѣ въ бокъ-то раза́ M. Gor'kij На плотахъ I
чающе часа́ смертнаго Домострой VI 21; с того часа́ V. Majkov Сорока, галка и сол. (ebenfalls Čulkov, Sumarokov, Lomonosov, Ablesimov, Kapnist, Kn'ažnin, Deržavin, Chemnicer, Dmitriev, Krylov).
с вечера́ Gouv. Tver' Kr. Kašin (Smirnov 98).
шага́ Bat'uškov, Dmitriev, Krylov.
гвоздя́ (neben гво́здя) Gouv. und Kr. Kostroma (Vinogradov 68),
гуся́ Gouv. und Kr. Kostroma (ib. 62), Gouv. Kursk Kr. Sudža (Rězanova 218) u. a.

Natürlich konnte eine solche Betonung über den Genitiv hinaus auch in alle andere Kasus eindringen und dadurch ein Wort aus der Substantivkategorie mit beweglichem Akzent in diejenige mit unbeweglichem versetzen. Vgl. neben Gen. раза́ Dat. разу́ Gouv. und Kr. Kostroma (Vinogradov 67), oder die Formen des Instr. sg. под боко́м Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 148); Gouv. Orel Kr. Br'ansk (Pr. 259); Gouv. Tula Kr. Novosil' (Pr. 77); Gouv. Kursk Kr. Grajvoron (Pr. 279); Kuban'gebiet (Живая Старина XIII 3, 360); Gouv. Moskau Kr. Ruza — по́д боком und под боко́м (РФВ. XLVI (1901) 134); вецёро́м Gouv. Archangel'sk Kr. Onega (Pr. 41); коло́м und ко́лом Gouv. Tver' Kr. Zubcov (Pr. 60); Gouv. Moskau Kr. Ruza (РФВ. XLVI (1901) 137); Gouv. Tula Kr. Novosil' (Pr. 77); под мосто́м Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 148); Gouv. Tula Kr. Novosil' (Pr. 77), под низо́м Gouv. Tver' Kr. Kašin (Smirnov 99); Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 148); под носо́м Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 118); Gouv. Tula Kr. Novosil' (Pr. 77); под поло́м Gouv. Tula Kr. Novosil' (Pr. 77); обухо́м Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 148); Gouv. Orel Kr. Br'ansk (Pr. 259); рядо́м Gouv. und Kr. Novgorod (РФВ. XL (1898) 102); Gouv. Petersburg Kr. Luga (ib. 112); Gouv. V'atka Kr. Uržum

(Magnickij 56); часóм Gouv. und Kr. Kostroma (Vinogradov 63), Kr. Kinešma (Pr. 66); шагóм (V. Majkov Дѣтина и конь) u. a. Bezeichnend sind in dieser Beziehung gleichfalls einige Genitivformen mit betontem *-u*. Ihrer Entstehung nach waren es nämlich Formen auf *-u*, bei denen der Akzent nicht auf die Endung verschoben wurde, sondern auf dem Stamm verblieb. Zweifellos muß man sich in einigen Fällen das betonte *-ú* im Gen. sg. unter Einfluß des betonten *-á* der Dualform dieser Substantiva entstanden denken, die in ihrer Funktion mit dem Gen. sg. zusammengefallen ist. Vgl. als Beispiele solcher Formen mit betontem *-ú* im Gen. sg.: у берегý Gouv. Novgorod Kr. Belozero (Kolosov Зам. 22); свалý Adv. ‚гурьбой' Gouv. Kazan' Kr. Tet'uši (МАН. 63; Доп. к Оп); без вѣсý Gouv. und Kr. Perm' (S. Obnorskij); до вѣтрý Gouv. Jenisejsk (Seliščev 81); с того годý Gouv. V'atka Kr. Jaransk (Pr. 59); из-задý Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk (Hilferding 545); передý Gouv. Novgorod Kr. Kirillov (Sokolovy Ск. 255); спередý Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk (Hilferding 545); с разý-ту не упомнишь Gouv. V'atka (Zelenin 6); сразý Adverb Gouv. Novgorod Kr. Ust'ug (РФВ. XVIII (1887) 237); а съ одного вѣдь-то разý я все пóшибалъ Gouv. Olonec Kr. Pudož (Hilferd. 230); два разý ib. (Mansikka 157, 162); без рядý, со рядý Gouv. Simbirsk (Kir. II 5); от часý дорога лучше и лучше Gouv. Novgorod Kr. Belozero und Kirillov (Sokolovy Ск. 18, 231); с часý на час Gouv. R'azan' Kr. Jegor'jevsk (Šachmatov Извѣстія XVIII 4, 215); ни одново часý Gouv. Novgorod Kr. Kirillov (Sokolovy Ск. 237) u. a.

An dieser Stelle kann endlich auch das Wort рукáв behandelt werden. Im Großruss. hat es jetzt einen unbeweglichen Akzent auf der Endung vgl. dazu serb. *rùkāv, rukáva*. Es liegen jedoch Gründe vor zur Annahme, daß es sich hierbei um einen sekundären Akzent handelt. Der Loc. sg. lautet dial. в рукавý Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk, außerdem hat das Gemeingrr. im Nom. pl. die Form рукавá. Diese beiden Tatsachen weisen darauf hin, daß man für die alte Form keine Endbetonung anzunehmen hat, sondern einen beweglichen Akzent auf dem Stamm. Eine solche Form erweist auch das Klr., wo sie рукáв, ру-

кáва lautet[1]); vgl. auch рукáвы Gouv. Kaluga Kr. Žizdra und Mosal'sk (Šachmatov Лекціи III 328). Die heutige grr. endbetonte Form ist somit durch Verbreitung und Durchführung durch das ganze Deklinationssystem der alten Genitivform рукавá zu erklären, die aus der Verbindung два рукавá verallgemeinert worden ist und die Pluralform рукавá hervorgerufen hat[2]).

Der Nominativ dual. hatte bei den fem. und neutr. Substantiva die gleiche Endung -ě bei nicht palatalem Wurzelauslaut und i bei palatalem: женѣ, селѣ : доуши, поли. Im Grr. sind einige Überreste dieser Bildungen erhalten. Außer руцѣ, нозѣ, die mitunter in Liedertexten, hauptsächlich den sog. духовные стихи, als kirchenslavisch empfundene, der eigentlichen lebenden Sprache fremde Formen vorkommen, lassen sich noch einige Dualformen angeben, die sich in der Volkssprache erhalten haben oder von den Schriftstellern vor nicht allzu langer Zeit gebraucht wurden. Von den fem. Substantiva gehören hierher folgende: брылѣ́, брылéй ‚Lippen' Gouv. Tambov (Оп. обл. слов.); im Gouv. V'atka wird diese Form nur in bezug auf Hunde gebraucht (MAH. 42); Gouv. Kursk ohne Angabe der Bedeutung (Chalanskij 14)[3]); лылѣ́ plur. ‚der untere Teil des Gesichts'.

---

1) Im Ugror. auch *rukávy* (O. Brok, 84).

2) Unklar ist der Hinweis Buslajev's (Ист. грамм. I 240) auf устнá ‚рот и губы' Gouv. Vladimir und Nižni-Novgorod als einen Überrest des Duals. Es handelt sich hierbei entweder um das aruss. оустьна fem. ‚Lippe' auch ‚Mund', das dank der letzteren Bedeutung als nicht volkstümliches Wort in die Katogorie der Pluralia tantum neutr. übergegangen ist. Vgl. Gen. pl. устенъ (и каждое слово устенъ твоихъ Kn'ažnin Неуд. примирит. II 4; и отъ сомкнувшихся устенъ дыханье отлетѣло Žukovskij Громобой); oder es ist eine Neubildung von der alten Dualform оустьнѣ unter Einfluß des bedeutungsverwandten устá neutr.

3) Etymologisch ist das Wort unklar. Aus den Dialekten geht hervor, daß seine Form schwankt. Vgl. брылá, -ы́ ‚Lippe' Gouv. Vologda, V'atka, Perm', Tula (MAH. 193); Gouv. Perm' Kr. Šadrinsk (S. Obnorskij); у меня потрескалась верхняя брыла Gouv. V'atka (MAH. 42); Gouv. Jenisejsk (Krivošapkin II Anh. 42). Брылы́ plur. ‚Lippen' Gouv. Perm' (MAH. 131) Kr. Perm' Ochan' und Solikamsk (ib. 133); брылы́ ‚рыло' Gouv. Kostroma Kr. Pošechoń (ib. 169). Mit anderer Betonung бры́лы ‚Lippen' Gouv. Orenburg (ib. 122). Ohne Angabe der Betonung брыла plur. ‚Lippen' Gouv. Vatka (ib. 44). In

Оботри-ко лылѣ: замулы́ндался больно Gouv. Tobol'sk (Оп. обл. слов.)[1]); скулѣ́ ‚Kinnbacken' Gouv. Kursk (MAII. 88; Chalanskij 14), Dongegend (Pr. 42, 2). Скулѣ́ на́-бок сварачу́. Kr. Voronež (Dikarev Пам. кн. Вор. губ. für 1892 S. 85).

Diese Wörter scheinen alle in Angleichung an den kslav. Stil gebildet und vielleicht aus Seminaristenkreisen hervorgegangen zu sein. Einen ähnlichen Charakter tragen die folgenden Bildungen sächlichen Geschlechts:

Мурлѣ́ Gouv. Kursk (Chalanskij 14); мудѣ́ (vgl. ugror. му́дiь Verchratśkyj Знадоби I 66); Gouv. Kursk (Chalanskij 14); Dongebiet (Pr. 42, 2); Terekgebiet (РФВ. XLIV (1900) 79); шулѣ́ Dongebiet (Pr. 42, 2).

In der älteren Schriftsprache kommen als ksl., heute bereits veraltete Formen die alten Duale вѣжди und крылѣ vor. Die erste Form findet sich bei Radiščev (Сомкнувъ вѣжди, Бова), Deržavin (Тучныя вѣжди подъемля Deržavin Срѣтенiе 1811) und Kapnist (Закроетъ темны вѣжди мнѣ Kapnist На дружество).[2]) Doch nicht nur Deržavin I 156, II 164, III 401 gebraucht die Form крылѣ, sondern auch noch Žukovskij (Адельстанъ, Пѣснь барда надъ гр. ол.), Kozlov (Гора Кикинеисъ) und sogar Baratynskij (Наслаждайтесь).

Endlich sind im allgemeinen schriftsprachlichen Gebrauch bis auf heute einerseits колѣни (aus колѣнѣ vgl. двѣсти aus дъвѣ сътѣ), плечи andererseits очи, уши erhalten, die ihrer Entstehung nach Dualformen sind.

Die Form колѣни (vgl. wr. калѣни Karskij Бѣлор. II 2, 188, dagegen klr. колiна) wird neben колѣна gebraucht,

anderer Form брила́, plur. бри́лы ‚половина уст, уста' Gouv. Kostroma Kr. Čuchloma (ib. 85). Mit anderer Betonung: Вишь ты брилы́-то развѣсилъ (d. h. Lippen) Gouv. Nižnij Novgorod Kr. Kn'agin (ib. 101). Ohne Angabe der Betonung брилы: plur. ‚Lippen' Gouv. Nižnij Novgorod (ib. 102). Vgl. im Sprichwort aus dem 17. Jahrh. Ѣлъ смердъ блины да засалилъ брилы (Simoni 160). — Anderer Entstehung wie auch poln. *bryl* ist брыли plur. ‚Spitzen am Povojnik, einem Kopfputz der Frauen', westruss. (Buslajev О препод. от. яз. 349).

1) Vgl. лы́лы f. pl. mit gleicher Bedeutung Gouv. Tver' Kr. Ržev (Оп. обл. слов,). 2) Als fremdes Wort finden wir „вѣжди" im Wörterbuche bei Kurganov (Книга Писмовникъ, 1789).

d. h. dem Nom. pl.[1]), ohne daß weder von Schriftstellern noch in der Volkssprache die eine der Formen bevorzugt wird (vgl. колѣна Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk, Barsov Причит. II 15; колѣни Gouv. Kursk Chalanskij 14, Kr. Obojan' Rězanova Матер. 18; Gouv. Irkutsk Kr. Nižneudinsk Černych 388; колйни Gouv. Vologda Kr. Tot'ma Brok 122; колѣна und колини Gouv. Archangel'sk Kr. Šenkursk Mansikka 114). Was die obliquen Kasus anbetrifft, so wird im Gen. der Form колѣн neben dem seltenen колѣней der Vorzug gegeben (die letzte Form bei Žukovskij Одиссея VI 169, Gogol' Тарасъ Бульба Кар. 6; Turgenev Двор. гнѣздо 34; Tichonravov und Miller Был. 23; Gouv. Vologda Kr. Tot'ma Brok 122; Kr. Kadnikov MAH. 31; Gouv. Archangel'sk Kr. Šenkursk Mansikka 114). Ich erwähne ferner колѣнь, das durch Kontamination entstanden ist: жылы -то болять крух колѣ́нь Gouv. Kazan' Kr. Bogorodick (Budde Изв. III 888). In den andern Kasus kommen dagegen fast ausnahmslos Formen mit einem palatalen *n* vor: колѣням u. a. neben seltenen vom Typus колѣнам (Čulkov Соч. I 181; Bolotov Зап. II 8; Podolinskij I 154, II 29; Kozlov II 92, 208; Lermontov Преступник; Lejkin Из зап. кн. отст. прик., Наши питерск. VII; Gouv. Olonec Kr. Pověnec, Hilferding 103; Gouv. Kursk Kr. Obojan', Rězanova Матер. 12).

Die Form пле́чи (vgl. wr. плечи Karskij Бѣлор. II 2, 188; klr. пле́чі z. B. bei Ševčenko Марія, ugror. пле́чі Verchratśkyj Знад. I 70) wird in der Schriftsprache neben плеча, der Entstehung nach ein Nom. pl., gebraucht. In den Dialekten, die jedoch fast ausschließlich dem ngrr. Gebiet angehören, ist die letztere Form beinahe die einzig normale. Die Akzentstelle ist dabei schwankend: in den rein ngrr. Dialekten vorwiegend Wurzelbetonung (Gouv. Archangel'sk Kr. Šenkursk Mansikka 114; Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk Ončukov Ск. 211, 223; Gouv. Novgorod Kr. Belozero Seliščev 231; Kr. Kirillov Sokolovy Ск. 128; Gouv. V'atka Kr. V'atka Zelenin Ск. 384, Kr. Kotel'nič ib. 118, Kr. Nolinsk Kolosov Зам. 277, Kr. Sarapul S. Obnorskij; vgl. плеча́ Gouv. Archangel'sk Kr. Cholmogory Seliščev 231; Gouv. Kostroma

1) Die Form колѣнья hat eine besondere Bedeutung.

Kr. Kostroma Pr. 264, hier findet man aber auch ein Schwanken der Formen пле́ча und плеча́ Vinogradov 75), in den Übergangs- oder Mischdialekten ausschließlich Endbetonung (Gouv. Tver′ Kr. Kašin Smirnov 88, 96; Kr. Moskau Černyšev 54, Kr. Ruza РФВ. XLVII (1902) 130; Gouv. R′azan′ Kr. Jegor′jevsk Изв. XVIII 4, 215; Kr. Simbirsk Motovilov 11; Gouv. Smolensk Kr. Běl′sk Smirnov Ск. II 513; vgl. ohne Angabe der Betonung Gouv. Astrachan′ Kr. Černojarsk, ib. 691; Gouv. Irkutsk Kr. Nižneudinsk Černych 368). In der Sprache der Schriftsteller findet man die Form плеча im 18. und 19. Jahrh. bis auf unsere Zeit (vgl. Sollogub Мелкій бѣсъ Кар. 14), neben плечи (vgl. bei Žukovskij, Puškin, Fürst V′azemskij, Lermontov, Turgenev, Gončarov u. a.). In der Dichtung ist dabei stets die Endsilbe betont (z. B. V. Majkov Елисей III 15; Kapnist Красота; Žukovskij, häufig; Puškin Евг. Он. VII 30, Гр. Нулин; Fürst V′azemskij, häufig; Jazykov На смерть А. Тютчева, Встрѣча нов. года; Lermontov Черкесы, Посл. сын. вольн., Б. Орша; A. Tolstoj Чужое горе). Vereinzelt findet man nur bei Kozlov dieses Wort mit einer Anfangsbetonung: Небрежное изъ дымки покрывало За плеча къ ней, какъ бѣлоснѣгъ, упало. Kozlov Сонъ. Hieraus müssen wir schließen, daß die Form плеча́ ursprünglich endbetont war. Das dial. пле́ча ist vielleicht zum Teil unter dem Einfluß von Liedern oder überhaupt der rhythmischen Rede entstanden (vgl. das Sprichwort aus dem 17. Jahrh. Попала перепеча въ плеча Simoni 1999; vgl. auch das Rätsel Безъ рукъ, безъ ногъ на плеча скокъ Новгор. Сборник IV 2 S. 3), zum Teil zweifellos auch von der Form пле́чи beeinflußt worden.

Ursprünglich war jedoch плечи selbst endbetont (vgl. im Домострой 42 — на плечи́). Augenscheinlich ist пле́чи aus плечи́ entstanden, weil man bestrebt war, die Dual- von der Pluralform, die auch weiterhin endbetont blieb, akzentuell zu differenzieren. Ein anfangbetontes пле́чи ist sehr früh aufgekommen. Wenigstens liegt diese Betonung sowohl im Großruss. als auch Weiß- und Kleinruss. vor.

In den obliquen Kasus von плечи kommt auch eine Schwankung der Formen vor, die von den Doppelformen плечи und

плеча für den Nom. ausgeht: von плечи wurden die Kasus nach dem Typus der alten *i*-Stämme gebildet, von плеча wurden die weiteren, richtigen *o*-stämmigen Kasusformen erhalten. Heute findet sich daher im Gen. ein Schwanken zwischen плеч und плечей, desgl. hat der Instr. neben dem normalen плечами auch плечми. Vgl. im Gen. 1. плечей Kirša Danilov 75; Gouv. Kostroma (Garelin 78); Gouv. Vladimir (Этн. Сборн. VI библ. 50); Gouv. Tver' Kr. Kašin (Smirnov 98), Gouv. Kaluga Kr. Meščovsk (Černyšev 60); in der Schriftsprache bei Baratynskij II 137, Gogol' (Мертв. души Кар. 8), Turgenev (Двор. гнѣздо 39), F. Sollogub (Тѣни 33, 117, 122); 2. плеч Gouv. Archangel'sk (Kir. IV 8); Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk (Barsov Причит. I 176 u. a.), Kr. Vel'sk (Smirnov Ск. I 151); in der Literatursprache bei Dostojevskij, Čechov; 3. Wechsel zwischen плеч und плечей — Gouv. Archangel'sk Kr. Šenkursk (Kir. I 42, 51, III 82 Mansikka 114), Kr. Kostroma (Vinogradov 75); in der Literatursprache bei Podolinskij (I 165, II 12, 211), Gončarov. Vgl. im Klr. плечей, плечий bei Kvitka (I 10), Ševčenko (Марія), ferner im Dialekt von Bat'ukov (Verchratškyj 46), dagegen den Wechsel von плечъ und плечей bei Kotl'arevskij (Вирг. Ен. 99, 159).

Die Form плечмú hat man beobachtet im Kr. Archangel'sk (Kir. IV 23) im Pečora-Gebiet (Ončukov Был. 316 u. a.); Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk (Hilferding 854; за плéчьма und за плéчьми Ončukov Ск. 222, 298); Gouv. Perm' Kr. Solikamsk (Pr. 181), Gouv. Moskau Kr. Bogorodick (Изв. V 2 Anhang 5); Gouv. Smolensk Kr. Bel'sk (Smirnov Ск. II 533), Kr. Dorogobuž (ib. 578); Gouv. Tomsk im südwestl. Teil (Этн. Сборн. VI 118), Kolyma-Gebiet (Bogoraz 316). Bei den Schriftstellern kommt diese Form seit Kantemir vor (vgl. noch im Sprichwort aus dem 18. Jahrh. Не все плечми, иное и речми Simoni 1167), doch wird sie immer seltener (Lomonosov III 76; V. Majkov Игрок ломб. II 197; Ozerov Дм. Донской V 2; Deržavin II 418, III 90; Bat'uškov Странст. и домос; Lermontov Демон; Odojevskij III 287; A. Tolstoj Садко; F. Sollogub Мелкій бѣсъ 2, 26). Vgl. im Klr. плечмá bei Ševčenko (vereinzelt in Марія neben der gewöhnlichen Form плечима).

Von den Substantiva око und ухо wird als Pluralform in der heutigen Literatursprache очи und уши gebraucht. Es sind ebenfalls ursprüngliche Duale von den entsprechenden Substantivstämmen nicht auf *-es-*, sondern auf **i* (vgl. lit. *akìs, ausìs*). Die erste Form - очи hat in der Literatursprache nur eine beschränkte Verbreitung (sie kommt hauptsächlich bei Schriftstellern und in der Dichtersprache vor), während die zweite уши darin allgemein verbreitet ist. Noch seltener als in der Literatursprache kommt очи in der Volkssprache vor, vgl. das übliche глаз. Hierfür spricht ebenfalls вóки für den Nom. pl., das eine unmittelbare Neubildung nach dem Sing. око ist: Gouv. Smolensk (Dobrovol'skij Wb. 439, 527, 567)[1]). Eine größere Verbreitung kommt dem ähnlich neugebildeten Plural ухи (aus der ursprünglichen Form ýха) zu, vom Worte ухо. Unter anderem begegnet man dieser Form zweimal in den Satiren (II 308 und V 459) von Kantemir (neben der bei ihm sonst üblichen Form уши). Diese Neubildung findet sich im Kr. Novgorod (Solov'jev 7); Gouv. Kazan' Kr. Bogorodick (Изв. III 894, 897); Gouv. Pskov Kr. Cholm (Тр. Моск. Діал. Ком. II 29; Pr. 54); Gouv. Smolensk (Dobrovol'skij Wb.); Gouv. Kaluga Kr. Žizdra (РФВ. XLIX (1903) 323), Kr. Meščovsk (Černyšev 109); Gouv. Tula Kr. Novosil'sk (Budde 26); Gouv. Orel Kr. Br'ansk (Tichanov 41); Gouv. Tambov Kr. Malojaroslavec (Dal' О нар. LXIII); Gouv. R'azan' Kr. Zarajsk (Petrovskaja 39), Kr. R'ažsk (РФВ. XXVII (1892) 247); Gouv. Kursk (Chalanskij 14); Gouv. Voronež (РФВ. XXIX (1898) 179), Dongebiet (Pr. 42, 2)[2]); mit anderer Betonung ухá: Terekgebiet (Karaulov 23). Auch klr. Dialekte kennen diese Form: ugror. und galiz. Lemkendial. ýха Bat'ukov. u. Dolivdial. вýха (Verchratśkyj)[3]). Ursprünglich waren diese Formen endbetont очи́, уши́ (vgl. das Litauische), diese Betonungsart ist aber spurlos

1) Die gleiche Form kommt im Niedersorb. vor: *woka, wokow* neben *wócy* (Mucke 348); vgl. auch *ugror.* (*u̯*)*oka* (O. Brok 91).

2) Bei den Schriftstellern begegnet man der Form ухи, wenn eine Nachahmung des Volksstils bezweckt wird: Только что, это самое, норовилъ я его за ухи схватить ... Čechov Мы и вы. Я тебѣ ухи оболтаю! ... Bunin Деревня II.

3) Vgl. auch niedersorb. *hucha, huchow* neben *hušy* (Mucke 348), ferner polab. *wäucha* (Schleicher 247).

geschwunden. Heute liegt der Ton bei diesen Wörtern gewöhnlich auf der ersten Silbe óчи, у́ши unter Einwirkung des Singulars, der durchgehend wurzelbetont war. Der im Terekgebiet vorkommende neugebildete Nom. pl. ухá mit Endbetonung ist analogischen Ursprungs (сѣно — сѣнá ‖ у́хо — ухá). Andrerseits kam neben dem Nom. у́хи oder у́ши ein neugebildetes endbetontes ухó auf. Diese Betonung begegnet im Gouv. R'azan Kr. Zarajsk (Petrovskaja); Gouv. Moskau Kr. Ruza (РФВ. XLVI (1901) 136).

Da für die Ausgangsform, den Nom., Doppelformen vorkommen, gibt es eine Schwankung auch in den obliquen Kasus. So kommt neben dem normalen Gen. von óчи, у́ши — очéй, ушéй (nach der *i*-stämmigen Deklination) von у́хи — ух (из ух тикёт Gouv. Kazan' Kr. Bogorodick, Gouv. R'azan' Kr. Zarajsk, Gouv. Voronež) noch eine dritte Variante vor — оч und уш: И ясных своих очь да не крестили Gouv. Olonec Kr. Petrozavodsk (Barsov Причит. I 259); мижъ вочъ Gouv. Smolensk Kr. Krasnik (Dobrovol'skij Wb. 407); уш (neben ух) Gouv. Voronež (РФВ. XXIX (1898) 179).

Der alte normale Instr. dual. von очи und уши lautet очима und ушима. Heute ist er nur noch im Weißruss. (Karskij Бѣлор. II 2, 146) und Klr. erhalten (z. B. bei Ševčenko Невольник, іВдьма, Пс. Дав. 43; in den Dialekten dagegen nur das erste — ugror. очи́ма Bat'ukov, вочи́ма Verchratśkyj). Doch sind diese Formen ihrer Entstehung nach sekundär, sie müssen sich aus очьма, ушьма (*i*-stämmige Deklination) entwickelt haben. Wir finden auch tatsächlich im heutigen Russ. neben den normalen Formen очами, ушами — очьми, ушьми[1]). In der Literatursprache gilt die erste Form für veraltet: man findet sie nur bei Kantemir (Сат. III 311, II 152) und Lomonosov (Ода Фенелона I 5), nach Budde Оч. 42 auch bei Dmitriev. Auch in der Volkssprache ist sie, wie überhaupt das Wort око, wenig gebräuchlich. Vgl. im Sprichwort Косъ очьми, кривъ рѣчьми Snegirev 180, ferner im Volkslied: А сама взирала очьми

1) Vgl. das slov. *očmi* (Durnovo Оч. по ист. русск. яз. II 19) ferner klr., wohl dial. ушми, очми (ib. РФВ. XLXII (1902) 136), so z. B. *ugror. učmí* (neben *očima*, Brok 91).

на синее море Kr. Syzran' (Bezsonov I—III 520). Бравью закиваю || Ачьми́ замаргаю Gouv. Kursk Kr. Ščigry (РФВ. X (1883) 173); als Adverb заочми́ Gouv. Jaroslav Kr. Uglič (Слов. Акад. Наук); позаочми́ Kr. Kostroma (Pr. 264). Die zweite Form ушми́ ist in der Literatursprache seit der ältesten Zeit bekannt (vgl. да лоханца съ ушми in einem Verzeichnis aus dem Jahre 1668 Акты Кал. III 190); von den Schriftstellern kennen sie Lomonosov (III 193), Deržavin (I 319, 372 II 105), V. Majkov (Елисей II 366) sogar Lermontov (конь лихой . . . прядетъ ушьми. Демонъ). Ferner kommt diese Form in Bylinen vor: промеж ушми nach einer Hs. aus dem 18. Jahrh. (Tichonravov und Miller 23); Gouv. Archangel'sk Kr. Onega (Kir. I 87; Hilferd. 1052); Gouv. Olonec Kr. Pudož (Rybn. III 50); in Sprichwörtern — Йисть и за ушми́ ни пачэшыть Kr. Voronež (Dikarev 134); in der Umgangssprache — Gouv. Perm' Kr. Solikamsk (Seliščev 233); Gouv. Moskau Kr. Ruza (РФВ. XLVII (1902) 136).

Die obliquen Kasus hatten im Dual aller Deklinationsarten zwei Endungen: *-u* im Gen. Loc., *-ma* im Dat. Instr. In der heutigen Sprache sind sie nur in einigen zufälligen Überresten erhalten. Hierher gehört z. B. das по колѣну in den Bylinen: По колѣну тутъ Добрынюшка во землю сѣлъ Gouv. Olonec Kr. Pověnec (Hilferd. 62), Kr. Petrozavodsk (ib. 777, 1211), Gouv. Archangel'sk Onegagebiet (Kir. II 107). Eine Analogiebildung hiernach ist die Deminutivendung vgl. По колѣночку ножки да во сѐребри Kr. Petrozavodsk (Hilferd. 661, 675). Vgl. noch: И отрубилъ руки бѣлы по локоточку Iв (ib. 662)[1]. Ferner gehört hierher die Form плечью (analogische Umbildung der alten Form плечоу): Онъ кинулъ головушку межу плечью. Gouv. Olonec Kr. Pudož (Hilferd. 365). Endlich hat sich der alte Gen. Loc. очию in der adverbialen Verbindung въ очью[2]) erhalten. Sie ist aus den Bylinen bekannt z. B. Въ очью ты облыгаешъ меня, добрый молодецъ Kr. Archangel'sk (Kir. IV 3) Kr. Senkursk (ib. V 6); Onegagebiet (Hilferd. 1147); Pečoragebiet

1) Году, разу im Nordgrr. два, три году, разу sind keine Dualformen (Buslajev Ист. гр. 240) sondern Gen. sg. auf *-u*.

2) Vgl. klr. в очу́, в ушу (Hrinčenko Wb.).

(Ončukov Был. 265), Kr. Syzrań (Bezsonov I—III 574), wie auch aus den alten Schriftstellern z. B. Čulkov (I 184), Deržavin (IV 484), Gogoĺ (Разм. о бож. литургіи). In der Volkssprache tritt sie als einfaches Adverb вочью auf: Gouv. Archangel'sk (MAH. 192; Доп. къ Оп.); Gouv. Novgorod Kr. Tichvin (MAH. 117); Gouv. Kostroma Kr. Pošechoń (ib. 169), Gouv. V'atka (Оп. обл. слов.), Gouv. Perm' Kr. Ochansk (MAH. 130), Gouv Kursk Kr. Obojan' (ib. 91); vgl. ferner въ очю́ Gouv. V'atka Kr. Orel (Сборн. 95 N 1, 70). Eine Variante hierzu ist въ óчью Gouv. V'atka (MAH. 42) mit dem Ton auf der ersten Silbe. Mit dieser läßt sich die adverbiale schriftsprachliche Form вóочію vergleichen, ferner die Variante въ óчію bei Schuhmacher (я вижу въ очію поры твоей примѣты (es wird vom Frühling gesprochen), Schuhmacher Санктпетерб. весна)[1]).

In einigen zufälligen Überresten ist die Endung des Dat. Instr. dual. *-ma* zur Bezeichnung des Instr. pl. im Klr. erhalten (плечи́ма, двери́ма bei Ševčenko, зъ здоровенними усимá[2]) bei Kvitka I 126; die gleichen Formen finden sich sporadisch im Bat'ukov-Dial. sowie bei den Lemken Verchratśkyj), häufiger noch im Wr. (Karskij Бѣлор. II 2, 146—147). Bekanntlich tritt das gleiche *-ma* im Ngrr. dial. (in Teilen der Gouv. Archangel'sk, Olonec, Vologda, Novgorod und im Gouv. Perm' Kr. Čerdynsk) als die normale Endung für den Instr. pl. entsprechend dem üblichen *-mi* auf. Ohne an dieser Stelle vorläufig auf die Einzelheiten dieser Erscheinung im Ngrr. einzugehen, erwähne ich bloß, daß unter diesen Dialekten derjenige von Čerdyń eine Sonderstellung einnimmt; fast ausschließlich wird dort *-ma* nur bei Substantiva angewandt, deren Wurzel auf einen Hinterzungenlaut ausgeht. Hier handelt es sich daher vielleicht um kompliziertere

---

1) Aus den behandelten Formen ist das Adverb очью ‚глазъ на глазъ' entstanden Gouv. Tver' Kr. Ostaškov und Gouv. Pskov (Доп. Оп.) ferner заочью Gouv. Kostroma Kr. Solikamsk (Ж. С. VII 3, 458), заочью und позаочью bei Kirša Danilov. Vgl. die genannten Adverbialformen in der Byline aus dem Gebiet der Pečora Послужите -ткось мнѣ князю вѣрой правдою | Вы вочью-ле позавóчью неизмѣнною (Ončukov Был. 265).

2) Vgl. nach Verchratśkyj Bat'ukov-Dial. Dolivci-Dial., Lemken und Ugror.: вýса Nom. pl. der Herkunft nach ein Nom. dual.

Gründe für das Aufkommen der Endung *-ma* anstatt *-mi* als in den anderen für die Verbreitung des *-ma* genannten Gebieten, in denen ein jedes beliebige Substantiv diese Endung haben kann. Ferner müssen unter den Dialekten solche erwähnt werden, die *-ma* nur bei Paarwörtern von nicht pluralischer Bedeutung haben. Diese Formen sind im eigentlichen Sinne Überreste des alten Duals. Vgl. den Gebrauch von *-ma* im Zaonežje nach der Mitteilung von V. Megorskij nur in Fällen, wo es sich um Paare handelt — рукама, ногама (Pr. 34). Für das Gouv. Novgorod Kr. Bělozero (Dorf Lichačevo u. a.) ist nur eine Form auf *-ma* festgestellt worden: обимá рукама (Pr. 166). In dieser Beziehung besonders charakteristisch ist die Erhaltung des *-ma* auf nicht rein nordgrr. Gebiet; so notiert Durnovo für das Gouv. Moskau Kr. Ruza (Dorf Parfenki) die Form абéмă рукáмă (РФВ. XLVII (1903) 133)[1]).

Es muß zum Schluß noch erwähnt werden, daß die im Nordgroßr. weit verbreitete Endung *-my* im Instr. pl. für *-mi*, der Gebrauch des Instr. pl. auf *-m* und umgekehrt des Dat. pl. auf *-mi*, eine gleichfalls sehr bekannte nordgrr. Eigenart, ferner der formale Gebrauch des Dat. pl. auf *-m* für den Instr. oder umgekehrt des Instr. pl. auf *-mi* anstelle des Dativs, — Spuren des früheren Dualsystems als einer lebenden Sprachnorm sind. So werden leicht verständlich die Formen vom Typus лошадьмы, дѣвкамы für entstanden gehalten aus лошадьми, дѣвками unter Einfluß der alten Dualformen лошадьма, дѣвкама. In gleicher Weise führt psychologisch der Wechsel von *-m* und *-mi* im Dat. und Instr. oder die Verallgemeinerung von *-m* (oder *-mi*) in einem der beiden Kasus zu einem Sprachstadium, als nur eine Form mit einem flexivischen Element für beide Kasus bestand, wodurch es möglich wurde, daß von zwei verschiedenen Formen für den Dat. und Instr. pl. die eine von ihnen, nämlich die Dativform, verallgemeinert und ihre Funktion dementsprechend über beide Kasus

1) Das gemeingrr. Adverb дармá ist aus semasiologischen Gründen nicht für eine erstarrte Dualform von дар (Šachmatov Лекции III 119) zu halten, sondern wahrscheinlicher für ein Adverb, das vom Verbalstamm дар mit Hilfe des im Russ. weit verbreiteten Adverbialsuffixes *-ma* gebildet ist.

ausgedehnt wurde. Dieses ursprüngliche Sprachstadium ist dasjenige, worin das Dualsystem und folglich auch die Dativ- und Instrumentalformen auf *-ma* noch eine lebende Sprachnorm waren.

Petersburg S. Obnorskij

Johann Lasitius

Ein Beitrag zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts

Teil I

Die Nachrichten über diesen treuen Schüler und Freund der Schweizer Theologen, warmen Lobredner der böhmischen Brüder, Kirchen- und Profanhistoriker sind recht mangelhaft und verworren. Wagemann's Artikel in der ersten Auflage der theologischen Realencyklopädie, das Umfangreichste, das wir über Lasitius besitzen, ist nur eine Materialsammlung. Der einstige Göttinger Kirchengeschichtler trägt zusammen, was er ermitteln konnte, ohne auch nur den Versuch zu machen, die einzelnen Daten zu einem Lebensbilde zusammenzustellen. „Von dem Leben des Lasitius ist wenig bekannt," beginnt Joseph Müller seinen Lasitiusartikel in der dritten Auflage der Encyklopädie. In der Tat fließen die Quellen über ihn spärlich. Wo er auftaucht, verschwindet er bald wieder. Es ist nicht leicht, das Leben dieses wanderfrohen Mannes darzustellen, der vier Jahrzehnte keinen festen Wohnsitz hatte, in Krakau und Zürich, in Heidelberg und Wittenberg, in Paris und Wilna, im Posener Lande und in Böhmen-Mähren fast in gleicher Weise zu Hause war, über dessen Jugendjahre undurchdringliches Dunkel liegt und dessen Lebensabend in die Nacht der litauischen Wälder versinkt. Aber doch ist es möglich, dies interessante Wanderleben zu zeichnen[1]). Wie weit das mir gelungen ist, mögen andere urteilen.

1534 ist Lasitius oder Łasicki wahrscheinlich in Kleinpolen geboren. Über sein Elternhaus, seine Jugend, seine ersten Studien

1) Neue Quellen für eine Lasitiusbiographie habe ich erschlossen in meinem Briefwechsel der Schweizer mit den Polen. Archiv für Reformationsgeschichte, Ergänzungsband III. Leipzig 1908. Vgl. auch meine Thretiusbiographie. Altpreußische Monatsschrift 1907.

wissen wir nichts. Fern von seiner Heimat, in Zürich, tritt er uns zuerst aus dem Dunkel der Vergangenheit entgegen. Hier gehörte er zu den Studenten, welche 1555 das Carolinum besuchten. Bullinger, Gualter, Wolph, Simler, Vermigli waren seine Lehrer, auch älteren Freunde. Reisen führten ihn nach Bern, Lausanne, Genf[1]) und in die Häuser der dortigen Theologen. Noch nach Jahren gedenkt er freudig der Stunde, da ihm Beza in Lausanne ein Denkwort in sein Album schrieb[2]). In Zürich scheint Lismanino[3]), der polnische Minoritenprovinzial, seinen Verkehr mit den Freidenkern Lelio Sozino, Akontius, Ochino vermittelt zu haben. In theologischen Gesprächen trugen sie ihm ihre mancherlei Bedenken gegen den herrschenden Gewissenszwang vor, ohne ihn indessen für ihre Überzeugung zu gewinnen. Schon damals bildete sich in unserem Polen die Überzeugung, die hinfort sein ganzes Leben geleitet hat, die Überzeugung von der zweifellosen Wahrheit des altkirchlichen Dogmas und von dem Rechte der Kirche, Irrlehren erforderlichenfalls mit Gewalt zu unterdrücken. Ein tiefes Mißtrauen gegen den italienischen humanistischen Geist, der ihm in dem grüblerischen Sozino, dem freigesinnten Akontius, dem alles prüfenden Ochino entgegengetreten war, erfüllte ihn fortan. „Novi ego Italos", pflegte er später zu sagen[4]).

Schon im November 1555 war Lismanino aus Zürich nach Polen zurückgekehrt, im Mai des nächsten Jahres war ihm Peter Statorius nachgezogen. Im Januar und März 1558 gingen die polnischen Edelsöhne Nikolaus und Albert Dłuski, seit Lismaninos

---

1) Volan in der Widmung seiner Polemik wider Skarga unter dem 28. Nov. 1583: „Lasitius Calvinum et Bezam ab annis 27 bene novit".

2) Als Beza ihm Frühjahr 1565 sein Neues Testament mit eigenhändiger Widmung nach Paris geschickt hatte, schreibt er ihm unter dem 21. Mai von dort: „Maiorem laetitiam manus tua praebet, quam in prima pagina offendi, illi minime dissimilis, qua cum adhuc Lausannae degeres, de vitanda ambitione in meo libello aliquid scripseras".

3) Vgl. Wotschke Francesco Lismanio. Zeitschr. d. hist. Gesellschaft. Posen 1903.

4) Im Briefe an Simler vom 31. Mai 1572. An Wolph schreibt Lasitius unter dem 14. Mai 1572: „Qualis Dudithius sit, ego probe novi, qui cum eo anno 1560 in Italia familiariter vixi. Est illi cor Italicum."

Abreise Wolph's Hausgenossen, nach Basel. Der Kreis jüngerer Bekannte, mit denen Lasitius verkehrt hatte, lichtete sich. Da verließ auch er Zürich und folgte den Dluski nach Basel. Anfang des Studienjahres 1558/9 wurde er hier an der Hochschule inskribiert. War er schon jetzt als Präzeptor junger polnischer Barone tätig, etwa des Albert Gnojeński, des Stanislaus Lipnicki oder der Brüder Balthasar und Petrus Lutomirski, der Söhne des polnischen Schatzmeisters Johann Lutomirski? Schon Ende des Jahres 1558 begleitete er den jungen Johann Zborowski, der bis dahin in Königsberg am Hofe Herzog Albrechts höfisches Wesen kennen gelernt hatte, auf einer Reise durch Frankreich[1]) 1560 sehen wir ihn in Italien in Verbindung mit dem ein Jahr älteren Ungar Andreas Dudith, dem späteren Bischof von Fünfkirchen, dann kaiserlichen Gesandten in Polen, dessen Übergang zum reformierten Bekenntnis Anfang des Jahres 1567 ihn hoch erfreute, dessen Anschluß an die Antitrinitarier 1570 ihn um so tiefer schmerzte.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1560 kehrte Lasitius in sein Vaterland zurück. Unschwer hätte er hier eine Pfarre erhalten können, aber die Zerrüttung, die der Stancarische Streit seit 1559 der jungen evangelischen Kirche brachte, ließ ihm ein Amt wenig begehrenswert erscheinen, dazu zog es ihn wieder zu den hohen Schulen des Westens. Um so weniger mochte er in der Heimat bleiben, als sein im Krakauer Lande jetzt neu gewonnener Freund Christoph Thretius, der bisher in Wittenberg studiert hatte[2]), zu einer neuen Auslandsreise sich anschickte,

1) Vgl. WOTSCHKE Joh. Zborowski. Aus Posens kirchl. Vergangenheit 1914 S. 6.

2) Vgl. WOTSCHKE Christoph Thretius. Sonderdruck der Altpr. Monatsschrift 1907. In Ergänzung dessen, was ich hier S. 3 geschrieben habe, teile ich eine alte Eintragung mit, die ein Buch der Universitätsbibliothek Halle (If. 2169, 4⁰) bietet, deren Kenntnis ich Herrn Prof. D. Beß verdanke. „Im Anfang 1557 ist Conyza Lituanus gen Wittenberg kommen, wohin er von dem Fürsten Radziwil zu Philippo vnd anderen Theologen abgefertiget, weil er eine neue Lehre fürgab, daß er allda sollte gehöret werden und Rechenschaft gebe seiner Bekenntnis, die er in einem großen Buch, von jhm geschrieben, mit sich brachte. Vnd weil vormalen zu Wittenberg viel Polen studierten, vnter welchen

nach seiner geliebten Schweiz zu ziehen gedachte. So ließ er sich gern von dem Krakauer Großkaufmann Johann Paczko, einem Schwiegersohne des bekannten Geschichtschreibers, Juristen, Diplomaten und Kaufmannes Jost Ludwig Dietz[1]), zum Erzieher und Reisebegleiter für seine Söhne Johann und Jost gewinnen. Gewiß haben auch hohe adlige Herren für ihre Söhne sich um ihn bemüht, aber er gab dem feingebildeten rein deutschen Krakauer Patrizierhause den Vorzug, das vom Großvater Dietz her in der humanistischen Welt einen Namen hatte, auf dem noch etwas von dem Glanze der Namen Erasmus[2]), Dantiskus, Va-

---

Herr Stanislaus Koniespolizki ein praeceptorem Christophorum Threcium hatte, der hernach große Khundtschafft mit dem Beza gehabt, hat dieser Thretius Conyzam erstlich zu Selneccero gebracht vnd jhn gebetten, weil er ettliche sunderliche Werbung an Philippum hätte, jhn Herrn Philippo zuzuführen, welches geschahe. Da nun Philippus die Briefe gelessen vnd das Buch dieweil M. Selneccero gegeben, daß er es durchlese vnd, was vngefehrlich damit were, sehen vnd anzeigen sollte, ist sobald befunden worden, daß Conyza ein lauter Arianer vnd Antitrinitarier war, der in seinem Buche alle communicationem idiomatum leugnete, verachtete vnd verlachte vnd Christum für einen bloßen Menschen vnd gemachten Gott hielte. Solches hat M. Selneccerus dem Herrn Philippo angezeigt, darauf Philippus den Gotteslästerer hieß von sich gehen vnd jhn weder sehen noch hören wollen, sondern auch weiter ja begehret, daß er öffentlich nicht disputiere, daß die communicatio weder physice noch dialectice vnd derwegen gar nicht were, zur Stadt hinausweisen wollen, wo er endlich nit selbst sich davon gemacht hätte vnd sich nach Frankfurth an der Oder begeben, allda er auch nicht lang hat pleiben dürffen. Vnd ist das der Vrsach halber zu vermerken, auf das man wisse, woher erstlich das leidige Gedicht de physica et dialectica communicatione, davon hernachmals von etlichen vnruhigen Leuten mehr ist disputieret worden, entstanden."

1) Krakau, am 22. Nov. 1544 meldet Dietz dem Herzog Albrecht nach Königsberg, daß er am 11. Jan. 1545 seine älteste Tochter Susanne Hans Paczko zur Frau geben werde. Als Lasitius der Erzieher ihrer Söhne wurde, ruhte sie schon 7 Jahre im Grabe.

2) Paczkos Schwiegervater Dietz stand in langjährigem Briefwechsel mit dem Humanistenkönige, sein Schwager Stanislaus Aichler, Jurist in Krakau, der die Justina Dietz zur Frau hatte, hatte als 12jähriger Knabe vom April bis September 1531 in des Erasmus Hause gelebt, mit seinem Freunde Johann Boner durch Darstellungen von Szenen aus den Komödien des Terenz den großen Gelehrten oft erfreut. Vgl. K. von Miaskowski, die Korrespondenz des Erasmus mit Polen,

dian[1]), Ursin, Velius, Hedio fiel. Einige Wochen später, nachdem Thretius nach Zürich aufgebrochen war, um die beiden Brüder Cikowski[2]) mit ihrem Lehrer Zemlinus Bullinger zuzuführen, verließ auch er mit seinen beiden Zöglingen Krakau. Am 7. April 1561 wurde er in Heidelberg inskribiert.

Die Familie Dietz-Paczko hatte besondere Beziehungen zu Straßburg und Basel. Aus Weißenburg im Elsaß war Dietz 1507 in Krakau eingewandert, der Straßburger Reformator Hedio war sein guter Freund gewesen. Wenn Hedio an Erasmus schrieb, so sandte er ihm wohl Nachrichten von dem gemeinsamen Krakauer Freunde[3]). Nach Straßburg war 1540 Dietz' Sohn Hans gegangen, 1555 sein Enkel Jost Rabe, den wir 1561 in Wittenberg, dann auch in Leipzig und Jena sehen. Dorthin hatte sein Freund und Gönner, der Krakauer Großkaufmann und Bietzer Kastellan Severin Boner, dem Hedio auf seine Veranlassung 1537 seine „epitome in evangelia" gewidmet hatte[4]), seinen jüngeren Sohn Sta-

S. 18. Aus Aichlers Villa (Cracoviae ex suburbanis hortis domini Hechlar) hat am 1. Juni 1549 Johann Kosmius, der evangelische Hofprediger des Königs Sigismund August, sein Sendschreiben an die Geistlichen datiert, „ut sese in ministerio praedicationis sinceros et in vitae officiis probos ac imitatione dignos praebeant". Vgl. Wotschke, König Sigismund August von Polen und seine ev. Hofprediger. Archiv für Reformationsgeschichte IV S. 9.

1) Zwischen Vadian und dem Dietz'schen Hause in Krakau bestanden sogar entfernte verwandtschaftliche Beziehungen. Dietz' fünfte Tochter Agnes war die Gattin des Ulrich Hos, eines älteren Bruders des Kardinals Stanislaus Hosius, dessen junge Schwester Anna im Alter von noch nicht 15 Jahren am 18. Aug. 1520 den Hektor von Watt, einen Krakauer Vetter des großen Humanisten und Reformators von St. Gallen, geheiratet hatte.

2) Ihr Vater Stanislaus Cikowski ließ sich 1562 von Gregorius Pauli gewinnen und wurde Unitarier. Sein Enkel Christoph Cikowski von Wojsławice studierte seit Juli 1613 in Basel.

3) Vgl. das Schreiben Hedios vom 24. Mai 1535. Horawitz Erasmiana IV. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften. Wien 1883 S. 819.

4) In der Zueignung an Boner, der nebenbei bemerkt in zweiter Ehe eine Nichte Laskis zur Frau hatte, schreibt Hedio: „Jostus Decius, regis secretarius et salinarum praefectus, vetus et amatus amicus meus, Dominationis Tuae heroicas virtutes proximis ad me literis ita depraedicavit, ut tuo potissimum heroico nomini ut dedicarem, mihi auctor

nislaus und seinen Vetter Andreas Boner geschickt[1]). In Basel wiederum hatte Dietz gelegentlich des Nürnberger Fürstentages 1522 seinen Freund Erasmus selbst aufgesucht, dort hatte Paczko's Schwager Stanislaus Aichler 1531/32 studiert, warm unterstützt von dem berühmten Amerbach. Es befremdet, daß Lasitius nicht einer von diesen Städten seine Zöglinge zuführte, sondern sie nach Heidelberg geleitete, das bis dahin von Polen überhaupt nicht aufgesucht war. Stammen die Paczko wie andere angesehene Krakauer vielleicht aus der Pfalz?[2])

Etliche Lehrer der Ruperta, die Theologen Boquinus und Olevian, der Mediziner Erast, der Philologe Xylander, sein Hauswirt, wurden dem weitgereisten 27 jährigen Polen, der enge persönliche Beziehungen zu den Schweizer Reformatoren hatte, bald vertraute Freunde, vor allem aber Johann Ursin, der im Herbst 1561 von Breslau nach der Neckarstadt kam und als Lehrer schnell großen Anklang fand. Aber noch mehr als diese Professoren, denen er seine Schüler zuführte und zu deren Füßen er auch selbst noch saß, schloß er sich an seine Landsleute an, die Ursin aus Breslau nach sich gezogen hatte und die gleich ihm bei Xylander Wohnung nahmen, an die Scharfenorter Grafensöhne Wenzel und Johann

fieret". Die Widmung solle sein testimonium amoris communium amicorum Decii et Hedionis .... Merentur hoc benefacta innumera, quae contulisti in veterem et amatum amicum Jostum Decium, merentur incredibile studium, quo praeditus es erga pietatem et honestas disciplinas .... Stipendia matrimonii, liberos Ioannem et Stanislaum filios, sub praeceptore Anshelmo Ephorino recte curasti institui exemplo tui, qui multas regiones lustrasti, Latinam et Italicam linguam Romae et Venetiis didicisti". Sonst pflegte Hedio Dietz seinen lieben Gevatter zu nennen.

1) Der Straßburger Rektor Sturm widmete ihm unter dem 11. März 1541 den ersten Band der philosophischen Schriften Ciceros, den zweiten Band eignete er den folgenden 25. März seinem Sohn Johann Boner zu, den dritten seinem zweiten Sohn Stanislaus und seinem Neffen Andreas.

2) Der Vater des Kardinals Stanislaus Hosius Ulrich Hos war aus Baden nach Krakau eingewandert. Ein Bruder dieses Ulrich Hos war mütterlicher Seite der Großvater des Straßburger Juristen Bernhard Botzheimer. Als der junge Fürst Nikolaus Christoph Radziwill 1563 nach Straßburg kam und hier mit Lorenz Tuppius Botzheimers Söhnchen Johann Christoph aus der Taufe hob, gedachte dieser seiner Verwandtschaft mit dem Kardinale um so mehr, als der Bruder seines Groß-

Ostrorog[1]) und an ihren Präzeptor Franz Goslaw aus Nadarzyce bei Wreschen[2]). Mit der jetzt auch durch den trinitarischen Streit aufgeregten Heimat blieb er in steter Verbindung. Der Wortführer der Tritheisten Gregorius Pauli, unermüdlich tätig für die Verbreitung seiner Lehranschauung, schrieb an ihn[3]). Da er seit 1555 Prediger in Wola dicht bei Krakau, dem Erbgute des Jost Dietz, gewesen war, seit 1557 in Krakau selbst wirkte, kannte er natürlich Lasitius und seine Zöglinge aufs beste. Oft werden die letzteren auch seine Gäste gewesen sein, wenn sie ihren ältesten Onkel in seinem prachtvollen Schlößchen[4]) hart vor den Toren der Stadt besuchten, im Winter 1560/61 zusammen mit ihrem Lehrer oft seiner Predigt gelauscht haben an der gottesdienstlichen Stätte, die der Freund ihres Elternhauses Hans Boner in seinem Garten vor dem Nikolaitore zur Verfügung gestellt hatte. Auch sonst erhielt Lasitius direkte Nachrichten über die kirchliche Lage der Heimat, besonders gewiß von Lorenz Krzyszkowski[5]), dem Tritheisten, bald wie Gregorius Pauli aber Unitarier,

vaters als Prokurator des Schlosses und der Stadt Wilna mancherlei Förderung von den Radziwill's erhalten hatte.

1) Vgl. WOTSCHKE Studienfahrten Posener Studenten. Zeitschrift d. hist. Gesellschaft. Posen 1910. S. 15 In Ergänzung der dort gegebenen Nachrichten sei hingewiesen auf die kleine Dichtung: „Carmen de gloriosa resurrectione filii dei d. n. Jesu Christi. Ad ill. dominos d. Stanislaum et d. Ioannem a Kosczieliecz, ill. d. Janusii a Kosczieliecz, palatini Siradiensis, filios, dominos et fratres charissimos scriptum a Venceslao comite ab Ostrorog. Witebergae 1560." Datiert sind die Verse vom 13. April 1560.

2) Am 16. Sept. 1562 wurden sie, die aus Kratos Hause kamen, an der Ruperta inskribiert.

3) Lasitius unter dem 5. Sept. 1563: „Nuper ad me scripsit Paulus Gregorius." Bereits vor einem Jahre war Pauli von der Synode, die anläßlich des Begräbnisses des am 17. Sept. 1562 verstorbenen Johann Boner zusammentrat, seines Amtes entsetzt worden. Die Onkel der jungen Paczko, Jost Dietz und Stanislaus Aichler, waren seine Hauptgegner. Pauli wurde der Pfarrer der aus der reformierte Gemeinde ausscheidenden Antitrinitarier.

4) Vgl. seine Abbildung bei L. Lepszy, Krakau. Berühmte Kunststätten Nr. 36. Leipzig 1906. S. 78.

5) Über Krzyszkowski vgl. WOTSCHKE Vergerios zweite Reise nach Preußen und Lithauen. Altpr. Monatsschrift Bd. 48 S. 266.

dessen Bruder Johann Krzyszkowski als Famulus den Scharfenorter Grafensöhnen in Heidelberg diente. Dazu schrieb ihm Christoph Thretius, der in der Schweiz in engster Verbindung mit der heimatlichen Kirche stand. Auch seinen Besuch empfing er Ende Mai 1563, da Thretius nach Polen zurückkehrte und zugleich die jungen Cikowski von Zürich aus dem Hause ihres „Vaters“ Bullinger nach Leipzig brachte. So froh er über das Wiedersehen mit dem geliebten Freunde war, die schmerzlichen Nachrichten, die er ihm über das weitere Anwachsen der antitrinitarischen Strömung in Polen brachte, legten sich ihm schwer auf die Seele. Er führte Thretius zu Olevian, Ursin, Tremellus, Boquin und bat sie, mit ihm ein Mahn- und Warnschreiben an die polnische Kirche zu richten, zugleich auch eine Apologie der Trinitätslehre wider ihre polnischen Gegner ausgehen zu lassen. Durch seine Hand ging in der nächsten Zeit der Briefwechsel Bullinger's und der anderen Schweizer mit Thretius. Im August 1563 konnte er in Heidelberg einen anderen Landsmann begrüßen, den jungen Fürsten Nikolaus Christoph Radziwill, der zu Sturm nach Straßburg ging. Von dessen Reisemarschall Balthasar Lehwald[1]) erhielt er ein Schreiben für Bullinger, in dem der litauische Fürst dem Reformator seinen Sohn empfahl. Als dieser 1566 von Tübingen nach Italien reiste, hierbei am 4. Sept. in Zürich eintraf, nahm ihn auch Bullinger in sein Haus auf. Mit Freuden hörte Lasitius aus Lehwald's Munde, daß der Druck der polnischen Bibelübersetzung auf dem Brester Schlosse sich ihrem Ende zu neige[2]), mit tiefem Schmerze, daß Radziwill, der Vater der litauischen Gemeinden, von den polnisch-italienischen Antitrinitariern sich habe umstricken lassen[3]).

---

1) Lehwald hatte am 28. April 1550 die Universität Wittenberg bezogen und war nach seiner Rückkehr in die Dienste des Fürsten Radziwill getreten. Als dessen Gesandter ging er Sommer 1559 nach Württemberg und bestimmte z. T. Vergerio zu seiner zweiten Reise nach Litauen. Bei diesem fand er sich Anfang Febr. 1560 in Kowno ein und brachte ihm vom Fürsten Radziwill Pferd und Wagen, begleitete ihn in den folgenden Monaten als Radziwill'scher Gesandter auch nach Deutschland.

2) Am 4. Sept. 1563 war ihr Druck beendet.

3) Radziwill's früher Tod am 28. Mai 1565 hinderte seinen Über-

Am 1. Sept. 1563 zwang die Pest unseren Lasitius mit seinen Schülern und den jungen Grafen Ostrorog und ihrem Hauslehrer Gosław Heidelberg fluchtartig zu verlassen. Er ging nach Basel, wo er 1558 einige Monate studiert hatte. Von Landsleuten traf er hier an Stanislaus Starzechowski aus dem Lemberger, Nikolaus Kula[1]) aus dem Krakauer Lande. 1561 hatte dieser schon in Zürich studiert. Um der dortigen gemeinsamen Bekannten willen, wurde er unserem Lasitius teuer. Die Scharfenorter Grafensöhne fanden in Basel ihren Hofmeister Andreas Balicki wieder, der einst (1558 ff.) in Wittenberg ihnen gedient hatte, jetzt in Basel bei Oporin wohnte, und Georg Niemsta, ihren Wittenberger Freund, den späteren Hauptmann von Warschau, dazu Johann Kiszka den Sohn des Wojewoden von Witebsk mit einem starken Gefolge von Litauern. Gewiß hat es Lasitius tief bedauert, daß der Jurist Bonifaz Amerbach, der Winter 1531/32 sich des jungen Onkels seiner Zöglinge, Stanislaus Aichler, so warm angenommen hatte, seit 18 Monaten im Grabe lag. Hatte auch sein Schwiegersohn Iselin seinen Lehrstuhl inne[2]), es fehlten zu ihm die persönlichen Beziehungen, die unseren Polen ohne weiteres das Haus Amerbach's geöffnet hätten. Der Vetter der Ostrorogen Abraham von Bentschen war 1552 Secundo Curione ein lieber Freund geworden. Die elf Jahre, die seitdem vergangen, und die weite Entfernung hatten die Freundschaft zwischen dem Italiener an der Baseler Hochschule und dem Polen nicht einschlafen lassen. Sie hatte auch andere in den Bund hineingezogen[3]), hatte sich auch auf die Töchter übertragen[4]). Wir gehen deshalb gewiß nicht fehl mit

---

gang zu den Antitrinitariern, denen seine älteste Tochter Elisabeth viele Jahre angehörte.

1) Aus Wojciechowice bei Krakau. Am 5. Sept. 1561 in Zürich, am 1. Mai 1564 in Heidelberg inskribiert.

2) Iselins Sohn Ludwig erneuerte 1580 mit Aichler's Sohn Stephan die Freundschaft der Väter.

3) So Sylvester Telius aus Foligno, der Basel den 20. März 1560 Abraham von Bentschen seine lateinische Übersetzung von Macchiavelli's Buch „Il principe" gewidmet hat.

4) Vgl. Wotschke Eine Mädchenfreundschaft im 16. Jahrhundert. Pos. Monatsblätter 1915 S. 165 ff. Das Schreiben, das Angela Curione unter dem 1. Nov. 1563 nach Bentschen richtete, werden die beiden Ostrorog für ihre Base in Empfang genommen haben.

der Annahme, daß die Ostrorogen, auch Lasitius, viel im Hause Curione's verkehrt haben. Seinen Sohn Horatio, der Herbst 1557 aus den Diensten des Abenteurers Jakob Heraklid Basilikus[1]), des späteren Wojewoden der Moldau, getreten und Herzog Albrecht's von Preußen Agent geworden war, hatten die Ostrorogen wohl Juni 1558 im Schlosse ihres Vaters in Scharfenort, Lasitius 1560 in Krakau kennen gelernt, als er im Auftrage des Herzogs neben Melanchthon's Schwiegersohn Sabinus die polnischen Magnaten für eine Anwartschaft des Berliner Prinzen Siegismund auf den polnischen Thron zu gewinnen suchte. Wohnung konnten die Ostrorogen wie einst ihr Vetter Abraham von Bentschen bei dem gefeierten Humanisten nicht nehmen, da bei ihm schon Johann Kiszka und Christoph Zienowicz[2]) mit ihren Litauern Unterkunft gefunden hatten. So zogen sie und Lasitius mit den beiden Paczko zu Castellio, der gleichfalls sein geringes Einkommen durch die Annahme von Kostgängern zu mehren suchte, der dem jungen Starzechowski schon unter dem 5. August des vergangenen Jahres (1562) seine Ausgabe der Reden Cicero's zugeeignet hatte. Mit großer Verehrung und Liebe schauten sie zu dem scharfsinnigen, freidenkenden Humanisten empor. Auch Castellio liebte seine Schüler und soll selbst um ihretwillen eine Übersiedlung nach Polen ins Auge gefaßt haben. Von seinem tiefen Gegensatze zu Calvin, aber auch zu den Zürichern hatte anscheinend Lasitius keine Ahnung[3]). Als er am 29. Dezember (1563) plötzlich starb, fühlten Johann Ostrorog, Stanislaus Starzechowski

1) Vgl. WOTSCHKE Joh. Laski und der Abenteurer Heraklid Basilikus. Archiv f. Reformationsgesichte XVII. S. 51 f.

2) 1585 Kastellan, 1588 Wojewode von Brest in Lithauen, Schutzherr des Evangeliums in Glembokie südwestlich von Polozk und in Smorgon, † 1614. Volan hat ihm 1608 seine polnische Übersetzung der Polemik des Hugenotten Philipp du Plessis-Mornay gegen das Papsttum gewidmet.

3) Oder sah er darüber hinweg, weil auch Curione in Genf eine schlechte Note hatte? Mit Curione war auch Laski nicht einverstanden. Wohl schrieb er trotz Vergerios Mahnen Februar 1557 in Krakau nicht wider ihn, begegnete seinem Sohne Horatio im April 1558 in Königsberg auch freundlich, aber seinen Brief vom Jahre 1557 hat er nicht beantwortet.

und Georg Niemsta sich verpflichtet, dem teuren Lehrer ein Denkmal setzen zu lassen[1]).

Natürlich erblickten die Gegner Castellio's hierin ein Bekenntnis zu dessen freisinnigem Standpunkte. Als Lasitius mit seinen Schülern und Freunden Anfang März 1564 vor der auch in Basel um sich greifenden Pest nach Zürich flüchtete[2]), begegnete er bei seinen Freunden mancherlei Argwohn und Mißtrauen. Man verdachte ihm, daß er seine Landsleute vor Castellio nicht gewarnt, die Denkmalserrichtung nicht gehindert hatte. Da er den todkranken Calvin noch einmal sehen, auch seine Zöglinge dem Reformator zuführen wollte, vertauschte er nach kaum zwei Monaten Zürich[3]) mit Genf. Beza entsprach seinem Herzenswunsche und ließ ihn mit seinen Landsleuten[4]) einige Augenblicke an das Sterbebette des großen Gottesstreiters herantreten. Am 27. Mai ging der Reformator heim. Gerade einen Monat später schreibt Lasitius an Bullinger. Er verteidigt sich gegen die Verdächtigungen, die von Basel aus wider ihn umliefen, gegen den Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit unter Hinweis auf seine Freundschaft mit Thretius, dem großen Eiferer für die Orthodoxie. Am 13. Juli antwortete ihm der Reformator bei allem Ernste freundlich und versöhnlich.

Von Genf zog Lasitius mit den beiden Paczko nach Frankreichs Hauptstadt. Nahm er hier, wie sein Bekannter Felix Platter[5]), der Baseler Arzt, zu tun pflegte, wenn er nach Paris reiste, bei dem Buchdrucker Andreas Wechel Wohnung und datiert seine

---

1) Vgl. Wotschke Studienfahrten Posener Studenten S. 39.

2) Johann Kiszka traf in Zürich erst am 25. April ein. Bei Bullinger scheint er Wohnung genommen zu haben. Curione widmete ihm unter dem 5. Aug. 1564 das Buch „de claris oratoribus liber, qui dicitur Brutus".

3) Dagegen blieb Kiszka bis zum 9. Sept. in Zürich, um dann nach Italien zu gehen.

4) In Genf studierte damals noch Sebastian Turnowski, der später bis 1597 Pfarrer in Dembnica bei Gnesen war und die in Genf mit Lasitius geschlossene Freundschaft nicht erkalten ließ. Vgl. seinen Brief vom 3. März 1582 an Gualther. Wotschke Die religiöse Stellung der Grafen Latalski. Aus Posens kirchl. Vergangenheit 1916 S. 43.

5) Durch Grynäus läßt er am 10. Aug. 1580 ihn und seinen Vater Thomas Platter, den bekannten Schulmann, grüßen.

Bekanntschaft mit diesem, den er 1581 gelegentlich seinen langjährigen Freund nennt, seit dem Jahre 1564? Manches spricht dafür, besonders auch daß Wilhelm Stucki aus Zürich, Bullingers Schüler, der spätere Professor des alten Testaments in seiner Vaterstadt, und ein Rostocker Student seine Hausgenossen waren. Gerade die Wechelsche Herberge wurde von Deutschen und Schweizern gleich gern aufgesucht. Dann aber lernte Lasitius in ihr den geistvollen Hubert Languet kennen, den kursächsischen Gesandten, und gewann durch ihn jetzt schon Beziehungen zu Camerarius, lernte auch dessen Sohn Ludwig kennen, als dieser im Juni 1565 nach Paris kam und bei Wechel abstieg. Dem Philosophen Petrus Ramus trat er näher und verfolgte aufmerksam dessen Streit mit dem Professor Adrian Turnebus, der die Geltung des Aristoteles wider ihn verteidigte. Dem Theologen Genebrard gab er Kenntnis von dem Ansturm der Antitrinitarier im fernen Osten und wußte ihn für die theologischen Kämpfe in seinem Vaterlande zu interessieren. Wenn dieser Pariser eingriff in den Streit, 1569 seine drei Bücher über die Trinität veröffentlichte, so tat er es z. T. auf Grund der Nachrichten, die ihm von Lasitius zugeflossen waren. Freunde sind beide aber nicht geworden. Im Gegenteil hat Genebrard später den eifrigen Reformierten ohne jeden Grund einen genußsüchtigen Menschen ohne inneren Halt, im Glauben ohne feste Überzeugung geschmäht[1]. Fällt die Pariser Studienzeit des späteren Jesuiten Justus Rabe, des Vetters[2] der beiden Paczko, der in Straßburg, dann seit dem 4. Nov. 1561 Wittenberg, in Leipzig und Jena studiert hatte, in die Jahre 1564 und 1565, so wird Lasitius mit ihm, der in Straßburg Sturm nähergetreten, in Wittenberg auf Grund der Empfehlung des Rhätikus Paul Ebers, in Jena Victorin Strigel's Hausgenosse gewesen war, manche Stunde verlebt haben. Aber seinen Übergang zum Katholizismus konnte er nicht hindern. Der Jesuit Johann Maldonatus bekehrte den Krakauer Patriziersohn.

In Paris erreichten Lasitius die Briefe aus der Heimat nur spärlich. Viele Monate blieben sie ganz aus. Auch von den Freun-

---

1) Dies ungerechte Urteil hat Bayle übernommen.

2) Seine Mutter war Anna Dietz, die älteste Tochter des Jost Ludwig Dietz.

den in Heidelberg und Basel lief nur spärlich Kunde ein. Um so größer war deshalb seine Freude, als er im Mai (1565) ein Schreiben von Jonvilläus aus Genf erhielt, der ihm meldete, daß Beza der polnischen Kirche gedacht, unter dem 19. März ein eingehendes Lehrschreiben an den Fürsten Radziwill gesandt habe. Gradezu glücklich machte ihn, daß dem Briefe das eben erschienene Bezasche Neue Testament mit der eigenhändigen Widmung des Herausgebers und Übersetzers beilag, in der Zueignung der große Genfer ihn des Brudernamens gewürdigt hatte. Dem weitberühmten Hebraisten Johann Salignac zeigte er das Buch und sprach mit ihm über seinen Wert. Als er am 21. Mai (1565) seinen heißen Dank nach Genf sandte, verschwieg er nicht, daß der Pariser Gelehrte einige Stellen anders hätte übersetzt sehen wollen, auch der Engländer Lorenz Humphrey, den er in Zürich anscheinend persönlich kennen gelernt hatte, in seinem Buche „de ratione interpretandi autores" ihm verschiedenes anders zu fassen scheine. Als in Beza's Namen Jonvilläus ihn darauf um nähere Auskunft über die Salignacschen Ausstellungen ersuchte, ruhte er nicht, bis dieser sie ihm eingehend darlegte, so daß er sie am 25. Juli seinem väterlichen Freunde schreiben konnte[1]). Wie schon im ersten Briefe dankt er auch wieder für den seiner Heimatkirche erwiesenen Dienst, bittet er Beza, ihr auch weiterhin seine Hilfe nicht zu versagen, die Tritheisten ebenso scharfsinnig zu widerlegen, wie er es eben mit Brenz' Ubiquitätslehre getan habe. Voll Sorge für die heimatliche sturmdurchpeitschte Kirche hatte er am 5. Juli auch schon an Bullinger geschrieben. Dem deutschen Plinius, Konrad Gesner, sandte er für seine Bibliothek bibliographische Nachrichten über die Werke Pariser Gelehrte. Als endlich Schreiben aus der Heimat eintrafen, fand er bei ihnen die Polemik gegen das 1563 von ihm und Thretius von den Heidelbergern erbetene Mahn- und Warnschreiben an die kleinpolnischen Gemeinden, die Hosius soeben anonym hatte erscheinen lassen. Er wollte, obschon der Kardinal dem Paczkoschen Hause

1) Diese beiden Briefe des Lasitius an Beza vom 21. Mai und 25. Juli 1565 habe ich in meinem Briefwechsel der Schweizer mit den Polen übersehen. Sie finden sich Monumenta pietatis et literaria. Francofurti 1702 S. 177 ff.

nah verschwägert war[1]), wider sie zur Feder greifen, da rief ihn ein Brief des Vaters seiner Zöglinge heim. Erst 1568 antwortete an seiner Statt Bullinger dem Kardinal.

Anfang 1566 mag Lasitius in Krakau eingetroffen sein. In seiner Erzieherstellung blieb er vorläufig und genoß die Annehmlichkeiten des Patrizierhauses Paczko. Über die Gemeindespaltung des Jahres 1562 waren die Gemüter noch nicht zur Ruhe gekommen. Gewaltig donnerte Gregorius Pauli gegen die, welche ihn nicht als Reformator anerkennen, die Trinitätslehre nicht als Höllentrug gelten lassen wollten. Schon hatte er sich dem Anabaptismus zugewandt, am Weichselufer taufte er seine Anhänger wieder[2]). Neben dem Pfarrer Zasius, dem Rektor Thretius, seinem Busenfreunde, wird Lasitius ihm entgegengewirkt, seinem Freunde Thretius, der gerade an der Herausgabe der Schrift Jakob Niemojewskis „Über des untrennbaren Gottes Einheit" arbeitete, seine Dienste zur Verfügung gestellt, zu seiner Entlastung neben Thenaudus[3]) Rzeczyca und Rybka eine Zeitlang am Gymnasium unterrichtet haben. Mit dem Drucker Matthias Weidner (Wierszbięta), den Ärzten Stanislaus Rosarius[4]), Antonius Schneeber-

---

1) Des Kardinals älterer Bruder Ulrich Hos hatte Agnes Dietz, also eine Schwägerin Paczkos zur Frau gehabt. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß die nächsten Verwandten des Kardinals in Krakau sich zum Evangelium hielten. Seine Schwester Barbara, Gattin des Hieronymus Bär, steuerte für die reformierte Gemeinde, sein Neffe Hieronymus Krügel hat im Okt. 1542 die Wittenberger Universität bezogen.

2) Vgl. das wertvolle Schreiben des Lasitius an Beza vom 30. Mai 1566 aus Krakau. Wotschke Briefwechsel S. 270 ff.

3) Im Jahre 1558 war Thenaudus aus der Schweiz nach Polen gekommen und Lehrer in Pinczow geworden. Die Pinczower Aprilsynode 1559 übertrug ihm bereits die Mitarbeit an der polnischen Bibelübersetzung. Im Okt. 1560 verheiratete er sich. Noch 1563 lehrte er in Pinczow. Vgl. seinen Brief an Calvin vom 21 Juli dieses Jahres. Im Sommer 1565 besuchte er Beza, der ihm im November, da er zur Rückreise nach Polen sich rüstete, seine Briefe für den Osten einhändigte.

4) Rosarius (Różanka), der seit Mai 1556 in Padua studiert hatte, war ein treues Glied der reformierten Gemeinde, ein Mitarbeiter des Thretius, mit diesem ihr Vertreter auf der Sendomirer Generalsynode 1570. Der Krakauer Andreas Rosarius, dem der Humanist Andreas Kalagius ein Epigramm gewidmet hat, war wohl sein Sohn. Vgl. Epigrammata M. Andreae Calagii. Francofurti 1602 S. 50.

ger[1]), mag er humanistische Studien getrieben haben, dazu mit Dudith seinem Freunde von der italienischen Reise 1560, der schon 1565 als kaiserlicher Gesandter nach Krakau gekommen war[2]), vor allem aber mit dem alternden Astronomen Valentin Arnold[3]), den der Renaissancedichter Trzecieski in seinen Epigrammen soeben unsterblich gepriesen hatte, mit dem Glaubensflüchtling Justus Bonifazius, der auch im fernen Polen in stetem Briefwechsel mit seinen Baseler Freunden blieb, und mit dem bekannten Mathematiker Georg Joachim von Lauchen, meist Rhätikus genannt, dem einstigen Professor in Wittenberg, dem Freunde Paul Ebers und des Camerarius[4]), der seit Jahren in Krakau weilte, von hier Beziehungen zu dem Naturforscher Gesner in Zürich pflegte. Staunend sah Lasitius seine zahlreichen Manuskripte, die der Veröffentlichung harrten.

Da seine Zöglinge seiner nicht mehr bedurften, hätte er gern ihren Vetter Stephan Aichler als Präzeptor auf deutsche Hochschulen geführt. Wie sein Vater Stanislaus Aichler, der einst bei Erasmus und seinen Freunden als Wunderkind gegolten hatte, war dieser hochbegabt, dazu liebte er Lasitius wie einen Vater.

---

1) Schneeberger, obwohl ein Züricher und Schüler Bullingers und Gesners, schwankte im Glauben und blieb schließlich katholisch. Als er, der am 4. Juni 1560 sich auch in Königsberg hatte inskribieren lassen und 1562 Verbindung mit Herzog Albrecht gesucht hatte (vgl. Wotschke Zu den Beziehungen Schlesiens zu der Schweiz. Korrespondenzblatt d. Vereins f. schlesische Kirchengeschichte 1908 S. 171) am 18. März 1581 starb, fand er in der Marienkirche sein Grab. Noch sei bemerkt, daß auf Schneebergers Veranlassung der Züricher Gesner sein Buch „de rerum fossilium, lapidum et gemmarum maxime figuris et similitudinibus" unter dem 28. Juli 1565 dem Notar an dem Salinenwerke in Wieliczka bei Krakau Andreas Szadkowski gewidmet hat.

2) Anfang des Jahres 1567 verheiratete sich Dudith mit einem Hoffräulein der Königin Regina Straß, Schwester des Leonhard Straß, des Schutzherrn der Gemeinde in Miedzna, eines Wohltäters der Krakauer Gemeinde, der ihr zum Bau eines Spitals 1575 300 Gulden stiftete. 1570 hat er an der Generalsynode in Sendomir teilgenommen. Ein Christoph Straß von Białoczow studierte 1593 in Heidelberg.

3) Vgl. über Arnold. Wotschke Geschichte der Reformation in Polen S. 45, 63 und 277.

4) Vgl. Wotschke Erasmus Glitzner. Aus dem Posener Lande 1917 S. 56, wo Briefe des Rhätikus an Eber und Camerarius mitgeteilt sind.

Aber der Krakauer Notar war sparsam, fast geizig[1]) und wollte keinen Präzeptor nehmen. Ohne solchen schickte er seinen Sohn im Sommer 1566 nach Leipzig, im folgenden Jahre nach Wittenberg[2]). Da empfahl der Scharfenorter Graf Jakob Ostrorog, der gelegentlich des Lubliner Reichtags die Hauptmannschaft Großpolen erhalten, darauf den Erzieher seiner Söhne Franz Goslaw am 28. Juli 1566 zum Notar des Kreises Peisern ernannt hatte[3]), auch Lasitius für die Dienste die er seinen Söhnen in Heidelberg und Basel, in Zürich und Genf erwiesen, sich erkenntlich erzeigen wollte, ihn dem Wojewoden von Hohensalza Johann Erasmus Krotowski, dem Gatten seiner Tochter Ursula Barbara. Im Spätsommer 1566 wird er dem von Lublin nach Großpolen heimkehrenden Magnaten gefolgt, auf einem der Krotowski'schen Güter Lobsens, Bartschin, Packosch Wohnung genommen haben.

Infolge seiner Verbindung mit Herzog Albrecht von Preußen war Krotowski anfänglich dem Luthertum zugetan gewesen[4]); nach Einwanderung der böhmischen Brüder 1548 in Großpolen hatte er sich aber diesen angeschlossen, ihnen die Gotteshäuser auf seinen Gütern eingeräumt. Hier lernte sie Lasitius jetzt näher kennen. Reformierte und Brüder hatten 1555 zu Koźminek eine

1) Allerdings habe ich dafür nur ein Zeugnis aus späterer Zeit, den Brief des Lasitius an Grynäus vom 12. Mai 1580.

2) Als Stephanus Glandinus Cracoviensis am 27. Juli 1567 in Wittenberg inskribiert. Der Krakauer Patriziersohn Samuel Bethmann ging in denselben Monaten nach Zürich, um das Karolinum zu besuchen, ebenso Thretius' Neffe Kaspar Malinius, Famulus des Johannes und Stanislaus Myszkowski. Im Jahre 1571 studierte Aichler wohl in Wien. Vgl. die Schrift: „Catagrapte nuptiarum Caroli, archiducis Austriae, et Mariae, filiae Alberti, Bavariae principis, Viennae celebratarum, 1571 edita a St. Aychlero, Stanislai filii, Justi Ludovici Decii senioris e filia nepote". Der Schrift des Bartholomäus Groicki, Tituły prava Magdeburgskiego vom Jahre 1573 hat Aichler Verse auf das Wappen des Schrimmer Kastellaus Jakob Rokosowski beigegeben.

3) Die Urkunde bei Wotschke Studienfahrten Posener Studenten im 16. Jahrhuntert S. 23.

4) Im Jahre 1546 hatte ihn Herzog Albrecht von Preußen als Führer der Hilfstruppen in Aussicht genommen, die er dem Kurfürsten von Sachsen senden wollte. Vgl. Wotschke Die Truppenanwerbung für die schmalkaldischen Verbündeten im Posener Lande. Posener Monatsblätter 1913 S. 69.

Union geschlossen, aber unter Laski's Einfluß, der Ende des Jahres 1556 in sein Vaterland zurückgekehrt war, war sie nicht in Kraft getreten. Im Jahre 1557 hatte Laski und seine Freunde die Schweizer um eine Kritik der Brüderkonfession gebeten, sie auch erhalten. Manches hatten Calvin, Bullinger, Viret, Muskulus an dem Bekenntnis der Brüder auszusetzen gehabt. Wußte Peter Herbert sie 1560 auch etwas freundlicher gegen die Brüder zu stimmen, die Theologen der Schweiz und ihre polnischen Freunde Thretius und Lasitius sahen in ihnen doch keineswegs ihresgleichen. Da zwang die Not der Zeit, der Ansturm der Antitrinitarier, die kleinpolnischen Reformierten, bei den Brüdern Unterstützung zu suchen. Die Senioren Georg Israel und Johann Lorenz suchten sie ihnen zu bringen. Zur Maisynode 1563 kamen sie nach Krakau und kreuzten mit Gregorius Pauli die Waffen. Glückte es ihnen auch nicht, in Kleinpolen dem Verhängnis zu steuern, von Großpolen, wo sie ihre Gemeinden hatten, wußten sie den Antitrinitarismus fernzuhalten. Tiefen Eindruck machte dies. Als Lasitius aus Krakau am 30. Mai 1566 an Beza schrieb, rühmte er bereits die Wachsamkeit der Brüder. Jetzt, wo er in ihrer Mitte lebte, ihre strenge Kirchenzucht, ihre festen Ordnungen kennen lernte, ging ihm das Herz für sie auf. In apostolische Gemeinden fühlte er sich versetzt, das christliche Gemeindeideal meinte er bei den Brüdern verwirklicht. Eng schloß er sich ihren führenden Geistlichen Georg Israel, Johann Lorenz, Johann Rokyta an. Mit dem Bartschiner-Lobsenser Pfarrer Johann Rybinski († 1596), dem Vater des lateinischen Dichters Johann Rybinski und des polnischen Dichters Matthias Rybinski, wie auch später mit dessen Nachfolger seit 1567 Johann Turnowski führten ihn die Verhältnisse zusammen. Besonders wird er mit den geistig aufstrebenden Brüderjünglingen auf den Krotowskischen Gütern in Verbindung getreten sein, so mit Christoph Musonius[1]) in Lobsens, der seit dem 17. Juni 1566 bei den Philippisten in Wittenberg weilte, mit Simon Musonius[2]) und

1) Sohn einer schottischen Familie, später Consenior in Koźminek.

2) Bruder des Christoph Musonius, später Pfarrer in Sypniewo und Lobsens, † 1599. Ein Gedicht von ihm bieten die „Epicedia in obitum Johannis Chwalibogowski .. generosi viri dn. Bartholomaei Chwa-

Christoph Theotimus in Lobsens. Letzteren wird er empfohlen haben, in den Dienst polnischer Herren zu treten und mit ihnen die Stätten des Wissens und der Bildung aufzusuchen. Bevor diese jedoch nach Wittenberg gingen, wo sie am 11. Juli 1567 mit ihren Herren sich einschreiben ließen, brach er selbst auf, um seinen Zögling Johann Krotowski und zwei andere Edelsöhne Sebastian Bardzki[1]) und Stanislaus Trelski[2]) der Universität zuzuführen, die ihm in den Jahren 1561—1563 so teuer geworden war, der Ruperta. Voll regen Interesses für die Brüder nahm er im Einverständnis mit seinem Herrn den Weg durch Böhmen. Was er hier sah und fand, übertraf noch seine Erwartungen. Nirgends meinte der Weitgereiste so ernste, stille, friedliche vom Geiste Christi erfüllte Gemeinden getroffen zu haben. Welch Unterschied zwischen der Unität und der kleinpolnischen von Hader und Streit zerrissenen Kirche!

Auch in der Neckarstadt Heidelberg, wo er im Frühjahr eintraf und sein Schüler am 3. April (1567) sich einschreiben ließ, fand er keine Eintracht, keinen Frieden. Selbst durch seine Heidelberger Feunde ging eine tiefe Spaltung. Olevian, Ursin forderten Kirchenzucht, die auch ihm notwendiges Kennzeichen einer wahren Gemeinde war, Erast, Xylander lehnten sie ab und befanden sich dabei in Übereinstimmung mit seinen geliebten Züricher Lehrern Bullinger und Wolph. Dazu erhob der Antitrinitarismus, der ihm die anstößigste aller Lehrabweichungen war, auch in Heidelberg das Haupt. Sein Landsmann Farnovius, der in öffentlicher Disputation die Lehre des Arius zu verteidigen sich erboten, hatte freilich schon vor seiner Ankunft die Neckarstadt verlassen müssen; im Juni dieses Jahres (1567) sehen wir ihn bereits im fernen

libogowski, equitis Poloni, filii, qui placide obiit Goldbergae 13. Cal. Aprilis 1570. Ab amicis scripta. Gorlicii 1570".

1) Aus Bardo bei Wreschen, später Erbherr daselbst. Unter den vier polnischen Jünglingen, welche Laskis Famulus Sebastian Pech 1558 der Straßburger Schule zuführte, war ein Christoph Bradski, den Pech im Namen des Meseritzer Hauptmannes Stanislaus Ostrorog Girolamo Zanchi besonders empfahl. Vgl. Zanchi's Brief vom 14. Nov. 1558. Für Bradzki ist jedenfalls Bardzki zu lesen.

2) Die Trleski waren Schutzherrn der Bruderkirche in Trląg bei Amsee, Bez. Bromberg.

Sendomirer Lande auf der Synode zu Skrzynno[1]). Aber Martin Seidel aus Ohlau, am 4. Mai 1564, also einen Tag nach Farnovius an der Ruperta inskribiert, Lehrer am Pädagogium, war der Radikalste der Radikalen, stand in noch größerem Gegensatze zur kirchlichen Christologie und Trinitätslehre. 1568 mußte er deshalb gleichfalls aus Heidelberg weichen[2]) Johann Swidwa, der junge Erbherr von Samter, der im Juni 1567 mit seinem Lehrer Daniel Prinz Lasitius aus dem Posener Lande zur Neckarstadt folgte, brachte unseren Polen neue Nachrichten über die trostlose dogmatische Verwirrung in Polen, wo Tritheisten, Dytheisten, Unitarier die Rechtgläubigen bekämpften, vor allem aber sein Freund Thretius, der auf der Rückreise von der Schweiz nach Krakau ihn Anfang September besuchte, der Ruperta auch einen neuen Schüler Balthasar Mlodnitius zuführte. Für Bullinger und Simler, der an seiner Widerlegung der polnischen Sektierer und Verteidigung des altkirchlichen Dogmas „de aeterno dei filio“ zu arbeiten begann, übersetzte Lasitius eine polnische antitrinitarische Schrift ins Lateinische, dann flüchtete er sich aus der Unruhe der Gegenwart in die Stille der Vergangenheit, aus der Zerrissenheit der polnischen und Heidelberger Kirche in den Frieden der böhmischen Brüdergemeinden. Er schrieb: „de origine et institutis fratrum christianorum, qui sunt in Prussia, Polonia, Boemia et Moravia commentarius“.

Eine Lobschrift ohne Wert nennt Goll[3]) das Buch. In der Tat reichte das Wenige, das Lasitius an Nachrichten über die Brüder in Großpolen und Böhmen hatte sammeln können, das ihm von den Brüdersenioren zugegangen war z. T. wohl durch den oben genannten Prinz, den bisherigen Lehrer an der Brüderschule zu Koźminek, zu einer gehaltvollen Darstellung nicht hin. Die Arbeit ist deshalb auch nie gedruckt worden, obwohl Lasitius sich verschiedentlich darum bemühte. So sandte er seine Schrift mit der Bitte um ihre Empfehlung an Beza, gewiß auch,

---

1) Vgl. Wotschke Geschichte der Reformation in Polen S. 215 f.

2) Über Seidel vgl. Wotschke Wittenberg und die Unitarier Polens. Archiv für Reformationsgeschichte XV S. 67 f.

3) J. Goll Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder S. 75.

wie er es im Schreiben vom 17. Juli 1568 ankündigte, an die Züricher. Nur Beza's Urteil kennen wir. Er hatte verschiedenes an der Darstellung auszusetzen, war aber bereit, ihre Drucklegung zu veranlassen und das Vorwort zu schreiben, wenn die Verbesserungen erfolgt seien [1]). Unter Beilegung des Beza'schen Briefes schickte Lasitius die Handschrift darauf am 23. März 1570 dem Brüdersenior Johann Lorenz in Scharfenort. Dessen Urteil kennen wir nicht. Aber die Wittenberger Professoren Rüdinger und Peucer, denen der Senior Blahoslaus in Mähren die Arbeit, die er selbst schätzte in schon etwas erweiterter Gestalt im August 1571 durch Isai Cepolla vorlegen ließ [2]), widerrieten ihrer Veröffentlichung. Die Schreibweise gefiel ihnen nicht [3]). Da Blahoslaus bereits am 24. Nov. 1571 starb — mit tiefem Schmerz empfing Lasitius, damals schon wieder in Paris, die Nachricht — ist sie auch nicht gedruckt worden. Vollständig ist sie uns heute nicht mehr erhalten. Nur ihre ersten 33 Paragraphen bieten Handschriften im Herrnhuter Archiv, in der Göttinger Bibliothek und im böhmischen Museum in Prag [4]).

---

1) Vgl. Beza's Schreiben an Lasitius vom 1. März 1570 bei Gindely Quellen zur Geschichte der böhm. Brüder S. 30 ff.

2) Vgl. Gindely S. 328.

3) Rüdinger meinte „expositionem non esse eruditam et gravitati rerum convenientem, genus dicendi seu expositionem non satis esse convenientem", Peucer „historicum stylum se desiderare in opere contexto".

4) Bullinger verzeichnet in seinem Tagebuche: „Johannes Sviduua a Szamotul, castellani Biechoviensis filius, cum paedagogo Daniele Prinz Augusti 22". In der Heimat muß man Lasitius Nachlässigkeit in der Erziehung des Svidwa vorgeworfen haben. Am 23. März 1570 schreibt Lasitius nämlich an den Senior Lorenz nach Scharfenort: „Sparsi sunt isthic quidam de me sermones in negotio domini Suiduae, quos tales esse credas velim, ut me haud pauca iniuria ab istis affici sentiam. Magnam ego et industriam et diligentiam in isto adolescente educando adhibui". Anfang 1570 heiratete Svidwa Katharina Ostrorog, die Schwester der jungen Grafen, die Lasitius neben Gosław 1562 ff. in Heidelberg und Basel betreut hatte. Wertvoll sind die Nachrichten, die ich im Posener Staatsarchiv gefunden habe: „1569. 8. Aprilis. Comes a Gorka cum consensu d. Johannis Szuidua Lucam Jaraczewski ecclesiae collegiatae Szamotuliensi divo Stanislao dicatae praepositum praeficit, cum nobilis vir Martinus Przeborowski olim praepositus a. 1568 peste

Am 12. Febr. 1568 trat Zanchi sein Heidelberger Lehramt an. Lasitius, vielleicht in Verbindung mit Tretius, den wir am folgenden 20. Juli schon wieder in der Neckarstadt bei seinem Freunde sehen, legte ihm die Einigungsartikel der kleinpolnischen Kirche mit den Anhängern Stancaros vor und bat um ein Gutachten. Durch Thretius und Daniel Prinz, der mit seinem Schüler Suidwa im August Thretius nach Zürich folgte, bestürmte er Simler, seine große Streitschrift wider die polnischen Antitrinitarier „de aeterno dei filio“ neben den von Thretius empfohlenen kleinpolnischen Magnaten auch seinem Herrn Krotowski in Großpolen zu widmen. Zugleich übersandte er ihm für die Geßner'sche Bibliothek ein Verzeichnis der Schriften des Mathematikers Rhätikus, seines Krakauer Freundes, und ein Schreiben von dessen Hand an den berühmten Petrus Ramus. Schon im Juli (1568) hatte er in Erasmus Aichler aus Krakau einen neuen Studenten zur Beaufsichtigung erhalten, zu ihm traten im September noch Johannes Myszkowski und Caspar Malinius[1]), die Thretius aus Zürich herbeiführte, und Johann Balzerowski aus Lublin, der spätere unitarische Senior, 1586 auch Gesandter der Chmielniker Synode nach Goslar[2]). In seiner Vaterstadt hatte 1562 ff. Paclesius

sublatus sit. 1574 d. 20. Junii. Joh. Szuidua, dominus et haeres Szamotuliensis, in locum d. Lucae Jaraczewski, postquam per expulsionem violentam discessisset, vocat d. Blasium Adamitium Nidburgensem secundum formam et ritum reformatarum ecclesiarum. 1575. Johannes Szuidua simultaneum Romanis sub decem conditionibus concedit“. Im Nov. 1582 war Svidwa bereits tot, da kaufte Joh. Gajewski von Blociszewo von seinen Erben sein Posener Haus und schenkte es der Brüdergemeinde. Hatte Svidwa kurz vor seinem Tode noch einmal eine Studienreise angetreten. Die Altdorfer Matrikel bietet unter dem 12. Mai 1582 die Eintragung: „Joh. Spamotulinus, baro de Spamotulj, Polonus“. Es kann nur Szamotulinus de Szamotulj zu lesen sein. Daniel Prinz trat in die Dienste des mährischen Baron Heldt, mit dessen Sohne Sigismund wurde er Mai 1570 an der Leukorea inskribiert. Später ging er als österreichischer Gesandter nach Moskau. Er starb 1608.

1) Dieser Neffe des Thretius war später Arzt. Dem berühmten Joh. Zamoyski hat er ein Gedicht gewidmet, ihm auch gedient. Der Lemberger Dichter Simon Simonides war sein Freund. Vgl. Janociana II S. 163.

2) Seinen Sohn Lukas sandte Balzerowski 1596 auf das Danziger Gymnasium.

eifrig für den Antitrinitarismus geworben und früh den Zweifel an der Kirchenlehre in das Herz des jungen Studenten gesenkt. Aus Gesprächen mit ihm, aus Verhandlungen mit Simon Simonius, der von Sept. 1568 bis in den Sommer 1569 in Heidelberg lehrte, mag die polnisch geschriebene Verteidigung der kirchlichen Lehre herausgewachsen sein, die Lasitius von der Frankfurter Frühlingsmesse 1570 an Thretius nach Krakau sandte. Ein Büchlein über das Recht der Kindertaufe sowie eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, eine Streitschrift wider Gegorius Pauli, widmete er dem Wojewodensohne Johann Kiszka[1]), seinem Baseler Bekannten vom Jahre 1563. Doch ist uns keine der Schriften erhalten.

Eine Reise zur Frankfurter Messe führte Lasitius im März 1570 nach Ladenburg. Hier übergab er dem Superintendenten Johann Sylvan das ihm von Thretius durch den Ungar Thurius gesandte Buch Blandratas „de regno Christi", das er Ursin einhändigen sollte, zur Widerlegung. Ein böser Mißgriff. Denn der Ladenburger Superintendent, schon vorher voll Zweifel, wurde jetzt ganz irre an der Trinitätslehre. Sein unglückliches Schicksal ist bekannt[2]).

Das Verlangen seines Schülers, nach mehr denn dreijährigem Aufenthalte in Heidelberg die Heimat wiederzusehen, seine Hoffnung, dort den Vater zu treffen, der von seiner im August 1569 angetretenen Gesandtschaftsreise nach Moskau zurückgekehrt sein mußte, bestimmte Lasitius im Sept. 1570 die Neckarstadt zu ver-

---

1) Am 20. Juni 1569 war Kiszka, der mit seinen Schweizer Lehrern noch manchen Brief ausgetauscht, aus Basel Leo Curione mit in seine Heimat genommen hat, zum litauischen Vorschneider ernannt worden, am 5. Febr. 1570 hat er sich mit Elisabeth, Tochter des Fürsten Konstantin von Ostrog, verheiratet. Am 1. Sept. 1571 muß Thretius aus Krakau berichten: „Kyszka tritheita et anabaptista factus Gonesii utitur ministerio magno cum nostro dolore". Lasitius wird von der Gefährdung seines Glauben gewußt und ihm deshalb die oben erwähnten Schriften gewidmet haben.

2) Vgl. den hochinteressanten Bericht Vehes über seine Heidelberger Gefangenschaft, den H. Rott im Neuen Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg 1910 herausgegeben hat. Zweifellos hat Rott S. 217 Anm. 1 recht mit der Bemerkung, daß Vehe Lasitius mit seinem Freunde Thretius zusammenwirft.

lassen. Über Leipzig, wo er Camerarius und Simonius, der hier jetzt lehrte, aufgesucht haben wird, ging er mit seinen Schülern Krotowski und Trlęski[1]) nach Wittenberg, wo er am 2. Okt. inskribiert wurde, dann nach Bartschin[2]). Aber nur kurze Zeit weilte er hier im Krotowski'schen Schlosse, dann kehrte er zur Leucorea zurück. Im Hause des Professors Euseb Menius, des Sohnes des Thüringer Reformators Justus Menius, der bei seiner kärglichen Besoldung auf Nebenverdienst angewiesen war, nahm er zugleich mit einem Schotten Johann Scenius, dem späteren Rat Jakobs I., Wohnung. Da des Menius Gattin eine Enkelin Melanchthons war, lernte er alsbald Peucer näher kennen, der die jüngste Tochter des praeceptor Germaniae zur Frau hatte, ferner die übrigen Philippisten, ich nenne nur Esrom Rüdinger, Johann Major, Heinrich Möller. Er liebte sie als die Geistesverwandten seiner Züricher und Heidelberger Freunde, als die gerechtwägenden Beurteiler der Brüdergemeiden[3]). Auch sie schätzten ihn um seiner Bildung[4]) und dieser Freunde willen.

Durch den Verkehr mit Peucer wuchs in ihm die Neigung zu historischen Studien. Er beschäftigte sich eingehend mit der Geschichte der Schweiz, die ihm ein zweites Palästina, ein heiliges Land zu sein schien. Besonders aber nahm er die Arbeit an der Brüdergeschichte wieder auf und bat die Senioren in Polen und Mähren um Zusendung von Urkunden und Nachrichten. Ein Schreiben seines ehemaligen Heidelberger Pflegebefohlenen Wenzel Ostrorog vom 8. März aus Krakau, das ihm den Übergang Dudiths zu den Antitrinitariern meldete und um Einwirkung auf ihn bat,

---

1) Sein Bruder Andreas studierte seit dem 25. April 1572 an der Leucorea.

2) Ist er von Wittenberg nach Polen vielleicht mit Claudius Colladonius aus Bourges, dem Landsmann seines Krakauer Freundes Johann Thenaudus, gereist, der mit einigen Genfern April 1570 sich an der Leucorea hatte inskribieren lassen? Im Winter sehen wir diesen bei Thretius in Krakau, der ihn am 10. März 1571 mit Aufträgen an Beza schickte.

3) Unbeirrt durch die schroffe Haltung der Posener Lutheraner hatten die Wittenberger Febr. 1568 die Brüderkonfession freundlich beurteilt.

4) „Haud vulgaris eruditio“ war ihm nach Rüdinger eigen. Gindely a. a. O. S. 328.

zog ihn wieder in den theologischen Kampf. Zwei ausführliche belehrende und beschwörende Briefe sandte er dem alten Bekannten, auch bat er seine Freunde um Lehrschreiben an ihn. Ende Juni schickte er durch den Wittenberger Buchhändler Samuel Seelfisch an Simler das Pelzgeschenk seines Herrn für die Widmung seines Buches „de aeterno dei filio“ und kündete ihm für den September seinen Besuch an. Den Weg nach Paris, wohin er seinen Zögling jetzt führen sollte, hoffte er über die Schweiz nehmen zu können. Dann eilte er nach Großpolen, wo sein Schüler vor der großen Reise noch einmal seine Eltern sehen sollte. Der Bitte verschiedener Herren und Theologen, wider den Jesuiten Benedikt Herbst die Feder zu spitzen und seine Angriffe zurückzuweisen, konnte er am Vorabend seiner weiten Reise nicht entsprechen. Zu seiner Freude erklärte sich der bibelkundige Hohensalzaer Landrichter Niemojewski bereit, die Abwehr zu übernehmen[1]). Drei Tage mußten genügen, alle Fäden in der Elbstadt zu lösen. Dem Brüderboten Isai Cepolla, der im Auftrage des Seniors Blahoslaus nach Wittenberg gekommen war, unter anderem Weisungen an ihn erhalten hatte, ihm Material für seine Forschungen einhändigte, konnte er nur wenige Stunden widmen. Doch versprach er nach seiner Rückkehr aus Frankreich nach Mähren zu kommen[2]). Jetzt eilte er nach Leipzig, wo er Simonius[3]) aufsuchte, vor allem aber Camerarius, den deutschen Freund der Unität.

---

1) Schon 1569 hatte Niemojewski polnisch ausgehen lassen „Antwort auf das Buch des B. Herbst, Domherrn und Dompredigers zu Posen, das er wider die Konfession unserer Brüder hat ausgehen lassen“. Als Herbst in seinem Prodromus, 1571 in Krakau erschienen, antwortete, setzte ihm Niemojewski seinen Epidromus entgegen, gedruckt 1571 bei Weidner in Krakau.

2) Amos Comenius schreibt „de bono unitatis et ordinis disciplinaeque“ S. 48: „De se narrat Lasitius: 1571 Argentorato domum revertens deflexi non nihil ex itinere ad fratres Pragam atque Boleslaviam“. Es muß 1581 heißen. Im Jahre 1571 ist Lasitius weder aus Straßburg gekommen noch nach Prag gewandert.

3) Simonius erfreute sich in Leipzig der großen Gunst des Kurfürsten August, dem er eifrig diente. „Meine lust ist thun, was E. Ch. G. beuehlen. Wenn dieselbe mir beuehlen würdt, auch gen Rom zu ziehen vnd dem pabst einen pantoffel von den füßen mit den zehnen abzuziehen vnd zu stelen vnd denselben E. Ch. G. zu bringen,

Simonius, der an der Universität lehrte[1]), dazu die jungen Fürsten Albert und Stanislaus Radziwill, die seit dem Winter-

will ich vngeacht aller gefahr es ausrichten oder sterben". Mit dem kurfürstlichen Leibarzte Paul Luther, dem Sohne des Reformators, hatte er großen Streit. Im Herbste 1574 schreibt er dem Kurfürsten: „Ich kann mit gutem gewissen schweren, das mir von keinem gelerten in der artzney, welche ich mehr dann zweihundert gekant vnd sich in Welschland, Hispanien, Frankreich vndt Deutschlandt wol mit mir vordragen haben, dergleichen geschehen sei, wie von diesem guten man doctor Luthernn. Was sie auch itzt zu Regenspurk an meiner kundtschafft für wolgefallen gedragen haben, bezeugt dis, als das römischer kaiserlicher maiestet, desgleichen hertzogs von Beirenn vnd anderer fürsten leibmedici mich oft haben zu gast geladen, ihre geschriebenn bücher mitgetheilet, die geschenk, so sie mir gegeben, vnd die gnade, darin sie mich bei ihren fürsten vnd herren bracht haben. Solches erzel ich e. ch. gnaden darumb, damit dieselbige gnedigst erkennen mugen, daß ich nicht so schwarz bin, als mich vieleicht der gute man doctor Luther hat abmalen wollen.

Als wir nach Regenspurgk gefaren sein, hat der herzog in Olika, obrister marschalk in Lithuanien, einen gewissen boten zu mir geschickt, welcher auch brief an e. ch. gn. gehabt vnd mich zu ihm gefordert, dann er ex morbo gallico laborirt hat vnd durch curation doctoris regii polonici, so ein Paracelsist ist, durch das antimonium verwarlost vnd beides gehör verloren hat.

Auf diese reise hat mich auch die freiherrin vonn Meseritz aus Meerlandt, ihren sohn zu curiren, fordern lassen, dan er sehr krank am stein ist vndt ulcus vesicae hat. Desgleichen hab ich auch bald hernach von Regenspurk zu der fromen Schlickinn, des graf Wilhelms von Schwarzburgk schweerin, kommen sollen, dann ihr sohn ex duplici quartana, wie unsere medici erdichten, laborirt".

1) Unter dem 5. April 1577 beschwert er sich, daß Michael Barth 100 Gulden bekäme, er nur 50, obwohl er die meiste Arbeit täte. Im Aug. 1575 meldet er, daß er zwei Bücher über Behandlung der Pest geschrieben habe, sie aber nicht könne drucken lassen, da Ernst Vögelin aus der Stadt geflohen sei. Am 2. Febr. 1577 schreibt er: „E. ch. gn. befel hab ich vberkommen vnd daraus verlesen, das ich nach Nürnberg, daselbst bei doctoris Voikeri verlassenen wittfrauen die instrumenta anatomica vndt chirurgica, item sceleta vndt andere verlassene kunststück vnd werkzeug, welche e. ch. gn. kunstkammer zieren möchten, zu besichtigen und nach wissenschaft des kaufs mit mir zu bringen, verreisen soll". Leipzig, dem 9. April 1577 schreibt er: „E. ch. g. überschicke ich alhir die abrisse etzlicher instrumenten, so von den chirurgis in viel vnd mancherlei nationen gebraucht werden vnd die ich mich dünken lasse, daß sie in e. ch. g. kunstkammer nicht vorhanden sind. Diese instrumenta alle sindt mir nicht allein durch

semester 1570 in Leipzig studierten, überwachte, hatte Lasitius trotz des Mißtrauens, das Beza diesem entgegenbrachte, hoch geschätzt, mit ihm viele Briefe gewechselt. Als dieser jetzt aber in das Verdammungsurteil, das er über Dudith, der unserm Lasitius kühl und sachlich, voll Bedenken gegen die Trinitätslehre geantwortet hatte, nicht einstimmen wollte, gegenüber seiner Verwünschung jedes Antitrinitariers schwieg, löste er alle Beziehungen zu ihm, bat selbst Wolph in Zürich, in seinen Briefen an Simonius seiner nicht mehr zu gedenken. Auch Simonius war tief verstimmt; an dem Mahl das die jungen Radziwill Camerarius, dem zufällig anwesenden Peucer und Lasitius gaben, nahm er nicht teil. Mit Camerarius wird Lasitius ebenfalls über Dudith gesprochen haben, standen die beiden doch in brieflicher Verbindung, vor allem aber seiner Arbeiten zur Brüdergeschichte gedacht, ihn angeregt haben, gleichfalls diesem Forschungsgebiete sich zuzuwenden. Wenn der große Schulmann vier Wochen später dem Brüderboten Cepolla erklärte, eine Geschichte der Unität schreiben zu wollen, so tat er dies gewiß unter dem Einfluß des Lasitius. Ihm sandte er dann auch eine Abschrift seiner „Historica narratio de fratrum orthodoxorum ecclesiis in Bohemia, Moravia et Polonia, die im Druck erst 1605 erschien, Lasitius aber so für seine zweite ausführlichere Brüdergeschichte verwerten konnte. In Hinblick auf seine Reise nach Paris wird er ihm Empfehlungen an Hubert Languet mitgegeben haben wie an Andreas Wechel, der damals gerade seine Xenophonausgabe drucken sollte.

Mitte September finden wir unseren Polen in Frankfurt. Schon hier mag er Languet, der gerade nach Deutschland gekommen war, getroffen haben. Hatte er anfänglich geplant, durch die Schweiz zu reisen, so nahm er jetzt seinen Weg durch Belgien. In Brüssel sah er Alba. Am 7. Okt. traf er mit seinen beiden Schülern, zu dem Polen war noch ein Böhme getreten, in Paris ein. Wir wissen nicht, weshalb er nicht bei Wechel selbst abstieg. In dessen Nähe nahm er bei dem Parlamentsadvokaten Amarito Wohnung.

---

den abriß bekandt, sondern hab sie allzumal gesehen in den henden der fürtrefflichen vnd gewaltigen chirurgorum, des Fallopii vnd Nicolai Massae, die da vor zeiten meine praeceptores waren."

Am 21. Jan. 1572 erkundigte er sich bei Simler, ob er das Pelzgeschenk des Wojewoden Krotowski erhalten habe, ferner ob er wirklich an einer Geschichte der Schweiz arbeite. Tief bedaure er, daß Johann Stumpf, der Stamheimer Pfarrer, seine Schweizer Chronik deutsch und nicht lateinisch geschrieben habe. Offenbar verstand er trotz seines vieljährigen Aufenthalts in Deutschland die deutsche Sprache nur wenig[1]). Das geschichtliche Interesse, das er hier bekundet, zeigt er auch in dem Dankesschreiben, das er unter dem 22. Juli an Bullinger schickte für die Übersendung seiner Friedensmahnung an die Geistlichen, die Simler in lateinischer Übersetzung unlängst dem Großschatzmeister Bużenski[2]) gewidmet hatte. Da erkundigte er sich nach den Biographien der Päpste, an denen der Reformator seit 1569 arbeitete, da empfiehlt er ihm, Guiberts von Ravenna Darstellung des Lebens Gregors VII. zu benutzen. Wolph sandte ihm aus Zürich einen seiner Söhne mit einigen Anliegen. Zu seinem Leidwesen konnte er diesem nicht recht dienen, nicht, mit dem Sohne Wolph's wie er wollte, zu dem ersten Arzte von Paris gehen, da er ihn nach Abgabe des Briefes nicht wieder aufgesucht hatte[3]). Mit seinen

---

1) In akademischen Kreisen wurde damals ausschließlich lateinisch gesprochen. Andreas Frycz Modrzewski, der namhafte polnische Staatsmann und Gelehrte, studierte vier Jahre (von 1532—1536) in Wittenberg und ging dann, um die deutsche Sprache zu lernen, nach Nürnberg. Vgl. Melanchthons Brief an Veit Dietrich vom 10. Mai 1537. Corp. Ref. III Nr. 1574.

2) In den Jahren 1563—1567 hatte sich Bużenski, wohl unter Schomanns Einfluß, der bis 1558, da er nach Wittenberg ging, Erzieher in seinem Hause war, zu dem Antitrinitariern gehalten. Auf seinem Gute Bużenin bei Sieradz tagte am 16. Juni 1561 eine Synode der böhmischen Brüder und kleinpolnischen Reformierten.

3) Lasitius hatte wohl Beziehungen zu Pariser Ärzten aus der Zeit seiner Freundschaft mit Simonius. In einem Schreiben an den Kurfürsten August vom 20. April 1578 gedenkt dieser seiner Freunde in Paris, die des Königs Chirurgen seien. „Petrus Berna, ein Welscher von Luca vnd weitberümbter buchdrucker zu Basel, hat mir alle opera Pauli Jovii geschickt, wieviel ir sein vnd auch etlich, die man zuvor nicht gesehen, mit seinen schönen typis itzt neulich jnn drei große volumina gedruckt und E. K. G. zugeschrieben. Hatt auch gebeten, daß E. G. ich sie von seinetwegen zum vnterthenigsten offeriren solte vnd

Wittenberger Freunden hielt er die Verbindung durch Briefe aufrecht, auch Dudiths lange dogmatische Epistel beantwortete er. Aber die Nachrichten, die er aus dem Osten erhielt, gaben ihm vor der Hand wenig Hoffnung, den alten Bekannten für die Kirchenlehre wieder zu gewinnen. Petrus Ramus wird er von seinem Krakauer Freunde Rhätikus und seiner eines Mäzenas harrenden Arbeiten berichtet haben. Wie war sein Verkehr mit Languet? Dessen Gastwirt Wechel, der berühmte Drucker, war ihm ein lieber Freund.

Pratau bei Wittenberg THEODOR WOTSCHKE

(Fortsetzung folgt.)

Wiking — asl. *vitędzь*

Es ist seit langem bekannt, daß asl. *vitędzь* ‚Krieger, Held' ein Lehnwort aus dem Germ. ist. ŠAFAŘÍK (*Starož.* 18, 8) dachte an einen germanischen Stamm der *Vithingi*. Ihm schloß sich MIKLOSICH (in den Denkschriften der Wiener Akad. d. W. XV 137) an. Auch in seinem Etymol. Wb. (S. 393) denkt er unter Berufung auf ZEUSS (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, S. 312) an die *Vithungi*. Aber damit sind, wie aus den besseren Lesungen hervorgeht, die *Juthungi* gemeint (vgl. die Zusammenstellung der Lesungen bei SCHÖNFELD Wörterbuch der altgerm. Personennamen S. 149), von denen sich das asl. Wort nicht ableiten läßt. Deshalb ist diese Ansicht auch aufgegeben worden. UHLENBECK (Arch. f. slav. Phil. 15 S. 492) führt den asl. Namen auf altnord. *vīkingr* zurück, was allgemein angenommen worden ist. Auch JANKO (Wörter u. Sachen I S. 108/9) entscheidet sich dafür.

Vitędzь tritt ziemlich spät in den slav. Sprachen auf, ist aber allgemein verbreitet (slov. *vitez*, serb. *vitez*, čech. *vítěz* ‚Sieger', poln. *wycięzca*, klr. *vytaź*, r. *vitjazь* ‚Krieger', osorb. *wićaz* ‚Held', bäuerlicher Lehnsmann') und setzt demnach doch eine ziemlich frühe Übernahme voraus. Es hat sich vom Slav. auch über die

---

daneben auch bitten, daß sie jr seine geneigte vnd alle zeit gehorsamste dienste gnädig wolle lassen gefallen".

benachbarten Sprachen verbreitet (rum. *vitez*, madj. *vitéz*, lit. *vītis* ‚Held'). Lautlich wäre die Übernahme des anord. *vīkingr* so zu denken, daß dafür asl. *vikęgъ*, nach der zweiten Palatalisierung *vicęgъ*, bzw. bei Setzung im Plural *vicędzi*, danach analogisch der Singular *vicędzь* eingetreten wäre. Durch Dissimilation des *c* (= *t's'*) gegenüber *d'z'* wäre dann die Form *vitędzь*, *vitęzь* entstanden (wenn nicht schon mit Dissimilation von *vikęgъ* > *vitęgъ* gerechnet wird), auf die Wert gelegt werden muß, weil die *t*-Form in allen slav. Sprachen und ebenso in den genannten nichtslav. Sprachen herrschend ist.

Doch kann die Ableitung vom anord. *vīkingr* nicht befriedigen. Dessen Bedeutung ist ‚Seeräuber' (woneben auch anord. *askmaðr*, ags. *æscmann* ‚skandinavischer Seeräuber', bei Adam von Bremen II, 29: Seeräuber, welche die Unseren *Ascomannen* nennen; zu anord. *askr* ‚Esche, kleines Fahrzeug', also eigentlich ‚Schiffsleute'), aus der sich erst in den slav. Sprachen die durchgehende Bedeutung ‚Krieger, Held, Sieger' entwickelt haben müßte. Es ließe sich wohl denken, daß sich seit der Aufrichtung des russischen Reiches durch die Waräger, die schwedischen Wikinger, dieser Bedeutungswandel hätte vollziehen können. Dann wäre aber die Wanderung des Wortes erst seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrh., also reichlich spät, eingetreten. Außerdem ist aber der diese Ostnormannen, die bis Konstantinopel und das Kaspische Meer vordrangen, bezeichnende Name anord. *vǽringi* (ags. *vǽrgenga* ‚Schutzsuchender, Fremder') gewesen, zu anord. *vārar* ‚feierliche Versicherung' (russ. *varjag*, byzant. *βάραγγοι*, arab. *varank*; s. Falk u. Torp Norweg.-Dän. Etymol. Wb. II 1403). Auch die Zusammenstellung mit den Jomswikingern kann zeitlich nicht befriedigen, trotzdem uns hier eine Beherrschung von Slaven durch Wikinger bezeugt ist. Der dem Dänenkönige zinspflichtige Wendenkönig *Burisleif* (anord. Wiedergabe des asl. *Borislav*) teilte nach der Jomswikingarsaga friedlich mit *Palnatoki*, dem Jarl dieser Wikinger, die Herrschaft über sein Land *Jom*, wo die militärisch straff organisierten Seeräuber die Jomsburg erbauten (*Jom* = Jumne auf der Insel Wollin an der Odermündung, s. Bugge in Hoops RGA. IV 547). Die Festsetzung der Dänen im Wendenlande ist nach Bugge um 800 erfolgt, die Zeit der Jomsvikinger

ist etwa das Ende des 10. Jahrh. und der Anfang des 11. Jahrh. Auch hier ist die Wanderung des Wortes zwar nicht unmöglich (der Name Karls des Großen hat in der Bedeutung „König“ auch seit 800 noch den Weg zu allen slav. Stämmen gefunden), aber die Bedeutung läßt doch an ein höheres Alter der Entlehnung denken.

Der Hauptgrund aber, weshalb weder die Beziehung zu den Warägern noch zu den Jomsvikingern befriedigen kann, ist der Umstand, daß bei den Daleminziern, dem Hauptstamme der Obersorben im heutigen Freistaat Sachsen, zur Zeit der deutschen Herrschaft (seit dem 10., bzw. 11/12. Jahrh.) eine Schicht von Kriegern, Kriegsknappen zu Roß, bezeugt ist unter der Bezeichnung obersorb. *Vičazi.* Unter 210 Dörfern, die bis in das 14. Jahrh. unmittelbar unter dem Amte Meißen standen, waren nach dem Bedeverzeichnis vom Jahre 1334 60 *sub rusticis qui dicuntur Witsezen*, die übrigen unter Supanen als Vorstehern (Literatur bei Peisker Die älteren Beziehungen der Slaven zu Turkotartaren und Germanen, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte III S. 303 f.). Die untertänigen Slaven waren die Zmurden, die also unter Supanen und Withasen standen. Eine Urkunde von 1122 (diese und die folgenden abgedruckt bei Peisker S. 302 A. 2 und S. 320 f.) erwähnt im Daleminziergebiet die Volksgruppen der *eldesten, knechte, zmurde, lazze* und *heyen*, eine von 1181 die *seniores villarum, quos lingua slavonica supanos vocant* (also = *eldesten* der deutsch bezeichnenden Urkunde von 1122), die *in equis servientes, id est withasii* (= *knechte* ‚Edelinge‘), die *ceteri liti : zmurdi, censuales et proprii* (= *zmurdi, lazze, heyen*). Weitere Urkunden, in denen noch die Smurden, die slavischen Hörigen, genannt werden, bei Peisker S. 321 A. 1. Dieser kommt (S. 327) zu dem Ergebnis, daß die Zmurden als die breite Masse der daleminzischen Bauernschaft anzusehen sind, während die *lazze* und *censuales* erst während der deutschen Herrschaft hinzugekommen sind. Da wir nun bei den Daleminziern die *Vitędzi* in derjenigen sozialen Stellung noch in späterer Zeit antreffen, in der wir sie nach der Bedeutung dieses Wortes überhaupt bei einem Stamm von Anfang an zu denken haben, so liegt die Vermutung am nächsten, daß hier auch die Ausgangsgegend des

Wortes zu suchen ist, zumal dieser slav. Volksstamm mit der eigentümlichen sozialen Gliederung im Norden ganz allein steht. Im einst obersorbischen Gebiete kommt *Vičaz* noch heute als Familienname vor.

Nun sind wir durch Widukind und Thietmar von Merseburg über die seit dem 10. Jahrh. geführten Kämpfe der Sachsen mit den Wenden, besonders den Daleminziern, annähernd unterrichtet. Wir wissen von den anfänglichen Erfolgen unter Heinrich I, Otto I. und Otto II., bis 983 durch den großen Slavenaufstand der scharfe Rückschlag erfolgte. Es ließe sich denken, daß die sächsische Herrenschicht, die seit der ersten Hälfte des 10. Jahrh. im sächsischen Wendenlande Fuß faßte, dann slavisiert worden wäre und den Anlaß zur Ausbildung der Withasen gegeben hätte. Doch erfolgten die Rückstöße der Deutschen besonders durch Heinrich II. (1002—1024) wieder so heftig und bis zur Oder, daß es schwer fällt, diese Entwicklung in so späte Zeit zu versetzen. Auch ist der Name Wikinger für diese Zeit in der erwarteten Bedeutung für einen binnenländischen sächsischen Adel nicht mehr zu belegen.

Anderseits ist schon längst vermutet worden, daß vor der Ausbildung von Wiking zu ‚Seeräuber‘ eine ältere Bedeutung liegt. Zunächst sind die Züge von germanischen Seeräubern älter als das Aufkommen dieses Wortes. Zuerst von allen germanischen Stämmen plünderten (nach Tacitus *Ann.* 11, 18) die Chauken, auf leichten Schiffen auslaufend, hauptsächlich die gallische Küste. Im 3. und 4. Jahrh. verheerten die Goten von Südrußland aus Griechenland und Kleinasien, im 5. Jahrh. hören wir von Seefahrten der Sachsen und Heruler (s. darüber Bugge in RGA. IV 530). Aber auch der Name ist älter und nicht gerade auf die seefahrenden Völker beschränkt. Im ags. Gedichte *Wīdsīth,* wohl erst aus dem Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrh. überliefert, dessen Grundlagen aber in alte Zeiten zurückreichen und die norddeutschen Stämme noch etwa in den Sitzen kennen, in der wir sie noch vor der Übersetzung der Angeln und Sachsen nach England vermuten, werden die *Headobeardan* das Geschlecht der Wikinge (*Wīcinga cynn*) genannt (*Wids.* v. 47, 59). Auch im Beowulf findet sich ein Niederschlag wie auch weiter in der

nordischen Überlieferung. Im Exodus werden dann die Juden *sǣwīcingas* genannt. Von den verschiedenen Deutungsversuchen der *Heađobeardan* ist am ansprechendsten der von R. Much (im RGA. III 125), der sie mit den Langobarden zusammenbringt, die in der ags. Sage noch in ihren alten Sitzen an der unteren Elbe auftreten. Da *Wīking* im Anord., *Wīchinc* im 8. Jahrh. als Personenname in Süddeutschland vorkommt (vgl. *Liber Confrat. S. Galli*, *Augiensis*, *Fabiensis*) und hochdeutsche Verschiebung zeigt, ist das Dasein dieses Namens schon vor dem 7. Jahrh. bereits bei süddeutschen Stämmen gesichert. Einen alten Stammesnamen „Wiking", der wie andere Spuren in der Namengebung hinterlassen hat, erschließen daraus Falk und Torp (Norw.-dän. Etym. Wb. II 1377) und Bugge (RGA. IV 530).

Die Zusammenbringung mit den Langobarden in ihren alten Sitzen empfiehlt sich noch deshalb, weil wir von hier aus am ehesten zu einer Deutung des Namens kommen. Stellt man ihn zu anord. *vīk* ‚Bucht' oder bringt man ihn mit der norwegischen Landschaft Wiken (*Vīk*) in Verbindung, so geht man von dem späteren Auftreten des Namens für die norwegischen Seeräuber aus. Hält man aber richtiger daran fest, daß man von der ältesten Nennung des Wortes aus zu einer Deutung gelangen soll, so bieten die langobardischen Stammsitze eine gute Erklärungsmöglichkeit, da ihr Hauptort Bardewik als älteren Namen einfach *Wīk* erschließen läßt und der in Epos und Sage weiterlebende Name der Langobarden dann eben ‚Wikleute, Leute aus Wik' (vgl. ags. *Eoforwīcingas* ‚Leute aus *Eoforwic*, York') wäre (so R. Much RGA. III 125). Dem Hauptorte der Barden liegt as. *wīk* (afries. *wīk*, ahd. *wīch* ‚Wohnstätte, Dorf') zugrunde, das mit got. *weihs* ‚Flecken' zusammenhängt. Gegenüber S. Feist (Etymol. Wb. der gotischen Sprache[2] S. 425), der Entlehnung aus latein. *vīcus* ‚Dorf' annimmt, sei betont, daß Urverwandtschaft (so Detter Zeitschr. f. deutsches Alt. 42, 54) möglich ist (idg. *u̯eiknó-*). Denn gegen Entlehnung spricht die sehr altertümliche Zusammensetzung mhd. *wīchbilde* ‚Stadtrecht', die Entlehnung aus dem Lat. vor der hochdeutschen Lautverschiebung notwendig machen würde, und das Auftreten von *-wīk* in Ortsnamen gerade altgerm. Gebiete (vgl. außer Bardewik, alt *Bardanwich*, bei Adam von Bremen

Bardorum vicus, noch Braunschweig, alt *Bruneswic*, Osterwik u. a.); auch im Afries. ist das Wort in der Ortsnamengebung in der Bedeutung ‚Dorf' häufig (die Namen auf anord. *vīk*, mnd. *wīk* ‚Bucht' wie Schleswig u. a. sind fernzuhalten). Es spielt also gerade in denjenigen Gegenden eine Rolle, in denen die Römerherrschaft nur sehr geringe Zeit oder gar nicht wirksam war, während es in den lange unter römischem Einfluß stehenden Rheingegenden als Ortsnamengrundwort fast gar nicht vorkommt.

Gerade die Langobarden sind uns in der Völkerwanderungszeit als ein zwar zahlenmäßig kleines (sie nehmen gern fremde Volkssplitter auf, um ihre Volkskraft zu stärken), aber tapferes Volk bezeugt. Die Bezeichnung der „Kampfbarden" zieht sich bis zu Helmold, wo die *Bardi bellicosissimi* entsprechen. Sie haben zu Beginn des 6. Jahrh. das Herulerreich nördlich der Donau vernichtet und 567 den Untergang des Gepidenreiches herbeigeführt. R. Much hat jüngst (ZfdA. 61 S. 108 f.) in kühner Kombination versucht, das altgermanische Heldenepos mit der Mythologie in Verbindung zu bringen und dabei die Langobarden den *Hundingas* des *Widsith* und das *Hundland* der nordischen Überlieferung mit dem Bardenlande gleichgesetzt. Wir können aus dem alten Sagenkreise schließen, daß die Langobarden in ihrer alten Heimat mit den angrenzenden Völkern im ständigen Kampfe lagen, was sich in der Sage ihrer Nachbarn lange forterhalten hat. Hier können wir dann mit Recht den Ausgangspunkt des Volksnamens Wikinger und seiner Entwicklung zur Bedeutung „Krieger" sehen. Von der unteren Elbe ist seine Verbreitung zu den seetüchtigen Völkern um Nord- und Ostsee leicht verständlich, zunächst etwa als „Seewikinger" (vgl. ags. *sǣwīcingas*).

Wollte man die Langobardenreste im Bardengau in der Lüneburger Heide mit den Slaven in Verbindung setzen, so wäre die Übernahme des Volksnamens durch die polabischen Slaven erfolgt. Eine ähnliche soziale Schichtung wie bei den Daleminziern ist uns aber bei ihnen nicht bezeugt und so wird es sich empfehlen, erst die Bevölkerungsverhältnisse zur Zeit des slavischen Vordringens bis zur Elbe und Saale näher zu betrachten. Das thüringische Reich spielte bis zum ersten Drittel des 6. Jahrh. eine große Rolle in Mitteldeutschland. Es reichte, wie wir aus der

Vita Severini und dem Geographen von Ravenna ersehen, bis zur Donau und im Norden bis zur Ocker und Ohre nördlich von Magdeburg. Aber es gab unter und neben den Thüringern noch Vertreter anderer Stämme und zwar hauptsächlich der Angeln und Warnen. Das wird durch die *Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum* sowie durch den Brief des Ostgotenkönigs Theoderik um 501 an die Könige der Heruler, Warnen und Thüringer (Cassiodor, *Var.* 3, 3) bezeugt. L. Schmidt möchte zwar (Geschichte der deutschen Stämme II S. 340 f.) die letztere Nachricht auf die niederrheinischen Thüringer beziehen, aber ein großes Herulerreich bestand ja tatsächlich damals nördlich der Donau und das Vorhandensein von Angeln und Warnen ist einerseits noch durch das anglisch-warnische-thüringische Recht in Thüringen, anderseits durch die thüringischen Landschaftsnamen *Engilīn* oder *Englīde* an der Unstrut und *Werinofeld* im Osten der Saale bezeugt (vgl. R. Much im RGA. IV 483 und 325, I 87) Diese Angeln und Warnen stellen aber einen unzweifelhaft anglofriesischen Einschlag dar, da ihre ältesten Sitze auf Jütland liegen, von wo sie einerseits im 5. Jahrh. nach England hinüberfahren, anderseits wohl nach Süden ziehen (vgl. darüber Much a. a. O.). Prokop spricht in seinem Gotenkrieg an einigen Stellen von den Warnen, wo wir sie sonst nicht erwarteten. Die Heruler kommen auf ihrer Wanderung nach Skandinavien nach dem Durchzug des Oedlandes in Ostgermanien zunächst zu den Warnen (*Bell. Goth.* II 15), später steht bei ihm *Οὐάρνοι* offenbar für Sachsen (IV 20). R. Much denkt bei diesem Sprachgebrauch Prokop's in der Mitte des 6. Jahrh. an ein Mißverständnis (RGA. IV 484). Aber es bietet sich noch eine andere Möglichkeit. Wir könnten die Setzung des Namens Warnen für Sachsen dann verstehen, wenn damit ein sächsischer Adel, eine sächsische Herrenschicht bezeichnet wird. Die Möglichkeit wird uns dadurch nahegelegt, daß die altsächsische Mundart einen starken anglofriesischen Einschlag zeigt. Am zusammenfassendsten hat Bremer (Ethnographie der deutschen Stämme S. 127 f.) diese Spuren in der alten Mundart dargestellt (hier auch weitere Literaturangaben). Er kommt zum Schluß, daß die Merseburger Gegend früher eine wirkliche anglofriesische Mundart aufgewiesen habe, daß weiter in den übrigen Gebieten

des Altsächsischen mit einer verschieden starken friesischen (besser anglofriesischen oder warnischen) Herrenschicht gerechnet werden muß. Auch O. BEHAGHEL (Geschichte der deutschen Sprache[4] S. 31) erschließt „für den größten Teil des niederdeutschen Stammlandes außerhalb Westfalens, für Nordthüringen und Nordalbingien, daß hier ursprünglich Sprachgenossenschaften gesessen haben, deren sprachliche Eigenart später durch das Altniederdeutsche zurückgedrängt worden ist, Volksstämme, die den Friesen verwandt waren und zu den Ingwäonen gehörten". Ebenso bestimmt spricht sich HOLTHAUSEN aus (Altsächs. Elementarbuch[2] § 8). Es ist bezeichnend, daß die Besonderheiten der anglofries. Mundart besonders bei vornehmen Sachsen auftreten. Widukind von Corvey, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. schrieb, bietet die Form *Kievermont* (Sächs. Gesch. II 22, 28), Thietmar von Merseburg aus dem Hause der sächsischen Grafen von Walbeck schreibt im Anfang des 11. Jahrh. oft *bizi* für alts. *biki* ‚Bach'. Da auch das Ags. wichtige Züge des Fries. (z. B. den Zetazismus, den Wandel des *k* zu *z* vor *e*, *i*) zeigt, können diese in die Zeit der Stammesgemeinschaft von Angeln, Warnen und Friesen noch in ihren alten Sitzen in Jütland und an der unteren Elbe verlegt werden, d. h., eine Erscheinung wie *zi* aus *ki* oder wenigstens eine starke Palatalisierung ist urags. und schon für das 5. und 6. Jahrh. vorauszusetzen. Wir haben uns die Ausbreitung der anglofries. Mundart in Norddeutschland so vorzustellen, daß mit der Wanderung der Angeln und Warnen nach Süden bis Thüringen sich über die Sachsen etwa seit dem Ende des 5. Jahrh. eine anglisch-warnische Herrenschicht legte. In der Merseburger Gegend und östlich der Saale war sie als Volk zunächst neben den Thüringern vorhanden, bis seit den Ereignissen des 6. Jahrh. eine Vermischung erfolgte. Die anglofries. Mundartreste der alten Zeit ziehen sich von Holstein bis Nordthüringen und überwiegen im Osten des altsächsischen Sprachgebietes. Als 531 mit dem Untergange des thüringischen Reiches die Sachsen von dem Gebiete nördlich der Unstrut Besitz ergriffen, fiel natürlich ihren Herrengeschlechtern der größte Teil des Landes zu (Widukind I 14). Wenn wir aber in Merseburg die anglofries. Mundart am schärfsten in alter Zeit ausgeprägt finden, so geht das vielleicht doch auf die Zeit vor

531, die Zeit des Warnenreiches, zurück. Die Merseburger Glossen zeigen konsequent die friesische Palatalisierumg des *k* vor *e* (vgl. Bremer Paul-Braunes-Beiträge 9, 571—581 und Ethnogr. S. 129), Thietmar selber lebte meist in Merseburg, auch das Merseburger Totenbuch zeigt den stark anglofries. Einschlag der Mundart. Die Assibilierung des *k* vor Palatal ist von W. Seelmann (Niederdeutsches Jahrbuch XII 64—74) besonders für das Gebiet zwischen der oberen Aller, Ocker und Unstrut nachgewiesen worden, zu dem auch Merseburg gehörte.

Auch die Verteilung gewisser Ortsnamengrundwörter bestätigt die Ansicht von einer alten anglofriesischen (oder besser anglowarnischen) Welle, die von Holstein ausgehend sich besonders längs der Elbe bis nach Nordthüringen hingezogen hat. Die Ortsnamen auf *-leben* finden sich zahlreich auf dem nordischen Sprachgebiet (*-lef*, *-löv*), vereinzelt in England, in Jütland bis über das Ufer der Schlei, überspringen Holstein und Lüneburg und gehen links der Elbe von Brandleben unweit der brandenburgischen Grenze durch Thüringen bis Güntersleben bei Würzburg, am häufigsten zwischen Magdeburg und Helmstedt auftretend (die Literatur über die Namen auf *-leben* ist sehr zahlreich, das Wichtigste ist von L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme II S. 30, Anm. 1 angeführt). Nach Edw. Schröder (Über Ortsnamenforschung, in der Zeitschrift des Harzvereines 41, S. 82) sind diese „für das ebene Thüringen und das Harzvorland charakteristischen, in Deutschland alt nur hier bezeugten Namen auf *-leben* (alt *-leiba*) unzweifelhafte Zeugen einer Siedlungsschicht, die von dem skandinavischen Norden kam, mögen es nun Warnen oder Heruler gewesen sein“. Er zieht auch die Namen auf *-büttel* heran, die sich von Jütland bis Wolfenbüttel hinziehen und hält sie für Zeugen einer Einwanderung friesischer Stämme. Jüngst hat er auf die Ortsnamen auf *-wedel* aufmerksam gemacht (Germ.-Rom. Monatschrift X S. 65 f.). Ihr südlichster Punkt ist Salzwedel. Da sie nicht in ganz Sachsen, nicht in England, in der Form *-vađell* nur in Skandinavien vorkommen und ihre Bildungsweise als ursprüngliches *nomen actionis* nordisch ist, möchte er diesen Namen als Zeichen einer Invasion von den dänischen Inseln ansehen. Aber ihr Verbreitungsgebiet in Norddeutschland deckt sich mit

dem alten Langobardenlande (Salzwedel liegt an dessen mutmaßlicher Südgrenze) und es steht nichts entgegen, diese Namen wie auch die auf *-büttel* für langobardisch, in die gemeingermanische Zeit zurückreichend, anzusehen. In ihrem alten Heimatlande standen die Langobarden — so erscheinen sie uns in dem Sagenniederschlage des Nordens und der Angelsachsen — mit den Germanen auf Jütland, den dänischen Inseln und wohl auch in Skandinavien in enger Verbindung; wie die Berührungspunkte ihres Volksrechtes mit dem nordischen können sich auch die in der Ortsnamengebung daraus deuten lassen. Es bleiben als wirkliche Zeugen für nachlangobardischen, vermutlich anglo-warnischen, Einschlag die Namen auf *-leben* übrig.

Bei der Wandlung des Namens *Wīking* im slavischen Munde wurde schon oben als besondere Eigenheit die frühe Dissimilation angeführt, die dazu geführt hat, daß der Name in der Gestalt *vitędzь, vitęzь* seine Weiterwanderung angetreten hat. Das obersorb. *vićas* ist sekundär, vgl. obersorb. *ćern* ‚Dorn' : aksl. *trьnъ*. Wir finden sonst wohl häufig eine Palatalisierung von *t*, *d* vor den palatalen Vokalen in den einzelnen slavischen Sprachen (vgl. Vondrák Vergl. slav. Gr. I² S. 370), aber ganz vereinzelt ist die weite Verbreitung von *t* (zum Teil *t́*) für germ. *k* im Worte *vitędzь*. Sicherlich läßt sich der Wandel gut bei Ansetzung einer germ. Grundform *Wīking-* verstehen. Doch kann bei Übernahme aus einer dem Afries. nahestehenden Mundart schon eine germ. Form mit palatalisiertem *k* vorgelegen haben (vgl. afries. *wīking, wītsing, wīsing*; *Vithingi* bei Adam von Bremen wird auf der afries. Form beruhen).

Die Übernahme kann aber erst seit dem Eintreffen der Slaven an der Saale stattgefunden haben. Das rechtselbische Gebiet wurde erst durch die Herübernahme der Nordschwaben aus ihrer Heimat (wohl der Mark Brandenburg) frei. Als auf Bitten Alboins von den nordthüringischen Sachsen ein großer Teil das Land verließ, um mit ihm nach Italien zu ziehen, wurden die Nordschwaben, die Reste der Semnonen, von den Frankenkönigen Chlothari und Sigibert im nun freigewordenen Lande zwischen Bode und Harz angesiedelt. Dies erfolgte etwa 568 (maßgebend ist der Bericht des Gregor von Tours V 15; auf ihm fußen hierin Paul Diac.

II 6 und Widukind I c. 14, der sich wieder auf Paulus Diaconus beruft, vgl. auch R. Much im RGA. III 341). Da kurz vorher die Franken von den neu auftauchenden Avaren geschlagen worden waren (Gregor von Tours IV 23, 29), wird die Räumung des rechtselbischen Gebietes wohl eine Folge der Niederlage und eine Friedensbedingung der Avaren gewesen sein. Seit 568 war für die unter der Herrschaft der Avaren stehenden Slaven der Weg an die mittlere Elbe ebenso wie nach Böhmen und Ungarn frei, zunächst aber noch nicht an die Saale. Denn im Osten dieses Flusses saßen, wie man aus dem noch später hier haftenden Namen *Werinofeld* schließen darf, noch die Warnen oder wenigstens ein Teil dieses Volkes. Diese waren es wohl, die im Jahre 595 nach einem Aufstand gegen die Franken von Childebert fast bis zur Vernichtung geschlagen wurden (Fredegar 15; R. Much im RGA. IV 483; L. Schmidt a. a. O. II S. 30). Dieses Ereignis wird den wendischen Sorben den Weg bis an die Saale gebahnt haben, wo sie sich in dem fränkischen Lande zunächst unter fränkischer Oberhoheit niederließen. Hier werden sie zum Jahre 630 erwähnt (*Surbii*), als sie nach den Erfolgen Samos unter ihrem Herzog *Deruanus* von den Franken abfallen und oftmals verheerend in Thüringen und den übrigen fränkischen Gauen einbrechen (Fredegar c. 74, 75, 77, 87). Hier sind wir aber in demselben Gebiete, in dem einige Jahrhunderte später die Kriegerschichte der Vithasi belegt ist. In der Merseburger Gegend lebten seit dem 10. Jahrh. und wohl schon seit dem Ende des 6. Jahrh. Deutsche und Wenden zusammen (Merseburg-wendisch *Mezibor*; vgl. Widukind II 3). Am wahrscheinlichsten ist es nun, die Vithasi als die slavisierten Warnenreste zu erklären. Denn die Niederlage von 595 ist wohl trotz der Nachricht, die von Vernichtung spricht, doch nur in dem mittelalterlichen Sinne zu verstehen, daß die politische Selbständigkeit seitdem aufhört, nicht aber, daß der ganze Volksstamm bis auf den letzten Mann ausgerottet ist. Auch nach der Vernichtung des Rugierreiches 488 durch Odoakar sind noch Volksreste vorhanden, die 489 Theoderik nach Italien begleiten und politisch noch 40 Jahre später hervortreten; nach der großen Niederlage der Gepiden durch die Langobarden und Avaren 567 war wohl ihre politische Selbständigkeit vernichtet,

als Volksreste aber haben sie sich noch einige Jahrhunderte behauptet, vgl. DICULESCU Die Gepiden S. 223 f. Als Herrenschicht haben diese Warnen dann in den Kämpfen gegen Franken und Thüringer sich wohl zur Stellung der berittenen Krieger aufgeschwungen, zur nationalen Behauptung freilich war ihre geschwächte Volkszahl nicht mehr imstande. Die Verbindung mit dem Wikingernamen haben wir uns dann etwa so zu denken, daß ein zunächst für die Langobarden geltender Volksname Wikinger auf die über den Bardengau bis Thüringen hinausgreifende warnische Herrenschicht im 5. und 6. Jahrh. übertragen wurde, der dann infolge der sozialen Stellung seiner Träger im Lande östlich der Saale und der weiteren Slavisierung dieser Warnen mit der hier noch vorliegenden älteren Bedeutung ‚Krieger' seinen Weg von den Sorben zu den anderen slavischen Stämmen gefunden hat[1]).

In diesem Gebiete läßt sich dann auch am leichtesten verstehen, weshalb das aus dem Germ. in das Asl. gedrungene *skotъ* ‚Vieh' gerade diese Bedeutung aufweist gegenüber got. *skatts* ‚Geldstück, Geld', as. *skat* ‚Geldstück, Geld, Vermögen', ahd. *scaz* ‚Geldstück, Geld' (nhd. ‚Schatz'). Wohl läßt sich nach dem Vorbild des Bedeutungswandels von lat. *pecunia* ‚Geld' (urspr. ‚Vieh') und got. *faíhu* ‚Geld' (hd. ‚Vieh') eine ältere Stufe ‚Vieh' für die germ. Grundlage des asl. Wortes voraussetzen, aber bezeugt ist der hier vorliegende Sinn nur für das Altfries. (*sket* ‚Geld, Vieh'). PEISKER (Berührungen S. 266) denkt deshalb an Entlehnung aus dem Afries. Aber genauer ist wohl an die den Friesen sprachlich nahe stehenden Warnen anzuknüpfen. Es darf nach dem oben Gesagten vermutet werden, daß eine warnische Kriegerschicht (die ‚Wikinger') den slavischen Hörigen Abgaben in Vieh vorgeschrieben haben wird, wodurch sich ungezwungen bei der vor-

1) Es läge nahe, ein ursprünglich warnisches, aber deutsch gebliebenes, Wikingergeschlecht in den Billungen zu sehen. *Wīdsīth* 25 b kennt *Billing* als König der Warnen. Der Name (zu *bill* ‚Schwert') ist sehr alt und sowohl bei Angelsachsen wie Langobarden und Süddeutschen bezeugt. Ein thüringischer Graf dieses Namens ist aus den Urkunden Ottos I. bekannt. Doch gilt das sächs. Herzogsgeschlecht der Billungen, das so vielfache Beziehungen zu den Elbslaven aufweist, als fränkisch.

auszusetzenden, mit dem Afries. übereinstimmenden Bedeutung von warn. *skat-* ‚Geld, Vieh‘ der Sinn des asl. Wortes erklären läßt (anders Janko a. a. O.). Dann vermögen wir aber auch den gerade hier so häufigen Ausdruck *Smurdi* (deutsch ‚Zmurden‘) für die slavischen Hörigen vom Standpunkte einer Kriegerschichte gegenüber den Viehzucht treibenden Bauern zu verstehen (aksl. *smrъděti* ‚stinken‘). Übrigens ist zu erinnern, daß wir ähnliche soziale Schichtungen wie bei den Daleminziern bei den benachbarten Thüringern in alter Zeit antreffen, wo in der *Lex Thur.* Adelige (*adalingi*), Gemeinfreie (*liberi*), Freigelassene und Sklaven erwähnt werden. Auch Liten kommen später vor (vgl. L. Schmidt II S. 343). Widukind berichtet, daß die Sachsen, die sich 531 in Nordthüringen ansiedelten, ihren Freunden, die ihnen zu Hilfe gekommen waren, und ihren Freigelassenen Land zuteilten, die Reste des geschlagenen Volkes aber zur Zinspflichtigkeit verdammten (I 14). Ein ähnliches Vorgehen ist in der benachbarten Gegend für die Warnen zwischen Saale und Mulde möglich (auf ähnliche Schichtungen der Daleminzier wurde schon oben hingewiesen), wenn auch beim Mangel von Quellen diese ganze Beweisführung über einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit nicht hinaus geführt werden kann.

Ein gleiches Hervortreten des Wortes ‚Wiking‘ bemerken wir nur noch bei den Preußen. Die im Samland ansässigen Stammpreußen waren (nach Miklosich Denkschriften der Wiener Akad. 15, 137) eine Art Landadel, später Ordensdiener und Ordensbeamte (preuß. *waiting*, *weiting*, *witing*). Sie werden als solche (nach Miklos.) zuerst 1299 erwähnt. Wenngleich hier eine direkte Entlehnung des Namens an und für sich nicht ausgeschlossen ist, da schon vor 800 von Schweden und Dänemark aus nach den gegenüberliegenden Gestaden der Ostsee Kriegs- und Beutezüge stattgefunden haben, die Bewohner Kurlands um 800 oder früher unter schwedischer Oberhoheit standen, später sich die „Seeburg“ an der Dünamüdung erhob (Bugge bei Hoops RGA. IV 546), so nötigt doch die preußische Lautform mit dem slav. *t* hier zur Annahme slavischer Vermittlung. Die Ausbildung zur Standesbenennung kann dann sekundär und unter deutschem Einfluß erfolgt sein.

Ein ähnlicher Vorgang, wie er hier für den Volksnamen *Wiking* erschlossen wurde, ist nicht ohne Analogie. Die warägische Herrenschicht Rußlands wurde schließlich auch im 11. Jahrh. slavisiert (Thietmar kennt z. J. 1018 noch Dänen in Kiew VIII 16), im Kleinrussischen hat *warjagъ* nach der Unterwerfung Kiews durch die Waräger die Bedeutung von ‚starker, großer Mann' angenommen. Das asl. *ispolinъ* ‚Riese' wird auf den Volksnamen der *Spali* zurückgeführt, das asl. *študъ*, russ *ščudъ* ‚Riese' geht auf das germ. (got.) *þiuda* ‚Volk', čech. *obr*, slovak. *obor* ‚Riese auf ‚*Avarus*' zurück.

Prag ERNST SCHWARZ

Die Behandlung der Lautverbindungen *tl, dl* in den slavischen Sprachen

Die herrschende Ansicht über die Entwicklung der urlav. Lautverbindungen *tl, dl*, wonach diese Lautverbindungen in den westslav. Sprachen unverändert geblieben, in den ost- und südslav. Sprachen dagegen zu *l* geworden seien, ist unhaltbar. Sie muß in zwei Punkten berichtigt werden.

Erstens — in bezug auf die südslav. Sprachen. In Fällen wie aksl. *dlanь*, *tlěšti*, serbokr. *dlijeto* usw. sind *tl*, *dl* unverändert geblieben. Dieser Umstand kann auf zwei Weisen erklärt werden entweder — durch die Annahme, daß der südurslav. Wandel *tl*, *dl* > *l* vor der Liquidametathese wirkte, oder — durch die Annahme, daß dieser Wandel zwar jünger als die Liquidametathese war, aber nur für die inlautenden *tl*, *dl* gültig war und die anlautenden *tl*, *dl* nicht berührte. Die erste von diesen theoretisch möglichen Annahmen ist höchst unwahrscheinlich. Der Wandel *tl*, *dl* > *l* ist eine Erscheinung, die das Südurslav. mit dem Osturslav. verbindet und vom Westurslav. trennt. Betrachten wir aber die Lautentwicklung der Periode vor der Liquidametathese, so bemerken wir, daß bei dieser Lautentwicklung die dialektischen „Isoglossen" sich ganz anders verteilen: einerseits verbindet sich das Südurslav. mit dem Vorurčechoslowak. (aksl. *krava* ∼ čech. *kráva*), andererseits stellen sich Ost- und Westur-

slav. dem Südurslav. gegenüber (westurslav., osturslav. *rostъ* : südurslav. *rastъ*)[1]). Erscheinungen, die das Südurslav. mit dem Osturslav. verbinden und sich auf keine von den westurslav. Mundarten verbreiten, lassen sich für die Periode vor der Liquidametathese nicht nachweisen. Deshalb glauben wir die zweite Erklärung der Bewahrung von *tl*, *dl* in aksl. *dlanь*, *tlěšti* annehmen zu müssen: der Wandel *tl*, *dl* > *l* betraf nur die inlautenden, aber nicht die anlautenden Verbindungen *tl*, *dl*.

Was die Entwicklung der Verbindungen *tl*, *dl* in den westslav. Sprachen betrifft, so scheinen auch diese Sprachen den Wandel *tl* > *l* wenigstens in einer Stellung mitgemacht zu haben, nämlich, in der Stellung nach *s*. Nach einer Ansicht, die, soviel mir bekannt, zuerst von Šachmatov ausgesprochen wurde, sind urslav. **veslo, *maslo, *čislo, *jasl-i, *gǫsl-i, *pręsl-ica*, aus **vestlo*, **mastlo* usw. entstanden[2]): sonst würde man schwer begreifen, warum das Formans *-slo* (bezw. *-slь*) nur nach solchen Wurzeln auftritt, die auf Dentale (*t*, *d*, *s*, *z*) auslauten, während die vokalisch oder sonantisch auslautenden Wurzeln immer nur das aus **tlo*, entstandene Formans *-dlo*[3]) annehmen (**mydlo, *ordlo, *žędlo* usw.).

---

1) Freilich wollen einige Forscher (vor allem T. Torbiörnsson) die Gegensätze čech. *kráva* : poln. *krowa* und südslav. *rasti* : nordslav. *rosti* durch die Annahme solcher Lautveränderungen erklären, die erst nach der Liquidametathese wirkten; diese Annahme ist aber sehr unwahrscheinlich. — Sicher älter als die Liquidametathese war ferner auch der Wandel des tautosyllabischen *el* zu *ol*. Auch bei diesem Wandel bestand zwischen Osturslav. und Südurslav. nicht nur keine Übereinstimmung, sondern geradezu ein Gegensatz: während im Osturslav. das tautosyllab. *el* im Prinzip immer zu *ol* wurde und nur in ganz seltenen Fällen sporadisch unverändert blieb, finden wir im Südurslav. nur sporadische Fälle des Wandels *el* > *ol* (aksl. *žladǫ*, bulg. *dlato*, serbokr. *član* usw.). Die westurslav. Dialekte waren in dieser Hinsicht wenig einheitlich: während das Vorurčech. und das Vorurslowak. ungefähr dasselbe Bild, wie das Südurslav. bot (freilich mit etwas häufigeren Fällen des Wandels *el* > *ol*), haben das Vorurpomoran. und das Vorurpolab. den Wandel *el* > *ol* konsequent in allen Stellungen durchgeführt; das Vorurpoln. und das Vorursorb. nahmen eine vermittelnde Stellung ein, indem sie das *el* nach Labialen bewahrten, aber nach allen übrigen Konsonanten zu *ol* verwandelten. 2) Šachmatov Очеркъ древнѣйшаго періода исторіи русскаго языка S. 100 (§ 178 Anm.).

3) Über die Entstehung des urslav. *-dlo* aus *-tlo* vgl. A. Šach-

Ist diese Auffassung der urslav. Formen wie **veslo* usw. richtig (woran m. E. kaum gezweifelt werden kann), so folgt daraus, daß der Wandel *tl* > *l* in der Stellung nach einem *s* auch den westslav. Sprachen eigen war, — vgl. čech. *veslo, máslo, číslo, jesle, housle, přeslice,* poln. *wioslo, maslo, jasla, gęśl, przęślica,* polab. *veslüi, moslenă, prąslen,* ferner poln. *rósł, roślina* (čech. *rostl, rostlina* dürften Neubildungen sein).

Wir gelangen also zu einer viel komplizierteren Formel der Entwicklung der urslav. **tl, dl,* — nämlich: „Urslav. **tl*, **dl*, [A]) blieben unverändert: [a]) im Wortanlaut — in allen Dialekten, wo diese Verbindungen im Anlaut überhaupt vorhanden waren, [b]) nach Vokalen und Sonorlauten — nur in den westurslav. Dialekten, und [B]) wurden zu *l*: [a]) nach einem *s* — in allen Dialekten, [b]) nach Vokalen und nach Sonorlauten — nur in den südurslav. und osturslav. Dialekten.

Der Gegensatz zwischen aksl. *dlanь* und *velъ* (< *vedlъ*) lehrt uns, daß um die Zeit des Wandels *tl, dl* > *l* die Verbindungen *tl, dl* im Wortanlaut etwas anders gesprochen wurden als nach Vokalen und nach Sonorlauten. Der Unterschied konnte natürlich nur in der verschiedenen Stellung der Silbengrenze bestehen: in *dlanь* lag die Silbengrenze vor dem *d* (also *ˊdlaˊnь*), in *vedlъ* — zwischen *d* und *l* (also *ˊvedˊlъ*). Die westurslav. Dialekte scheinen damals diesen Gegensatz nicht gekannt zu haben: für diese Dialekte muß die Aussprache *ˊveˊdlъ* vermutet werden. Dem Schwunde vor einem folgenden *l* unterlagen nur solche *t, d,* die am Schlusse einer Silbe standen: deshalb konnte dieser Schwund wohl im südurslav. **ˊvedˊlъ*, nicht aber im westurslav. **ˊveˊdlъ* eintreten.

Für die Zeit des Wandels *tl, dl* > *l* vermuten wir also zwei Arten der Aussprache des urslav. *vedlъ*: die westurslav. — *ˊveˊdlъ*, und die ost- und südurslav. — *ˊvedˊlъ*. Von diesen zwei Arten

---

MATOV loc. cit. und BRÜCKNER im Grundriß der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde 3, II, 3 S. 93 f. Wem die Priorität dieser Auffassung des urslav. Formans *-dlo* gehört, weiß ich nicht Vielleicht sind ŠACHMATOV und BRÜCKNER unabhängig von eineinder auf denselben Gedanken gekommen.

der Aussprache ist die ost- uud südurslav. entschieden die altertümlichere. Sie setzt einen Zustand voraus, bei dem die Lautverbindung „Verschlußlaut + Liquida“ positionsbildend war, und dieser Zustand darf auf Grund der miteinander übereinstimmenden Angaben der vedischen und homerischen Metrik als der urindogerman. betrachtet werden. Im Späturslav. hat sich aber dieser Zustand verändert: der Ausfall des *ь* in solchen Fällen wie russ. мгла, склянка, serbokr. *sklo* zeigt, daß um die Zeit der Halbvokalreduzierung die erste Silbe solcher Wörter wie **mьgla*, **stьklo* offen war (also — *⌈mь⌈gla*, *⌈stь⌈klo*). Wir müssen also eine regressive Verschiebung der Silbengrenze vermuten. Diese Verschiebung hat sich schließlich auf alle urslav. Dialekte verbreitet und darf deshalb als allgemeinurslav. bezeichnet werden. Sie braucht aber nicht in allen Punkten des urslav. Sprachgebietes gleichzeitig eingetreten zu sein. Der Gegensatz zwischen westurslav. *vedlъ* und ost- bezw. südurslav. *velъ* lehrt, daß die regressive Verschiebung der Silbengrenze (d. h. der Wandel *⌈mьg⌈la* > *⌈mь⌈gla*) sich über das urslav. Sprachgebiet vom Nordwesten her verbreitete, und daß der Schwund der silbenschließenden *t*, *d* vor folgendem *l* um eine Zeit eintrat, als die Silbengrenzenverschiebung in den westurslav. Dialekten schon vollzogen, in den übrigen urslav. Dialekten aber noch nicht eingetreten war. Was die Fälle wie westurslav. *maslo* < *mastlo* betrifft, so ist es möglich, daß die Silbengrenzenverschiebung in solchen Fällen etwas später eintrat als in den Fällen *vedlъ*, *metlъ*. Jedenfalls beweist westurslav. *maslo*, daß der Wandel *tl* > *l* dem Westurslav. nicht fremd war.

Der Gegensatz zwischen westslav. *vedlъ* und ost- bezw. südslav. *velъ* ist also nicht durch eine spezielle „südslavisch-russische“ Lautveränderung bedingt, sondern durch den Unterschied in der chronologischen Reihenfolge zweier gemeinurslav. Lautveränderungen: der regressiven Silbengrenzenverschiebung und des Schwundes der silbenschließenden *t*, *d* vor folgendem *l*. Es läßt sich nachweisen, daß auch manche andere Gegensätze zwischen den westslav. Sprachen einerseits und allen übrigen slavischen Sprachen andererseits auf ähnlichen Unterschieden in der chronologischen Reihenfolge gemeinurslav. Lautveränderungen beruhen: so z. B.

— die Länge des Vokals in Fällen wie westurslav. *sъbožē* und eine Reihe von Erscheinungen die sich unter der Formel „Zusammenfall der Resultate der zweiten Erweichung der Gutturale mit den Vertretern der Verbindungen Dental + j“ (*x́* > *š* < *sj*, *ḱ* > *ć* < *tj*, *ǵ* > *ʒ́* < *dj*, *sḱ* > *šč* < *stj*, *zǵ* > *žǯ* < *zdj*) vereinigen lassen. Wir behalten uns vor, zu diesen Problemen noch zurückzukehren.

Wien Fürst N. Trubetzkoy

Beiträge zur urslavischen Lautlehre

1. Über die relative Chronologie der Monophthongierung von Nasaldiphthongen im Urslavischen

Über die relative Chronologie der Monophthongierung von Nasaldiphthongen im Urslavischen herrscht bis jetzt noch keine Klarheit. Es scheint, daß die Monophthongierung teils vor dem Umlaut (dem Wandel von *i̯o* > *i̯e*, *i̯u* > *i̯i* etc.), teils nach dem Umlaut stattgefunden hat. Im letzteren Falle handelt es sich um auslautendes -*i̯ę̄* (im Südslavischen) ‖ *i̯ě* (im Ost- und Westslavischen) aus vorauszusetzenden -*i̯ăns*, -*i̯óns*. Dieser Lautwandel scheint sich folgendermaßen vollzogen zu haben: 1. -*i̯ăns*, -*i̯ŏns* ⌒ -*i̯ŏns*, 2. -*i̯óns* ⋍ -*i̯ĕns* (Umlautserscheinungen), 3. -*i̯ĕns* ⌒ -*i̯ę̄* ‖ -*i̯ě* (Monophthongierung des Nasaldiphthongs und die darauf folgenden Veränderungen).

M. E. muß nachgeprüft werden, inwieweit die Ableitung von auslautendem -*i̯ę̄* ‖ -*i̯ě* aus auslautendem -*i̯ăns*, -*i̯ŏns* berechtigt ist.

Für eine solche Annahme sprechen nur 3 Fälle:

der G. sg. des Typus *zemi̯ę̄* ‖ *zemi̯ě*,
der N. A. pl. des Typus *zemi̯ę̄* ‖ *zemi̯ě* und
der A. pl. des Typus *roi̯ę̄* ‖ *roi̯ě*.

Der N. sg. m. und n. des Partizips vom Typus *znāi̯ę̄* gehört nicht hierher, weil er nicht auf *i̯ę̄* ‖ *i̯ě*, sondern nur auf -*i̯ę̄* auslautet. Was diese Bildungen anbelangt, hat anscheinend Streitberg IF. I 290—291 recht mit seiner Erklärung von -*i̯ę* aus -*i̯n̥t* (Neutr.).

In den genannten 3 Fällen ist die Ableitung von *i̭ę̄* ‖ *i̭ĕ* aus *-i̭ăns*, *-i̭ŏns* zweifelhaft:

Der G. sg. des Typus *zemi̭ę̄* ‖ *zemi̭ĕ* kann aus Formen auf *-i̭ēns*, der N. A. pl. des Typus *zemi̭ę̄* ‖ *zemi̭é* gleichfalls aus Formen auf *-i̭ēns* hervorgegangen sein. Der A. pl. des Typus *roi̭ę̄* ‖ *roi̭ĕ* kann eine Neubildung nach dem Verhältnis von (*vod*)*y* : (*zem*)*i̭ę̄* ‖ (*zem*)*iĕ* = (*voz*)*ȳ* : *x* sein.

So ergibt sich die Möglichkeit, auslautendes *-i̭ę̄* ‖ *-i̭é* aus *-i̭ēns* anzunehmen. Hinzu kommt noch eine zweite Möglichkeit, daß auslautendes *-i̭ī* aus *-i̭ōns* entstanden ist. Die Reihenfolge der Umbildungen wäre dann 1. *-i̭ōns* > *-i̭óns*, 2. *-i̭ŏns* > *-i̭ūs* (Monophthongierung des Nasaldiphthongs), 3. *-i̭ūs* > *-i̭ī* (Umlaut und Schwund des *s*).

Bei einer Behandlung des J. pl. der Art wie *vozy* und *roi̭ī* meint Hirt IF. II 354, die Endung *-y* sei aus *-ōns* entstanden, das nach dem Verhältnis J. sg. *-mĭ* : J. pl. *-mĭs* = J. sg. *-ō*(*m*) : *x* aufkam, die Endung *-i̭ī* aber gehe auf *-i̭ōis* zurück. Weiterhin unternimmt Hirt auch andere Erklärungsversuche, doch dieser einmal ausgesprochene Gedanke bleibt bestehen. Man kann ihn etwas modifizieren, indem man annimmt, daß nicht nur die Endung *-ȳ* auf *-ōns*, sondern auch die Endung *-i̭ī* auf *-i̭ōns* zurückgehe. Die Intonation der Formen auf *-y* und *-i̭ī* bestätigt diese Annahme durchaus.

Falls *-ię̄* ‖ *-i̭ĕ* auf *-i̭ēns* und *-i̭ī* auf *-i̭ōns* zurückzuführen sind, so besteht kein Hindernis für die Annahme, daß die Nasaldiphthonge vor dem Umlaut monophthongiert worden sind.

Die obigen Ausführungen ermöglichen die Folgerung, daß die Nasaldiphthonge in zwei verschiedenen Zeitabschnitten monophthongiert worden sind. Vor auslautendem *s* scheint diese Monophthongierung bedeutend früher durchgedrungen zu sein als in andern Fällen. So erklären sich auch die eigentümlichen Vertretungen jener Nasaldiphthonge. Allgemeine Erwägungen bestätigen die Möglichkeit einer besonders frühen Monophthongierung derartiger Fälle.

M. E. hat sich der Lautwandel wohl folgendermaßen vollzogen:

1. Die erste Monophthongierung der Nasaldiphthonge. Die auslautenden *-ŏns*, *-ĕns*, *-ŭns*, *-ĭns* (mit bereits gekürztem

ersten Komponenten der Diphthonge) wurden zu *-ǭs*, *-ę̄s*, *-ų̄s*, *-į̄s*. Dabei hielt sich die Nasalierung noch ziemlich lange, so daß sich der Wandel von *-ǭs* > *-ų̄s* vollziehen und dieses *-ų̄s* mit dem anderen *-ų̄s* zusammenfallen konnte. Späterhin trat eine Entnasalierung ein, die in allen Dialekten Nasalvokale mit hoher Zungenlage traf: *-ų̄s* (zweifachen Ursprungs) > *-ūs*, *-į̄s* > *-īs*. Nur in einem Teil der Dialekte wurden Vokale mit nicht-hoher Zungenlage entnasaliert: *-ę̄s* > *-ę̄s* ‖ *-ēs*.

2. Die zweite Monophthongierung von Nasaldiphthongen. Als die erste Monophthongierung bereits *-ūs*, *-īs*, *-ę̄s* ‖ *-ēs* ergeben hatte, trat die zweite Monophthongierung der Nasaldiphthonge ein. Auf die Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden. Ich weise nur darauf hin, daß das neue *ę̄* in den Dialekten, die das alte *ę̄* bewahrt hatten, mit diesem zusammenfiel.

2. Der Umlaut im Urslavischen.

Unter Umlaut im Urslavischen fasse ich alle diejenigen Erscheinungen zusammen, die durch die Stellung des Vokals nach einem *i̯* (oder einem palatalen Konsonanten) bedingt sind.

Da die Umlautung in den verschiedenen urslav. Dialekten vielleicht keinen einheitlichen Verlauf genommen hat, soll im folgenden nur die sich im Süd- und Ostslavischen zeigende Entwicklungslinie Berücksichtigung finden.

Die Umlautung hat sich m. E. folgendermaßen vollzogen:

Vor der Umlautung	Nach der Umlautung	Vor dor Umlaut.	Nach dor Umlaut.
i̯ā	*i̯ā*	*i̯ŏ*	*i̯é*
i̯ǭ (viell. genauer *i̯ą̄*)	*i̯ǭ* (viell. genauer *i̯ą̄*)		
i̯ē	1. *i̯ā*	*i̯ĕ*	*i̯é*
	2. *i̯ē* > *i̯ě*		
i̯ę̄	1. *i̯ǭ* (viell. genauer *i̯ą̄*)		
	2. *i̯ę̄*		
i̯ū	*i̯ī*	*i̯ŭ*	*i̯ĭ* > *i̯ь*
i̯ī	*i̯ī*	*i̯ĭ*	*i̯ĭ* > *i̯ь*

i̯ē ergab *i̯ā*, wenn das *ē* auf altes *ē* zurückging.

i̯ē ergab *i̯ē* > *i̯ě*, wenn das *ē* < *ēn* der auslautenden Lautgruppe *-i̯ēns* entstammte (G. sg. *zemjě* gegenüber *zemję̄*, N. A. pl. *zemjě* gegenüber *zemję̄*).

i̯ę̄ wurde zu *iǭ* (vielleicht genauer zu *i̯ą̄*) wenn das *ę̄* < *ēm* der auslautenden Lautgruppe *-i̯ēm* entstanden war (A. sg. *zemjǭ*).

i̯ę̄ ergab *i̯ę̄*, wenn das *ę̄* alter Nasaldiphthong vor einem Konsonanten war.

Wenn man in Betracht zieht, daß im Urslavischen (wie in vielen anderen idg. Sprachen) der erste Komponent eines Langdiphthongs vor einem Konsonanten schon sehr früh gekürzt wurde, so können die Umlautungen von *i̯ę̄* und *i̯ę̄* auch anders charakterisiert werden.

i̯ē wurde zu *i̯ā*, wenn das *ē* alt war.

i̯ē ergab *i̯ē* > *i̯ĕ*, wenn das *ē* einem früheren Diphthong mit kurzem ersten Komponenten (*-i̯ēns* > *-i̯ĕns*) entstammte.

i̯ę̄ ergab *i̯ǭ* (vielleicht genauer *i̯ā*), falls das *ę̄* aus einem früheren Diphthong mit langem ersten Komponenten (*-i̯ēm* im Wortauslaut) entstanden war.

i̯ę̄ ergab *i̯ē*, wenn das *ę̄* aus einem früheren Diphthong mit kurzem ersten Komponenten (*i̯ĕn* vor Konsonanten, *i̯ēn* > *i̯ĕn* vor Konsonanten) hervorgegangen war.

Falls das Gesagte objektiv richtig ist, ließen sich daraus unter anderem folgende Schlüsse ziehen:

1. Zur Zeit der Umlautung gab es im Urslavischen zwei *ē* und zwei *ę̄*, d. h. je ein offenes und ein geschlossenes. Offen waren diejenige *ē* und *ę̄*, die durch Umlautung *ā* und *ǫ* (vielleicht genauer *ą̄*) ergaben und aus einem langen Monophthong resp. Diphthong mit langem ersten Komponenten entstanden waren. Geschlossen waren dagegen jene *ē* und *ę̄*, die nach der Umlautung als *ē* und *ę̄* erhalten bleiben und auf einen Diphthong mit kurzem ersten Komponenten zurückgehen.

2. In den ältesten Zeiten des Urslavischen war das *ē* offen, das *ĕ* geschlossen.

Petersburg D. Bubrich

Etymologisches. 6. Nhd. *Fatzke* erkläre ich aus poln. *Wacek*, dem Kurznamen von *Wacław*, das auf čech. *Václav* „Wenzel“ zurückgeht. Zum Lautlichen vgl. nhd. *Feise* : slav. *věža* „Turm“, zur Bedeutung vgl. russ. *франт* bei Berneker EW I 284. M. V.

Alte Flußnamen

3. Tanew

Der Name des rechten Nebenflusses des San, poln. *Tanew* G. s. *Tanwi* (Słownik polski geograficzny XII 153) gehört m. E. zu den Spuren altgermanischen Einflusses in den Flussnamen Galiziens. Es läßt sich unschwer ein altes *Tānъvь* darin erkennen, das durch Umgestaltung in germanischem Munde auf ein altes idg. **Dānu-* ‚Fluß' zurückgeführt werden könnte, dessen arische und keltische Vertreter M. Förster Ztschr. I 1 ff. nachgewiesen hat. Andere altgermanische Flußnamen in Ostgalizien hat Rozwadowski Roczn. Slaw. VI 53 ff. festgestellt.

Der Name **Tānuvis* mußte die gemeingerman. Verschiebung urspr. Mediae zu Tenues mitgemacht haben. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn kelt. Lehnwörter wie gall. *rīg-* ‚König', *līagi-* ‚Arzt' haben auch eine solche Verschiebung zu got. *reiks* ‚König', got. *lēkeis*, *leikeis* erfahren s. Streitberg Urgerm. Gr. 137.

Wenn in **Tānuvis* ein *t* vorliegt, dann müssen Germanen diesen Fluß früher erreicht haben als die Donau, denn *Danuvius* ist unverschoben zu got. **Dōnawi* geworden. Setzt man die german. Lautverschiebung zwischen 400—250 v. Chr. an wie Streitberg a. O., dann muß um diese Zeit die Umwandlung von *Dānu-* zu **Tānu-* erfolgt sein.

Wie bekannt, war zu Caesars Zeit germ. *ā* noch von *ō* verschieden. Daher *Bācenis silva* : ahd. *Buohunna* : gr. dor. *φāγός* s. Streitberg a. O. 48.

Der Wandel von germ. *ā* zu *o* hat schon zu einer Zeit stattgefunden, als der **Tānuvis*-Fluß von den Slaven besetzt war, sonst wäre hier etwa **Tunъvь* wie *Dunavь* ‚Donau', *buky* ‚Buche' zu erwarten. So könnte die Besiedlung der Tanew-Ufer durch die Slaven etwa zwischen 250 v. Chr. und dem Anfang unserer Zeitrechnung erfolgt sein.

Für die Verschiebung von *d* zu *t* in diesem Namen kommen besonders Bastarnen oder Skiren in Betracht. Vgl. R. Much Deutsche Stammeskunde[3] 125 ff.

Leipzig M. Vasmer

Zur Geschichte des Imperativs im Kleinrussischen

Bekanntlich gehört zu den typischsten Eigenarten des Kleinrussischen die eigentümliche Form der 2. pl. Imperativi. Für die im Groß- und Weißrussischen wie auch in allen anderen Slavinen verbreitete Endung *-te* hat das Kleinruss. ein *-t'*, vgl. *берїть* = *берите*, *несїть* = *несите*, *хвалїть* = *хвалите* usw.

Von den meisten Darstellern der russ. Sprachgeschichte wird diese Erscheinung für rein lautlich gehalten und durch Schwund des auslautenden unbetonten *-e* zu einer Zeit, als der vorangehende Konsonant noch palatal war, erklärt. Vgl. hierzu Sobolevskij Лекции[4] 96, Kryms'kyj Украинск. грам. 197 f., Šachmatov Украин. Народъ II 693, Нариси 61, 63, Kul'bakin Укр. языкъ § 104 usw.

Wie einfach diese Erklärung auch sei, so erweckt sie doch bereits prinzipielle Bedenken. In der Tat, um eine gewisse Form aus einer lautlichen „Verkürzung" zu erklären, genügt die Behauptung nicht, irgend ein Laut sei im Auslaut geschwunden, es müssen vielmehr auch die Bedingungen für einen solchen Schwund angegeben werden. Falls die Unbetontheit der Endung der 2. pl. Imper. die Kürzung verursacht haben soll, so ist es unverständlich, warum das unbetonte auslautende *-e* in vielen anderen Endungen erhalten blieb. Es soll hier nicht weiter auf die im heutigen Kleinruss. überaus gebräuchlichen Formen der 2. pl. Praes. (*ведéте*, *несéте*, *берéте*, *бувáите*) eingegangen werden, die Anhänger der lautlichen Hypothese müßten aber erklären, warum das *-e* in der 2. pl. Imper. nur bei einigen Verben (hauptsächlich der I. und IV. Klasse) geschwunden ist und warum Formen wie *бувайте*, *давайте*, *купуйте* usw. wiederum einen solchen Schwund überhaupt nicht kennen. Solange diese Fragen nicht beantwortet sind, läßt sich zur Erklärung der Kürzung des auslautenden *-te* nur „non liquet" sagen.

Viel überzeugender, wenigstens in methodischer Hinsicht, ist die bereits 1884 von Sobolevskij Очерки из истории русск. яз. gegebene Erklärung der uns interessierenden Erscheinung. Im Gegensatz zu der oben dargestellten Ansicht nimmt er keinen lautlichen sondern analogischen Ursprung an. Er weist darauf hin,

daß schon in den klr. Handschriften anstelle der heutigen 2. pl. Imper. auf *-itь* oft Formen auf *-ětь* vorkommen (vgl. z. B. пьцѣть Dobr. Ev. 1164) und stellt die Behauptung auf, die Endung *-tь* sei nicht identisch mit derjenigen auf *-te*. „Vielleicht sind die Formen auf *-tь* aus denen auf *-te* als Analogiebildungen nach der 1. pl. auf *-mъ* usw. entstanden; im Kleinruss. hat sie sich in der 2. Imper. bis zum heutigen Tage erhalten[1]): *берім, беріт*. Soweit es uns bekannt ist, kommen diese Formen im Groß- und Weißruss. heute nicht vor; möglicherweise sind sie aber früher einmal der ganzen russischen Sprache eigen gewesen. Wenigstens findet man sie auch in Handschriften, die in ihrer Orthographie keine klr. Elemente aufweisen, unter anderem z. B. im Свят. Сб. 1076: не осужяйте да нэ осужени *будеть*; Psalt. 11. Jahrhundert: възвѣститъ; Evang. 1270 des Rum. Museums: не усумнитеся в срдци своѥмь нъ вѣру иметь; Apost. 14. Jahrh. Typogr. Bibl.: яко же сами вѣсть; Men. 14. Jahrh. Öffentl. Bibl.: туне приясть, туне же и дадита“ (a. a. O. 74).

Die Beweiskraft der letzten Beispiele wird aber von Sobolevskij selbst in einer Fußnote angezweifelt. Er behauptet darin, bei einigen von ihnen könne eine graphische Verwechslung von *ь* und *e* vorliegen; ferner sei es unverständlich, warum der flexivische Bestandteil *-tь* im heutigen Kleinruss. nur im Imperativ und niemals im Indic. Praes. vorkomme, falls *-te* ~ *tь* unter Einfluß der 1. pl. auf *-mъ* geworden sein soll; endlich erklärt Sobolevskij nicht, warum nicht alle Klassen der klr. Verben in der 2. pl. Imper. auf *-tь* auslauten, sondern nur einige.

Vielleicht waren diese Schwierigkeiten die Veranlassung dazu, daß Sobolevskij späterhin seinen Erklärungsversuch selbst aufgab. So spricht er in seinen Лекции von einem lautlichen Schwund des *-e* in der 2. pl. Imper., ohne jedoch auf die Gründe einzugehen. Alten Formen in der Art von klr. *пьцѣть* mißt er nunmehr keine Bedeutung bei und deutet sie als graphische Erscheinungen.

Glücklicher war der zweite Versuch, die Herkunft der klr. Endung *-tь* analogisch zu erklären. Ein solcher findet sich bei Smal-Stockyj Gramm. der ruth. Sprache § 9. „Daß das *e* abfällt,

1) Gesperrt von mir.

heißt es dort, erklärt sich aus einer Angleichung; man wirft das *-e* bei diesen Zeitwörtern ab, weil auch die 1. pl. ohne *-o* zu bleiben pflegt: *пишім*, *пишіть* von *писáти* ‚schreiben', aber *глянъмо*, *глянъте* von *глянути* ‚hinsehen' und *хвалїм*, *хвалїть* von *хвалúти* ‚loben', aber *рáдьмо*, *рáдьте* von *радити* ‚raten'." Man muß zugeben, daß hier in einfacher, klarer und scharfsinniger Weise erklärt wird, warum die Endung *-ть* nur denjenigen Verben eigen ist, die in der 1. pl. Imper. ein *-мъ* haben, d. h. bei denen in beiden Formen die gleiche Silbenzahl vorliegt. Aber auch diese Erklärung kann nicht befriedigen. Wir könnten sie nur in dem Fall annehmen, wenn die Endung *-мо* immer in der 1. pl. Praes. vorkäme. § 141 ib. weist aber Smal-Stockyj selbst darauf hin, daß dieses *-мо* nur in der Literatursprache vorliegt, in den Volksdialekten aber mit der Endung *-м*(ъ) abwechselt, der man besonders häufig in den alten Denkmälern begegnet. Man müßte erwarten, daß die klr. Dialekte mit *берїм* : *берїть* in der 1. und 2. pl. Imper. auch Präsensformen wie *берем* : **береть* aufweisen. Das trifft jedoch nicht zu, die Formen auf *-ть* sind ein ausschließliches Privileg des Imperativs!

Obgleich sich Lehr RS. VII 91 der Hypothese von Smal-Stockyj angeschlossen hat, beseitigt sie bei weitem nicht die Schwierigkeiten des Problems, und daher glaube ich, daß folgende Erklärung dieser Formen nicht überflüssig sein wird.

Bekanntlich hatte das Urslav. (vgl. meine Праслав. Грам. § 303) und auch das Urrussische 2 Arten des Infinitivs: mit der Endung *-ti* und der Endung *-tь*. Etymologisch ist der erste ein alter Lok. auf *-ēi* eines nominalen *-i*-Stammes, der zweite ein Akk. auf *-ĭm* desselben Stammes. Die Geschichte der grr. Sprache zeigt, daß beide Varianten ursprünglich nebeneinander gebraucht werden. Vom 13. Jahrh. an beginnt der Infinitiv auf *-tь* wenn auch nur langsam so doch unaufhaltsam denjenigen auf *-ti* zu verdrängen. In der heutigen Literatursprache kommt die letzte Form fast gar nicht mehr vor: nur in verhältnismäßig wenigen endbetonten Infinitiven. Ein entgegengesetztes Bild bietet uns dagegen das Kleinruss.: hier ist nicht der Infinitiv auf *-ti*, sondern derjenige auf *-tь* im Aussterben begriffen.

M. E. handelt es sich hierbei um keine zufällige Erschei-

nung, sie steht vielmehr in einem inneren Zusammenhang mit der Geschichte der 2. pl. Imper. auf *-ть*. Das heutige Kleinruss. hat die Infinitive auf *-ть* fast ganz verloren, weil diese schon in der Zeit vor den Anfängen des Schrifttums sich mit den Formen der Imperative auf *-te* kreuzten. Syntaktisch gestützt wurde eine solche Kreuzung dadurch, daß nicht nur im Russ. (vgl. weiter unten) die 2. pl. Imper. durch den Infinitiv ersetzt werden kann. Hierher gehören Ausdrücke der russ. Schriftsprache wie *молчать! встать! подать! сѣсть! не смѣть!* die genaueste Synonyme der entsprechenden Imperativformen sind. Bei einer solchen Voraussetzung wird auch folgender Erklärungsversuch nicht allzu kühn erscheinen: im Kleinruss. haben sich noch vor dem Beginn des Schrifttums die Infinitive wie *хвалить* mit den Imperativen wie *хвалите* gekreuzt; infolgedessen wurde die Form *хвалить* ausschließlich nur in imperativischer Bedeutung gebraucht. Dieser Vorgang wurde durch folgendes noch begünstigt: während der Abfall des auslautenden *-ъ* in der 1. pl. Imper. (*хвалим*) die frühere Gleichsilbigkeit dieser Form mit der 2. pl. (*хвалите*) störte, wurde sie durch die Form *хвалить* wieder hergestellt.

Dies war der Ausgangspunkt für die Entwicklung des uns interessierenden flexivischen Bestandteils, seine weitere Entwicklung vollzog sich folgendermaßen:

Bekanntlich erlitten die Imperativformen der IV. Klasse im Kleinruss. nicht später als im 12. Jahrh. eine Angleichung an diejenigen der I. Klasse. Als Seitenstück zu *берѣм*(*ъ*), *берѣте* wurde für *хвалим*(*ъ*), *хвалит*(*ь*) ein *хвалѣм*(*ъ*), *хвалѣт*(*ь*) eingesetzt, und es entstand die Proportion: *хвалѣм*(*ъ*) : *хвалѣт*(*ь*) = *берѣм*(*ъ*) : *берѣте*. Um die Endungen des zweiten und vierten Gliedes der Proportion einander anzugleichen, wurde das letztere zu *берѣт*(*ь*) „berichtigt“. Infolge einer solchen Zurückführung auf einen Faktor kamen weiterhin die Formen *несїть, сохнїть, борїть* usw. auf.

Falls die dargelegte Hypothese richtig ist, hat das Kleinruss. in der 2. pl. Imper. tatsächlich einen Vokal verloren, aber kein *-e*, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegte, sondern ein *-ь*, vor dem bekanntlich die Konsonanten im Kleinruss. ihre alte Palatalität beibehalten, vgl. hierzu die heutigen Formen *путь, пять, десять, ходять* usw. Diejenigen verhältnismäßig wenigen klr. Dialekte,

in denen die Konsonanten auch in solchen Fällen entpalatalisiert worden sind (wie in Galizien und einigen nordklr. Dialekten) haben natürlich auch ein entpalatalisiertes *-t* im Imperativ vgl. *несїт! берїт!* Hieraus folgt aber, daß man aus der Weichheit des auslautenden *t* nicht auf eine alte Palatalität des *e*-Lautes im Kleinruss. schließen darf, wie es seinerzeit Kryms'kyj (a. a. O.) und Šachmatov (ASPh. XXV) taten[1]).

Unsere Hypothese führt zur Nachprüfung einer anderen wichtigen Frage in der Geschichte des uns interessierenden flexivischen Bestandteiles. Wenn im Kleinruss. einem *хвалїть* in der 2. pl. eine Form wie *хвалить* vorausgegangen ist, müssen die Imper. auf *-ть* viel älter sein, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Sie können nicht erst Ende des 16. Jahrh. (Kryms'kyj) oder im 17. Jahrh. (Smal-Stockyj) aufgekommen sein, sondern spätestens im 11. Jahrh. Und tatsächlich widersprechen die Angaben der ältesten, sicher südruss. Handschriften einer solchen Annahme nicht. Wohl kaum wird man folgende Schreibungen für zufällig halten können: Dobr. Ev. 1164: самого *вопросить*; не *пьцѣться*; от смокве *научиться* притъчи; на путь не *идѣть*. Daneben stehen Formen der 2. pl. Imper.: *ищѣте, свяжѣте, рѣпъщѣте* (Sobolevskij Очерки 5). Typogr. Ev. 12. Jahrh.: *пробюдѣть* съде и *бдить* съ мною; *поимѣть* и вы. Daneben Formen wie: *възрѣте, покажѣте* (Sobolevskij a. O. 9). Heirmologion des Grigorovič 12.—13. Jahrhundert: ядите и вѣрою *утвердиться*; пойте и благословите и *прѣвъзносить* іего. Da-

1) Aus anderen Gründen bekämpft die Ansicht dieser Gelehrten L. Vasil'jev im Aufsatz Можно ли основываться в доказательство существования в предке малорусского наречия мягких согласных перед *е* на современных малорусских формах повел. наклонения в роде *ведїть*? РФВ. LXX 170 ff. Er nimmt nämlich an, daß nach Abfall des auslautenden *-e* in der Sprache zwei Möglichkeiten aufkamen. Diese Formen konnten sich entweder dem *t* von *путь* oder demjenigen von *pot* anschließen. In den meisten Dialekten schloß sich aber das mittlere, nicht labialisierte und nicht palatale *t* dem ihm näherstehenden palatalen an, obgleich es vor Schwund des *-e* nicht palatal war. Eine solche Annahme ist aber unnütz, da wir nun wissen, daß im Auslaut der 2. pl Imper. kein *-e* sondern ein *-ь* geschwunden ist. Noch überflüssiger ist die Annahme von Smal-Stockyj a. O., nach der die Palatalität des *-t'* analogisch nach der 3. sing. Praes. auf *-ть* zu erklären wäre.

neben *сърящьте* (Sobolevskij a. O. 17). Wiener Oktoichos 12.—13. Jahrhundert: сщении *поить*, людие *привъносить*. Daneben *осяжьте* (Sobolevskij a. O. 19). Galick. Ev. 1266—1301: іс реч *възовьть* и, neben *осяжьте*, *ищьте* (Sobolevskij a. O. 23). Jevsevievo Ev. 1283: *блгославить* а нѣ *кленьть* Zusatz; außerdem: *коупить* собѣ, *творить*, *просить*, *любить*, *придьть*, *примьть*, *покажьть*, neben *покажьте*, *ищьте*, *закольте* (Gološkevič Евсев. Ев. Petersburg 1914 4, 44, 51).

Allerdings findet sich in allen diesen Handschriften mitunter für etymologisches *e* ein *ь*. Daraus folgt erstens aber noch nicht, daß das *ь* in den Endungen des Imperativs eine solche graphische Bedeutung hat; zweitens steht ein *ь* für *e* in den ältesten Texten verhältnismäßig oft auch in der 2. pl. Indic. Aus diesem Grunde suchte ja auch Sobolevkij den Ausgangspunkt für die Entwicklung dieses flexivischen Bestandteils im Präsens. Meiner Meinung nach handelt es sich hier aber um den umgekehrten Vorgang: die Endung der 2. pl. Präs. *-te* ist unter Einfluß des Imperativs zu *-tь* verwandelt worden, eine Erscheinung, die, wie unten gezeigt wird, auch in anderen idg. Sprachen vorkommt. Vgl. hierzu: вы *есть* свѣтъ миру Dobrylo-Evang. 1164; ходите дондеже свѣтъ *имать* Typogr. Ev. 12. Jahrh.; вы *есть* свѣт всему мироу Galick. Evang. 1266; вы *вѣруеть*, вы *кланяеться* Jevsev. Evang. 1283 usw.

Sehen wir von diesen Beispielen ab, so wird die Anzahl der eine graphische Verwechslung von *e* und *ь* beweisenden Fälle um ein bedeutendes verringert. Eine weitere Einschränkung erfahren sie, wenn man bei Untersuchung dieser Fälle mit der Möglichkeit eines zufälligen Schreibfehlers unter Einfluß reduzierter Vokale in der folgenden oder vorhergehenden Silbe rechnet. So lassen sich z. B. Formen erklären wie: *бьздьная*, *плъдъ*, *възъдяй* im Typogr. Ev. 12. Jahrh.; *съвѣдѣтьльство* im Typogr. Ev. 12.—13. Jahrh.; *ръгъ*, *бъгъ*, *грѣхъвъ* im Heirmologion des Grigorovič 12. bis 13. Jahrhundert; *чьрьвльною* im Gal. Ev. 1266; *съвѣдѣтьльствоваше*, *вельмудрующее* Vygol. Sb. 13. Jahrhundert (Sobolevskij Статьи II 5); *учитетьльмъ*, *племьньмь* Klimax des Archivs des Außenministeriums 13.—14. Jahrhundert (Sobolevskij 10). In anderen Fällen ersetzt ein reduzierter Vokal den vollen, in-

folge von Beeinflussung der einen Formen durch die anderen. Dies gilt auch für die Formen der 1. pl. Aor., die ihr ъ ebenso wie die bekannten Formen *быхьмь*, *положихьмь* usw. im Mazed. Kyrill. Blatt (in meiner Ausgabe S. 29) analogisch nach der 1. sing. erhalten haben. Ich habe dabei hauptsächlich Formen im Auge wie *работахъмъ* (Typogr. Ev. 12.—13. Jahrh.), *помянухъмъ*, *послушахъмъ* (Časosl. 14. Jahrh.) u. a.; schon Kryms'kyj Кріт. 23 hat darauf hingewiesen, daß man sie im Prinzip nicht von den altserb. Aoristformen auf *-хме* trennen darf. Eine besondere Bildung zeigt *въсѣкъ* Klimax des Archivs des Außenministeriums (Sobolevskij Статьи II 8), das wir auch in den mbulg. Sprachdenkmälern (z. B. Psalt. Bonon. s. Ščepkin 90) antreffen.

Ich will nicht behaupten, daß die von mir gebotenen Erklärungen der genannten graphischen Anomalien fehlerlos oder gar die einzig möglichen wären. Es sollte nur gezeigt werden, daß die Frage der Verwechslung von ъ, ь mit etymologischen *о, е* in den altruss. und speziell den südruss. Denkmälern noch einer viel sorgfältigeren Untersuchung bedarf als die, auf Grund derer die Darsteller der Geschichte des Klr. in Schreibungen wie *не идѣть* Dobr. Ev. solchen Verwechslungen jegliche Bedeutung absprechen.

Ich halte die letztgenannte Form nicht nur für eine direkte Vorläuferin des heutigen klr. *ідїть*, sondern behaupte, daß sie aus *идѣте* unter Einfluß von Formen wie **хвалѣть* aufgekommen ist, die ihrerseits eine Kontamination von *хвалѣте* (belegt schon im Kristinopol. Ap. vgl. Kul'bakin Укр. яз. § 104) und *хвалить* d. h. Infinitive mit der Funktion der 2. pl. Imper. darstellen.

Belege für imperativischen Gebrauch des Infinitivs kommen auch im Altrussischen vor (vgl. auch die oben erwähnten Ausdrücke wie *встать! молчать! сѣсть!* im heutigen Großruss.) Hierzu hat Jagić Критическ. заметки по истор. русск. яз. 1889 S. 41 folgende Beispiele gebracht: а куны *имати* на нихъ оу истцевъ своихъ, оу кого боудеть кто коупилъ (Novgor. Urkunde 1307—1308); *взяти ему* коуны, колико боудеть далъ по исправѣ (Urkunde 1305—1308); аже оубьють моужа вольного, то *выдати* разбоиникы, колико то их боудѣтъ было (Smolensker Urkunde 1230).

Übrigens kommt diese Erscheinung auch sonst im Indogermanischen vor. Außer den deutschen Ausdrücken wie „still stehen! Gepäck ablegen!" führen wir noch das besonders lehrreiche lat. *legimini* an, ein Infinitiv, der Laut für Laut mit griech. λεγέμεναι übereinstimmt. Sommer Handbuch 536 (auch Hirt IF. XVII 64) hat ganz richtig bemerkt, daß diese Form erst in den Imperativ und von hieraus in den Indikativ eingedrungen ist. Folglich hat auch sie denselben Weg, wie die oben genannten Präsensformen auf -ть, zurückgelegt. Gleiches läßt sich mit Wackernagel KZ. XXXIII 57 über die Form der 2. Pl. φέρεσθε sagen. Sie stellt eine Umbildung aus φέρεσθαι unter Einfluß des -τε activi dar. Auch hier ging die Entwicklung über den Imperativ (Hirt a. O.). Wie auch die heutigen klr. Formen hat dagegen der Aor. med. λῦσαι (wenn auch nicht in der 2. pl., so doch in der 2. sing.) ausschließlich die Funktion des Imperativs; seine Entstehung aus dem Infinitiv liegt jedoch auf der Hand. Endlich ist es durchaus wahrscheinlich, daß die 2. imper. *sequere* nicht eine Entsprechung zu gr. ἕπε(σ)ο darstellt (der Wandel von lat. *-o* zu *-e* wäre unverständlich), sondern zu lat. *dicere* (Hirt a. O.) gehört.

Saratov G. Iljinskij

Nachtrag des Herausgebers: Der Unterzeichnete ist durch die Beweisführung des Verf., der eine Beeinflussung der klr. Imperativformen durch den Infinitiv annimmt, nicht überzeugt. Namentlich ist die Ansicht nicht widerlegt, daß es sich in den oben aus alten Sprachdenkmälern zitierten Fällen mit -ть um graphische Wiedergabe eines -те handelt. M. V.

Etymologisches

7. Russ. *стерлядь* ‚kleinste Art des Störs', erkläre ich als germanisches Lehnwort. Es gehört zu nhd. Störling ‚kleiner Stör', s. Grimm D. Wb. X 420, das schon in Olearius' Reisebeschreibung begegnet. Vgl. auch Schmeller-Frommann Bayer. Wb. II² (1877) 778. Für diese Erklärung von Wichtigkeit ist der Beleg N. pl. *стерлягu* in meinem Byz.-russ. Gesprächbuch 891. Also wohl urspr. N. s. **стерлягъ*. Das *d* stammt aus dem Plural (*gi* zu *di*). Verfehlt sind die älteren Deutungen des Wortes bei Preobraženskij Этим. Словарь s. v.

Leipzig M. Vasmer

Die slavische Altertumskunde und die Erforschung der Germanisation des deutschen Nordostens

II.

Ist die Kolonisation des Landes gleichbedeutend mit seiner Germanisation? Dieses Problem innerhalb eines scharf sich abhebenden räumlichen und zeitlichen Rahmens zu lösen, beansprucht die bei weitem umfangreichste Monographie, die bis jetzt einer Frage der nordostdeutschen Kolonisationsgeschichte gewidmet worden ist: in zwei starken Bänden behandelt D. N. Jegorov „Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert[1])“. Die Bedeutung seines Werkes geht weit über die einer territorialgeschichtlichen Untersuchung hinaus[2]), sie findet nicht einmal an den Grenzen des kolonialen deutschen Nordostens ihre Schranken[3]): so mag eine ausführlichere Würdigung auch der äußeren Vorzüge des Buches, das 1915 in Moskau erschienen, außerhalb Rußlands noch kaum bekannt geworden ist[4]), gerechtfertigt erscheinen.

Schon 1898 hat der Verfasser, als Teilnehmer an den Seminarübungen P. G. Vinogradov's, ein dem Inhalte nach seinem Hauptwerke sehr nahestehendes Thema behandelt. „Die deutsche Kolonisation Brandenburgs“. Zehn Jahre später zog er zu einer zweijährigen Studienreise aus, in der Hoffnung, irgendwo in deutschen Archiven Material über die weiteren Schicksale der Kolonisation, nach dem Ende des bisher allein in den Vordergrund des Interesses getretenen 12. Jahrhunderts, auffinden zu können: diese Erwartung wurde freilich getäuscht, Jegorov gewann aber, vor allem unter dem Einflusse von Witte's Forschungen[5]),

---

1) Slavjano Germanskija otnošenija v srednie vèka. Kolonizacija Meklenburga v XIII v. T. I: Material i Metod, XI + 567 S. und eine Faksimilebeilage, T. II: Process kolonizacii, XXVII + 614 S. und 2 Karten, Moskva 1915. 2) Berechtigt Jegorov's Äußerung in diesem Sinne, I, S. VI f.

3) Vgl. unten S. 162, Jegorov I, S. VI.

4) Eine kurze Anzeige widmet Jegorov's Werk Fr. Bujak im Kwartalnik historyczny XXXVIII 1924, S. 112—114. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf die Wiedergabe der Kapitelüberschriften und eine Kritik der Kartenbeilagen, sowie auf die Verzeichnung der letzten Ergebnisse Jegorov's.

5) Vgl. den ersten Teil dieser Abhandlung im I. Bande dieser Zeitschrift, S. 399, Anm. 1.

immer mehr die Überzeugung, daß von einem Abschluß der Kolonisation im 12. Jahrhundert keine Rede sein könne. So wurde er zur kritischen Prüfung der Angaben des Hauptgewährsmannes für diese Anschauung gedrängt, Helmold's: ihr Ergebnis war die vollständige Erschütterung seines Vertrauens in dessen Berichte über das Schwinden der slavischen Bevölkerung und den Zuzug deutscher Siedler. Auf der Suche nach zuverlässigeren Quellen bot sich in erster Linie das berühmte sog. Ratzeburger Zehntregister aus dem 13. Jahrh. Es lenkte Jegorov's Wahl auf Mecklenburg als Untersuchungsgebiet. Die Angaben des Registers galt es nun nach der entwicklungsgeschichtlichen Seite hin durch anderweitiges Material zu ergänzen: das lieferte einmal die übrige urkundliche Überlieferung, andrerseits entnahm es Jegorov dem Bereiche der sog. Hilfswissenschaften, vor allem dem der Genealogie, der Heraldik und der Ortsnamenforschung.

Diese Entstehungsgeschichte des Jegorovschen Werkes[1]) erklärt seine Anordnung; der ganze 1. Band, „Material und Methode" bezeichnet, bietet eine Übersicht großen Stils über Quellen und Hilfsmittel. Von seinen Kapiteln sind drei der Helmoldfrage gewidmet: zunächst werden die materiellen Quellen seiner Erzählung untersucht[2]). Bekannt sind seine Entlehnungen aus früheren Schriftstellern, zumal aus Adam von Bremen. So gilt Jegorov's Untersuchung vor allem den gleichzeitigen Quellen Helmold's: er vermißt bei ihm jedes Verständnis für die Bedeutung der Urkunde[3]); aber auch was ihm aus mündlichen Berichten seiner Zeitgenossen zugänglich werden konnte, verwertete Helmold nur in beschränktem Maße: einerseits hemmte ihn seine augenscheinliche Unkenntnis der slavischen Sprache seiner Nachbarn[4]), andrerseits und vor allem seine ganze Auffassung der Ereignisse, die er zu schildern unternahm: einen Bekehrungsbericht wollte Helmold schreiben, nicht so sehr eine Chronik[5]). In diesem Sinne wählte er seine Quellen, scheute sich aber auch nicht, ihren Inhalt seinem Ziele anzupassen. Jegorov's Ausführungen werden nicht unwidersprochen bleiben: geistvoll

1) I, S. III ff. 2) I, S. 1—91. 3) S. 12—14.

4) S. 71 f.; so schon Brückner Göttinger Gelehrte Anzeigen 1910, S. 303 f. 5) S. 23.

und fein durchdacht, zeugen sie auf Schritt und Tritt von dem tiefen Eindringen des Verfassers in die Ideengeschichte des westeuropäischen Mittelalters; daß er auch den Gang der russischen Geistesentwicklung gelegentlich als Vergleichsstoff heranzieht, erhöht den Reiz seiner Darstellung.

Was Jegorov über die formellen Quellen von Helmold's Chronik ausführt[1]), baut auf dem weiter, was Rudolph[2]) und namentlich jüngst Ohnesorge[3]) feststellt und Schmeidler in seiner Ausgabe[4]) verzeichnet hatte: daß Helmold in seiner Ausdrucksweise stark von der des lateinischen Bibeltextes abhängig ist, war bekannt; zu weitgehende Folgerungen aus dieser Feststellung hat Schmeidler mit Recht abgelehnt[5]). Mehr Gewicht als auf diese äußere Abhängigkeit legt Jegorov auf die innere Anpassung des zu Schildernden bei Helmold an bestimmte Typen, wie sie ihm teils aus den römischen Klassikern, in erster Linie aber aus der Bibel geläufig sind: an einer Fülle von Beispielen wird diese Typisierung deutlich gemacht, für den Bericht über die Kolonisierung Wagriens unter der Leitung des Grafen Adolf von Schauenburg z. B. die Erzählung der Bücher Iosue und Iudicum als Parallele aufgezeigt[6]). Als Abbilder biblischer Gestalten und Zustände entstehen dann in Helmold's Vorstellung feste Begriffe für Personen und Verhältnisse seiner Umwelt: für diese Begriffe prägt er bestimmte Wortfügungen, die sich ständig

1) S. 91—207.

2) Die niederländ. Colonisation der Altmark Brandenburg im XII. Jahrhundert, Berlin 1888.

3) Neue Helmoldstudien, Zeitschr. d. Vereins f. Hamburgische Gesch. XVI 1911, S. 90—99 auch einzelne Stellen der oben I S. 399 Anm. 2 genannten Schrift. 4) In den Scriptores rer. Germ., Hannover 1909.

5) Vgl. Schmeidler in der Rez. von Ohnesorges Ursprung und Ausbreitung der Slaven, N. Archiv d. Ges. f. ält. dtsche Geschichtskunde XXXVII 1912, S. 317; dazu etwa die Stellungnahme A. Hofmeister's zu der Frage, inwieweit stilistische Abhängigkeit eines Geschichtsschreibers den materiellen Inhalt seiner Darstellung beeinflussen kann, mit Bezug auf die von ihm neu herausgegebene Prüfeninger Vita Otto's von Bamberg (= Denkmäler der Pommerschen Geschichte I. Greifswald 1924), in der Einleitung zu dieser Ausgabe, S. XIX—XXIV, oder die Bemerkungen, die B. Bretholz seiner Cosmas-Ausgabe (Mon. Germ. Hist., SS. rer. Germ. N. S. II, Berolini 1923), S. XXV—XXXII, vorausschickt. 6) S. 154 ff.

in seiner Erzählung wiederholen, ohne sich wesentlich den besonderen Umständen des Zusammenhangs, in dem sie angewandt werden, anzupassen; solche feststehenden Bezeichnungen weist Jegorov u. a. nach für die Begriffe: Wildheit und Grausamkeit der Slaven, Unkultur der heidnischen Slaven, Treulosigkeit der Heiden usw.[1]), dann auch für die Schilderung der heidnischen Kultuszentren[2]).

Das sind die Vorarbeiten, auf die Jegorov seine Darstellung von Helmold's „Schema der slavisch-germanischen Beziehungen"[3]) als Ganzes gründet: Der Leitgedanke des Chronisten ist die Verherrlichung der Christianisierung des Landes seiner Wirksamkeit; alles übrige wie politische und Siedelungsgeschichte ist ihm nur Beiwerk ohne eigene Bedeutung. In seiner Vorstellung von dem Vorgang der Christianisierung treffen zwei biblische Bilder aufeinander: das alttestamentliche der völligen Ausrottung der Heiden, also einer rein territorialen Ausbreitung des siegreichen Glaubens, dessen Träger die eigentlichen Helden der Helmold'schen Erzählung sind, die homines transmigracionis, und ein zweites, nicht eigentlich als neutestamentlich zu bezeichnendes, in dem aber jedenfalls doch für die tatsächliche Christianisierung einer christentumfremden Bevölkerung — oder richtiger nur der parvae reliquiae einer solchen — Platz ist. Diese Christianisierung geht freilich ohne eigentliche Mission vor sich: die Organisation der kirchlichen Verwaltung, vor allem durch die Errichtung von Pfarrstellen, ist ihre greifbarste Auswirkung. Der ganze Vorgang erscheint als eine schöpferische Tat des Herrn, als eine Gnade, die verdient werden muß, der zu widerstreben aber offene Auflehnung gegen Gottes Willen bedeutet.

Dem Nachweise, wie lange und wie tief Helmold's Schematisierung der slavisch-germanischen Beziehungen gewirkt hat,

1) S. 192ff.

2) S. 203ff. Die Beachtung der Archäologen und Mythologen verdient Jegorov's Anregung, die Selbständigkeit der Schilderungen, die Adam von Bremen und Helmold von dem slavischen Kultus geben, an Hand entsprechender Beschreibungen bei römischen Historikern nachzuprüfen, S. 205[245].

3) S. 207—217.

dient die „historiographische Skizze“ Jegorov's[1]): eine derartige Darstellung der verschiedenen Strömungen in der Kolonisationsgeschichtsforschung und -schreibung erfüllt ein dringendes Bedürfnis. Den Hauptfehler der ganzen Kette kolonisationsgeschichtlicher Untersuchungen, deren Leitgedanken er verfolgt, sieht Jegorov darin, daß man Helmold's Slavenchronik nicht nur als Quelle der Geschichtsforschung betrachtete, sondern daß man in ihr gleichzeitig auch das Werk eines ausgezeichneten Historikers sah: so beschränkte sich die kolonisationsgeschichtliche Forschung, als sie die Periode „bloßen Staunens über die schnelle Eindeutschung des Koloniallandes“ [2]) überwunden hatte, im wesentlichen auf den Versuch der Erklärung der von Helmold geschilderten Entwicklung; so entstanden die Urgermanen-, die Ausrottungs-, die Migrationstheorie, deren jede Jegorov in ihren Hauptvertretern, aber auch in ihren Gegnern kennzeichnet. Ein neues, wertvolles Moment bringt die stärkere Erfassung wirtschaftsgeschichtlicher Zusammenhänge in die kolonisationsgeschichtliche Diskussion, wenn auch damit die Gefahr eintritt, daß die Spannung zwischen der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Deutschen und Slaven überschätzt wird. Dazu neigen namentlich die Vertreter der Theorie von der Gegensätzlichkeit der Nationalcharaktere, denen Jegorov auch seinen Landsmann M. V. Brečkevič zuzählt, der kurz vor ihm beachtenswerte Untersuchungen aus dem Gebiete der slavisch-deutschen Wechselbeziehungen, namentlich aus der Sozialgeschichte des slavischen Pommerns[3]), veröffentlicht hat: seine — in Deutschland wohl kaum bekannt gewordenen — Thesen werden freilich von Jegorov stark er schüttert[4]).

---

1) S. 218—290. 2) S. 232f.

3) Vvedenie v social'nuju istoriju Knjažestva Slavii ili Zapadnago Pomor'ja. Jur'jev 1911. O slavjanach i ich sosědach v drevnějšee vremja. Sravnitel'nyj obzor charakternych čert těch i drugich pri pervom ich vystuplenii v istorii. Kazan' 1913.

4) S. 263ff. In der letztgenannten Antrittsvorlesung („Über die Slaven und ihre Nachbarn in ältester Zeit. Vergleichende Übersicht der Charakterzüge der einen und der anderen bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte“) vertritt Brečkevič die Ansicht, ein hervorstechender Charakterzug der alten Slaven sei das völlige Fehlen eines Sinnes für genaue juristische Formulie-

Weiter betrachtet JEGOROV die Behandlung, die die wichtigsten Einzelprobleme der Kolonisationsgeschichte in der wissenschaftlichen Literatur gefunden haben, so die Frage nach der Intensität der holländischen Ansiedlung, die nach der Rolle der Kirche und des Unternehmertums, endlich die nach dem Zeitpunkte des Abschlusses der Kolonisation. Überall deckt JEGOROV geschickt die Schwächen seiner Vorgänger auf, gibt eine Fülle verheißungsvoller Anregungen und bereichert auch hier gelegentlich das Vergleichsmaterial durch osteuropäische Parallelen. Natürlich ergibt sich ihm die Notwendigkeit umfassender Nachprüfung und Sichtung der Ergebnisse der früheren Forschung: er begegnet damit den Forderungen WITTE's[1]), dessen Schriften er mit Recht als epochemachend bezeichnet. Das ganze Kapitel zeigt JEGOROV's Begabung für die Erfassung und Darstellung ideengeschichtlicher Vorgänge in hellstem Lichte: so kann man ein gewisses Bedauern nicht unterdrücken, daß sein Verfasser in der kritischen Bearbeitung der Literatur sich mehr oder weniger auf Schriften, die der Geschichte des ganzen Kolonisationsgebietes oder der Kolonisation Mecklenburgs gewidmet sind, beschränkt hat. Dadurch kommt vor allem die Bedeutung der sorbenländischen Kulturresteforschung[2]) nicht recht zur Geltung[3]).

Der Rest des ersten Bandes hat den Zweck, neue Grundlagen und Hilfsmittel für die Kolonisationsforschung bereitzustellen, nachdem JEGOROV Helmolds Schema, ihren bisherigen

rungen gewesen: sie hätten nicht verstanden, ihre Rechte durch Urkunden zu sichern, und so sei ihr Besitz bei ihrem Zusammentreffen mit der deutschen Rechtsanschauungswelt als res nullius betrachtet worden. Den Keim dieser Anschauung finden wir in der früheren Schrift des russischen Historikers („Einführung in die Sozialgeschichte des Fürstentums Slavien“): schon hier zieht er weitgehende Schlüsse aus dem Nichtvorhandensein slavisch geschriebener Urkunden in seinem Untersuchungsgebiet. Natürlich ist es für JEGOROV ein Leichtes, die Unhaltbarkeit der Aufstellungen von BREČKEVIČ nachzuweisen.

1) Vgl. oben I, S. 399. 2) Vgl. oben I, S. 397f.

3) Das ist um so befremdlicher, als, wie mir Herr Prof. Dr. RUDOLF KÖTZSCHKE freundlichst mitteilt, JEGOROV selbst längere Zeit in der vornehmsten Heimstätte dieser Forschung, im Leipziger Seminar für sächsische Geschichte, gearbeitet hat; über den Mißerfolg seiner eigenen Versuche mit siedelungskundlichen Forschungsmethoden vgl. unten S. 146.

Ausgangspunkt hinweggeräumt hat: zunächst wird die Bedeutung des mit Unrecht als unmittelbares Zeugnis der Kolonisation bezeichneten sog. Ratzeburger Zehntregisters ins rechte Licht gerückt[1]; es ist ein Lehenbuch, ein Verzeichnis der Lehnsträger des bischöflichen Zehnten[2]. So muß die erste Aufgabe der Forschung die Feststellung dieser Lehnsträger und des Umfanges ihrer Lehne sein. Wie wichtig ihm das Zehntregister als Grundlage seiner Forschung ist, zeigt Jegorov auch dadurch, daß er es seinem Werke in einem farbigen Faksimile beigegeben hat[3], das unsere bisherige Kenntnis des Denkmals um wichtige Einzelheiten erweitert. Trotz seiner einzigartigen Bedeutung, die der eines Querschnittes durch Siedlungs- und Besitzverteilungsverhältnisse der Ratzeburger Diözese in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. gleichkommt, müssen seine Angaben doch durch weitere Daten ergänzt und vor allem vervollständigt werden: sie zu liefern, ist natürlich in erster Linie die reichhaltige urkundliche Überlieferung Mecklenburgs und seiner Nachbargebiete imstande. In dem ihrer Würdigung gewidmeten Kapitel[4] weist Jegorov neuerdings auf die öfters festgestellte Seltenheit urkundlicher Zeugnisse aus der Kolonisationszeit hin. Er erklärt sie durch die Annahme, daß im Kolonisationsgebiet der symbolischen Rechtshandlung eine größere Bedeutung zugekommen sei als zur gleichen Zeit im Mutterlande: so seien auch die in den Urkunden genannten Zeugen in den Randgebieten durchweg Handlungszeugen, die der mutterländischen Dokumente dagegen vorwiegend Beurkundungszeugen[5]. Die von Jegorov unter Berufung auf recht gelegentliche Bemerkungen früherer[6] mit großer Bestimmtheit vorgetragene Behauptung wäre von großer Bedeutung für die Geschichte der

---

1) S. 291—355. Jegorov's Urteil über seine Vorgänger, insbesondere über L. Hellwig (Das Zehnten-Register des Bistums Ratzeburg, Jahrbücher d. Vereins f. mecklenburg. Gesch. LXIX 1904, S. 291—350) ist nicht immer gerecht; vgl. auch unten S. 152 Anm. 1.

2) Das hat auch Hellwig a. a. O., S. 313 richtig festgestellt. Neu ist bei Jegorov die vergleichende Heranziehung anderer Lehenbücher.

3) Beilage zum I. Bande, 54 Seiten.

4) S. 356—363. 5) S. 358ff. 6) S. 361[6].

rechtlichen Überlieferung[1]), wenn sie bewiesen wäre; so kann sie nur als gewiß dankenswerte Anregung gebucht werden. Der Mangel eines Beweises scheint JEGOROV entgangen zu sein: hier zeigt sich, daß seiner ausgesprochen ideengeschichtlichen Begabung nicht ein gleiches Verständnis für die Geschichte rechtlicher Institutionen entspricht. Das kommt auch in den folgenden Ausführungen zur Geltung, in deren Mittelpunkt die Reihenfolge der Zeugen in den Urkunden steht[2]): JEGOROV's Ansicht, daß einerseits die Zeugen stets der unmittelbaren Nachbarschaft des Handlungsortes entstammen, andrerseits streng verwandtschaftlich gruppiert sind, nimmt zu wenig Rücksicht auf die herrschende Meinung von der Bestimmung der Zeugenfolge durch die Standesverhältnisse[3]); das ist um so bedauerlicher, als die Zeugengruppen oft von JEGOROV als Beweismaterial für seine Lehren von der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit und den Wanderungen der Adelsfamilien herangezogen werden.

Diese Familienforschung, die in JEGOROV's Werk eine große Rolle spielt, gründet sich im wesentlichen auf die Ergebnisse, die der Verfasser aus der Verwertung des genealogischen und heraldischen Materials gewonnen hat: bei jenem[4]) steht natürlich die Namenforschung im Vordergrund[5]): höchst inhaltsreich sind JEGOROV's Ausführungen über die Lieblingsnamen bestimmter Geschlechter, die Modenamen bestimmter Epochen, über die Latinisierung und Germanisierung slavischer Namen. Ob die auffallende Besserung in der Transkription slavischer Namen, die der Verfasser für das 14. Jahrh. verzeichnet[6]), nicht vielleicht auf mittelbare Einwirkung der Kanzlei der böhmischen Luxemburger zurückzuführen ist? In der Feststellung, daß Träger

1) Zur Sache selbst vgl. BRESSLAU, Handbuch der Urkundenlehre² II, 1, Leipzig 1915, S. 218 ff. 2) S. 361 ff.

3) Wie sie auf FICKER's Forschungen (Vom Reichsfürstenstand I, Innsbruck 1861, S. 155 ff., Beitr. z. Urkundenlehre II, das. 1878, S. 83 ff.) beruht.

4) S. 363—374.

5) Zu beachten wären freilich bei der Verwertung der Namensgleichheit für genealogische Konstruktionen die Bedenken BUJAK's Studya nad osadnictwem Małopolski, Rozprawy Akademii Umiejętności wydz. hist.-filoz., S. II, T. XXII, w Krakowie 1905, S. 239.

6) S. 369.

deutscher (Tauf-)Namen deshalb nicht als Vertreter deutschen Volkstums angesehen werden müssen[1]), trifft sich Jegorov wieder mit Witte[2]).

Mit der Heranziehung der heraldischen Überlieferung[3]) betritt Jegorov ein wissenschaftlich nur sehr mangelhaft erschlossenes Gelände: um so schwieriger ist daher auch eine Beurteilung seiner Ausführungen, auf deren Ergebnissen ein guter Teil des Aufbaues seiner Kolonisationstheorie ruht. Der Verfasser verfolgt zunächst Entstehung und Ausbildung der einzelnen Wappenarten: wichtig ist die Feststellung, daß die sog. sprechenden Wappen meist späterer Zeit ihre Einführung verdanken[4]) und daß es unter ihnen in Mecklenburg und Pommern auch „slavischsprechende“ gibt[5]). Berechtigt dürfte des Verfassers Warnung vor der Übertragung der strengen Gesetze der neuzeitlichen Heraldik auf mittelalterliche Verhältnisse sein[6]): sicher müssen wir mit einer ziemlich starken Veränderlichkeit der heraldischen Elemente, sowohl der Wappenfiguren selbst wie der Tinkturen rechnen. Jegorov bekennt sich zu der Notwendigkeit der Anwendung eines typologischen Systems[7]): die einzelnen Typen können dann lokalisiert und vielleicht auch ihrer nationalen Zugehörigkeit nach bestimmt werden. So gewinnt der Forscher eine Reihe von slavischen Wappentypen[8]): den Anhalt für ihren slavischen Ursprung liefern in den meisten Fällen — nicht immer sichere — genealogische Zusammenhänge, einzeln[9]) sehr beachtenswerte Gedanken über die symbolische Bedeutung der Wappenembleme.

Von höchstem Interesse, auch für den Philologen, sind Jegorov's Ausführungen zur Ortsnamenforschung[10]): mit

1) S. 370. 2) Wendische Bevölkerungsreste, S. 62, 114f.

3) S. 374—446. 4) S. 393ff.

5) S. 397 [35]. Überzeugend für die mecklenburgischen Rybe, Rieben (Fisch), Barnekowe (Widderkopf), die pommerschen Sukowe (zwei Hunde); unwahrscheinlich die Beziehung Duding — „Greis“ (über ursl. *dědъ, poln. dziad): für die Herkunft dieses Geschlechtes aus Ostfalen tritt ein F. Bertheau, Die Wanderungen des niedersächsischen Adels nach Mecklenburg und Vorpommern, Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen LXXX 1915, S. 354

6) S. 403ff. 7) S. 426ff.

8) S. 433ff. 9) S. 443f. 10) S. 446—503.

Recht beklagt er, wie wenig in der ganzen umfangreichen Literatur zur Kunde der slavischen Ortsnamen Ostdeutschlands von einer Zusammenarbeit zwischen Historikern und Philologen zu bemerken ist; so läßt die übliche Ortsnamenerklärung durch mehr oder weniger berufene Sprachforscher die genügende Beachtung der Zeitverhältnisse vermissen. Der Historiker andrerseits begnügte sich bisher mit der rein mechanischen Übernahme der von jenen gewonnenen Ergebnisse[1]). Jegorov will zum Verständnis der Ortsnamen des Koloniallandes aus der Kenntnis der Kolonisationsvorgänge vordringen: für ihr gegenseitiges Verhältnis bieten wertvolle Anhaltspunkte zwei Quellen erzählender Art, die uns Ansiedlung und Ortsnamengebung sozusagen miterleben lassen: die isländische Landnámabók[2]) und der schlesische Liber fundationis claustri S. Mariae Virginis in Heinrichow[3]). Ihnen gegenüber kommt jener einen Bemerkung der Annales Pegavenses[4]), die immer wieder als allgemeingültig betrachtet wurde, nur episodische Bedeutung zu[5]). Jene Quellen zeigen, daß ein großer Teil der Namen auf rein zufällige Begebenheiten zurückgeht, von denen sich wohl kaum je eine historisch würde erfassen lassen. Bezeichnungen, die der tatsächlichen Beschäftigung der Kolonisten entsprechen, fehlen völlig: was in die Kategorie der „Tätigkeitsnamen" fällt, sind Reminiszenzen in mutterländische Verhältnisse. Sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß

---

1) Leider hat Jegorov die hochentwickelte, wesentlich siedlungshistorisch orientierte polnische Ortsnamenforschung, wie sie in den Schriften von Tadeusz Wojciechowski, Franciszek Piekosiński, Franciszek Bujak und neuerdings von Stanisław Kozierowski niedergelegt ist, nicht herangezogen: auf ihre weitreichende Bedeutung für die historische Auswertung der slavischen Toponomastik des deutschen Nordostens weise ich in anderem Zusammenhange hin. 2) ed. F. Jonsson, Kjøbenhavn 1900.

3) ed. G. A. Stenzel, Breslau 1854. Die siedelungsgeschichtlich wichtigen Teile auch bei R. Kötzschke, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation, Leipzig 1912, S. 58—68. Neuausgabe mit Einleitung und polnischer Übersetzung von A. Rybarski, Księga Henrykowska (in der Sammlung Dokumenty Historyczne), Warszawa 1924.

4) ad a. 1101, MG. SS. XVI. p. 247. (Die angebliche Anordnung Wiprechts von Groitzsch, die aus Franken herangezogenen Siedler sollten ihre Gründungen ex suo nomine nuncupare, erscheint ja auch dem Annalisten als ridiculosum quiddam.) 5) S. 456ff.

in dem heidnisch besiedelten Island Namen mythologischen Inhalts vollkommen fehlen. Auch die Ortsnamenbildung von Personennamen ist durchaus nicht allgemein vorherrschend: wo sie auftritt, liegen ihr oft philologisch schwer erfaßbare Spitznamen zugrunde.

Im nordostdeutschen Kolonialland sind drei Kategorien von Vorgängen der Namengebung für den Historiker faßbar: zunächst die Benennung „von wilder Wurzel" neu angelegter Orte[1]). Jegorov sucht solche Anlagen vor allem in den Waldsäumen, die früher die einzelnen terrae, die ältesten Siedlungsherde, von einander schieden: der „inneren" Kolonisation in diesen Waldstreifen schreibt er ja, wie wir noch sehen werden, grundlegende Bedeutung zu. So kommen dann zunächst die slavischen Siedlungsnamen, die irgendwie auf eine Anlage im Walde hinweisen, als Bezeichnungen historisch faßbarer Neugründungen in Frage. Dazu treten Namen, die auf die Grenzlage der Ortschaft, vielleicht deutlich auf die Lage im Grenzwald hinweisen, und schließlich Ortsbezeichnungen, die Stationen der Verbindungswege der einzelnen terrae oder der in die Umwelt führenden Handelsstraßen erkennen lassen: so erklärt Jegorov das Vorkommen des Ortsnamens ursl. **Němьci* im Kolonialland[2]), das zu so vielen Hypothesen Anlaß gegeben hat[3]), aber auch die **per·volkъ*-Orte, der Homonymen russischer *perevoloki*, und schließlich die Orte, in deren Namen ursl. **gostь* „Gast" vorkommt[4]).

Ein zweiter, historisch erfaßbarer Vorgang ist die Umbenennung bestehender Ortschaften[5]): das Vorkommen ganzer Kom-

---

1) S. 466 ff. 2) S. 475 f.

3) Vgl. etwa Niederle a. a. O., S. 166. Die Urgermanentheorie fand ihre Hauptstütze in dem Hinweis auf diese Siedlungen: in diesem Sinne neuestens wieder R. Holtzmann, Zur deutschen Besiedlung Böhmens und Mährens, Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Mährens u. Schlesiens XXVI 1924, S. 13. E. Muka möchte die lausitzischen Niemitsch (in den Kreisen Guben und Hoyerswerda, wend. Němsk bzw. Němješk von einem altsorb. neměš = Habenichts ableiten (vgl. die beiden Niemaschkleba in den Kreisen Guben und Sorau): Serbskie mėstnostne mjena a jich woznam, Slavia Occidentalis III/IV 1925 (vgl. unten S. 163 ff.), S. 157.

4) S. 479 ff.

5) S. 483 ff.

plexe von Ortsnamen im Koloniallande, die mit ebenso zusammengehörigen Namen an anderer Stelle völlig oder fast gleichlauten, erklärt JEGOROV als Ergebnis der Maßnahme eines Herrschenden, nicht als Folge willkürlicher Übertragung durch die wandernden Siedlermassen. Auch die „Taufe“ von Siedlungen, die zunächst keine individuelle Bezeichnung gehabt haben, können wir gelegentlich festhalten[1]. Bei Ortschaften, die die Namen ihrer Grundherren — nicht der Lokatoren, wie immer wieder behauptet wird[2] — tragen, bleibt es unentschieden, ob ihre Benamung der ersten oder der zweiten von JEGOROV's Kategorien zufällt.

Gering ist die Zahl der Fälle, in denen slavische Namen bewußt ins Deutsche übersetzt worden sind; freilich sind ja vielfach diese Neubildungen den alten Ortsbezeichnungen gegenüber nicht durchgedrungen[3]. Verhältnismäßig jungen Ursprungs sind die Ortsnamen, die auf ein heraldisches Embleme der Ortsherrschaft hinweisen[4].

An dritter Stelle folgen die Fälle, in denen wir die Veränderung eines Namens entwicklungsgeschichtlich verfolgen können[5]: hier kommen zahlreiche kryptoslavische oder pseudodeutsche Benennungen zum Vorschein. Schreibfehler oder bewußte „Verfeinerungen“ der Kanzleien, die sich einbürgerten, treiben ihr Unwesen[6]: dazu kommen Änderungen, die dem tat-

---

1) S. 487.

2) Darauf hat schon H. KNOTHE, Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz, WEBER's Archiv f. sächs. Gesch. N. F. II 1876, S. 272 ff. hingewiesen; es ist völlig einleuchtend, daß in Namen wie Paulsdorf (wend. Pawłocy), Kunnersdorf (wend. Kundraćicy), Hoyerswerda (wend. Wojerjecy) der gleiche Gedanke zum Ausdruck kommt wie etwa in Bischofswerde (wend. Biskopicy) oder den zahlreichen deutsch „Pfaffendorf“, bei slav. Namengebung heute „Poppitz“ lautenden Namen: es handelt sich in allen Fällen um „die Leute des Paul, Konrad, Hoyer, des Bischofs oder des Pfaffen“; vgl. dazu namentlich auch BUJAK a. a. O., S. 247 f., und unten S. 155.

3) S. 489 [153] mit Beispielen. Ein weiteres bekanntes das brandenburgische Plötzin, von dem es 1197 heißt (RIEDEL Codex dipl. Brandenburgensis A VII S. 468, Nr. 1): Plosetsyn, que alio nomine Reinoldesdorp olim dicebatur. Vgl. dazu GUTTMANN a. a. oben I S. 407 Anm. 4 a. O, S. 75.

4) S. 489 ff. 5) S. 491 ff. 6) S. 494. Doch wohl auch bewußte Latinisierungen, so in der erst spät auftretenden Schreibung obersächsischer Ortsnamen auf *-a* (Cölleda, Pirna, Riesa usw.).

sächlichen Sprachgebrauch entstammen, Kontraktionen, Abschleifungen, Abkürzungen, Verbindungen mit einer Präposition (zu), endlich Verballhornungen, die zu falscher Ableitung Anlaß geben[1]).

Urkundliche Überlieferung, Genealogie, Heraldik und Ortsnamenkunde: das sind die wichtigsten Gebiete, aus denen Jegorov das Material für seine Untersuchung geschöpft hat. Daneben hat er sich noch in der Anwendung einer Reihe anderer Forschungsmethoden versucht[2]): die Flurkartenforschung war unanwendbar, weil es nicht gelang, in Mecklenburg alte Flurkarten — ebensowenig wie Flurnamenverzeichnisse — aufzufinden[3]); auch die Hausform- und Stadtplanforschung versagte[4]); mittelalterliche Landkarten können bei ihrem Haften an den traditionellen Bezeichnungen nicht einmal zur Beantwortung der Frage benutzt werden, welche Gebiete zu einem bestimmten Zeitpunkte als deutsch bzw. als slavisch gelten[5]). Auch auf die Fragen, die den Verhältnissen der deutschen Siedler im Koloniallande gelten, hat Jegorov keine befriedigende Antwort gefunden: an die Möglichkeit zuverlässiger Feststellung ihrer Herkunft glaubt er nicht[6]), die Veranlassung, die sie zur Aufgabe der alten Heimat trieb, ist kaum je festzustellen[7]), über den Vorgang der Ansiedlung selbst haben wir, wenigstens für Jegorov's Untersuchungsgebiet, keine Nachrichten[8]): und gerade sie dürften nicht fehlen, ist doch der

1) S. 494 ff. Zu weit geht Jegorov, wenn er (S. 501) Ortsnamen mit Pop-, Pap- usw. durchweg auf den Eigennamen Poppo beziehen will: in zahlreichen Bezeichnungen ist die Beziehung zu *popъ oder zu nd. pape = Pfaffe nachweisbar: vgl. Schmid a. oben I S. 406 Anm. 5 a. O. S. 87.

2) Sein „Material zweiter Ordnung", S, 504—541.

3) S. 509 mit S. 452. 4) S. 510 ff. 5) S. 515 ff.

6) S. 523 ff. Dabei wird (S. 524) die Möglichkeit einer Verwertung der Ergebnisse der Dialektforschung doch wohl unterschätzt.

7) S. 526 ff. Beachtenswert die Mutmaßung des Verfassers, das flämische Oostland-Lieu, das immer wieder (vgl. z. B. Hampe, a. a. O., S. 24) als Symbol der „Kolonisten-Mentalität" angesprochen wird, entstamme erst der Zeit niederländischer Kolonisation in Preußen (16. Jahrh.), S. 528 mit Anm. 81.

8) S. 533 ff. Hier wie in Brandenburg fehlen eigentliche Kolonisationsurkunden. Auf eine solche aus dem holsteinischen Kolonisationsgebiet (der „Propstei" sö. von Kiel), weist erklärend hin Fr. Bertheau, Beiträge zur

russische Forscher, ebenso wie WITTE, überzeugt, daß ein zähes, leidenschaftliches und gewiß auch der historischen Überlieferung gegenüber nicht lautloses Ringen um den Boden überall da einsetzen muß, wo ein Volk Neuland in Kultur nimmt[1]). So äußern sich schon hier JEGOROV's Zweifel in der Tatsächlichkeit der deutschen Ostsiedlung als Massenerscheinung. Die nicht neue, aber nicht genug zu wiederholende Feststellung, daß für die Kolonisationszeit wohl von einem differenzierenden Stammesgefühl, nicht aber von einem Nationalhaß zwischen Deutschen und Slaven die Rede sein kann — ein Religionshaß kommt für das 13. Jahrh., in dem es kein öffentlich bekanntes slavisches Heidentum mehr gab, auch nicht in Frage — beendet[2]) den Rechenschaftsbericht, den JEGOROV über Material und Methode seiner Arbeit gibt. Die reichhaltige Literaturübersicht[3]), die den ersten Band abschließt, ist durch die vollständige[4]) Verzeichnung der slavischen Literatur zur Kolonisationsgeschichte besonders wertvoll.

Auf diesen breiten Unterbau gründet sich, was JEGOROV im zweiten Bande als Darstellung des „Kolonisationsvorganges" bezeichnet. Sie zerfällt, abgesehen von der kurz orientierenden Einleitung[5]), in zwei Teile von sehr ungleicher Länge: 530 Seiten widmet der Verfasser der ausführlichen Kommentierung des Ratzeburger Zehntregisters, indem er für jede hier verzeichnete Ortschaft und jede hier genannte Persönlichkeit alle siedelungs-, besitz- und familiengeschichtliche Daten sammelt, die er mit Hilfe seiner verschiedenartigen Forschungsmethoden ermittelt[6]). Die Ergebnisse dieser Zusammenstellung zieht JEGOROV dann auf den letzten 70 Seiten[7]); ob dieses Verhältnis zwischen dem (freilich schon vielfach ver-

---

ältesten Geschichte des Klosters Preetz, Zeitschr. der Ges. f. Schleswig-Holsteinische Gesch. XLVI 1916, S. 154 (Die Urkunde von 1216 bei HASSE, Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten I, S. 150 No. 328 bemerkenswert durch die Erwähnung der Slavi cultores).

1) S. 536 f. 2) S. 537 ff. 3) S. 542—567.

4) Mit dem Vorbehalt, der oben S. 143 Anm. 1 gemacht ist und der auch auf andere Zweige der polnischen rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Literatur auszudehnen ist, die in ihrem ganzen Umfange für die Kolonisationsgeschichte herangezogen werden sollte.

5) II S. IX—XXVII. 6) S. 1—530. 7) 531—601.

arbeiteten) Material und der endgültigen Herausarbeitung des Gefundenen das richtige ist? Jegorov ist sich wohl bewußt, wie mühsam für den Leser die Durcharbeitung des „Kommentars“ ist[1]: und doch ist sie unerläßlich, will man vollen Einblick in des Verfassers Arbeitsweise gewinnen. Vielleicht wäre doch eine Gruppierung des Beweismaterials nach sachlichen Gesichtspunkten vorzuziehen gewesen: die Anknüpfung an das Zehntregister hätte eine tabellarische Übersicht ermöglicht — etwa eine Paraphrase der reichhaltigen Karte der Ratzeburger Diözese im 13. Jahrh.[2]).

Versuchen wir, einzelne beherrschende Gedankengänge aus dem Kommentar wiederzugeben: das Hauptgewicht liegt auf der Feststellung familiengeschichtlicher Zusammenhänge zwischen den einzelnen, im Zehntregister genannten bischöflichen Lehnsleuten, auf der Ermittlung der Herkunft und der Dauer der Seßhaftigkeit ihrer Geschlechter: die Untersuchungen haben das überraschende Ergebnis, daß die verhältnismäßig große Zahl von Familienverbänden, zu denen sich dem Forscher die Einzelfamilien zusammenschließen, größtenteils sich in Wagrien, also dem östlichen, außerhalb der Grenzen des sächsischen Volkslandes gelegenen Teile Holsteins nachweisen lassen, der Zusammenhang zwischen den beiden Siedlungsgebieten wird durch eine ganze Gruppe von auffallenden Ortsnamenübereinstimmungen deutlicher gemacht. Andrerseits führen ähnliche, wenn auch spätere Spuren aus der Ratzeburger Diözese weiter nach Osten, nach Ostmecklenburg und Vorpommern. Trotz dieser Hinweise auf eine Wanderbewegung der Geschlechter erscheinen diese im Untersuchungsgebiet selbst als Familien dauernd seßhafter, umfassend begüterter Grundherren; eine Einwanderung von Ritterbürtigen aus dem deutschen Mutterlande läßt sich nur in wenigen Einzelfällen nachweisen. Starke Fäden verbinden den grundherrlichen Adel auch mit dem Bürgertum der Städte, das selbst, mit Vorliebe längs der wichtigen Wasserstraße Elbe-Stepenitz-Trave, Grundbesitz auf dem Lande erwirbt. Für die große Mehrzahl der grundherrlichen Familien nimmt Jegorov slavischen Ursprung

---

1) S. V, XI.

2) Auch Bujak's Anzeige (vgl. oben S. 134 Anm. 4) weist auf den Mangel einer derartigen statistischen Zusammenstellung hin.

in Anspruch: die Beweise, die er bringt, sind nicht immer durchaus schlüssig; daß die Wahrscheinlichkeit in den meisten Fällen zugunsten seiner Annahme spricht, ist durchaus zuzugeben[1]).

Selbstverständlich erschöpft sich der reiche Inhalt von

---

1) Die Belege in Jegorov's Kommentar, passim; eine Erörterung der einzelnen Vorgänge, die Jegorov's Ausführung zugrunde liegen, ist an dieser Stelle natürlich ausgeschlossen: wie sehr die Probleme, mit denen wir es hier zu tun haben, sozusagen aus dem Material herauswachsen, zeigt die Tatsache, daß durch eine merkwürdige Fügung in der Geschichte wissenschaftlicher Arbeit fast zur gleichen Zeit, in der Jegorov in dem durch den Krieg isolierten Rußland sein Werk vollendete und veröffentlichte, ein deutscher Forscher daheim das, was ihm ein räumlich und zeitlich ähnlich bestimmtes Untersuchungsgebiet an Erkenntnissen bot, in einer Reihe von Abhandlungen niederlegte, deren Titel schon die Verwandtschaft der Forschungsrichtung mit der Jegorov's erkennen lassen: von den Untersuchungen Friedrich Bertheau's wurden zwei schon oben S. 142 Anm. 5 und S. 146 Anm. 8 erwähnt. Dazu kommen: Der lauenburgische Uradel und die Entwicklung seiner ständischen Rechte im 13. Jahrh., Archiv d. Vereins f. Gesch. d. Herzogt. Lauenburg X 1911, S. 1—54., Die geschichtliche Entwicklung der ländlichen Verhältnisse im Fürstentum Ratzeburg, Jahrbücher d. Vereins f. mecklenburg. Gesch. u. Altertumskunde LXXIX 1914, S. 71—170; Wanderungen und Kolonisationen des lüneburgischen Uradels im Elbgebiete, Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen LXXVII 1912, S. 349—392; Die Ansiedelung niedersächsischer Familien in den Städten Mecklenburgs und Vorpommerns im 13. Jahrh., Niedersachsen XX 1914/15, S. 151ff.; Die niedersächsischen Zisterzienserklöster als deutsche Kulturträger in Mecklenburg, daselbst XXI 1915/16, Nr. 5; Die Politik Lübecks zur Sicherung der Handelswege durch Lauenburg im 14. und 15. Jahrh., Zeitschr. d. Vereins f. Lübeckische Gesch. XV 1913, S. 27—73; Die Politik Lübecks zur Sicherung des Handelsweges auf der Trave, daselbst XVIII 1916, S. 1—39. Schon die Wahl der Überschriften zeigt den Unterschied in der Arbeitsweise der beiden Forscher: was für Jegorov nur ein Baustein zu einem großen Gebäude ist, bedeutet für Bertheau selbständiges Forschungsziel. So zeigen seine Wanderungsforschungen, wertvoll durch ihre feste Verankerung im mutterländischen Urkundenmaterial, letzten Endes doch am deutlichsten, wie gering die Zahl der Geschlechter ist, deren Übertritt ins Kolonialland wir tatsächlich erfassen können; es sind dieselben, mit denen sich auch Jegorov befaßt hat (vgl. unten S. 153). In der Feststellung der Dauerhaftigkeit der Besitzverhältnisse in der Ratzeburger Diözese, in der Zusammenfassung Wagriens, Mecklenburgs und Vorpommerns zu einer Einheit, innerhalb deren Wanderungen ritterlicher Geschlechter häufig sind, und schließlich auch in dem Glauben an die Lebenskraft des wendischen Bevölkerungselementes trifft sich Bertheau mit Jegorov.

Jegorov's Kommentar durchaus nicht in diesen Gedanken: auf ihre Ausarbeitung mußte aber sicher am meisten der überaus mühevollen Kleinarbeit verwendet werden, von der die 1900 Anmerkungen des Kommentars Zeugnis ablegen. Was Jegorov hier geleistet hat, verdient uneingeschränkte Bewunderung: besonders dankenswert sind die zahlreichen kleinen Kartenskizzen, auf denen die Gruppen übereinstimmender Ortsnamen trefflich zur Anschauung gebracht werden. Es bedarf kaum des Hinweises, daß fast alle Einzelfragen der inneren Geschichte Mecklenburgs im Mittelalter von Jegorov berührt und oft wesentlich gefördert werden: sein Kommentar bringt eine ganze Reihe wichtiger Ergebnisse für die historische Topographie, die Wirtschafts- und Kirchengeschichte. Hoffentlich findet die einheimische mecklenburgische Geschichtsforschung recht bald Gelegenheit, dieses neue Material zu überprüfen und zu verwerten.

Wenn man in Jegorov's Kommentierung des Ratzeburger Zehntregisters etwas vermißt, so ist es eine Erklärung gerade derjenigen Angaben, die von den Slaven selbst berichten. Bekanntlich bringt die Urkunde bei einer ganzen Reihe von Ortschaften die Bemerkung: Sclavi sunt, meist mit dem Zusatze nullum beneficium[1]). Von zwei terrae[2]) wird gleichfalls berichtet, daß, weil sie von Slaven bewohnt seien, dort der Bischof suo Sclavico iure gaudebit[3]), die Eigenart dieses Sclavicum ius — nämlich die Fixierung des Zehnten auf eine bestimmte, unveränderliche Leistung, die auf die slavische Hakenhufe reduziert ist — wird genau beschrieben[4]). Die früheren Erklärer schlossen aus diesen Angaben, daß die Slaven in diesen ausschließlich von ihnen bewohnten Orten und terrae nach ihrem eigenen Boden-

1) Vgl. etwa p. 7, No. 79, p. 8, No. 88, p. 9, No. 103, p. 12, No. 173, p. 20, No. 281, 283, p. 21, No. 297, p. 23, No. 323, 332, p. 24, No. 344—346, p. 25, No. 354, 359, 360, 366, p. 26, No. 369, nach Jegorov's Faksimile und der von ihm übernommenen Zählung Hellwig's a. oben S. 140 Anm. 1 a. O.

2) Über den Begriff der terra in den elbslavischen Gebieten vgl. jetzt die einleitende Untersuchung W. Luck's in seinem oben I S. 415 Anm. 3 erwähnten Buche: sie führt zu der Feststellung, daß die Begriffe terra und Burgward sich decken. Beide Worte bezeichnen einen geschlossenen Siedlungsherd als Verwaltungseinheit.

3) p. 28, 29 des Faksimiles.

4) a. a. O.

recht weiterlebten, daß umgekehrt aber in den nicht ausdrücklich als slavisch bezeichneten Ortschaften zur Zeit der Abfassung des Zehntregisters von einer wendischen Bevölkerung schon keine Rede mehr sein konnte[1]). Witte hat demgegenüber nachgewiesen, daß, sogar in viel späterer Zeit, in diesen Ortschaften unzweifelhafte Vertreter wendischen Volkstums vorkommen[2]). Von Jegorov hätten wir eine Antwort auf die Frage erwarten dürfen, warum denn im Zehntregister bestimmte Ortschaften ausdrücklich als von Slaven bewohnt bezeichnet wurden, zumal wenn, wie er das ausdrücklich annimmt[3]), überall die Mehrzahl der bäuerlichen Bevölkerung im 13. Jahrh. noch als slavisch zu betrachten war. Das Fehlen einer Äußerung zu dieser Frage läßt eine der wichtigsten Thesen Jegorov's als problematisch erscheinen: seiner Ansicht, daß auch das bäuerliche Kolonistenmaterial in der Untersuchungszeit vorwiegend slavisch war, muß man jetzt den Einwand entgegenhalten, daß doch irgend ein Unterschied zwischen den Dörfern der Sclavi und den übrigen Siedlungen bestanden haben muß, der den Verfasser des Zehntregisters eben zu jener Hervorhebung jener Ortschaften veranlaßt hat: und wenn es diesem dabei auch ganz gewiß nicht um eine ethnische Differenzierung der Siedlungen, sondern um eine zehntrechtliche zu tun war — auch eine solche Unterscheidung mußte ihren letzten Grund doch schließlich in der Rechtszugehörigkeit der Bevölkerung haben. Daß in den Slavenorten kein Zehntlehen bestand, daß in den Slaven-terrae der Bischof fixierten Zehnt — die biskopovnica Helmold's[4]) — erhielt, sind Erscheinungen, die sich trefflich dem Gesamtbild einfügen, das uns die Zehntrechtsverhältnisse im slavisch-deutschen Berührungsgebiet von der Eigenart slavischer Zehntleistung bieten[5]): es wäre nur folgerichtig, wollte man aus der Veranlagung der übrigen Siedlungen zu voller Zehntleistung schließen, daß sie diese Behand-

1) Vgl. Witte a. a. O., S. 54; Richtiger schon Hellwig a. a. O., S. 333.

2) a. a. O.

3) Vgl. unten S. 160.

4) Vgl. über sie vorläufig Ohnesorge a. a. O., S. 327, Biereye a. a. O., S. 446 ff. Völlig unergiebig leider Hermenegild Jireček Prove, S. 12.

5) Vgl. oben I, S. 409.

lung dem Eindringen des deutschen Bodenrechtes, dessen Träger doch wohl deutsche bäuerliche Siedler sein mußten, verdankten.

Jegorov hat jene zehntrechtlichen Bemerkungen des Registers völlig unbeachtet gelassen, er hat aber auch sonst nirgends den Versuch gemacht, festzustellen, worin die Lehen vom bischöflichen Zehnt, welche die im Register genannten, von ihm so genau identifizierten Personen innehatten, eigentlich bestanden: das ist ein zweiter Mangel seines Kommentars, der doch einer Urkunde gilt, die eben zehntrechtliche Verhältnisse zur Darstellung bringen will[1]). Dem Kommentator mochten sie nebensächlich erscheinen: das beweist auch seine recht mangelhafte Orientierung in der zehntrechtlichen Literatur[2]), die zu der sonst von ihm geübten ausgibigen Heranziehung oft auch recht entlegener Zeugnisse in auffallendem Gegensatze steht. Hier zeigt sich eben wieder, wie wenig Verständnis Jegorov für die Bedeutung der Institutionsgeschichte hat; die kirchliche Rechtsgeschichte wird von ihm noch ganz besonders stiefmütterlich behandelt[3]): das lassen auch die Ausführungen des die Ergebnisse zusammenfassenden Kapitels erkennen.

Stellen wir fest, was dieses uns noch Neues bietet: Jegorov

---

1) Auch in dieser Hinsicht bietet Hellwig a. a. O. manches, das Jegorov's hartes Urteil über seine Leistung (vgl. oben S. 140 Anm. 1) nicht rechtfertigt; jedenfalls hätten Hellwig's zusammenhängende Ausführungen über die Zehnt-Bezüge der einzelnen Gruppen von Nutzungsberechtigten eine grundsätzliche Auseinandersetzung, nicht aber nur gelegentliche Ablehnung verdient. Auch die verständnisvolle Untersuchung der ältesten kirchlichen Rechtsverhältnisse Mecklenburgs von K. Schmaltz Die Begründung und Entwickelung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs im Mittelalter, Jahrbücher d. Vereins f. mecklenb. Gesch. LXXII 1907, S. 85—270, LXXIII 1908, S. 31—176 hätte — nicht nur in diesem Punkte — mehr Beachtung von seiten Jegorov's verdient, als ihr zuteil geworden ist.

2) Über die Zehntverhältnisse in Mecklenburg orientiert — außer Schmaltz a. a. O. — gut auf Grund genauer lokaler Beobachtungen Ihde a. o. I, S. 399 Anm. 1 a. O., S. 59f.

3) So ist z. B. S. 3 die Erklärung des ad dotem unhaltbar, Anm. 9 die von persona schief, die in mittelalterlichen Schenkungsurkunden für das Kirchenvermögen immer wiederkehrende Zweckbestimmung ad lumina dem Verfasser S. 134 unbekannt, das Erstaunen über die Veräußerung einer dos durch den Patron im Jahre 1200 S. 315 ist ganz ungerechtfertigt, die Behauptung von dem rein weltlichen Charakter des Neubruchzehnten S. 508 falsch.

gliedert seine Ergebnisse nach vier Gesichtspunkten — Richtung, Zeitpunkt, Träger und nationale Bestimmtheit der Kolonisation. Ihrem Schauplatz nach[1]) erscheint ihm die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrh. als eine rein interne Bewegung — intern in dem Sinne, daß die ehemals slavischen Ostseeländer vom Sachsenlimes bis zur Oder als eine Einheit zu betrachten sind. Innerhalb dieser Einheit spielen sich der überwiegenden Mehrzahl nach alle die Wanderungen von Adelsgeschlechtern ab, die JEGOROV hat verfolgen können. Nur einzeln kommt Zuzug aus Außengebieten: wo die Spuren seines Ursprungs nach der Altmark, nach Lüneburg, nach dem Harz führen[2]), mochte JEGOROV auch für diese Zuwanderer an die Wahrscheinlichkeit slavischer Abkunft (Lüneburger Wenden!) glauben: das erscheint übertrieben; das linkselbische Wendentum befand sich in historisch erfaßbarer Zeit stets in abhängiger Lage[3]); eher möchte man annehmen, daß Angehörige deutscher grundherrlicher Familien aus jenen Gebieten, die schon hier im Kreise ihrer Hintersassen slavisches Wesen kennen gelernt hatten, leichter den Weg nach Slavia fanden als ihre in rein deutschen Gebieten ansässigen Standesgenossen. Beachtenswert ist wieder JEGOROV's Feststellung, daß Übergänge aus dem im 13. Jahrh. wohl schon stark germanisierten Brandenburg im allgemeinen nicht stattfinden. Jene internen Wanderungen[4]) innerhalb der Slavia bewegen sich nun auf ganz bestimmten Straßen mit feststehenden Etappen: der wichtigste dieser Wege ist die alte Handelsstraße zwischen (Alt-) Lübeck und Wollin, deren Entstehung sicher in vorkoloniale Zeit fällt[5]). Die Etappen aber sind — und das ist vielleicht das wichtigste Ergebnis des JEGOROV'schen Werkes — durchweg die Waldsäume zwischen den früher besiedelten terrae oder civitates[6]): also auch in diesem Sinne eine innere Kolonisation, ein Landesausbau in großem Maße, wie er auch in vielen Gebieten des

---

1) S. 531—550.

2) Vgl. dazu BERTHEAU's oben S. 149 Anm. 1 genannte Forschungen.

3) Das ergibt schon seine Sonderstellung in oder besser neben der Kirche: vgl. SCHMID Recht der Kirchgründung, S. 81 ff.

4) S. 536 f.

5) S. 542. 6) S. 550.

deutschen Mutterlandes durchgeführt worden war[1]). Zur Illustration dieser Thesen dient eine instruktive Karte des westlichen slavischen Ostseegebietes, in die einerseits die von Jegorov erschlossenen Wanderungsrichtungen mit Ausgangs- und Zielpunkt, andrerseits die von ihm hauptsächlich auf Grund der Ortsnamen festgestellten Waldsäume zwischen den einzelnen terrae eingezeichnet sind.

Die Frage nach dem Zeitpunkte der Kolonisation beantwortet Jegorov kurz mit der Feststellung, daß es sich um einen langwierigen, im 11. Jahrh. einsetzenden, im 13. noch nicht beendeten Prozeß handelt; von einer Massenbewegung, einer neuen Völkerwanderung, der natürlich ziemlich enge zeitliche Grenzen gesetzt sein müßten, kann schon aus diesem Grunde keine Rede[2]) sein.

In dieser Feststellung liegt auch schon die Ablehnung der These von der großen Bedeutung der Kolonistenberufung nach Helmold's Schema: mit Recht weist Jegorov darauf hin, wie oft gerade großzügig geplante Kolonisationsunternehmen gescheitert sind[3]). So fehlen auch die Machthaber, von denen eine Berufung zu planmäßiger Kolonisation in großem Maßstabe hätte ausgehen müssen, die Landesherren, unter den Kolonisatoren der Ratzeburger Diözese vollkommen. Auch die Kirche und die Städte spielen in ihren Reihen keine irgendwie nennenswerte Rolle[4]). Daß der Ritterschaft ausschlaggebender Anteil am Kolonisationswerke zukommt, ist längst bekannt: nur waren ihre Glieder nicht land- und volksfremde Eroberer, wie man dachte, sondern altansässige Grundherren. Hauptträger der Kolonisation sind die Vertreter der mächtigen, vielfach begüterten Dynastengeschlechter, die auf diesem Wege ihre jüngeren Sprößlinge versorgen: freilich erscheinen diese als Begründer neuer, unter eigenem Namen auftretender Geschlechter. Trotzdem bleiben die Beziehungen zum

---

1) Vgl. R. Kötzschke Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, Jena 1924, S. 361f. 2) S. 551—554.

3) S. 555; zu Jegorov's Beispielen vgl. etwa noch den Versuch Bischof Dietrichs von Halberstadt, den Oker-Bodebruch zu kolonisieren (1180—1184), darüber L. Naumann Die flämischen Siedlungen in der Prov. Sachsen (= Neujahrsblätter der Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen 40), Halle 1916, S. 17. 4) S. 556.

Hauptstamm lebhaft: so fließen etwa fromme Spenden der Zweigfamilien auch nach der räumlichen Trennung weiter den Familienstiftungen im Ausgangsgebiete zu[1]). Bedeutender Umfang und große Zähigkeit zeichnen den Grundbesitz in den Zentralgebieten, den Siedlungskernen der einzelnen terrae, aus: zieht man die Geschlechtsverzweigungen in Betracht, dann wächst die Größe der einzelnen Besitzkomplexe noch mehr, die Zahl der grundherrlichen Urfamilien sinkt, bis sie schließlich mit der der Wappenklane, wie sie Jegorov feststellt, zusammenfällt. Mit diesen Wappenverbänden bringt Jegorov auch die Vorzugsstellung der ihnen angehörigen Dynastengeschlechter in Verbindung: er sieht in ihnen die Nachkommen der einstigen Führer bezw. Begründer des betr. Klans, vielleicht, — auch hier scheint eine gewisse Regelmäßigkeit der Verteilung dieser Geschlechter über das Land vorzuliegen — Angehörige der Familien der einstigen terra-Herren aus vorfürstlicher Zeit[2]). Diese letzten Ausführungen sind bewußte Hypothese: leider operieren sie mit einem so wenig geklärten Begriff wie dem des slavischen Dynasten[3]).

Die Kolonisation selbst ist ein reines Privatunternehmen dieser ritterlichen, einzeln auch bürgerlichen Grundherren: neben ihrer Initiative bleibt für den Lokator, den berufsmäßigen Siedlungsunternehmer kein Platz[4]). So sind denn die eponymi der

---

1) S. 556—562. 2) S. 567—574.

3) Das Ausmaß der Beteiligung am Zehntertrag bildet doch wohl kaum, wie Jegorov das (S. 567) annimmt, ein genügendes Kriterium für die Bestimmung der Standesverhältnisse der einzelnen im Zehntregister genannten Grundherren.

4) Seit dem Erscheinen der grundlegenden Untersuchung von Paul Rich Kötzschke Das Unternehmertum in der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters, Leipziger philos. Diss. 1894, ist es üblich geworden, für die Entstehung der meisten Siedlungen des kolonialen Ostens die Mitwirkung eines gewerbsmäßigen Lokators vorauszusetzen, auch wo die Quellen keinerlei Anhaltspunkte für diese Annahme bieten, wie in Brandenburg und Mecklenburg: berechtigt ist die Erschließung der Mitwirkung eines Lokators nur da, wo es sich um Gründungen handelt, die von Faktoren ausgingen, die außerstande waren, persönlich die Gründung durchzuführen und ihre Erträgnisse zu nutzen, also etwa vom Landesherrn oder vom geistlichen Grundherrn. Ihnen verdanken ja auch gerade die zahlreichen schlesischen, böhmischen, mährischen, polnischen, preußischen Siedlungen ihre Entstehung,

Dörfer, die nach nachweisbaren Persönlichkeiten benannt sind, durchweg ihre Grundherren, nicht etwa Lokatoren[1]). Von einer Zustimmung des Landesherrn zu dem Kolonisationsunternehmen ist nirgends die Rede: sie war entbehrlich[2]). Ebensowenig Rück-

---

deren Gründungsurkunden uns über die Rolle der Lokatoren Aufschluß geben, ganz ebenso wie etwa die der askanischen Gründungsstädte in der Kur- und Neumark und im Lande Stargard. Der ritterliche Grundherr als Dorfgründer brauchte in seinem engen Tätigkeitsbereich keine Mittelsperson zwischen sich und den Siedlern, ebensowenig wie das gegenseitige Rechtsverhältnis beider Teile einer urkundlichen Festlegung bedurfte: die ländliche Besiedlung Obersachsens, Brandenburgs, Mecklenburgs, im wesentlichen das Werk der ritterlichen Dorfherren, ist ohne stärkere Mitwirkung von Lokatoren und fast ohne Ausstellung von Siedlungsurkunden durchgeführt worden. So ergibt sich auch auf diesem Gebiet kolonisationsgeschichtlicher Forschung die Forderung nach scharfer territorialer, aber auch sachlicher Differenzierung: daß es sich bei der Mitwirkung eines gewerbsmäßigen Unternehmens bei der Städtegründung jedenfalls um eine mutterländischer Übung entstammende Erscheinung handelt, lassen die geistvollen, weittragenden Vermutungen K. Frölich's Zur Verfassungstopographie von Köln und Lübeck im Mittelalter, Zeitschr. d. Vereins f. Lüb. Gesch. XXIII 1925, S. 399 ff., erkennen, die ein Musterbeispiel der Fruchtbarmachung kolonisationsgeschichtlicher Forschung für den Gesamtbereich mitteleuropäischer Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte bieten.

1) S. 563—566. Vgl. zu dem Letztgesagten oben S. 145. Besonders wertvoll ist es, daß Jegorov für eine große Reihe von Dörfern die eponymi urkundlich nachweisen konnte: wenn es sich dabei auch meist um deutsch benannte Siedlungen handelt, so ist doch damit — bei der vollständigen Analogie, die in der Bildung der hier in Frage kommenden Dorfnamen zwischen dem Deutschen und dem Slavischen besteht, vgl. oben S. 145 Anm. 2 — eine wichtige Waffe für die Auseinandersetzung mit der Auffassung der slavischen Ortsnamenforschung gewonnen, wie sie vertreten wird von Gustav Boerner Die Bildung slavischer Ortsnamen, Deutsche Geschichtsblätter XVI 1915, S. 219—247, XVII 1916, S. 251—269, und von Ohnesorge zuletzt a. a. O., S. 163 f. Anm. 203 und S. 292 ff. Anm. 493, die von einer Ableitung slavischer Ortsnamen von Personennamen nur etwas wissen will, wenn ein derartiger eponymus quellenmäßig nachzuweisen ist: Jegorov's Material bringt den Beweis für den Vorgang der Namengebung in weitem Umfange — dank der einzigartigen Grundlage, die es im Ratzeburger Zehntregister hat, — und gibt uns die Berechtigung zu der Annahme, daß die Verhältnisse in Gebieten, aus denen keine derartigen Quellen erhalten sind, entsprechend waren. Näheres zu Boerner's in ihrer Methode aller Wissenschaftlichkeit hohnsprechenden Abhandlung in anderem Zusammenhange, vgl. oben S. 143 Anm. 1.

2) S. 574 f.

sicht brauchte der Grundherr auf die geistlichen Behörden zu nehmen, wenn er über die kirchliche Organisation seines Besitzkomplexes verfügte: völlig eigenmächtig bestimmt der Grundherr Ausdehnung und Ausstattung der Pfarre und den Ort des Kirchbaus. So ergibt sich eine weitgehende Deckung der Grenzen von Besitzkomplex und Pfarre[1]): eine wichtige Beobachtung, die trefflich zu dem paßt, was in anderen Teilen des Koloniallandes festgestellt worden ist[2]). Von solchen Parallelforschungen[3]) ist Jegorov freilich, ebenso wie von der gesamten blühenden Wissenschaft, der kirchlichen Rechtsgeschichte, kaum etwas bekannt gewesen[4]): so kommt es denn, daß er die Tragweite seiner Feststellungen über die tiefgehende Abhängigkeit der Pfarrer, ja auch der Familienklöster, von ihren grundherrlichen Stiftern[5]), stark überschätzt: in dieser Beziehung lagen die Verhältnisse im Mutterlande genau so[6]), und wir haben es keineswegs mit Zuständen zu tun, die dem Kolonialland eigentümlich wären[7]).

---

1) S. 576f.

2) Vgl. zuletzt Schmid a. a. O., S. 115ff. für das Sorbenland, S. 165 für das Ljutizenland. Für Pommerellen und das Culmerland bringt eine entsprechende Feststellung die wertvolle Untersuchung St. Kujot's über die Entstehung der Pfarrorganisation in Westpreußen, Kto założył parafie w dzisiejszej dyecezyi chełmińskiej?, Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu IX 1902—XII 1905, passim, besonders IX, S. 80.

3) Jegorov waren die einschlägigen Forschungen Bönhoff's zugänglich, die Schmid a. a. O. anführt.

4) Vgl. oben S. 152; für Mecklenburg hatte Schmaltz a. a. O. Ergebnisse gewonnen, an die anzuknüpfen Jegorov nicht hätte versäumen dürfen, zumal seine Anschauung über das Verhältnis von Grundherrschaft und Pfarrsprengel in der Diözese Ratzeburg von der des heimischen, mit der Geschichte der kirchlichen Organisation des Landes ungleich besser vertrauten Forschers in erheblichen Punkten abweicht.

5) S. 578—581.

6) Vgl. über die ostsächsischen Verhältnisse Schmid a. a. O., S. 71ff. Über den Gang der Entwicklung im mutterländischen Rechtsgebiet vgl. Stutz Artikel Eigenkirche, Eigenkloster in Herzog-Hauck's Realenzyklopädie für protestant. Theol. u. Kirche³ XXIII 1913, S. 376.

7) In seinem Streben, die von ihm geschilderten Verhältnisse als charakteristisch für die Machtstellung slavischer Grundherren darzustellen, begeht Jegorov einen üblen Mißgriff, wenn er (S. 579 [67a]) die Reichsabtei Nienburg a. S., die so hartnäckig um ihre Reichszugehörigkeit gerungen hat (vgl. W. Hoppe Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Magdeburger

Wie gingen nun jene Wanderungen der adligen Kolonisatorengeschlechter vor sich? Keineswegs nach der Art von Abenteurern, einzeln und losgelöst von ihrer heimatlichen Umgebung, machten sich die ritterlichen Siedler auf den Weg: den Lehensherrn begleiteten seine Vasallen, Gruppen von Nachbarn oder Verwandten traten geschlossen die Wanderung an[1]). Dasselbe Fortwirken der alten Familienbande, das die Kolonisatoren weiter mit ihren zurückgebliebenen Geschlechtsgenossen verbindet[2]), zeigt sich auch in dem Verhältnis der in den Städten eingebürgerten Ritter zu ihren Standesgenossen auf dem Lande: jene bleiben auch weiter ritterliche Grundherren, während sie gleichzeitig die Reihen des städtischen Patriziates auffüllen. So erhebt sich die Frage, ob etwa auch in den oberen Kreisen der städtischen Bevölkerung das wendische Element — eben durch diese eingebürgerten Ritter — vertreten war, wie das für die niederen Schichten ja schon von anderen, im Gegensatze zu der früher herrschenden Anschauung von dem rein deutschen Charakter der Ostseestädte, nachgewiesen worden war[3]).

Ihre Beantwortung hängt natürlich von der Stellungnahme ab, die zu dem vierten Hauptproblem, dem der nationalen Bestimmtheit der Kolonisation[4]), gefunden wird. Die Frage gliedert sich in zwei Unterfragen, deren eine der Nationalität der ritterlichen Kolonisatoren, die andere der Volkszugehörigkeit der bäuerlichen Kolonisten gilt. Jegorov ist sich der Schwierigkeit der Lösung beider Teilprobleme wohl bewußt[5]): und doch glaubt er wenigstens für das erste eine voll befriedigende Antwort gefunden zu haben[6]). Das Hauptargument für seine Überzeugung von dem slavischen Ursprung der überwiegenden Mehrzahl der grundherrlichen Familien ist freilich, wie er selbst zugibt, die Kette der nur in ihrer Verknüpfung überzeugenden mittelbaren Beweise[7]): der interne Charakter der Wanderungen, die nirgends die Grenzen

Geschichtsblätter XLIII 1908, S. 195) als Eigenkloster des Slaven Zuoti bezeichnet, zu dem ihre Insassen durch die niederlausitzischen Besitzungen des Klosters (vgl. Codex dipl. Anhaltinus V, S. 353f.) in Beziehung standen; auch hätte Jegorov Nienburg nicht in Brandenburg suchen sollen.

1) S. 582. 2) Vgl. oben S. 155. 3) S. 583—585. 4) S. 585—601. 5) S. 585—587. 6) S. 587—594. 7) S. 588.

slavischen Volkslandes überschreiten, die Gleichförmigkeit der Bewegung in den verschiedenen Jahrhunderten, die in das 11. Jahrhundert, in dem von deutscher Siedlung noch keine Rede sein kann, zurückdeutet. Nur auf einem solchen Hintergrund wirken die Argumente, die er als direkte bezeichnet: die slavische Herkunft der Dynastengeschlechter ist kaum je bezweifelt worden; sie gewinnt für JEGOROV besondere Bedeutung, da er ja den Zusammenhang der meisten Adelsfamilien mit jenen annimmt. Stark beweiskräftig ist das Vorkommen slavischer Personennamen: in vielen der von JEGOROV angeführten Fälle bleibt freilich der slavische Charakter der vertretenen Namen problematisch[1]). Verhängnisvoll wird wieder für den russischen Historiker das Betreten rechtsgeschichtlichen Bodens: der Versuch, zwischen dem Beispruchsrecht der Erben, wie es in den Urkunden des 13. Jahrh. zum Ausdruck kommt, ja gewissen lehensrechtlichen Bestimmungen der Neuzeit, an denen nichts Mecklenburgisch-Bodenständiges ist, und dem slavischen „grauen Altertum“ und seinen Rechtszuständen auf dem Umweg über das polnische Patrimonialerbrecht[2]) einen Zusammenhang herzustellen[3]), ist völlig verunglückt: ein Blick in ein beliebiges mutterländisch-deutsches Urkundenbuch — oder in ein Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte hätte den Verfasser überzeugen müssen, daß es sich bei jener Erscheinung in dem mecklenburgischen Urkundenwesen um etwas dem ganzen deutschen Rechtsgebiete Gemeinsames handelt[4]).

Weniger entschieden beantwortet JEGOROV die Frage nach der Nationalität der bäuerlichen Siedler[5]): an der Tatsache der

---

1) Das gilt z. B. von der Ableitung des Geschlechtsnamens Scurlemer (= Schorlemer) von einem slav. Sclaomir I, S. 368[12]: vgl. dazu BERTHEAU Lüneburg. Uradel im Elbgebiet a. a. O., S. 350 über westfälische Scurlemere. Wenig überzeugend auch der Nachweis der Slavität der Wackerbart II, S. 73f., auf Grund einer Siegelaufschrift, auf der in einem Iarne ein slavischer Vorname versteckt sein soll.

2) Vgl. etwa P. DĄBKOWSKI Prawo prywatne polskie II, we Lwowie (Lemberg) 1911, S. 7ff., Zarys prawa polskiego prywatnego[3] das. 1922, S. 174ff., Charakterystyka prawa prywatnego polskiego, Lublin 1923, S. 50ff.

3) S. 590—594.

4) Vgl. etwa SCHRÖDER—v. KÜNSSBERG Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte[6], Berlin 1922, S. 791.

5) S. 595—600.

Einwanderung deutscher Siedler ist — schon wegen der großen Verbreitung der deutschen Ortsnamen — nicht zu zweifeln; dagegen kann von einer selbständigen deutschen Siedlung bei der von Jegorov angenommenen Grundbesitzverteilung nicht die Rede sein. Zu einer Verdrängung slavischer Bauern durch die Zuwanderer ist es nur selten gekommen: und dann hatte diese eiectio rein wirtschaftliche, nicht nationale Gründe. Die Verdrängten aber fanden Aufnahme auf benachbarten Grundherrschaften: das Nachbarschaftsverhältnis, so bedeutsam für die Beziehungen der Grundherren untereinander, wird auch zwischen diesen und den bäuerlichen Siedlern wirksam[1]).

Das Hauptargument für seine Annahme, daß auch das bäuerliche Siedlermaterial großen- oder größtenteils slavisch war, bietet Jegorov — neben den Urkunden, die ausdrücklich die Möglichkeit der Kolonisation durch Slaven erwähnen[2]) — Witte's Nachweis wendischer Bevölkerungsreste auch an Orten, welche die frühere Forschung als schon seit Beginn der Kolonisationsbewegung germanisiert betrachtete[3]): abgesehen von einem wertvollen neuen derartigen Nachweis[4]) hat Jegorov also auf diesem Gebiet die Forschung nicht fördern können: auch in der Frage nach der ursprünglichen Freiheit oder Unfreiheit der bäuerlichen Siedler hat er, wie er selbst bemerkt[5]), einen Fortschritt nicht erzielt.

Die Kolonisation des 13. Jahrh. war demnach — das ist das Endergebnis von Jegorov's Darlegungen — dem Wesen nach eine slavische Bewegung; die Gleichstellung von Kolonisation und Germanisation ist also, wenigstens für Mecklenburg, völlig verfehlt. Nur im Vorübergehen streift Jegorov noch die Frage, wann die tatsächliche Eindeutschung der wendischen Bevölkerung erfolgt sein kann[6]): sicher ist seine Ansicht richtig, daß die Ger-

1) Derartige Aussiedlungen mußten pacifice et amice vorgenommen werden (Pograz 1250, Lübeckisches Urkundenbuch I, Nr. 164); andere Beispiele S. 596 ff. 2) Wie Jegorov deren S. 598 [127] aufzählt.

3) Wendische Bevölkerungsreste a. a. O., S. 54.

4) S. 601 bringt den Hinweis auf einen Bericht des Byzantiners Laskar Kanan (mitgeteilt von A. A. Vasil'ev im Sbornik v čest' V. P. Buzeskula 1913—1914, S. 397 ff.), der zu Beginn des 15. Jahrh. in der Gegend von Lübeck slavisch sprechen hörte. 5) S. 600. 6) S. 601.

manisation nicht das Werk eines Jahrhunderts, sondern ein Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung war, die notwendige Folge des stetig wachsenden, bestimmenden Einflusses der deutschen Kultur und des Verlustes aller Verbindungen mit dem slavisch gebliebenen Osten. Wenn aber JEGOROV zuletzt der Ansicht Ausdruck gibt, der Gnadenstoß sei dem mecklenburgischen Wendentum wohl erst durch den 30jährigen Krieg, seine Verwüstungen und die darauf folgende, diesmal rein deutsche Neubesiedlung versetzt worden, dann dürfen wir in diesem Schluß doch wohl nicht viel mehr als einen Verlegenheits-Ausweg sehen: schon seine Kenntnis der neueren deutschen Wüstungsforschung[1]) hätte JEGOROV vor einer derartigen Behauptung bewahren sollen; zeigt doch jene immer wieder, wie wenig berechtigt die Annahme von dem Untergang einer wirklich fühlbaren Anzahl von Siedlungen infolge der Kriegsereignisse ist[2]). Und da hätten gerade die abgelegenen, schwer zugänglichen Schlupfwinkel des Slaventums ihnen zum Opfer fallen sollen[3])?

Versuchen wir, uns ein Gesamturteil über JEGOROV's Leistung zu bilden. Von seinen Ergebnissen werden viele einen dauernden Gewinn der Kolonisationsforschung bilden: so die Feststellung der Grenzsaumkolonisation, der Nachweis, daß die Ansiedlung ein Privatunternehmen alteingesessener grundherrlicher Familien waren, die sich durch Wanderungen über das ganze Gebiet der westlichen Ostseeslaven verteilten. Endlich ist die kategorische Gleichsetzung von Kolonisation und Germanisation — nicht nur

---

1) I, S. 467[76].

2) Vgl. H. BESCHORNER an dem von JEGOROV (vgl. vorige Anm.) a. O., Wüstungsverzeichnisse, Deutsche Geschichtsblätter VI 1905, zuletzt R. KÖTZSCHKE Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, S. 560.

3) IHDE berechnet a. a. O., S. 139, auf Grund vorsichtigster Auswertung des Namenmaterials den Prozentsatz der wendischen landwirtschaftlichen Betriebe in bestimmten, statistisch erfaßbaren Ortschaften des (vom 12. Jahrh. an als Teil der Grafschaft Schwerin der Kolonisation erschlossenen) Amtes Schwerin für 1454 auf 6,95%, für 1585 auf 9,50% und für 1655 auf 8,05%: von einem ins Gewicht fallenden Rückgange des wendischen Elementes infolge des 30jährigen Krieges kann also keine Rede sein, trotzdem gerade in dem untersuchten Gebiet die Kriegsschäden nachweislich sehr groß waren (IHDE a. a. O., S. 136).

für Mecklenburg — wohl endgültig unmöglich gemacht worden[1]). Darüber hinaus geht die methodische Bedeutung von Jegorov's Werk: zum ersten Male ist es ihm gelungen, einen Vorgang zu erfassen und greifbar zu machen, den man bisher meistenteils nur ahnen konnte: die Übertragung ganzer Gruppen von Ortsnamen. In der Heranziehung der Hilfswissenschaften hat Jegorov ganz neue Wege eingeschlagen: nicht mit Unrecht äußert er, daß sich auf ihnen für die Möglichkeit einer Erfassung der Geschichte des in weltlichen Händen befindlichen Besitzes neue weite Perspektiven eröffnen[2]).

Das Werk des russischen Forschers ist zweifellos eines der gedanken- und ergebnisreichsten, die je auf dem Gebiete der nordostdeutschen Kolonisationsgeschichte geschrieben worden sind: daß Jegorov positive Resultate erzielte, dankt er nicht zuletzt der streng durchgeführten Beschränkung seines Beweismaterials auf das innerhalb der räumlichen Grenzen seines Untersuchungsgebietes sich Bietende. Vielleicht hat sich Jegorov durch diesen Grundsatz doch etwas zu sehr von jeder Beobachtung der Nachbargebiete abhalten lassen: nicht als Beweismaterial, wohl aber als Vergleichsbild sollte der Historiker eines Koloniallandes die Verhältnisse der benachbarten Teile des Kolonisationsgebietes, die des Mutterlandes und gegebenenfalls auch die des slavisch gebliebenen Ostens immer im Auge behalten. Wie sehr sich Jegorov durch Außerachtlassung der mutterländischen Parallelen namentlich in rechtsgeschichtlichen Dingen geschadet hat, mußten wir schon erwähnen. Aber auch seine Feststellung der Internität der Wanderungen des grundherrlichen Adels wäre noch eindrucksvoller, wenn der Gelehrte sie durch negative Ergebnisse der Durchforschung mutterländischer Urkundenbücher stützen könnte. Noch dankbarer hätte die Heranziehung slavischen, vor allem polnischen Vergleichsmaterials sich erweisen können überall da, wo es galt, den slavischen Ursprung einer Einrichtung oder eines Personenkreises sicherzustellen.

1) Freilich scheint die oben I, S. 402 Anm. 3 erwähnte Geschichte der Westslaven von Ljubavskij diesem Gewinn wenig Rechnung zu tragen, wenn sie, wie Slavík a. a. O. berichtet, in der eiectio Slavorum das Leitmotiv des deutschen Verhaltens gegenüber allen, auch den staatlich konsolidierten, westslavischen Stämmen sieht.

2) I, S. VI.

III.

Aus dem Bewußtsein der Wichtigkeit gerade dieser Zusammenhänge — zwischen der Kultur Polens und der der einstigen Elb- und Ostseeslaven — heraus hat die polnische Wissenschaft eine eigene Stätte für die Bearbeitung der sprachlichen und kulturellen Hinterlassenschaft der westlichen Nachbarstämme geschaffen: das „Westslavische Institut" an der Universität Posen will das Material zu einem möglichst umfassenden Bild der Lebensverhältnisse der Pommern und Polaben, der Ljutizen und Sorben sammeln. In wenigen knappen Sätzen, mit denen er das Organ des neuen Institutes, die „Slavia occidentalis" einleitet, hat Mikołaj Rudnicki gezeigt, wieviel Arbeit auf diesem Gebiet noch zu leisten ist[1]). Im Bereiche der Sprachwissenschaft sind nur die Mundarten der Lausitzer Sorben und der pommerschen Slovinzen und Kaschuben, sowie die zusammenhängenden polabischen Sprachreste eindringender erforscht: das reiche sprachliche Material der Urkunden, der Toponomastik und die Nachklänge, die vielleicht in den ostdeutschen Mundarten an slavische Laute und Worte gemahnen, harren größtenteils noch streng wissenschaftlicher Erschließung. Was in der materiellen Kultur, den Sitten und Gebräuchen Ostdeutschlands an slavischem Kulturgut fortlebt, ist kaum je untersucht worden. Endlich glaubt Rudnicki, in der gesellschaftlichen Struktur des deutschen Nordostens Elemente zu erkennen, die nicht so sehr als Erbe der slavischen Bevölkerung zu werten sind, denn als Zeichen, daß dieser einst eine Schicht volksfremder Eroberer übergelagert war. Auch die Tatsache der friedlichen Germanisation der Nordwestslaven bringt er mit dieser Beobachtung in Verbindung: höchst beachtenswert ist dabei die Äußerung, daß diese Germanisation ihren Höhepunkt im 14. und 15., vielleicht auch im 16. Jahrh. gehabt habe[2]).

Der Verwirklichung des umfassenden Programmes des „Westslavischen Instituts" dienen Einzelveröffentlichungen[3]) und die

1) Instytut Zachodnio-słowiański przy Uniwersytecie Poznańskim. Slavia Occidentalis I 1921, S. V—VII, französisches Résumé S. X.

2) a. a. O., S. VI.

3) Bisher erschien: F. Lorentz Polskie i kaszubskie nazwy miejscowości na Pomorzu Kaszubskiem, Poznań 1923; angekündigt sind eine polabische

bereits erwähnte Zeitschrift[1]). Von den Arbeiten, die sie enthält, ist ein Großteil sprachwissenschaftlichen Inhalts[2]): auch Beiträge zur Prähistorie[3]), zur Volkskunde[4]), zur Siedelungsgeschichte[5])

Grammatik von Lehr-Spławiński und eine pomoranische Grammatik von Lorentz.

1) Slavia Occidentalis I, Posen 1921, II 1922, III/IV 1925.

2) Zur polabischen, pomoranischen, polnischen und gesamt-westslavischen Sprachgeschichte von P. Gołąb, J. Heydzianka, T. Lehr-Spławiński, F. Lorentz, W. Porzeziński, M. Rudnicki, A. Tomaszewski, T. Torbiörnsson, St. Wędkiewicz, zur Ortsnamenkunde von St. Dobrzycki, E. Muka und M. Rudnicki, lexikalischen Inhalts von F. Lorentz (vgl. u. S. 174 Anm. 1) und St. Wędkiewicz (vgl. unten S. 174 Anm. 17). Dazu die unten S. 173 Anm. 1 näher zu bezeichnende Sammlung und Bearbeitung slavischer Sprachreste aus Rügen von J. Łęgowski und T. Lehr-Spławiński.

3) I. Kostrzewski O wzajemnych stosunkach kultury „łużyckiej" i kultury grobów skrzynkowych III/IV S. 241—281, Résumé u. d. T. Sur les relations de la culture „lusacienne" et de la culture des tombeaux à caisse S. 426—430.

4) J. St. Bystroń Wpływy słowiańskie w niemieckiej poezji ludowej (Przyczynki) I, S. 52—84, Résumé u. d. T. Éléments slaves dans la poésie populaire allemande S. 205—207.

5) St. Kozierowski Pierwotne osiedlenie pojezierza Gopła II, S. 3—54, Résumé u. d. T. Prémiers établissements dans le bassin de Gopło (sic) S. 247f.; Pierwotne osiedlenie ziemi gnieźnieńskiej wraz z Pałukami w świetle nazw geograficznych i charakterystycznych imion rycerskich, III/IV, S. 18—145, Résumé u. d. T. La colonisation primitive de la terre de Gniezno et de Pałuki, étudiée en rapport avec les noms géographiques ainsi qu' avec les noms propres de la noblesse, S. 422—424. Beide hochbedeutsamen Abhandlungen liegen außerhalb des Rahmens dieses Berichtes. Von Wichtigkeit für den Siedlungshistoriker ist ferner auch die oben S. 144 Anm. 3 angeführte Ortsnamenstudie E. Muka's III/IV, S. 146—187, Résumé u. d. T. Les noms de lieu Sorabes et leur sens S. 424. Im Grenzgebiet zwischen Siedlungsgeschichte und historischer Geographie bewegt sich die Abhandlung von M. Rudnicki Drogi osadnictwa lechickiego w Lechji przybałtyckiej (na Zaodrzu) III/IV, S. 366—376, Résumé u. d. T. Les voies de la colonisation lékhite dans la Lékhie (Léchie) baltique à l'ouest de l'Oder, S. 433—435. Ausgehend von einer treffenden Kritik an Niederle's Darstellung des Zusammengehörigkeitsverhältnisses der westslavischen Stämme, verfolgt Rudnicki das Vordringen der lechischen (nordwestslavischen) Stämme wesentlich an Hand des Flußnetzes, leider schöpft er das Quellenmaterial, auf dem er aufbaut, meist aus zweiter und nicht immer zuverlässiger Hand. Störend wirkt die Behauptung von der massenhaften Vertreibung der slavischen Landesbewohner durch die deutschen Kolonisationsgewalten: sie zeigt, daß auch Rudnicki sich noch nicht von der Ausrottungstheorie hat freimachen können.

und zur historischen Geographie[1]) sind vertreten. In Zukunft soll auch die Geschichte der westpolnischen Gebiete und der Lausitzen gepflegt werden[2]). Das Problem der Germanisation berühren die Studien, die K. Tymieniecki der Rechts- und Sozialgeschichte der Pommern und Polaben — richtiger Pommerns und Brandenburgs — widmet.

Seine erste Untersuchung[3]) gilt der ländlichen Bevölkerung dieser Gebiete. Ihre einleitenden Absätze unterrichten gut über den Stand der Frage, ob wir in der ostdeutschen Gutsherrschaft eine Erscheinung zu sehen haben, auf deren Entwicklung irgendwie die vordeutschen Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse ihres Verbreitungsgebietes eingewirkt haben[4]): lehrreich ist die Beobachtung, wie sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte die Ansicht von der alleinigen Maßgeblichkeit der deutschen Rechtszustände gewandelt hat, so daß schließlich eine Warnung vor zu weitgehenden Schlüssen aus scheinbaren Spuren des Slaventums notwendig wurde. Tymieniecki findet treffende Worte für die Wichtigkeit gegenseitiger Durchdringung der elbslavischen und der polnischen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte[5]): während die noch völlig ungeklärte Frage nach der Einwirkung des deutschen Rechts auf die Entwicklung des polnischen Dorfes im Mittelalter durch die Berücksichtigung der Erscheinungen, wie sie die westlichsten Slavengebiete zeigen, gefördert werden kann, sollte

1) Vgl. die vorige Anm.; dazu A. Brückner Budorgis (Ortsname bei Ptolemäus) III/IV, S. 1—17, Résumé S. 421 f.

2) Mitteilung an die Leser, Slavia Occidentalis III/IV, S. 444 f.

3) Ludność wiejska w krajach połabskich i pomorskich w wiekach średnich I, S. 1—51, Résumé u. d. T. La population rurale des contrées polabes et poméraniennes au moyen-âge, S. 204 f.

4) S. 1—11. Zur Sache vgl. Kötzschke Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, S. 562 ff. Beachtung verdient hätten die wegen der Weite ihres Gesichtskreises und der Originalität ihrer Methode nicht nur für die Territorialgeschichte wichtige Untersuchung von W. L. Walther Die politisch-geographischen Grundlagen der Agrarverfassung des Herzogtums Magdeburg in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. und ihre allgemeine Entwicklung, Magdeburger Geschichtsblätter XLI 1906, S. 137—281, und das in der Berücksichtigung der bodenständigen Verhältnisse des Koloniallandes vorbildliche Buch von A. Kraaz Bauerngut und Frohndienste in Anhalt. Jena 1898.

5) S. 5 f.

andrerseits das polnische Material, das in ungleich reicherer Fülle erhalten ist, zur Konkretisierung der Vorstellungen über pommersche und polabische Verhältnisse herangezogen werden.

In der Tat verspricht die Begehung des von Tymieniecki aufgezeigten Weges der Forschung fruchtbare Arbeit: Fragmente nur sind uns von der Kultur der Elbslaven erhalten. Ihre Zusammenfügung zu einem geschlossenen Bilde bedarf ebenso sehr stetiger Kontrolle an den entsprechenden Erscheinungen slavisch gebliebener Länder, wie die Rekonstruktion der slavischen Toponomastik Ostdeutschlands nur aus genauer Kenntnis der Ortsnamengebung der lebenden slavischen Sprachen möglich ist[1]). Freilich wird sich, wer auf diesem Wege arbeiten will, immer bewußt bleiben müssen, daß zwar zu Vergleich und Kontrolle das rein slavische Material immer herangezogen werden muß, daß aber jede Übertragung polnischer Verhältnisse auf das Elbslavengebiet die in den Quellen nicht ihre Stütze findet, unzulässig und nur geeignet ist, das Bild, das wir aus diesen gewinnen, zu trüben.

Leider hat Tymieniecki diese Grenze nicht durchweg beachtet: so läßt er sich leicht verführen, aus den elbslavischen Quellen mehr herauszulesen, als sie enthalten, um dann die Übereinstimmung mit den polnischen Verhältnissen festzustellen. Das kommt weniger in dem ersten Teile seiner Ausführungen zur Geltung, der sich mit der Frage, ob die elbslavische Bauernbevölkerung frei oder unfrei war, beschäftigt[2]): Tymieniecki

---

1) Vgl. Brückner Ostdeutschlands slavische Namengebung, Deutsche Geschichtsblätter XVII 1916, S. 75—90.

2) S. 14—17. Vorher (S. 11f.) bringt Tymieniecki Ausführungen über die allmähliche Verdichtung des Netzes deutscher Dörfer im Koloniallande: dabei ist doch wohl der Bezeichnung villa Slavicalis ein zu starker Beweiswert beigelegt — die Hervorhebung des slavischen Charakters eines Dorfes soll für das Seltenerwerden derartiger Siedlungen zeugen —; mißverstanden ist die Wendung bei Riedel Codex dipl. Brandenburgensis A XIII, S. 217, Nr. 18 von 1261—1277, die villam Roghosene, quondam Slavicalem, erwähnt: Rogäsen ist nicht, wie Tymieniecki (S. 11) annimmt, in ein deutsches Dorf verwandelt worden, sondern es fiel den Bedürfnissen der Eigenwirtschaft des in seiner unmittelbaren Nähe neuentstehenden Klosters Chorin zum Opfer. (Vgl. über den Vorgang Schmid a. a. O., S. 164). Der Zusammenhang ergibt

lehnt (wohl mit Recht) die Vorstellung von einer spezifisch slavischen Unfreiheit ab; bis um die Jahrtausendwende erscheinen deutsche und slavische mancipia nebeneinander, dann verschwindet der Begriff bei beiden Nationalitäten —: stärker steht der polnische Forscher unter dem Eindruck der heimatlichen Rechtsentwicklung, wo er von dem Verhältnis der elbslavischen Bauern zu dem von ihnen bebauten Boden handelt[1]). Ein Charakteristikum des persönlich freien Bauern des polnischen Mittelalters ist seine Freizügigkeit: diese Erscheinung versucht TYMIENIECKI auch in den elbslavischen Gebieten nachzuweisen[2]); seine scharfsinnigen, aber nicht immer überzeugenden Ausführungen münden in den Nachweis aus, daß die Bodennutzer zu slavischem Rechte im Ljutizenlande nach der Kolonisation keinerlei vererbliches Recht an ihren Grundstücken hatten[3]). Landeigentum konnte der frei-

sich klar aus der von TYMIENIECKI angeführten Urkunde. Es folgen dann noch (S. 12—14) Belege für die Heranziehung slavischer Siedler zur Kolonisation.

1) S. 16—23. Freilich ist das Rauchhuhn nicht, wie TYMIENIECKI (S. 16) will, eine spezifisch slavische Abgabe. Beispiele in beliebigen deutschen Urkundenbüchern, vgl. auch GRIMM's Deutsches Wörterbuch VIII, Sp. 250 s. v. mit einem saarländischen Beleg. Dazu IHDE a. oben I S. 399 Anm. 1 a. O. S. 62.

2) Unhaltbar vor allem S. 18 die Folgerung auf die Freizügigkeit der Jerichower Stiftsbauern aus der Ausdrucksweise der Urkunde von 1145, bei RIEDEL a. a. O., A III, S. 81, No. 3: homines . . ., quos exercere terram fratrum contigerit; ob die sorbenländischen gasti als freizügig zu betrachten sind, bleibt zweifelhaft; vgl. über sie etwa H. KNOTHE Die verschiedenen Klassen slavischer Höriger in den wettinischen Landen, Neues Archiv f. sächs. Gesch. IV 1883, S. 27. PILK a. d. oben I, S, 413 Anm. 2 a. O., LIV, S. 126. Dazu über die hosty Böhmens: F. VACEK K agrárním dějinám českým staré doby XXVI, Agrární Archiv VI, 1919, S. 21, K. KROFTA Přehled dějin selského stavu v Čechách a na Moravě, v Praze 1919, S. 17ff. Beachtenswert sind des Verfassers Ausführungen über Institutionen, die an polnische Rechtsverhältnisse erinnern: so schon vorher (S. 15) über die „Zehntleute“ in Pommern, dann (S. 19f.) über die Bürgschaftsleistung des neuen Herrn für die früheren Verpflichtungen des zuziehenden Bauern, gleichfalls in Pommern, und (S. 20ff.) über die „podacza“, das dem Bauern vom Grundherrn geliehene Betriebskapital in Pommern und Mecklenburg; vgl. dazu unten S. 174; außer der von TYMIENIECKI zitierten Schrift JAKOVENKOS (vgl. unten S. 175 Anm. 2) hätten in diesem Zusammenhange doch wohl auch KOTLJAREVSKIJ's „Rechtsaltertümer der baltischen Slaven“ (Drevnosti prava baltijskich Slavjan, Praga 1874) eine Erwähnung verdient.

3) S. 23: Auf Grund einer Stelle des sog. Dranser Urbares, der Be-

zügige slavische Bauer nach Tymieniecki nicht erwerben: gelang es ihm doch auf irgend eine Weise, die dauernde Verfügungsmacht über sein Ackerland zu erwerben und sich so wirtschaftlich über seine bäuerlichen Nachbarn zu erheben, dann hatte er auf polnischem Boden bereits die einzige Voraussetzung für den Aufstieg in die lediglich ökonomisch bestimmte Klasse des grundbesitzenden Adels erfüllt[1]). Diese Aufstiegsmöglichkeit wurde dem slavischen Bauern durch das mit der Kolonisation einsetzende Eindringen deutscher Rechtsanschauungen abgeschnitten[2]), entschädigt wird er für sie dadurch, daß sein Verhältnis zum Boden ein engeres wird[3]): damit wird freilich auch sein Verhältnis zum Grundherrn ein festeres, die Freizügigkeit geht verloren „bald muß der Bauer auch sein Recht in dem grundherrlich gewordenen Gericht suchen“: die Entwicklung der Gutsherrschaft ist angebahnt[4]).

Tymieniecki's Vorstellung von dem Aufeinandertreffen slavischer Rechtszustände und deutscher Rechtsanschauung kann man eine gewisse Originalität nicht absprechen; damit erschöpft sich aber auch ihre Bedeutung: um überzeugend zu wirken, bedurfte sie der Stützung durch ein ungleich reicheres und kritischer gesichtetes Quellenmaterial als wie es Tymieniecki bringt. Völlig verfehlt sind die weiteren Ausführungen des Verfassers

---

schreibung der Güter des niedersächsischen Kloster Amelungsborn um Dranse in der Prignitz (nicht in Pommern, wie Tymieniecki sagt), aus der Zeit zwischen 1291—1430, bei Riedel a. a. O. A I, S. 457; schon Riedel hatte, wie seine Bemerkung a. a. O. Anm. 11 zeigt, die Bedeutung des Eintrages völlig erfaßt. Vgl. auch Guttmann a. a. O., S. 133ff.

1) S. 24. Vgl. zur Frage nach der Möglichkeit des Aufstieges mit dem Bauernstand in den Ritterstand für Polen St. Kutrzeba Historja ustroju Polski w zarysie I[6], Lwów i Warszawa 1925, S. 36, O. Balzer Historja ustroju Polski (Przegląd wykładów uniwersyteckich), Lwów-Warszawa 1922, S. 7.

2) S. 25—27.

3) S. 27—29.

4) S. 29—37. Bei den Ausführungen über den Gerichtsstand der bäuerlichen Bevölkerung vermißt man einen Hinweis auf die verhältnismäßig gut bekannten sorbenländischen Verhältnisse mit ihren placita Sclavorum (1229. Cod. dipl. Anhaltinus II, S. 84, Nr. 102): vgl. dazu etwa v. Posern-Klett Zur Geschichte der Verfassung der Markgrafschaft Meißen im 13. Jahrh. in Mitt. d. deutschen Gesellsch. in Leipzig II 1863, Schulze a. a. O., S. 400ff.

über die bäuerliche Gemeinde und ihre (angeblichen) Ämter[1]: was TYMIENIECKI über das Institut der Vogtei bei kirchlichen Anstalten, als landesherrliches oder grundherrliches Amt ausführt[2], steht außer jedem Zusammenhang mit seinem Thema — handelt es sich doch um Institutionen des deutschen Mutterlandes, deren Ausbildung auf kolonialem Boden, wenigstens in diesem Rahmen, keinerlei Besonderheit bietet — zeigt aber eine so völlige Nichtkenntnis der deutschen rechtsgeschichtlichen Forschung auch in ihren elementarsten Hilfsmitteln und Ergebnissen[3], daß dadurch das Vertrauen des Lesers auch zu den nicht so offensichtlich falschen Ausführungen des polnischen Historikers erschüttert wird[4]. Der völlig überflüssige, der Vogtei gewidmete Abschnitt[5] leitet zu der Betrachtung des Schulzenamtes über[6]. Hier hätte TYMIENIECKI unsere Kenntnis[7] aus seinem polnischen

1) S. 38—50. Bezeichnenderweise sind sie im französischen Résumé nicht berücksichtigt. 2) S. 38—46.

3) Vgl. außer der wertvollen Monographie von A. WAAS Vogtei und Bede, 2 Teile, Berlin 1919, 1923 etwa A. MEISTER Deutsche Verfassungsgeschichte von den Anfängen bis ins 15. Jahrh. [3] (= Grundriß der Geschichtswissenschaft II, 3), Leipzig 1922, passim.

4) Völlig abwegig ist vor allem TYMIENIECKI's Vorstellung, die Vogtei bei kirchlichen Anstalten, die Vogtei als landesherrliches Amt und schließlich die im Auftrage eines Immunitätsherrn ausgeübte Vogtei seien Institutionen, die einander in dieser Reihenfolg ablösen: charakteristisch ist, daß seine Theorie versagt, wo er, wohl ohne es zu wissen, mutterländischen Boden betritt (S. 44 mit Anm. 4).

5) Er ist augenscheinlich entstanden unter dem Eindruck der Bedeutungsverwandtschaft, die in der polnischen Verfassungsgeschichte die Begriffe wójt (Vogt) und sołtys (Schulze) zeigen: doch erscheint die Vogtei zunächst nur als Institut der städtischen Siedlungen zu deutschem Recht, während in den Dörfern nur Schulzen bezeugt sind; erst um die Mitte des 15. Jahrh. beginnt sich die Bezeichnung advocatus auch für diese einzubürgern: das weist für das Lemberger Land S. SOCHANIEWICZ in seiner grundlegenden Untersuchung der Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse der Vogteien und Scholtiseien dieses Gebietes nach, Wójtowstwa i sołtystwa pod względem prawnym i ekonomicznym w ziemi lwowskiej (= Studya nad historyą prawa polskiego t. VII), we Lwowie 1921, S. 175 ff. 6) S. 46—50.

7) Sie beruht immer noch im wesentlichen auf der gründlichen, auch die Verhältnisse slavischer Siedlungen berücksichtigenden Untersuchung von G. W. v. RAUMER Die Verhältnisse der Lehnschulzen in der Mark Brandenburg, v. LEDEBUR's Neues Allg. Archiv f. die Geschichtskunde d. preuß.

Material bereichern können. Statt dessen bringt er auch hier in der Hauptsache ein Nebeneinander von schiefen und unrichtigen Behauptungen[1]), die kaum geeignet sind, seine These, das Institut des Schulzenamtes stelle eine Etappe auf dem Wege, der zur Gutsherrschaft führt, dar[2]), glaubhaft zu machen.

Die Gutsherrschaft erklärt TYMIENIECKI im wesentlichen als eine Folgeerscheinung der Verpflanzung der westeuropäischen Standesgesellschaft auf den Boden Osteuropas mit seinen eigentümlichen wirtschaftlichen Voraussetzungen und Notwendigkeiten[3]). Die Rolle des Slaventums in dieser Entwicklung ist keine entscheidende gewesen: die „Kulturresteforschung" fände also, TYMIENIECKI zufolge, an diesem Problem kein Arbeitsfeld[4]).

Dem — im Sinne unseres Interesses — negativen Ergebnisse dieser früheren Untersuchung des polnischen Forschers steht in seinem Beitrag in dem zweiten Jahrgang der Slavia Occidentalis eine Zusammenfassung unserer Kenntnis der Kultur

---

Staates II, 1836, S. 3ff., 97ff., 268ff., 387ff. die TYMIENIECKI zu seinem Schaden unbekannt geblieben ist. Wertvoll auch die knappen Ausführungen bei IHDE a. a. O., S. 132f.

1) Der Verfasser verwechselt den Träger der (hohen oder niederen) Gerichtsbarkeit über ein Dorf bzw. einzelne Hufen, also den (meist ritterlichen) Inhaber des iudicium, mit dem ja gelegentlich selbst als iudex bezeichneten, bäuerlichen Schulzen „cui committitur iudicium", d. h. dem von jenem die Ausübung der Gerichtsbarkeit in gewissem Umfange übertragen wird: so S. 47; auch aus den Fällen, in denen vom Ankauf des Schulzenamtes (mit dem Schulzengute) durch den Grundherrn berichtet wird, liest TYMIENIECKI S. 48f. zuviel heraus: es handelt sich da lediglich um die Ersetzung des bisherigen Erbschulzen durch einen Setzschulzen, keineswegs aber etwa um eine Übernahme der Funktionen des Schulzenamtes durch den Grundherren, der freilich dem Landesherrn und der Kirche gegenüber nun für die auf dem Schulzengute ruhenden Lasten aufkommen muß. Gewiß bedeutet ein derartiger Vorgang eine Etappe auf dem Wege zur Gutsherrschaft: dagegen wird man das Institut des Schulzenamtes als solches nicht so auffassen können.

2) S. 50. Vgl. vorige Anm.! 3) S. 51.

4) BRÜCKNER hat TYMIENIECKI's Abhandlung im Kwartalnik historyczny XXXVI 1922, S. 160f. eine Rezension gewidmet, die ihren Gedankengang gut wiedergibt: wie viel sie an Anfechtbarem und Falschem enthält, scheint BRÜCKNER, der TYMIENIECKI's „auf den Urkunden und ihrer treffenden Interpretation beruhenden Schlüsse" klar und überzeugend nennt, entgangen zu sein.

der Ostseeslaven gegenüber: in seiner Untersuchung der „Suburbien im Gebiete der Nordwestslaven und der ersten Stadtgründungen nach deutschem Recht“[1]) behandelt Tymieniecki die Zustände, wie sie vor dem maßgebenden Auftreten des deutschen Elementes in den Küstenplätzen der Ostsee herrschten. Vor allem sind es die Berichte der Biographen Ottos von Bamberg[2]), die es ihm ermöglichen, ein abgerundetes, lebensvolles Bild von der wirtschaftlichen Bedeutung dieser Verkehrszentren zu geben[3]). Städte freilich waren es nicht: dazu fehlte ihnen die rechtliche Sonderstellung gegenüber den ländlichen Siedlungen[4]): Städte im Rechtssinne sind — das muß auch Tymieniecki zugeben — in Pommern erst unter der Einwirkung des deutschen Rechtes entstanden[5]). Und wenn ein solches suburbium sich in eine zu

---

1) Podgrodzia w północno-zachodniej Słowiańszczyźnie i pierwsze lokacje miast na prawie niemieckiem II, S. 55—113. Völlig irreführend ist die Überschrift des Résumés, S. 248—251: Origines des villes slaves du nordouest.

2) Herbord und Ebbo; nicht benutzt ist von Tymieniecki die lange unterschätzte Prüfeninger Vita des Bischofs Otto von Bamberg, die A. Hofmeister soeben in neuer Ausgabe vorlegt; vgl. oben S. 136 Anm. 5, auf ihre Bedeutung hatte u. a. auch ein russischer Forscher hingewiesen: Aleksěj Petrov Gerbordova biografija Ottona episkopa bambergskago. Sankt-Peterburg 1883; weiter hat sie T. Wojciechowski in seinen Szkice historyczne jedenastego wieku (Kraków 1904, vermehrte Neuausgabe, besorgt von St. Zakrzewski, Warszawa 1925) herangezogen und teilweise abgedruckt (S. 212ff. bzw. 184ff.); eine Konjektur zur Textkritik gab St. Witkowski Kwartalnik historyczny XXX 1916, S. 104f.

3) S. 70—90. Vorher geht (S. 55—70) eine Übersicht über den Stand der Forschung, die weitausholend, die verschiednen Theorien über die Germanisation des Ostens vorführt und im Anschluß daran die der Entstehung der Städte des Koloniallandes gewidmeten Untersuchungen bespricht, in denen sie die Berücksichtigung der Entwicklung der stadtähnlichen Slavensiedlungen der vorkolonialen Zeit, eben der suburbia, vermißt. Entgangen ist Tymieniecki die inhaltreiche Monographie, die der russische Rechtshistoriker Fortinskij den wendischen Seestädten gewidmet hat (Primorskie vendskie goroda, Kiev 1877). Weiter werden dann (S. 90—97) die Nachrichten, die das Urkundenmaterial der ersten Jahrzehnte nach der Christianisierung Pommerns liefert, zur Ergänzung des Bildes herangezogen. 4) S. 89.

5) S. 97—108. Die gleiche Feststellung macht neuestens wieder für sein Untersuchungsgebiet in seiner auch für den Kolonisationshistoriker äußerst wertvollen allseitigen quellenmäßigen Darstellung der Siedelungs-, Rechts-

deutschem Recht begründete Stadt wandelte, bedeutete das nicht nur einen Wechsel der rechtlichen Organisationsform der Siedlung: Der slavische Adel, dem die führende Rolle im Wirtschaftsleben der Suburbia zugefallen war, machte einem Bürgertum Platz, dessen Kultur deutschen Charakter trug, mochten auch manche seiner Angehörigen wendischer Abkunft sein[1]).

Beide Untersuchungen Tymieniecki's beginnen mit der Klage über das geringe Interesse der deutschen kolonisationsgeschichtlichen Forschung an der slavischen Vorzeit des Koloniallandes[2]); ihr Leser erwartet infolgedessen von dem polnischen Forscher den Nachweis der grundlegenden, über die Deutschwerdung des Landes hinauswirkenden Bedeutung der Zustände der vorkolonialen Ära; statt dessen laufen beide Abhandlungen in ihren Ergebnissen auf eine Bestätigung gerade der Anschauung hinaus, die eben von der Mehrzahl der durch Tymieniecki angegriffenen deutschen Forscher vertreten wird: schnell und gründlich ist das Rechts- und Wirtschaftsleben des Koloniallandes durch das vordringende deutsche Element umgestaltet worden — das muß man aus den Ausführungen Tymieniecki's entnehmen —, mag auch die slavische Vorzeit in ihren Lebensformen nicht die rudis indigestaque moles gewesen sein, für die sie einzelne oberflächliche Betrachter halten mochten. Beide führen zu einem Ergebnis, das wir als eine Bestätigung der epochemachenden Bedeutung des Vordringens des deutschen Elementes auf dem Gebiete des Rechts- und Wirtschaftslebens bezeichnen können.

Natürlich bedeutet diese Germanisierung der Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse des Koloniallandes noch nicht die Eindeutschung der Bevölkerung. Es handelt sich um eine Etappe auf dem Wege zur Germanisierung des Landes, eine Etappe, wie sie z. B. in den baltischen Provinzen wohl erreicht, aber nicht überschritten wurde. Slavisches Recht, slavische Wirtschaft waren in die Rolle von Kulturresten gedrängt: die slavische

---

und Wirtschaftsverhältnisse der Slovakei im frühen Mittelalter V. Chaloupecký Staré Slovensko (= Spisy filosofické fakulty University Komenského v Bratislavě č. III), v Bratislavě (Preßburg) 1923 (ausgegeben 1924), S. 313.

1) S. 108—115.

2) Vgl. oben S. 165 bzw. Anm. 5.

Bevölkerung dagegen mochte noch lange die Mehrzahl der Bewohner des Landes umfassen.

IV.

Das Problem der Germanisation der elbslavischen Bevölkerung haben die Arbeiten des Posener Institutes noch nicht entscheidend fördern können: schuld daran ist wohl in erster Linie ein methodischer Mangel. Der umfassende Forschungsplan, den Rudnicki entrollt hat[1]), ist nicht eingehalten worden, oder er tritt wenigstens in den bisherigen Veröffentlichungen des Institutes nicht in Erscheinung. An die Stelle der planmäßigen Durchforschung des Untersuchungsgebietes nach slavischen Kultur- und Sprachresten, wie sie das Programm versprach, ist die eklektische Bearbeitung einzelner mehr oder minder glücklich gewählter Themen getreten: wie wenig rationell diese Methode auch hinsichtlich der Ausnützung der Arbeitsleistung des einzelnen Forschers sich gestaltet, läßt sich gerade an einem der wertvollsten Beiträge der Slavia Occidentalis[2]) erweisen: J. Łęgowski hat in mühsamer Arbeit aus den vier Bänden des Rügenschen Urkundenbuches die slavischen Sprachreste in Eigennamen und (vereinzelten) Gattungsnamen herausgezogen; dieses reiche Material wird von Lehr-Spławiński in vorbildlicher Weise lautgeschichtlich untersucht: es liefert ihm das wichtige Ergebnis, daß die Sprache der slavischen Bewohner Rügens dem Polabischen näherstand als dem Pommerschen bzw. Polnischen[3]). So bedeutsam diese Feststellung auch ist, wird man es doch bedauern, daß dieses selbe Material nicht auch nach einer andern Richtung hin sprachgeschichtlich verwertet worden ist: die Kenntnis des slavischen Wortschatzes beruht bisher fast ausschließlich auf dem in Wörterbüchern niedergelegten Sprachgut der lebenden slavischen Sprachen. Jede Bereicherung dieser Kenntnis ist verdienstlich und kann nicht nur für den Etymologen, sondern auch

1) Vgl. oben S. 163.

2) J. Łęgowski i T. Lehr-Spławiński Szczątki języka dawnych słowiańskich mieszkańców Rugji II, S. 114—136, dazu Résumé u. d. T. Fragments de la langue des anciens habitants slaves de l'île Rügen (sic.) S. 251.

3) S. 134 ff.

für den Altertumsforscher im weitesten Sinne wichtig werden[1]): so verdient das Vorkommen eines Reflexes von ursl. **cŕkъvь* (nach Lehr's) Schreibung[2]), ,Kirche' im Rügenschen des 13. Jahrhunderts die Beachtung des Kulturhistorikers[3]) nicht weniger wie das des Eigennamens Slavena[4]) oder von Verbindungen wie Razlaf Zlawsson und Razlaf Clementevitz[5]). Der Siedlungsforscher wird an Ortsnamen wie Prisceka ,in silva'[6]) oder Pudgarde und Zagard[7]) Interesse haben, der Religionshistoriker Belbog[8]), Perun[9]) und Szwantewusterhausen (≤ **svęto-* (*v*)*ostrovъ* —[10])) beachten, Mogela[11]) und Gardist (~ **gordišče*[12])) könnten für den Archäologen als Hinweise auf ehemalige Begräbnisstätten und Befestigungen bedeutsam werden. Besonders reiche Ernte könnte der Rechts- und Wirtschaftshistoriker halten: Dessitli (die „Zehntleute")[13]) und poddas (eine Bodenlast[14])) sind Erscheinungen die Tymieniecki aus andern ostseeslavischen Gebieten kennt[15]) die Bedeutung der Knezegraniza[16]) die Rolle des Pristaw[17]), die Größe des Coretz[18]) (Scheffels) harren der Erklärung durch einen Kenner slavischer Rechtsaltertümer, Biscopovisha[19]) und Wogiwotinza[20]) (sic!), die beiden einander ergänzenden Abgaben, die auch Helmold und die Urkunden seines Wagrierlandes kennen[21]), bedurften genauer

1) Das gilt z. B. von den „Pomoranischen Ergänzungen zum etymologischen Wörterbuch", die Lorenz a. a. O., S. 158—164 gibt.

2) S. 133.

3) Vgl. dazu den Parallelbeleg bei Lorenz a. a. O., S. 160, für Slovinz. cèrk'i.

4) S. 122; der Name kommt auch im Sorbenlande vor, vgl. Schmid a. a. O., S. 115 f.

5) S. 121.

6) S. 121. Vgl. dazu oben S. 144.

7) S. 131.

8) S. 115.

9) S. 127.

10) S. 126.

11) S. 128.

12) S. 131.

13) S. 117.

14) S. 120.

15) Vgl. oben S. 167 Anm. 2

16) S. 126.

17) S. 130. Vgl. dazu etwa die Bemerkungen über das Pristaf-Amt in der oben I S. 410 Anm. 2 angeführten Kietz-Literatur, dazu in der Slavia Occidentalis I S. 201—203 die Bemerkung von St. Wędkiewicz über schwedisches prestaf, das er als Lehnwort aus dem Russischen erklärt; ob nicht auch eine Entlehnung aus dem Ostseeslavischen in Frage kommt?

18) S. 116.

19) S. 115.

20) S. 128.

21) Vgl. dazu Ohnesorge a. a. O. XIII, S. 37; vgl. auch H. Jireček Prove, S. 12, 405 s. vv.

Untersuchung inbezug auf ihr Wesen und ihre Entstehung. Das zuletzt gebrachte Beispiel ist so recht geeignet, einen weiteren Wunsch zu illustrieren: die Graphik der elb- und ostseeslavischen Namen und Worte in Urkunden und Chroniken ist noch völlig ungeklärt, sehr zum Schaden ihrer sprachlichen und historischen Auswertung[1]).

Gewiß, die Vertreter aller dieser mannigfachen Interessengebiete können auch aus der Arbeit von Łęgowski und Lehr Nutzen ziehen: aber lediglich als Hinweis auf das Material wird sie ihnen dienen können. Jeder, der auch nur einer der hier angeschnittenen Fragen ernstlich nachgehen will, wird nicht nur auf den Text der einzelnen Urkunde zurückgreifen müssen, um den Zusammenhang kennen zu lernen, in dem der ihm wichtige Begriff vorkommt — er wird vielmehr in den allermeisten Fällen alle vier Bände des Rügenschen Urkundenbuches durcharbeiten müssen, um sicher zu sein, daß ihm nicht wichtige Zeugnisse zu seinem Thema, die vielleicht nur zufällig nicht das betr. slavische Wort verwenden, entgehen. Alle diese Mühe bliebe erspart, wenn der emsige Sammler der Rügenschen slavischen Sprachreste beim Durcharbeiten des Urkundenmaterials die Spuren slavischer Kultur mitverzeichnet hätte[2]), mögen sie auch mit lateinischen

1) Das gilt von Brückner's Operieren mit dem ve kri olsa bei Thietmar von Merseburg II 37 im Archiv f. slav. Philol. XXXVIII 1923, S. 222. Der Gleichklang mit dem Kyrie eleison ist doch auch in den übrigen Lauten nicht gewahrt: es müßte also Thietmars Graphik untersucht werden, ehe man das Sprachbruchstück als Beweis für das Masurieren verwenden könnte: die interpretierten slavischen Worte aus Thietmar, die Lambert (Wilhem) Schulte Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlesiens LII 1918, S. 50 zusammenstellt, geben keinen Anhalt.

2) Einen derartigen Versuch macht Georg Jacob Das wendische Rügen in seinen Ortsnamen dargestellt, Baltische Studien XLIV 1894, S. 43—194, freilich ohne befriedigenden Erfolg, da dem Oberlausitzer wendischen Pfarrer die notwendige sprachwissenschaftliche und historische Schulung fehlte. Ein russischer Forscher leistete wertvolle Vorarbeit in einer Darstellung der Verhältnisse der ländlichen Bevölkerung des Fürstentums Rügen unter der Herrschaft der einheimischen Fürsten (P. Jakovenko Sel'skoe naselenie v Rujanskom (Rügen) knjažestvè vo vremja pravlenija mèstnych knjazej, Žurnal Ministerstva Narodnago Prosvěščenija, N. S. XXIX 1910 Okt. S. 209—250); ihr Verfasser ist freilich auch nicht immer der Gefahr ent-

Worten bezeugt sein. Dazu wäre freilich Voraussetzung, daß diese Sammelarbeit von einem allseitigen Kenner der Kultur des slavischen Altertums vorgenommen würde[1]), oder daß Siedlungs- und Wirtschaftsforscher, Religions- und Rechtshistoriker sich in sie teilen. Daß eine solche Sammlung letzten Endes auch dem Linguisten eine viel tragfähigere Grundlage für seine Untersuchungen bieten würde, als die bloße Aufzählung aus dem Zusammenhang gerissener Worte und Namen, bedarf keines Beweises.

So wären die Erforscher slavischer „Altertümer“ in dem schönen von Grimm und Šafařík geweihten Sinne dieses Wortes berufen, ein Corpus antiquitatum Slavicarum für jedes Volksgebiet der einstigen Slavia Occidentalis zu schaffen: ein solches Sammelwerk wäre natürlich zu vervollständigen durch die Heranziehung der gesamten Literatur, die irgendwie einen Beitrag zur Erklärung der verzeichneten Erscheinungen oder eine Bereicherung der Kenntnis von slavischen Kulturresten verspricht; dazu wären namentlich die Schatzkammern der so reich erblühten, aber auch so schwer zu übersehenden landesgeschichtlichen Forschung zu durchstöbern. Nur auf diesem Wege können wir wirklich ein Bild der slavischen Kultur der Elb- und Ostseeländer — und ebenso natürlich der Gebiete an Main und Donau und in den Alpen — gewinnen, in dem alle Züge, die aus irgendwelchen unmittelbaren oder mittelbaren Quellen sich ergeben, vertreten sind; nur, wenn diese Arbeit geleistet ist, können wir dem allmählichen Dahinschwinden des slavischen Kulturlebens, dem allmählichen Aufgehen der slavischen Bevölkerung in dem sie eindrängenden deutschen Elemente folgen: nur so werden wir eine zuverlässige Antwort auf die Frage nach dem wie und wann der Germanisation des deutschen Ostens bekommen.

Die Forderung nach einer zusammenfassenden Organisation

---

gangen, zu weitgehende Schlüsse aus Einrichtungen zu ziehen, deren slavischer Ursprung zum mindesten sehr zweifelhaft ist (so S. 211—220 das angebliche Kollektiveigentum mehrerer Dörfer).

1) Von den bisher veröffentlichten Bearbeitungen von Ortsnamensammlungen entsprechen immer noch Brückner's slavische Ansiedelungen in der Altmark (vgl. oben I S. 409 Anm. 7) am ehesten diesem Ideal; leider erschwert das Fehlen genauer Quellenangaben ihre Benutzung.

der Forschungsarbeit in den räumlichen und zeitlichen Grenzen, wie sie den Gegenstand unseres Interesses umschließen, ist keineswegs neu: sie ist lange vor der Gründung des Posener Westslavischen Instituts erhoben worden von der deutschen kolonisationsgeschichtlichen Forschung. Der Preußischen Akademie der Wissenschaften gebührt das Verdienst, die Anregung aufgenommen und sie ihrer Verwirklichung entgegengeführt zu haben. Als erste Frucht dieser Bemühungen soll uns eine Reihe territorial umgrenzter Bibliographien, „mit knapper Darstellung des gegenwärtigen Standes der Forschung und Anschluß eigener Forschungsergebnisse“ ihrer Bearbeiter, geschenkt werden[1]): die Namen der Männer, die für ihre besonderen Studiengebiete die Organisation des Werkes übernommen haben, bürgen dafür, daß ganze Arbeit geleistet wird und daß auch die Erforschung der slavischen Kulturreste, wo sie jetzt schon greifbar ist, ausgiebig berücksichtigt wird. Auf dieser Grundlage sollen dann die „Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken“ aufbauen.

Aufgabe der slavischen Altertumskunde ist es, dieser Arbeit auf dem Fuße zu folgen: mit den territorialen Bibliographien gewinnt sie die Hilfsmittel für die vollständige Sammlung des slavischen Kulturgutes, ein guter Teil der Spürarbeit wird so ihren eigenen Vertretern erspart, hier sollte die Tätigkeit des Posener Institutes einsetzen — vor allem aber für die deutsche Slavistik eröffnet sich hier ein weites Schaffensfeld: ihr ist die stete und enge Fühlungnahme mit den Quellen und der Literatur der Kolonisationsgeschichte, die zum Gelingen des Werkes notwendig ist, am leichtesten gemacht. Monographien der einzelnen slavischen Stammesgebiete, die alles vereinigen, was an Zeugnissen der Kultur der untergegangenen Slavenvölker erhalten oder durch die Forschung neugewonnen ist, werden nicht nur für die kolonisationsgeschichtliche Forschung ein unentbehrliches Hilfsmittel bedeuten: sie sind die Grundlage, die es dem Sprachforscher ermöglichen wird, endlich in seiner ganzen Fülle den Inhalt der wertvollsten Urkunde zu erfassen und zu deuten, die

---

1) Vgl. die Ankündigung WITTE's Histor. Vierteljahrsschrift XXII 1924, S. 140f.

uns Ostdeutschlands einstige slavische Kultur hinterlassen hat, seiner slavischen Toponomastik[1]).

Wir möchten der slavischen Altertumskunde eine wichtige Rolle bei der Erforschung des Ganges der Germanisation der ehemaligen westlichen Randgebiete der Slavenwelt zuweisen: doch nicht nur als Gebende verwaltet die slavische Altertumswissenschaft diese Aufgabe: wir konnten schon darauf hinweisen, wie reicher Gewinn jedem einzelnen Teilgebiete der slavischen Altertümer aus der Erschließung des versunkenen Kulturgutes der entschwundenen Stämme zuströmt. Ja, die Bedeutung dieses Zuwachses geht über die einer rein räumlichen Erweiterung des Beobachtungsfeldes weit hinaus: gerade die Tatsache, die den Elb- und Ostseeslaven und ihren südlichen Schicksalsgenossen den Weg zu selbständiger nationaler Entwicklung versperrt, die schließlich zu ihrem Absterben geführt hat, ihre enge Berührung mit dem deutschen Kulturkreise, ist die Ursache dafür geworden, daß die geschichtliche Überlieferung, vor allem in Gestalt der Urkunde, in ihrem Siedlungsgebiet früher einsetzt und sich reicher entfaltet als in dem der heute noch blühenden Slavenvölker. Nicht umsonst holt sich die Geschichte der älteren Wirtschaft und Verfassung Polens ihr Anschauungsmaterial mit Vorliebe aus Schlesien.[2]) Doch auch, wo die Zeugnisse selbst einer Zeit entstammen,

---

1) Es würde aber auch die Veröffentlichung von kritik- und geschmacklosen Kompilationen unmöglich werden, wie deren eine jüngst sogar in zweiter Auflage erscheinen konnte: Ewald Müller Das Wendentum in der Niederlausitz[2]. Cottbus o. J. (1922); im historischen und mythologischen Teil werden alle hundertfach widerlegten Irrtümer wieder aufgetischt, in dem auf wertvollem Material aufgebauten volkskundlichen Teil fehlt jedes System. Erwünscht sind die Angaben über den Bestand des Wendentums und seine Versuche, zu einer nationalpolitischen Organisation zu kommen, aus der neuesten Zeit; über den Wert von Müller's eigenen Schlüssen aus diesem Material urteilt richtig Páta Slavia II 1923/24, S. 177. Beachtenswert ist der Hinweis Müller's (S. 3) auf die Wiedergabe des Begriffes „deutsch" durch Bawor, bawarsky im heutigen Niederwendischen, die schon Zwahr Niederlausitzisch-wendisch-deutsches Handwörterbuch, Spremberg 1847, s. v. verzeichnet, die aber meines Wissens noch keine Erklärung gefunden hat.

2) So füllt Stanisław Arnold das Heftchen Wieś polska przed kolonizacją na prawie niemieckiem der Quellensammlung Dokumenty historyczne (Warszawa 1923) mit drei Urkunden des schlesischen Klosters Trebnitz.

in der längst das slavische Wesen erloschen war, wirken diese Zusammenhänge nach: welche Bedeutung haben nicht die Flurkarten aus dem Norden und Süden des germanisierten Randgebietes für die Erforschung der ältesten slavischen Siedelung, ihrer Formen und ihres Lebens, gewonnen.[1])

Noch nach einer zweiten Richtung hin sichert ihr frühes Verschwinden aus der Geschichte gerade der Kultur der nicht mehr bestehenden slavischen Stämme eine besondere Bedeutung für die Erkenntnis der vergangenen Lebensperioden der gesamten Slavenwelt:[2]) gerade, weil sie verschwanden, ehe sie zu einer selbständigen politische Geschichte, zu dem Bewußtsein ihrer ethnischen Individualität gelangt waren, dürfen wir annehmen, daß im Kulturleben dieser Völker jene Differenzierung noch nicht so weit fortgeschritten war, durch die sich die Kulturen der slavischen Nationen, die auf eine selbständige geschichtliche Entwicklung zurückblicken, untereinander und von der einstigen gemeinslavischen Kultur unterscheiden.[3])

So darf die slavische Altertumsforschung, wenn sie die Ernte aus den Arbeitsgebieten am äußersten, heute hinweggeschmolzenen Westrand der Slavenwelt einbringt, erwarten, daß es ihr gelingen wird, einen nicht unwesentlichen Beitrag zu leisten zur Erkenntnis jenes patrimoine commun an Kulturgut, das in allen slavischen Völkern sich forterbt: die Erkenntnis dieses gemeinsamen Erbes wiederum ist die zentrale Aufgabe der slavischen Altertumskunde als forschender Wissenschaft, die Aufgabe, die für sie ebenso im

---

1) Man beachte den Raum, den in dem der Siedlungsgeschichte gewidmeten Abschnitt des kulturkundlichen Teiles von Niederle's Altertumskunde (Život starých Slovanů III 1, v Praze 1921, S. 186—203), die Überlieferung der jetzt germanisierten Randgebiete einnimmt.

2) Der folgende Gesichtspunkt ist namentlich in der slavischen rechtshistorischen Forschung wiederholt betont worden, so von W. A. Maciejowski und O. Balzer: vgl. F. Taranovski Uvod u istoriju slovenskih prava, Beograd 1923, S. 205.

3) Vgl. dazu Meillet's Ausführungen über die fortschreitende Differenzierung des Wortschatzes in den einzelnen slavischen Sprachen in dem Maße, in dem ihr Bestand an Kulturwörtern wächst, De l'unité slave, Revue des études slaves I 1921, S. 9ff.

Mittelpunkte steht wie die Gewinnung des Urslavischen für die slavische Sprachforschung.[1]).

Graz HEINRICH FELIX SCHMID

Der russische Name des Pferdes

Nur dialektisch und poetisch wird im modernen Russischen der alte slavische Name des Pferdes конь gebraucht. Die gewöhnliche Benennung ist лóшадь, ein Wort, das erst seit dem 13. Jahrhundert auftritt. Seine Grundform лошá, früher überhaupt in der Bedeutung ‚Pferd' gebraucht, bezeichnet nunmehr ‚das Füllen'. So auch im Kleinrussischen. Das Wort kommt in keiner anderen slavischen Sprache außer diesen und dem Polnischen vor, und man hat schon längst erkannt, daß es sich um ein Lehnwort aus dem Türkischen handelt.

Es scheint sogar möglich zu sein, diejenige Sprache festzustellen, aus der die Entlehnung aufgenommen wurde.

Der Abfall des Anlautes von türk. *alaša* ist sehr charakteristisch, und nur in einer einzigen mir bekannten türkischen Sprache kommt ein solcher unter gewissen Bedingungen regelrecht vor, und zwar im Čuvašischen, einer eigentümlich altertümlichen Türksprache, die an der Wolga etwa um Kazań gesprochen wird.

Die čuvašische Benennung des Pferdes ist *laža* < **laša* < **ǝlaša* < *alaša*, man sieht, daß das russische Wort aus einem Mittelglied in der Lautentwicklung stammen muß. Vgl. RAMSTEDT, *Die Stellung des Tschuwassischen*, S. 15 § 20, wo auch über den Schwund des Anlautes gehandelt wird.

Anfangs scheint das Wort eine kleine Art von Pferden bezeichnet zu haben (vgl. poln. *łoszak* ‚kleines Tatarenpferd'), denn die Urbedeutung des Wortes, die im Kazantatarischen noch neben der anderen besteht, ist ‚niedrig'.

Lund HANNES SKÖLD

---

1) Vgl. A. MAZON Le patrimoine commun des études slaves, Rev. d. ét. slaves IV 1924, S. 113ff.

Besprechungen

Die polnische volkskundliche Forschung 1914—1924

Teil II [1])

VII. Materielle Kultur

1. Hausbau

Die Frage der polnischen *chata* hat bisher keine eigentliche Lösung erfahren, obgleich ihr mit Rücksicht auf die Feststellung von Mittelgliedern zwischen dem skandinavischen und griechischen Hause eine allgemeine Bedeutung zukommt. Eine Beschreibung der *chata* in der puszcza Kurpiowska bietet A. CHĘTNIK *Chata Kurpiowska*, Warschau 1915 112 S. Die Arbeit ist sehr wertvoll, da der Text zu etwa 207 vom Verf. selbst angefertigten Abbildungen, Plänen und Zeichnungen Erklärungen bietet.

In den Veröffentlichungen der Landeskundlichen Kommission beim Gener.-Gouv. Warschau, Beiträge zur polnischen Landeskunde Reihe B Bd. 3 veröffentlichte H. GRISEBACH eine Monographie: *Das polnische Bauernhaus*. Berlin 1917 106 S. + 18 Tafeln. Der Titel entspricht nicht dem Inhalt, denn es ist nicht von der polnischen *chata* die Rede, sondern fast ausschließlich von dem Bauernhaus auf ehemals russischem Gebiet. Der VERF. geht auf den Bau des Gestells, des Daches, des Vorraumes ein und grenzt die einzelnen Häusertypen auf polnischem Gebiet gegeneinander ab.

Seine Schlüsse sind im Hinblick auf das ihm zur Verfügung stehende spärliche Material sehr wertvoll und die zahlreichen Abbildungen erhöhen den Wert des Buches beträchtlich.

K. MOSZYŃSKI lieferte eine kurze Skizze: *Budownictwo ludowe w okolicy Zamościa* Zamość 1920 (= Książnica Zamojska Nr. 11) mit 16 Abbildungen im Text. Auf Grund des vorgeführten Materials kommt er zu folgenden Schlüssen: 1. Die Dörfer in der Umgegend von Zamość zeigen einen Bauernhaustypus auf, der von KARŁOWICZ als der häufigere Typus (typ symetryczno-dwuizbowy) bezeichnet wird. 2. Vielerorts haben sich noch Holzhäuser mit Freitreppe erhalten. 3. In der Umgegend von Tomaszów und Tyszowce fällt die große Anzahl schöner Glockentürme und Kirchen auf, auch gibt es schöne Holzbauten in diesen beiden Städten.

Zu erwähnen bleibt noch die kleine Abhandlung von STEFAN SZYLLER *Tradycja budownictwa ludowego w architekturze polskiej* Warschau 1917. — Sie ist geschrieben im Interesse der Wahrung architektonischer Eigenart, behandelt aber ausführlich das Dach und die Giebelwand des polnischen Bauernhauses und verdient daher die Beachtung des Volkskundlers.

---

1) Vgl. Ztschr. I 432 ff.

2. Hausrat

Sehr zeitgemäß war die 2. Auflage des außerordentlich wertvollen Werkes von W. MATLAKOWSKI *Zdobienie i sprzęt ludu polskiego na Podhalu*. Warschau 1915 138 S. + 65 Tafeln. Dieses Buch ist von grundlegender Bedeutung nicht nur für die volkskundliche Erforschung des Podhale, sondern für das Gesamtgebiet der polnischen materiellen Kultur. Einen schönen Beitrag liefert auch T. DOBROWOLSKI *O skrzyni z Nowego Sącza* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1923, Nr. 3—4 S. 50—52).

3. Kleidung

S. UDZIELA, Kustos und Begründer des Ethnographischen Museums in Krakau, veröffentlichte eine Studie über: *Die Gürtel der polnischen Landleute im südlichen Kleinpolen* (Berichte aus dem Knopfmuseum Heinrich Waldes) Prag 1918 S. 18—27. — Den Mangel an Volkstrachten-Albums wollte die Firma „Świt“ in Warschau durch die Herausgabe der sogenannten Volksfriese beseitigen. Es wurden bisher 28 Tafeln, gemalt von G. Pillati, herausgegeben, und zwar: 1—2 Górny Śląsk; 3—4 Cieszyńskie; 5—6 Zakopiańskie; 7—8 Huculi; 9—12 Krakowskie; 13—14 Kieleckie; 15—16 Sieradzkie; 17—18 Opoczyńskie; 19—20 Łowickie; 21—22 Wilanowskie; 23—24 Kurpie; 25—26 Lubelskie; 27—28 Wileńskie. In Einzelheiten sind hier noch viele Fehler, aber für populäre Zwecke ist die Publikation anwendbar.

4. Hausindustrie

Die Hausindustrie hat gleichfalls das lebhafte Interesse von S. UDZIELA erregt, der über dieses Thema einen ausführlichen Fragebogen veröffentlicht hat: Lud XXI 233—236. Von ihm stammen auch spezielle Untersuchungen: *Przemysl drzewny w Koszarawie* (Pow. żywiecki) in Przemysł i rzemiosło 1921 79—82, ferner: *Wełniane wyroby drutowe w Tyńcu pod Krakowem* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1922 18—19). schließlich: *Kuśnierstwo w Starym Sączu* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1923 Nr. 1—2 S. 15—18) und *Wyrób sprzętów ludowych w Skawinie pod Krakowem* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 1). — T. SZAFRAN behandelt die volkstümliche Keramik in: *Garncarstwo ludowe w przemyśle ceramicznym* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 2). S. UDZIELA veröffentlichte eine Analyse der Weihkesselchen: *Gliniane kropielniczki ludowe* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 2). Er gibt auch einen Ausschnitt aus der Geschichte der polnischen Keramik unter dem Titel: *Garncarze w Bieczu* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 2). Das Töpferwesen in der Kaschubei wird geschildert von I. GULGOWSKI: *Garncarstwo na Kaszubach* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 1). Derselbe VERFASSER beschreibt auch den heutigen Stand der Stickkunst in der Kaschubei: *Hafty ludowe na Kaszubach* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 2). Weiterhin beschrieb J. STOKŁOSA in *Tkactwo ludowe w Gruszowcu i Jurgowie* (Prace i materjały Antropol. Archeol. i Etnograf. I Nr. 1—2 S. 1—69) erschöpfend die volkstümliche Webekunst in Jurgów (im Spisz, Zips) und Gruszowiec im Kr. Limanowa, sowohl vom

Standpunkt ihrer alten Technik, als auch der charakteristischen Benennungen. Seine Schlüsse stützt er durch 78 sorgfältig ausgeführte Abbildungen. T. SEWERYN handelt über: *Kożusznictwo i torebkarstwo w Kossowie* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 2).

5. Ackerbau und Wirtschaft

Das wichtige Problem des Gebirgshirtentums behandelt L. SAWICKI in einer Reihe von Studien. Ein Forschungsprogramm veröffentlichte er als: I. *Wędrówki pasterskie w Karpatach* (Sprawozd. Towarzystwa Nauk Warsz. Warschau 1912; IV 79—106). Darauf folgte; II. *Szałaśnictwo na Wołoszczyźnie Morawskiej*, III. *Szałaśnictwo* na Śląsku Cieszyńskim, IV. *Szałaśnictwo w górach Żywieckich* (Materjały Antrop. Archeol. i Etnogr. XIV 81—195). Der VERF. behandelt die Lagerung, Zahl und geographischen Bedingungen der Hütten und der dazu gehörigen Hürden, die wirtschaftliche Bedeutung des Hirtentums im Hochgebirge, die Wanderungen der Hirten und ihre Wege, schließlich auch Charakter, Kleidung und Lebensweise der Hirten im Zusammenhange mit den physikalisch-geographischen und anthropo-geographischen Bedingungen. — Eine kurze Schilderung des Hirtentums im Tatragebirge gibt BR. PIŁSUDSKI: *Almenviehzucht im Tatragebirge* (Schweizer. Archiv f. Volkskunde XX 1916). Die Namen der Kühe aus alten Akten verzeichnen J. ZBOROWSKI (Lud XXI 56—60) und ST. PAWLIK (Lud XXI 203—209).

Mit den Flössern befaßt sich B. ŚLASKI: *Spław i spławnicy na Wiśle* Warschau 1916 32 S. und 5 Tafeln. Er bietet eine gedrängte Schilderung der Geschichte und der Bräuche der polnischen Flösser. Das Leben der Flösser behandelt auch S. UDZIELA: *Wisła w folklorze* (Monografja Wisły XIV 28 S. Warschau 1920). Dabei behandelt er auch die Überlieferungen, Legenden, Lieder und Bräuche der Flösser.

Aus dem Gebiete der sozialwirtschaftlichen Probleme besitzen wir eine tiefgründige Arbeit von L. KRZYWICKI: *Ustroje społeczno-gospodarcze w okresie dzikości i barbarzyństwa* Warschau 1914 678 S. Der VERF. bietet eine ausgezeichnete, synthetische Darstellung der sozialwirtschaftlichen Entwickelung von den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Waren- und Geldwirtschaft.

A. MAURIZIO handelt von den *Teorje rozwoju rolnictwa* (Theorien über die Entwickelung der Landwirtschaft) Lemberg 1922 S. 145—203 (S.-A. aus „Kosmos" XLVII 1922). — Die beigegebene fast wörtlich mit dem polnischen Text übereinstimmende deutsche Übersetzung befreit mich von der Verpflichtung einer Wiedergabe des Inhalts dieser originellen und tiefschürfenden Arbeit.

ST. CISZEWSKI *Studja etnologiczne I Sól.* Warschau 1922 91 S. (Wisła XXI Nr. 1) versucht in Kürze die Geschichte der allmählichen Bekanntschaft des Menschen mit dem Salz zu schildern und zeigt wie der zufällige Sammler der Salzablagerung sich zu einem systematischen Verwerter dieser Ablagerung entwickelte. Dann charakterisiert er die Methoden der Salzgewinnung bei primitiven und wilden Völkerschaften

und vergleicht sie mit den von den Slaven und den Alten kultivierten. Schließlich versucht er auch unsere Kenntnis von der Salzsiederei und dem Salzhandel bei den Slaven zu vergrößern, indem er einige darauf bezügliche slavische Ausdrücke bespricht. Bei Behandlung der Namen und der Geschichte der Salzhändler streift er auch die Namen und die Geschichte anderer Arten des Kleinhandels bei den Slaven.

6. Volkskunst

Außer dem oben genannten Buche von MATLAKOWSKI behandelte die alten litauischen Kreuze und ihre eigentümlichen Verzierungen auch BR. PIŁSUDSKI: *Les croix lithuaniennes* (Archives suisses des traditions populaires XX 1916). Die Schrift ist auch polnisch erschienen: *Krzyże litewskie* XII + 21 + 1, eingeleitet durch eine Biographie des Verfassers von Prof. J. TALKO-HRYNCEWICZ. Sie ist veröffentlicht zusammen mit einer Arbeit von J. WIKTOR: *Kapliczki i krzyże przydrożne jako dzieło sztuki ludowej i potrzeba ich ochrony.* Krakau 1922 23 + 51 + 1 (= Bibljoteka Orlego Lotu Nr. 3).

Die huzulischen Inkrustationen, von denen das Lemberger Dzieduszycki-Museum ausgezeichnete Exemplare besitzt, bespricht in erschöpfender Weise T. SEWERYN: *Huculska wykładanka w drzewie* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 1—2).

Die volkstümlichen Erzeugnisse aus Holz aus der Krakauer Gegend erwähnt K. WITKIEWICZ: *Pamiątki i zabawki ludowe z kiermaszu krakowskiego* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 1).

Gemalte volkstümliche Bilder auf Glas, die für das Podhale so charakteristisch sind, behandelt L. LEPSZY: *Obrazy ludowe na szkle malowane* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1921 23—35 mit farbigen Abbildungen). Eine andere wertvolle Studie über denselben Gegenstand bietet: K. STECKI: *Ludowe obrazy na szkle z okolic podtatrzańskich* (Rocznik podhalański 189—218 mit Illustrationen).

Die Malerei des Żemaitischen Landes ist bearbeitet von J. PERKOWSKI: *Uwagi o malarstwie ludowem w półn.-zachodnim skrawku Żmudzi* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka II 1922 Nr. 3 S. 25 bis 34). — Eine wichtige Publikation ist auch die Luxusausgabe: „*Teka drzeworytów ludowych dawnych*" gesammelt von Z. ŁAZARSKI. Die Ausgabe enthält 66 Holzschnitte, ausgezeichnet reproduziert mit Hilfe der glücklicherweise erhaltenen alten Druckstöcke.

Ein wertvolles Beispiel volkstümlicher Kunst sind die polnischen Scherenschnitte. Das städtische Industriemuseum (Miejskie Muzeum Przemysłowe) in Krakau hat in richtiger Würdigung ihres Wertes in prunkvoller Ausstattung herausgegeben: *Wycinanki ludu polskiego łowickie i kurpiowskie* Krakau (ohne Jahr). Diese Veröffentlichung enthält 14 farbige Tafeln mit Reproduktionen von 8 Scherenschnitten aus Łowicz und 18 aus Kurpie, mit einem Vorwort von S. UDZIELA. Eine streng wissenschaftliche Behandlung dieses Problems lieferte erst E. FRANKOWSKI: *Wycinanki i ich przeobrażenia* (Lud XXII 82—128). — Der

Verf. behandelt den polnischen Scherenschnitt auf breiter vergleichender Grundlage. Er geht von den Schnitten aus Leder aus. Der polnische Papierschnitt zeigt lokale Verschiedenheiten. Der Scherenschnitt von Łowicz ist vor allem ein gemaltes Kunstwerk, weil er die koloristischen Fähigkeiten seiner Anfertiger zur Geltung bringt, die durch Generationen durch Weben wollener Gürtel entwickelt wurden. Der Scherenschnitt von Kurpie hat die Form von Holzschnitten angenommen; die Papierschnitte machen den Eindruck von farbigen Brettchen, die mit einer feinen Säge bearbeitet worden sind. Der Scherenschnitt von Podlasie überträgt auf Papier die geometrischen Linien der dortigen Stickereien und macht durch seine farbigen Flecken den Eindruck einer Applikationsstickerei. Weil nun die Entwickelung der polnischen Scherenschnitte durch diejenige der volkstümlichen Decken gefördert worden ist, so ist für die Erforschung der Scherenschnitte auch von Bedeutung die Studie von M. Nałęcz-Dobrowolski: *Kołtryny* (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1922 14—18). Auf der Grenzscheide zwischen Scherenschnitt und Malerei stehen die „*malowanki*", von denen K. Witkiewicz: *Malowanki ludowe* z okolicy Dąbrowy w Tarnowskiem (Przemysł-Rzemiosło-Sztuka 1924 Nr. 1) handelt.

7. Musikinstrumente

Dieses bisher gänzlich vernachlässigte Gebiet hat eine teilweise Bearbeitung erfahren durch: A. Chybiński *Instrumenty muzyczne ludu polskiego na Podhalu* Krakau 1924 141 S. + 6 Tafeln (= Prace i materjały antrop. archeol. i etnogr. III u. separat). Aus dieser Untersuchung folgt, daß im Podhale sowohl Saiten- wie Blasinstrumente vorkommen. Unter den Saiteninstrumenten finden wir die *gęśle*, *basy* und die sogen. *oktawka*. Unter *gęśle* versteht man auf polnischem Gebiet gewöhnlich die Geige, aber das in Podhale mit diesen Namen bezeichnete Instrument ist ein lokales und hat eine besondere Form. Der Boden seines Kastens und der Hals sind aus einem Stück Holz angefertigt. Selbständige Seiten fehlen, denn der gewölbte Boden vereinigt sich in krummer Linie mit dem oberen Teil. Charakteristisch für dieses Instrument ist seine ungewöhnlich schlanke Form. Die *basy* sind entweder klein, entsprechend dem Cello, oder groß, entsprechend dem Kontrabaß. Sehr altertümlich ist die Konstruktion des Bogens durch: a) die Form des Stockes, b) die Form des Kopfes, c) die Befestigung des „Frosches", d) Befestigung der „Haare". — Viel mannigfaltiger ist die Gruppe der Blasinstrumente vertreten; hier findet sich 1. das Horn (róg), 2. die Querflöte (trąbita), 3. die Hirtenpfeife (piszczałki) a) die einfache, b) doppelte (besonders charakteristisch für das Podhale), 4. der Dudelsack (gajdy, dudy). Der Dudelsack von Podhale zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: a) Der sogen. *bąk* hat nur eine Pfeife, b) Die *gajdzica* mit 3 Röhren, von denen 2 nur je einen Ton hervorbringen können, während die dritte 5 Töne für die Melodie hat, c) Klarinettenmundstücke, d) das Fehlen eines Sackes. Zahlreiche Abbildungen fördern in hohem Maße das Verständnis der von Ch. behandelten Fragen.

VIII. Soziale Kultur

1. Geburtsbräuche

J. St. Bystroń, Professor an der Universität Posen, veröffentlichte eine Studie: *Słowiańskie obrzędy rodzinne*, Obrzędy związane z narodzeniem dziecka. Krakau 1916 148 S. Im ersten Teil bespricht er die Isolierung der Frau zur Zeit der Menstruierung, des Schwangerseins und der Niederkunft, die Isolierung der Gegenstände, die mit der Wöchnerin und dem Kinde im Zusammenhang stehen, und die schließliche Aufhebung der Isolierung. Im zweiten Teil wird das auf die Aufnahme des Kindes in die soziale Gruppe bezügliche Material zusammengestellt und werden überhaupt die Rezeptionsbräuche behandelt. Neben solchen allgemeinen Fragen erörtert der Verf. auch andere, wie den Glauben an glückliche und unglückliche Geburtstage, die Heranziehung der einem zuerst am Wege Begegnenden zur Patenschaft eines Kindes, die auf Namen bezüglichen Aberglauben, das Taufen unehelicher Kinder, das Heben eines Kindes durchs Fenster, den Ortswechsel, die Vorurteile betreffend das Stillen der Kinder, das Verbot sich im Spiegel zu beschauen, die rote Farbe, das Beschütten mit Getreidekörnern und das Sichniederhocken der Gäste. Das vom Verf. angewandte Isolierungsschema ist kritisch gewürdigt von St. Poniatowski: *Przyczynek do metody badania izolacji obrzędowej* (Archiwum nauk antropologiczn. I Nr. 7). Lemberg-Warschau 1921, 7 S.

2. Hochzeitsbräuche

Eine entsprechende Bearbeitung der polnischen Hochzeitsbräuche steht noch aus; die Arbeit von Piprek hat nur einen kleinen Teil des Materials ausschöpfen können.

An Materialsammlungen verdient Beachtung diejenige von B. Szewc: *Zwyczaje i obrzędy weselne w wsi Wielącze w pow. Zamojskim.* Zamość (ohne Jahr) sowie Ks. F. Machay *Wesele w Jabłonce na Orawie* (Pamiętnik Tow. Tatrzańskiego XXXVII 26—36).

Für die Erforschung der Hochzeitsbräuche sind ferner von Bedeutung die Arbeiten von Prof. Wł. Abraham, deren Ausgangspunkt ein juristischer ist, die aber im Laufe ihrer Entwickelung immer mehr auch die ethnologischen Probleme angehen müssen. Wł. Abraham veröffentlichte eine Arbeit: *Z dziejów prawa małżeńskiego w Polsce.* Zezwolenie panującego lub panów na małżeństwa poddanych i świeckie opłaty małżeńskie. Lemberg 1916 70 S. (S.-A. aus der Księga pamiątkowa ku czci Bolesława Orzechowicza.) Aus den Ausführungen des Verf. geht hervor, daß sich auf echt-polnischem Gebiet keine Spur eines *ius primae noctis* zeigt, ferner, daß sich außer der alten Witwensteuer, sowie der in Mazowsze gebräuchlichen kunne-Steuer, die aber durchaus nicht die für die eigentliche Heiratssteuer charakteristischen Züge aufweist, überhaupt keine Heiratssteuern nachweisen lassen und daß nur in Rußland im Zusammenhang mit dem ganzen Hochzeitsritual die sogen. *kunica* existiert.

WŁ. ABRAHAM publizierte auch einen anderen Auszug aus seinen Studien über das primitive Hochzeitsrecht unter dem Titel: *Dziewosłęb.* Studjum z dziejów pierwotnego prawa małżeńskiego w Polsce. Lemberg 1922 47 S. (Studja nad historją prawa polskiego wyd. pod red. O. BALZERA VIII h. 2.) — Aus diesen Forschungen folgt, daß in der Geschichte der Institutionen der Brautwerber (dziewosłąb) und der Hochzeitsältesten zwei Entwickelungsphasen zu unterscheiden sind. Die erste wird charakterisiert durch die sakrale Grundlage, deren Spur in der Bezeichnung *zyrzec* (*żerzec*) ‚Brautwerber' urspr. ‚Priester', sowie in verschiedenen Funktionen des volkstümlichen Hochzeitszeremonials erhalten ist, auch in dem Moment der Sanktion durch die öffentliche Gewalt, das im Namen der Hochzeitsältesten zum Ausdruck kommt. In der zweiten Phase verliert diese Institution den sakralen und öffentlich-rechtlichen Charakter und geht ins Gebiet des Privatrechts über. In beiden oben erwähnten Arbeiten klärt der VERF. viele Fragen, die mit den slav. Hochzeitsbräuchen zusammenhängen, z. B. die Frage des Hochzeitsbrotes. Eine umfangreiche Untersuchung über das Hochzeitsritual vom rechtlichen Standpunkt wurde von ABRAHAM soeben veröffentlicht: *Zawarcie małszeństwa w pierwotnem prawie polskiem.* Lemberg 1925, VIII + 475 (Studje nad historją prawa polskiego, Bd. IX). Für die Erforschung der slav. Bräuche ist sie von großer Bedeutung.

3. Bestattungsbräuche

Eine Analyse der Bestattungsbräuche liefert AD. FISCHER *Zwyczaje pogrzebowe ludu polskiego.* Lemberg 1921 439 + XII S. — Die Untersuchung derselben auf polnischem Gebiet führt zu dem Schluß, daß sie mit dem Zeremonial anderer indoeuropäischer Völker übereinstimmen, in dem sich immer vier Hauptmomente unterscheiden lassen: 1. Ausstellen der Leiche. 2. Aufbahrung der Leiche. 3. Hinaustragen der Leiche. 4. Bestattungsfest. Außer diesen allgemeinen Übereinstimmungen lassen sich deutliche Unterschiede erkennen, die das polnische Gebiet von den benachbarten abgrenzen. Ausserdem lassen sich besondere Übereinstimmungen der polnischen Bestattungsbräuche mit den andern westslavischen (der Čechen, Sorben, Slovaken, sowie auch der Slovenen und Kroaten) nachweisen, obgleich auch viele Züge vorliegen, die als gemeinslavisch anzusehen sind. Die Unterschiede zwischen westlichen und östlichen Bräuchen sind recht bedeutend. Der Grund dafür ist hauptsächlich darin zu suchen, daß die östliche Kirche viele ursprüngliche Züge erhalten hat, die von der westlichen Kirche mehr bekämpft worden sind. Zudem breitete sich im Osten die westliche Kultur weniger aus, die jegliche Spuren primitiver Weltbetrachtung verwischt hat. Jedoch auch auf polnischem Boden treten gewisse territoriale Differenzierungen ein. Die Wielkopolska, Kujawy und das Pomorze bilden eine Gruppe, die Małopolska — eine zweite, Mazowsze — eine dritte. In Schlesien kreuzen sich kleinpolnische und großpolnische Einflüsse, abgesehen von den deutschen. Unter diesen Gruppen nähert sich Kleinpolen mehr Großpolen

und Schlesien, während Masowien öfters Eigentümlichkeiten aufweist, die es mit dem litauisch-weißrussisch-kleinrussischen Gebiet verknüpfen. Diesen östlichen Einflüssen zugänglich war augenscheinlich auch das kleinpolnische Grenzgebiet bis an die Weichsel und den Wisłok. Dagegen nähert sich das deutsche Gebiet bis zum Limes sorabicus dem Gebiete Pomorze-Wielkopolska-Schlesien. Die ethnographische Differenzierung des polnischen Gebietes erscheint in vielen Hinsichten analog der sprachlichen und anthropologischen. VERF. weist zugleich auf Übereinstimmungen mit keltischen Bräuchen, sowie auf gewisse Vorstellungen aus der iranischen Welt ohne einen Versuch von Verallgemeinerungen hin. Einiges vergleichende Material liefert auch R. JAKIMOWICZ *Mogiły ludzi zmarłych gwałtowną śmiercią* (Wisła XX 24—29).

4. Häusliche und wirtschaftliche Bräuche

Unter den Arbeiten aus diesem Gebiet muß an erster Stelle genannt werden: J. St. BYSTROŃ *Zwyczaje żniwiarskie w Polsce.* Krakau 1916 XI + 293 S. Die Untersuchung stützt sich nicht nur auf das bisher gedruckte, sondern vielfach auch auf eigenes Material. Der Verfasser schält auf analytischem Wege vier Haupttypen der Dämonen heraus: 1. Vegetationsgötter. 2. Atmosphärische Götter. 3. Mittagsgötter. 4. Kinder vertauschende Götter. Dagegen gibt es keine speziellen Getreidegötter, die ausschließlich mit dem Getreide verknüpft wären und Gegenstand des Schnitterkults wären. So ähnlich müssen die letzten Ähren angesehen werden, die sorgfältig im Hause aufgehoben werden, damit sie im Herbst oder Frühling gesät werden können. Sie erhalten die verschiedenartigsten Namen, meist solche von Tieren. Weit verbreitet ist z. B. der Name der Wachtel und der Ziege. Aber auch andere Bezeichnungen sind vorhanden. Diese Namen erklären sich teilweise durch die Tatsache, daß die kleineren Tiere, z. B. gerade die Wachteln, sich im Getreide aufhalten und mit dem Fortschritt der Schnitterarbeiten sich immer weiter ins Getreide zurückziehen, bis sie schließlich die letzte Getreideinsel verlassen. In vielen Fällen können sich die Namen durch das Bestreben erklären, den letzten Ähren, denen eine so große Bedeutung zukam, konkrete Merkmale zuzuschreiben. Daher wechseln die Bezeichnungen so oft und weisen eine so große Mannigfaltigkeit auf.

Das Bedürfnis nach einer konkreten Vorstellung des „Getreidegeistes“, der viele Namen hat, dem aber spezifische Merkmale fehlen, — abgesehen davon, daß er im Getreide lebt, daß er eigentlich selbst Getreide ist und daß er zur Erntezeit sich in den letzten Ähren findet, — führt zu einem Bestreben nach einer Verkörperung desselben. Offenbar lebt diese Inkarnation des Getreides im menschlichen und tierischen Wesen. Wird doch vom Getreide wie von etwas Lebendem geredet und in Liedern gesungen. Berührungspunkte liefern in diesem Fall die Benennungen der letzten Ähren oder der letzten Garbe. Bei der Existenz solcher Namen wie wilk, koza, zając, przepiórka, kogut u. a. liegt die

Vorstellung nahe, daß die Tiere in der Tat im Getreide leben und mit ihm in einem gewissen Zusammenhang stehen. Eine weitere Entwicklung dieser Vorstellungen ist das Opfern gewisser Tiere und das Heraustragen derselben. Im Falle der menschlichen Inkarnation wird der Erntekranz mit Puppen von Menschengestalt geschmückt. — Besonders ausführlich schildert der Verf. das Erntefest (dożynki, okrężne oder wieniec). Ein besonderes Kapitel behandelt den Erntekranz, der dem Wirt dargebracht und sorgfältig bis zum folgenden Jahr aufgehoben wird, gewöhnlich bis zur nächsten Saat, wobei die Getreidekörner des Erntekranzes wieder gesät werden.

Die Aussaat ist überhaupt eine wichtige Zeremonie. Zur Erntezeit singt das Volk interessante Erntelieder, zum Teil von großem künstlerischen Wert. Mit den Erntebräuchen ist eine Reihe von Aberglauben verknüpft, die in einem Anhang zur Sprache kommen. Dort behandelt der Verf. die Doppelähre als Symbol des Glückes und einer erfolgreichen Ernte, das Knebeln von Fremden auf dem Felde, die sich dann loskaufen müssen, den Erntetanz, das Herumtragen des Erntesymbols zu den Nachbarn, die Sitte des Beschüttens mit Hafer am Tage des heil. Stephan, die Befreiung des zum erstenmal auf dem Felde arbeitenden Schnitters, den Regenzauber, die zawitki (einen Beschwörungsbrauch, wodurch etwaiges Unglück von einem neu angelegten Ackerfeld abgelenkt wird), kultische Kämpfe, das Küssen auf dem Felde, das Erntefest in Arkona und die tłoka.

Von J. St. Bystroń stammt auch die schöne Studie: *Zakładziny domów* (in den Studja nad zwyczajami ludowymi). Krakau 1917 (S-A. aus den Rozprawy Wydz. Hist.-Filoz. Akad. Umiejętn. LX 1—24), worin er die bei der Grundsteinlegung eines Hauses sowie bei Übersiedelung in ein neues Haus üblichen Bräuche bespricht. Wertvoll ist auch desselben Verf. *Okręcanie się obrzędowe* (Lud. XXI 93—96). Er behandelt darin den Brauch des Sichumdrehens bei Hochzeiten, Erntebräuchen und seine Bedeutung im Gewohnheitsrecht.

5. Jährliche Festtage

Der Verf. der volkskundlichen Bibliographie (s. Ztschr. I 433) Fr. Gawełek widmet eine ausführliche Monographie einem bekannten Krakauer Brauch, dem sogen. *Konik Zwierzyniecki.* Ze studjów nad zabawami ludowemi. Krakau 1918 (S.-A. aus Rocznik Krakowski XVIII) 52 S. + 11 Abb. — Die mündliche Überlieferung verknüpfte die Entstehung dieses Brauches mit der mutigen Zurückweisung des Tatareneinfalls durch den Krakauer Pöbel. Auf Grund eines reichen Materials zeigt nun der Verf., daß der Brauch des Konik eine kulturelle Beziehung zum Westen darstellt, als Überbleibsel alter Mysterien und mittelalterlicher Spiele, die an hohen Festtagen von Brüderschaften und Zunftversammlungen veranstaltet wurden und zum Glanz dieser Veranstaltungen beitrugen.

Außer dieser Studie wären noch zu erwähnen die weniger wich-

tigen Aufsätze von: J. Reinhold *Das Krakauer Lajkonikfest.* Krakau 1916, 28 S. W. Trojanowski *Konik Zwierzyniecki* (Wisła XX 3—9). M. Wawrzeniecki *Konik Zwierzyniecki w świetle analogji* (Wisła XX 10—18).

A. Fischer untersuchte auf vergleichender Grundlage die slavischen Totenfeste: *Święto umarłych.* Lemberg 1923, 75 S. (S.-A. aus den Rozprawy i Wiadomości z Muzeum im. Dzieduszyckich VII—VIII). Aus diesen Ausführungen ist zu ersehen, daß der Ahnenkult und die Art der Speisung der Ahnen sich bei den alten Slaven in Einklang mit den gemeinindoeuropäischen Seelenvorstellungen entwickelte. Von Einfluß war aber auf die Slaven die Nachbarschaft der Finnen und daher kommt es sicher, daß Weißrussen, Žemaiten, Letten, Esten und Wotjaken das Ahnenfest in fast gleicher Weise feiern und auch die Badstube für die verstorbenen Seelen in gleicher Weise herrichten. Die zum Totenfest bereiteten Speisen sind von zwei Arten: Im westlichen Polen wird wie in Deutschland ein rundes Brot von Roggen oder Weizen gebacken, im östlichen Polen dagegen, namentlich in Mazowsze und im Lubliner Lande, findet sich eine primitivere Speise: Hirse- oder Buchweizengrütze. Außerdem kennen die Kleinrussen noch die sogen. *kutjá* (gekochten Weizen mit Honig), die in Mazowsze auch bekannt, dem sonstigen Polen aber fremd ist. Schließlich bespricht der Verf. die Erzählungen zur Totenfeier z. B. von den Tränen der Mutter, die einen schlechten Einfluß auf das Schicksal des beweinten Kindes ausüben oder von der Seelenmesse, die am Totenfest um Mitternacht von einem verstorbenen Geistlichen für die Totenseelen abgehalten wird. Diese Erzählungen rechnet Verf. zu den kirchlichen Einflüssen, aber es zeigt sich darin auch ein primitives Element, denn die in diesen Legenden erwähnten Seelen haben keinen christlichen Charakter, sondern nähern sich eher der altslavischen Dämonenwelt.

J. Kantor bearbeitete ferner: *Zwyczaje świąt Bożego Narodzenia i Wielkiej Nocy w okolicy Jarosławia* (Materjały antrop. archeol. i etnogr. XIII 211—242). Mit Rücksicht auf das wertvolle Material verdient noch Erwähnung: St. Schneider *Ze studjów mitologicznych i ludoznawczych.* Es enthält: 1. Den Mythus von der „Himmelshenne". 2. Das Maifest. 3. Das Totenfest. 4. Die Dionysosreligion. 5. Die Dioskuren und Helena. Die Methode dieser Studien ist allerdings schon längst veraltet.

6. Volkstümliches Recht.

In dieses Gebiet fällt bis zu einem gewissen Grade die Arbeit des bekannten Historikers Wł. Semkowicz *Przysięga na słońce.* Studjum porównawcze prawno-etnologiczne. Krakau 1916, 74 S (S.-A. aus der Księga pamiątkowa ku czci B. Orzechowicza). Der Verf. behandelt eine besondere Art eines altertümlichen Eides, der darin besteht, daß der Schwörende die Intervention der Sonne, bezw. der Sonnengottheit anrief und seinen Eid leistete, indem er sich mit dem Gesicht zur Sonne wandte und die Finger nach der Sonne zu oder nach Osten richtete.

Den Anlaß zu dieser Untersuchung bildete die Entdeckung deutlicher Spuren einer solchen Eidesleistung an die Sonne in ungedruckten polnischen Quellen. Die Arbeit ist in zwei Teile geteilt; im ersten bietet er eine Übersicht des Materials über den Sonneneid. Der Ausgangspunkt ist für ihn Polen, er berücksichtigt aber auch andere Gebiete, nahe und entlegene, und sucht überall nach Spuren des Sonneneides, seine Formen untersuchend und sein Verhältnis zu andern Eidesarten erforschend. Zuerst wird das slavische Material behandelt, dann das germanische, gräko-italische und indoiranische, ferner dasjenige einiger nicht-indoeuropäischer Völker im Mittelmeergebiet, besonders der semitischen. Der Verf. beschließt seine Untersuchung mit einer Zusammenstellung ähnlicher Erscheinungen bei Völkern anderer, ihrer Herkunft und Kulturstufe nach verschiedener Rassen. Auf Grund dieses Materials stellt der Verf. die Entstehung und Entwicklung des Sonneneides auf den Boden primitiven Glaubens und Denkens dar. Die Untersuchung wird noch ergänzt durch eine Deutung des ritterlichen Charakters dieses Eides in Böhmen und Polen. Die Arbeit hat Bedeutung nicht nur für die Untersuchung altertümlicher Rechtsformeln, sondern auch für die Ethnologie, da sie vieles aus dem Gebiete des volkstümlichen Schwures klärt.

Für die Erforschung des Gewohnheitsrechts von großer Bedeutung ist die Ausgabe von B. ULANOWSKI *Księgi sądowe wiejskie* (Starodawne prawa polskiego pomniki XI—XII). Krakau 1921 Bd. I: XIV + 879 S. Bd. II: XIII + 760 S. Erwähnt werden muß hier auch W. MAKOWSKI *Podstawy filozofji prawa karnego.* Warschau 1917 Bd. I: XV + 447 S. Die Arbeit hat zwei Teile: 1. Primitive Mittel des sozialen Schutzes. 2. Strafrechtliche Erfahrung. Namentlich im ersten Teil kommen viele ethnologische Probleme zur Sprache.

IX. Geistige Kultur

1. Aberglaube

Besondere Beachtung verdienen des jetzigen Universitätsprofessors in London (The London School of Economies and political Science) BR. MALINOWSKI: *Wierzenia pierwotne i formy ustroju społecznego.* Krakau 1915 VII + 356 S. Der VERF. hat sich bereits früher durch sein Buch *The family among the australian aborigines* London 1913 eingeführt. In seinem polnischen Werk behandelt er nicht nur das Problem des Totemismus, sondern bietet zugleich auch einen Abriß der Theorie von dem Ursprung der Religion. Beide anscheinend verschiedenen Themata sind eng untereinander verbunden, denn sie stehen zueinander im Verhältnis von Musterbeispiel und allgemeinem Prinzip, von konkreter Anwendung und theoretischer Konstruktion. Allgemeine Erwägungen über die Religion sind angewandt auf den Fall des Totemismus. Auf analytischem Wege kommt der VERF. zur Feststellung, daß der Totemismus das Verhältnis des Menschen zu den Gegenständen der ihn umgebenden Natur wiederspiegelt. Die Entstehung totemistischen Aberglaubens erklärt es, daß Totemzeichen hauptsächlich Tiere oder auch gefürchtete bzw. gefähr-

liche Tiere oder Nutzpflanzen sind; denn der totemistische Aberglaube gehört zu den magischen und religiösen Vorstellungen. Man kann aber sagen, daß die Akte des religiösen Kults, die magische Praxis und der Aberglaube sich um Themen gruppieren, die für den Menschen von vitaler Bedeutung sind. Psychologisch gesprochen bedeutet das, daß religiöse Vorstellungen dort aufkommen, wo der Mensch unter dem Einfluß starker emotionaler Faktoren handelt und denkt. Daher gehören in den primitiven Religionen die Lebenskrisen stets zu den religiösen Themen, z. B. die Erlangung der körperlichen Reife, Heirat, Geburt und Tod und zugleich auch grundlegende normale Lebensfunktionen, wie der Geschlechtsakt und der Genesungsprozeß, und endlich die aus dem Selbsterhaltungstrieb entstehenden Funktionen, also der Schutz vor tatsächlich vorhandenen und eingebildeten Gefahren, die das Leben des primitiven Menschen bedrohen. Daher wird die Aufmerksamkeit und Energie des primitiven Menschen durch den Kampf ums Dasein in seiner einfachsten Form in Anspruch genommen: durch Erlangung der Nahrung aus der Natur und Schutzmaßnahmen gegen die von ihr unmittelbar drohenden Gefahren. Daher gibt es auch eine ganze Reihe von magisch-religiösen Vorstellungen, Bräuchen und Sitten, die sich um die Handlung des Essens gruppieren. Ein heiliger Festschmaus ist eine universale Form des religiösen Kults. Diese Eigentümlichkeit wird auch auf die Nahrungsgegenstände übertragen. Als Nahrungsgegenstände spielen Tiere und Pflanzen eine ungefähr gleiche Rolle. Diese beiden Gruppen gewinnen noch an religiöser Bedeutung infolge ökonomischer Handlungen, die ihre Erlangung zum Ziel haben. Als Beispiel genügt es, das Ritual der Jägervölker vor Beginn der Jagd anzuführen, ferner die Agrarriten der Ackerbauer und die mit Viehzucht und Milchwirtschaft verbundenen religiösen Kulte. Eine grundlegende Eigentümlichkeit des Totemismus ist das Überwiegen der Tiere und Pflanzen gegenüber toten Gegenständen, auch der Tiere gegenüber den Pflanzen, ferner die überragende Rolle des Nahrungstabu und der Nahrungsriten und die große Bedeutung der Speisearten, schließlich auch die weite Skala, auf der sich das Verhältnis des Menschen zum Totem bewegt, wobei die Auffassung des Totems als Gottheit und als eines menschenähnlichen Wesens das Hauptthema bildet. Totem ist dazu immer eine ganze Gattung, nicht ein einzelnes Wesen. Zwischen Totemismus und Zoolatrie besteht ein genauer Parallelismus, doch ist der Totemismus eine spezielle Form der Stellungnahme des Menschen zu seiner Umgebung, eine Stellungnahme, die der Verf. aus der menschlichen Psyche, sowie den Lebensbedingungen des primitiven Menschen erklärt.

Indem der Verfasser die Genese dieser Stellung in allgemeinster und allseitiger Weise darlegt, gibt er zugleich eine Deutung der Entstehung des Totemismus. Er erklärt die Differenziereng zwischen Totemismus und Zoolatrie. Das Hauptmerkmal derselben ist die im Aberglauben und in der sozialen Seite des Totemismus hervortretende Differenzierung der totemistischen Religion in eine Reihe von Kulten, —

man könnte sie Teilreligionen nennen, — die sich auf einzelne Clane stützen. Es zeigt sich hierbei, daß die Verbindung der Totems mit der Organisation des Clans nicht etwas Zufälliges und keine isolierte Tatsache ist, sondern ein Glied in einer ganzen Kette von Tatsachen. Die primitive Religion ist eine soziale Angelegenheit. Daher ist die weite Verbreitung eines Clan-Totemismus und seine Bedeutung gerade durch natürliche Anpassung der am meisten entsprechenden sozialen Formen an den betr. Typus von Aberglauben zu erklären.

In diesen Betrachtungen ist ein Gedanke von besonderer Bedeutung, daß, soweit es sich um primitive Denkweise handelt, intellektuelle Momente nur eine untergeordnete Rolle spielen, dagegen aber die Grundlage eine gefühlsmäßige, emotionale ist. —

Die Arbeit MALINOWSKI's ist mit Rücksicht auf ihre allgemeinen theoretischen Betrachtungen hier zu erwähnen gewesen, obgleich sie den Totemismus primitiver Völker behandelt. Es sind aber daneben auch Arbeiten erschienen, die die Rekonstruktion des Totemismus in Polen auf Grund modernen volkskundlichen Materials anstreben. Dazu gehört: J. KLAWE *Totemizm a pierwotne zjawiska religijne w Polsce.* Studjum porównawcze. Warschau 1920, 173 S. Die Verfasserin geht den Spuren des Totemismus in Polen in Benennungen und Aufschriften von Wappen, in den Zeremonien des „podkoziołek“ und „wilk“, in prozessionalen Umführungen von Tieren, in den Vorstellungen vom wilkołak, von den Hausgeistern, sowie in Überlieferungen und Tierfabeln nach. Die daraus gezogenen Schlüsse sind aber keineswegs überzeugend, ebenso wie diejenigen der Arbeit von AL. KRAUSHAR *Totemizm w rozwoju dziejowym społeczeństw pierwotnych i jego objawy w genezie społeczeństwa polskiego* Warschau 1920 (Prace II Wydziału Towarzystwa Nauk Warszawskiego Nr. 18).

Mit der Entstehung des Glaubens von der Seele und ihren Eigentümlichkeiten befaßt sich R. GANSZYNIEC in seiner Schrift: *De argumentis immortalitatem vulgo adstruentibus particula prima.* Cum epimetro de origine notionis animae Posen 1920, 30 S.

Viele Zweifel weckt die Schrift von A. SZELĄGOWSKI *Wici i topory.* Studjum nad genezą i znaczeniem godeł polskich i zawołań. Krakau 1914 196 S. Der VERF. ist bestrebt, die religiöse und kultische Grundlage alter Wappenaufschriften und -namen zu erweisen, geht aber in seinen kühnen Schlüssen öfters zu weit.

Wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Hexenprozesse im žemaitischen Lande veröffentlichte K. SOCHANIEWICZ *Przyczynek do czarów na Żmudzi w XVII w.* (Lud XXI 125—135). Mit dem Problem der Hexerei befaßt sich auch der Dichter J. TUWIM *Czary i Czarty polskie oraz wypisy czarnoksięskie.* Warschau 1924 217 S. — Das Material ist sehr wertvoll, aber das Problem interessiert den VERF. mehr als kulturelle Kuriosität. Wichtiges Material liefern auch: R. GANSZYNIEC: *O koronach żmijowych* (Lud XXI 228 ff.) ferner M. WAWRZENIECKI: *Tabu u ludu naszego* (Wisła XX 249—259), F. R. GAWROŃSKI:

Wilkołaki i wilkołactwo. Warschau 1914 291 (S.-A. aus „Ziemia"), SZ. MATUSIAK: *Koń w naszych wierzeniach.* (Ziemia V Nr. 24—28), J. ST. BYSTROŃ: *Pszczoły w pojęciach i zwyczajach ludu* (Studja nad zwyczajami ludowymi, Rozprawy Wydz. Histor.-Filozof. Akad. Umiejętn. LX 24—39) sowie desselben VERF.: *Czarność u obcych* (Lud XXI 179 S.) und: *Obcy jako ludożercy* (Lud XXII 138 ff.).

Das Problem des Ringes ist sehr erschöpfend behandelt von: R. GANSZYNIEC: *Pierścień w wierzeniach ludowych, starożytnych i średniowiecznych* (Lud XXII 33—62). Der VERF. bespricht hier die Kulturform des Ringes im Altertum, die Märchen von wunderbaren Ringen, die Heil- und Schutzringe, die Amulettringe im Altertum und Mittelalter, sowie die Rolle des Ringes im heutigen Volksglauben. — Derselbe VERF. untersuchte in seinen *Studja do dziejów magji I: Pas magiczny.* Lemberg 1922 57 S. (Archiw. Tow. Nauk we Lwowie Dz. I T. I Nr. 6) einen magischen Gürtel aus Pergament, der sich im Besitz des Archäolog. Instituts der Universität Warschau befindet.

Viele Beiträge sammelte F. KRČEK: *Notatki etnologiczne* (Lud XX 293—302). Er behandelt hier: 1. Menschenopfer aus Anlaß eines Neubaus. 2. Den Erhängten im Volksglauben. 3. Den Basiliskglauben. 4. Die Erzwingung der Ernte an Obstbäumen. 5. Den Weichselzopf als Heilmittel. 6. *Rokita* czyli *iwa.* 7. Warum ißt der Zigeuner keine Bohnen? 8. Wahrsagen auf Grund des Niesens. 9. Liebeszauber. 10. Blei als Amulett. 11. Heilige Zahlen. 12. Spiele mit gefärbten Eiern. 13. Maik. 14. Sobótka. 15. Primitive Beleuchtung der Bauernhäuser. 16. Dreschen mit Hilfe des Viehes. 17. „Polnische Brücke".

Mehr sitten- bezw. kulturgeschichtlich ist die Studie von A. FISCHER *Zaklęcia przeciw złodziejom książek* (Exlibris I Lemberg 1917 und Separat, 15 S.). Gleichfalls mehr historisch-literarisch ist WŁ. SZYSZKOWSKI: *Pierwiastek ludowy w poezji polskiej XV i XVI w.* (Lud XIX 104—152, XX 161—214). W. NARTOWSKI: *Stan włościański w utworach poetyckich pisarzy polskich doby renesansowej* (Lud XIX 71 bis 103, XX 1—157), sowie M. SZYJKOWSKI: *Dzieje polskiego upiora przed wystąpieniem Mickiewicza.* Krakau 1917 70 S. (S.-A. aus Rozprawy Wydz. Filol. Akad. Umiejętn. Krakowskiej LV). — Alle diese Studien haben aber auch große Bedeutung für die polnische Volkskunde, da sie sehr sorgfältig das in der alten polnischen Dichtung vorhandene volkskundliche Material zusammenstellen.

Mehrere Untersuchungen sind dem Heiligenkult gewidmet: C. EHRENKREUTZ kommt in ihrer Studie: *Święta Cecylja* (Lud XXI 103—124) zu folgenden Schlüssen: In der hagiographischen Literatur existieren nebeneinander zwei Typen der hl. Caecilie: 1. *Sancta Caecilia ingenua,* eine Heldin aus dem Geschlecht der Caecilier, bewahrt durch die offizielle Kirchentradition. 2. Die *blinde Caecilie,* die der mündlichen Überlieferung angehört und in ihrer Konzeption verschieden ist. Die volkstümliche Legende von der blinden Caecilie, der Beschützerin der Musiker und der Unsichtbaren, entstand auf Grund einer Volksetymologie

(Caecilia = caeca — cecinit). Der Typus der blinden Caecilie siegte daher in der mündlichen Überlieferung, weil er für das heutige Volksbewußtsein charakteristischer und intensiver war als der aristokratische Typus der Märtyrerin, und auch weil er ein diesen Kult stützendes Milieu fand, — die Unsichtbaren.

K. DOBROWOLSKI behandelt in seinen *Dzieje kultu Św. Florjana w Polsce do połowy XVI w.* Warschau 1924 154 S. (= Rozprawy historyczne Tow. Nauk Warsz. II Nr. 2) viele ethnologische Fragen, wie z. B. die Kraft des Feuerlöschens, den Einfluß des Kults auf die Taufnamen usw. A. FISCHER zeigt die Entwickelung der Legenden vom hl. Hubertus und Eustachius im Aufsatz: *Święci myśliwi* (Przegląd myśliwski 1923). Der Kult des hl. Patrick ist in einer außerordentlich originellen Weise untersucht von S. CZARNOWSKI: *Le culte des héros et ses conditions sociales.* Saint Patrick, héros national de l'Irlande. Paris 1919 369 S. mit einer soziologischen Einleitung von H. HUBERT. — Die Arbeit schlägt mehr ins Gebiet religionsgeschichtlicher Forschungen, deren Entwickelung in einem knappen kritischen Überblick von J. ST. BYSTROŃ *Rozwój badań historyczno-religijnych* (Przegląd współczesny 1924) gewürdigt wird.

2. Mythologische Vorstellungen

Auf diesem Gebiet arbeitet mit rastlosem Eifer und nicht erlahmender Originalität ein Gelehrter und zwar A. BRÜCKNER. Zuerst veröffentlichte er seine *Mitologja słowiańska.* Krakau 1918 152 S. — Wie in seinen früheren Aufsätzen im Archiv für sl. Phil. sowie im Abriß der altslav. Mythologie in der Encyklopedja Polska hgb. von der Krakauer Akademie, vertreibt der VERF. auch in dieser Schrift eine Reihe fragwürdiger Gottheiten vom slav. Olymp. Hier erkennt er den gemeinslav. Perun an, verknüpft ihn aber nicht mit dem Blitz, sondern mit der Eiche, ferner läßt er gelten den Dadźbóg-Swarożyc, Mokosz, Chors, Rgł und Sim. Dagegen stellt er die Altertümlichkeit des Stribog und Perepłut in Abrede und hält sie beide für spezifisch russ. Gottheiten. Außerdem behandelt BR. auch viele Fragen aus dem Gebiet der niederen Dämonologie, die rodzanice, brzeginie, wiły, rusałki, mawki usw. Die Frage der niederen Götter behandelt BR. auch noch in seiner: Mitologja polska. Studjum porównawcze. Warschau 1924 144 S. Die Ausführungen dieser letzteren Veröffentlichung erweitern und berichtigen auch oft die Ergebnisse seiner früheren Schriften. Der VERF. betont wiederholt, daß auch nicht eine Spur des alten heidnischen Glaubens sich nachweisen lasse und wenn nicht Nachrichten aus Rußland und Pommern vorlägen, dann hätte man nicht die geringste Vorstellung von der polnischen „Mythologie". Nur dieses fremde Material ermöglicht gewisse Schlüsse. Alle sonstigen Versuche können nur zu willkürlichen Annahmen führen. Statt dessen werden hier noch ausführlicher die niederen Dämonen, rodzanice, wilkołaki, Vampire, Hausgeister, Naturgeister usw. behandelt. Dabei wird auch darauf hingewiesen, daß Lieder, Bräuche und Aberglauben ihre alten heidnischen Merkmale ab-

gestreift haben. Ein Ersatz dafür kam durch den großen Einfluß der Antike auf dem Gebiet des Aberglaubens auf und durch Entlehnung fremder Dämonen wie skrzaty, rusałki u. dgl. Als charakteristisches Merkmal des Glaubens an die Dämonenwelt erscheint die Unbeständigkeit und fortwährende Veränderlichkeit dieser pseudomythischen Wesen, und es ist schwer festzustellen, welche von ihnen zu Ehren der Naturgeister und welche aus Furcht vor ihnen entstanden sind. Sehr wertvoll ist auch die Einleitung über Piast, Popiel und Wanda.

Die *„Pisma pośmiertne“* von K. POTKAŃSKI enthalten in ihrem II. Bande (Krakau 1924) eine Studie dieses Forschers über die Nachrichten des Długosz zur polnischen Mythologie, über das Frühlingsfest *stado* und das Ertränken des Todes. — Prof. FRANC. BUJAK polemisiert in seinem Aufsatz *Dwa bóstwa prusko-litewskie* „Kurche“ *i* „Okkopirnus“ (Lud XXII 1—12) mit Brückner und 1. verteidigt die Existenz des Kurche, den er mit den Schädlingen des Feldes, dem Wolf und der Ziege verbindet; 2. behandelt er das Verhältnis des litauischen Gottes Okkopirnus zum finnischen Ukko, was wegen sonstiger Spuren gegenseitiger Beeinflussung dieser Völker auf religiösem Gebiet von Wichtigkeit ist. — Gänzlich wertlos sind im Gegensatz zu diesen Schriften die Arbeiten von A. CZUBRYŃSKI: *Mit Kruszwicki, badania wiaroznawcze.* Krakau 1915 256 S., sowie desselben Verfassers: *Polski wątek dynastyczny.* (Wisła XX 187—248), ebenso W. TROJANOWSKI *Podania mityczne dziejów polskich w oświetleniu wiaroznawstwa porównawczego i obrzędów ludowych.* (Wisła XX 121—186.) Die Einfälle von CZUBRYŃSKI sind richtig gewürdigt von J. KOSTRZEWSKI *Mitologja czy mistyfikacja?* Polemika z D-rem Czubryńskim o t. zw. Mit Kruszwicki. S.-A. aus dem Kurjer Poznański, Posen 1916 31 S.

Eine sehr wertvolle Arbeit lieferte MARJA BARTHEL DE WEYDENTHAL *Uroczne oczy.* Lemberg 1922 51 S. (Archiwum Towarz. Nauk. we Lwowie Abt. II, Bd. I Nr. 3). Die ausschließlich auf polnischem Material fußende Arbeit behandelt eine Reihe von Aberglauben, die mit dem bösen Blick (urok) zusammenhängen. Dieser Brauch führte einst den Namen *naziora.* Die Kraft des bösen Blickes haben nicht nur Menschen, sondern auch Geister und Tiere. Einige besitzen diese Kraft immer, andere zeitweilig, unter dem Einfluß gewisser Bedingungen. Wenn diese Zauberkraft sich entlädt, nimmt der menschliche Wille keinen deutlichen Anteil. Die den bösen Blick Besitzenden brauchen keine Kenntnisse anderer Zaubermittel zu haben, sind also Fachleute auf ihrem Gebiet. Von diesem Blick getroffen werden kann alles: lebende Wesen, leblose Gegenstände, sogar Betätigungen. Zur Heilung des davon Betroffenen dienen dem polnischen Volk mehrere Zauberbräuche, von denen zwei ausschließlich ins Gebiet des Aberglaubens vom bösen Blick gehören, nämlich das Waschen mit Wasser, in dem feurige Kohlen gelöscht wurden, und das Abreiben mit dem unteren Saum des Hemdes. Es zeigt sich dabei eine Verschiedenheit in der Anwendung beider Mittel zwischen Mazowsze und dem sonstigen Polen. In Masowien überwiegt

die Abreibung mit dem Hemdsaum, im übrigen Polen hört man mehr von der Beseitigung des bösen Blickes durch Waschen mit Wasser, in das feurige Kohlen und mitunter auch Brot geworfen wird. Die Grundlage dieser Bräuche ist die Überzeugung, daß der Mensch durch Einfluß gewisser äußerer Faktoren, wie Ernährung oder psychische Reizung eine gewisse innere Kraft erlangt, die sich durch seine Augen als Zauber entlädt.

Viel wertvolles vergleichendes Material aus dem Gebiete des Volksglaubens von den Himmelskörpern bietet die Arbeit von R. Lilienthalowa: *Kult ciał niebieskich u starożytnych Hebrejczyków i szczątki tego kultu u współczesnego ludu żydowskiego* (Archivum nauk antropologicznych I Nr. 6) Lemberg-Warschau 1921 16 S.

3. Volkssagen

Mit den Heldensagen befaßt sich Z. Łempicki *Podania o bohaterach*, problemy i metody (Lud XX 215—245 u. separat). Eine knappe und sehr übersichtliche Skizze behandelt zuerst den Begriff der Sage, dann folgt eine kritisch-historische Übersicht der hauptsächlichsten Forschungsrichtungen; von der Romantik angefangen werden die Ansichten von W. Schlegel, W. Grimm, Lachmann, Uhland, Müllenhoff, W. Müller, E. Mogk, S. Grundtwig, A. Olrik, Boer, Panzer, Freud, Rank kritisch gewürdigt. Zum Schluß bespricht der Verf. die Elemente der Sagen, unter denen er das Mythische, Historische und Poetische unterscheidet.

W. Klinger befaßt sich wie früher mit den Einflüssen klassischer Motive in seiner Schrift: *Z motywów wędrownych klasycznego pochodzenia* Serie I Posen 1921 (= Prace Naukowe Uniw. Poznańskiego, Sekc. humanist. Nr. 5). Er behandelt hier die Sage vom Zaunkönig, der höher fliegt als der Adler, sowie die Sagen vom Ursprung des Weibes. Eine Ergänzung lieferte derselbe Verfasser in: *Do legendy o pochodzeniu kobiety* (Lud XXI 209—214).

Probleme der russischen Volksdichtung behandelt C. Baudouin de Courtenay *Ślady walk Rosjan z Mordwinami w rosyjskiej literaturze ludowej* (Wisła XX 51—60). Dagegen ist der Wiederhall polnischer historischer Ereignisse in den isländischen Sagen Forschungsgegenstand für K. Wachowski: *Burizleifr. Mieszko i Chrobry w sagach islandzkich* (Straż nad Wisłą II (1921) Nr. 4—5 S. 10—13).

Texte volkstümlicher Erzählungen aus der Umgegend von Andrychów veröffentlichte Sz. Gonet: *Gádki z Inwałdu w okolicy Andrychowa* (Lud XX 246—270).

4. Volkstheater

Die Frage des poln. Volkstheaters wird erörtert von A. Fischer *Polskie widowiska ludowe* Lemberg 1916 42 S. (Lud XIX 31—70). Der Verf. verweist auf den Zusammenhang des heutigen poln. Volkstheaters mit dem alten polnischen und bespricht von diesem Standpunkt aus die Szopki, Herody, die Intermedien, geistlichen Mysterien von den Leiden

Christi, das „Zmiatanie łotra“ zu Himmelfahrt und Pfingsten, die Fronleichnamsprozession, das Paradiesmysterium, das Mysterium von Abraham und die sogen. „Doroty“. Den Text eines weißruss. Krippenspiels veröffentlichte S. MALEWICZ: *Betleem na Białej Rusi* (Lud XXII 129 bis 137).

5. Volkslieder

Mit diesem Gebiet befaßte sich speziell J. ST. BYSTROŃ und veröffentlichte darüber eine ganze Reihe Arbeiten. Vor allem eine Anthologie polnischer Volkslieder: *Polska pieśń ludowa.* Wybór. Krakau 1920 170 S. (Bibljoteka Narodowa Serie I Nr. 26). Hier sind 66 polnische Volkslieder mit sehr ausführlichem Kommentar herausgegeben. Eine knappe Einleitung behandelt die äußeren Merkmale der Lieder, ihre künstlerische Technik und Klassifikation, ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit und Kultur des Volkes, die fremden Einflüsse darin, sowie umgekehrt die Einflüsse des polnischen Volksliedes auf die Nachbargebiete. Eines dieser Probleme behandelte BYSTROŃ noch in einer speziellen Studie: *Artyzm pieśni ludowej.* Posen 1921 VI + 180 S. Den Gegenstand derselben bildet eine Betrachtung über das Wesen des Volksliedes, seine äußeren Merkmale, seine bewußte und unbewußte Veränderlichkeit. Dann behandelt der VERF. das Primitive des Volksliedes, sowohl vom gedanklichen Standpunkt als von demjenigen der Konstruktion und Schilderung, ferner die Typisierung, einige charakteristische stilistische Merkmale und eine spezifische Art der Betrachtung der Natur und ethisch-moralischer Fragen. Auch monographische Untersuchungen des Liedes besitzen wir von J. ST. BYSTROŃ: *Pieśń o kochanku wziętym przemocą w rekruty* (Prace i materjały antrop. archeol. i etnogr. II 1—10), *Pieśń o krakowiance, królu i kacie* (Prace i materjały antrop. archeol. i etnogr. II 11—28), endlich: *Przysłowia utworzone z fragmentów pieśni ludowych* (daselbst S. 29—51).

Derselbe VERF. zeigt in: *Pieśń o dziewczynie i przewoźniku* (Lud XXII 63—71), daß dieses Lied, auch in Deutschland bekannt, (FRISCHBIER 51, ERK-BÖHME III 759—761) nur eine Umwandlung der Legende von der hl. Marie der Ägypterin ist. Vermutlich ist es durch deutsche Vermittlung in die poln. Volksdichtung gedrungen.

Der umgekehrte Einfluß, des polnischen Volksliedes auf das deutsche, wird von BYSTROŃ behandelt in: *Wpływy słowiańskie w niemieckiej poezji ludowej* (Slavia Occidentalis I 52—84 Posen 1921). Er bespricht darin folgende polnische Lieder: 1. Vom Krieger, der nach dem Tode der Geliebten heimkehrt = ERK-BÖHME I 606—608; 2. Von der in einen Baum verwandelten Jungfrau = ERK-BÖHME I 26; 3. Der Herr und die Waise = ERK-BÖHME I 265. Der Einfluß des polnischen Liedes ist ganz deutlich. 4. Das Lied „Musisz moją być, moją wolę uczynić“ = ERK-BÖHME III 32. 5. Das Lied: „Ułan na wedecie“, unter dessen Einfluß das deutsche „An der Weichsel gegen Osten“ entstanden ist. — Die unter 3. und 5. behandelten polnischen Lieder haben ganz sicher die entsprechenden deutschen Lieder beeinflußt. In den andern Fällen

ist Einfluß polnischer und čechischer Lieder auf die deutschen sehr wahrscheinlich. — Weiterhin ist BYSTROŃ auch den Einflüssen des polnischen Liedes auf das jiddische nachgegangen: *Uwagi nad dziesięciu pieśniami ludowemi żydów polskich* (Archivum nauk antropol. Tow. Nauk. Warszawsk. I Nr. 10). Warschau-Lemberg 1923, 16 S. — Auf Grund von ELIASBERG's Ostjüdischen Volksliedern zeigt er, daß zehn jiddische Lieder unter polnischem Einfluß entstanden sind und daß sich mitunter auch kleinrussische und mährische Einflüsse zeigen. Schließlich stammt auch noch ein zusammenfassendes Werk von BYSTROŃ: *Pieśni ludu polskiego.* Krakau 1924, 156 S. (Bibljoteczka geograficzna „Orbis" Serie III Band 3). Hier wird eine Analyse der Kultlieder, sowohl der für Familien- wie für jährliche Feierlichkeiten bestimmten geboten, dann folgen die allgemein-verbreiteten Lieder, zu denen der VERF. Balladen, Liebeslieder, komische Lieder, Wiegenlieder, die „Przyśpiewki", Krakowiaki usw. rechnet. Endlich behandelt er die an gewisse Berufe gebundenen Lieder der Hirten, Flößer, Jäger, Handwerker, Soldaten und wandernden Bettler, auch lokale und Standeslieder. In einem besondern Kapitel wird der Zusammenhang des Liedes mit dem Volksleben erörtert, auch alle möglichen Einflüsse und Entlehnungen kommen zur Sprache. Dank den zahlreichen Arbeiten von BYSTROŃ hat das polnische Volkslied eine gründliche Bearbeitung erfahren und auf dieser Grundlage ist es möglich, die weitere Forschung aufzubauen und Ergänzungen zu liefern. — J. KANTOR behandelt das polnische Volkslied in Podhale: *Pieśń ludowa Podhala* (Rocznik podhalański I 124—146). ANNA CHOROWICZOWA gibt eine Übersicht der bisherigen Methoden und Ergebnisse auf dem Gebiete der Volksliederforschung in *Problemy i metody badań nad pieśnią ludową* (Lud XXI 165—178). ST. DOBRZYCKI *O kolędach.* Posen 1923, 79 S. behandelt in populärer Form die Quellen und die Entwicklungsgeschichte der polnischen Weihnachts- und Neujahrslieder. — Die polnischen Reminiszenzen in den russischen historischen Liedern untersucht C. EHRENKREUTZOWA *Echa stosunków polsko-rosyjskich w bylinach* (Przegląd historyczny 1924). Wenig zahlreich sind demgegenüber die Ausgaben polnischer Kriegslieder. Eine solche Sammlung liegt vor von A. SŁAPA *Polska pieśń ludowa o wojnie i żołnierzu.* Krakau 1916, 91 S. sowie von B. SZUL *Piosenki leguna-tułacza.* Warschau 1920.

6. Volksmusik

Der Professor der Musikwissenschaft an der Univ. Lemberg A. CHYBIŃSKI veröffentlicht schon seit Jahren Aufrufe zum Sammeln von Volksmelodien und hat auch mehrere Arbeiten über die Organisation und über methodische Probleme auf diesem Gebiet veröffentlicht. Darunter: *O organizacji pracy nad melodjami ludowemi* (Lud XXI 29—39).

7. Kinderspiele

Eine kritische Bearbeitung der Kinderspiele hat es bisher nicht gegeben. Sie wurde erst geliefert von E. PIASECKI *Zabawy i gry ruchowe dzieci i młodzieży ze źródeł dziejowych i ludoznawczych*

przeważnie rodzimych i tradycji ustnej. Kiev 1916, 2. Auflage Lemberg 1919, 3. Auflage 1922, 226 Seiten. — Die Schrift ist als praktischer Ratgeber für die Entwicklung des Körpers gedacht, hat aber einen Wert auch für den Volkskundler, weil der Verf. die ganze Arbeit vorwiegend auf einheimischem Material aufbaut. Es ist zugleich die erste Probe einer systematischen Anordnung des ganzen Stoffes und zwar in folgenden Kategorien: 1. Gehspiele (Korowody). 2. Tanzspiele. 3. Laufspiele: a) Mit Verstecken und Finden, b) Mit Platzwechsel, c) Mit Durchbrechung von Spielerketten, d) Verfolgen und Fangen bezw. Schlagen, e) Spiele mit Wettlauf. 4. Springspiele. 5. Schlagen mit den Füßen. 6. Ringspiele. 7. Wurfspiele. 8. Schleuderspiele.

X. Arbeiten polnischer Gelehrter aus dem Gebiete der allgemeinen Volkskunde

Auch auf dem Gebiete der allgemeinen Volkskunde ist in Polen intensiv gearbeitet worden. Besonders viele Untersuchungen veröffentlichte E. FRANKOWSKI über Probleme der Iberischen Halbinsel. Seine Untersuchungen sind auch für den polnischen Volkskundler von Bedeutung, da er auch polnisches Vergleichsmaterial heranzieht. Wenigstens die Titel dieser Schriften verdienen Erwähnung: *As cangas e jugos portugueses de jungir os bois pelo cachaço* (Portugiesische Joche), Terra portuguesa Nr. 2 Lisboa 1916, 15 S. und 22 Abb. *Los signos quemados y esquilados sobre los animales de tiro de la Peninsula Iberica* (Gebrannte und ausgeschnittene Zeichen am Zugvieh). Memorias de la R. Sociedad Española de historia natural Bd. X Nr. 5, Madrid 1916, 44 S. 49 Abb. — Es werden hier die gebrannten und eingeschnittenen Zeichen am Zugvieh der Iberischen Halbinsel besprochen. Der Verf. unterscheidet drei Arten derselben: 1. Das Eigentümerzeichen. 2. Tieferes Einbrennen als Heilmittel. 3. Ausgeschnittene Zeichen am Haar als Schmuck, die aber als Spuren alter, vergessener Bräuche aufzufassen sind. Von FR. stammt auch: *La lucha entre el hombre y los espiritus malos por la posesión de la tierra y su usufructo* (Der Kampf des Menschen mit den bösen Geistern um den Besitz der Erde). Boletin de la R. Sociedad E. de H. N. T. XVI Madrid 1916, 18 S. *Relato de exploraciones en las Provincias Vascongadas.* Boletin de la R. S. E. de H. N. Madrid 1917, 21 S. *Horreos y palafitos de la Peninsula Iberica* (Speicher auf Pfählen und Pfahlbauten auf der Iberischen Halbinsel). Junta para ampliación de Estudios e investigaciones paleontologicas y prehistoricas nem. N. 18, Madrid 1918, 154 S. + 23 Tafeln; *As cabeceiras de sepultura e as suas trasformações* (Grabsteine und ihre Umwandlungen). Terra portuguesa N. 25 Lisboa 1918, 16 S. *Estelas discoideas de la Peninsula Iberica* (Grabsteine mit kugelförmigem Kopf). Junta para ampliación de Estudios e invest. paleontolog. Nr. 25 Madrid 1920, 193 S. + 11 Tafeln. In dieser Monographie sind die auf der ganzen Iberischen Halbinsel verbreiteten Grabsteine mit rundem Kopf untersucht. Es ist eine Art Stilisierung der menschlichen Gestalt. Der

runde Kopf entspricht dem menschlichen Kopf und der oft eingegrabene Leib dem menschlichen Körper. In seinen ersten Entwicklungsstadien zeigte der Grabstein deutlich die Silhouette des menschlichen Körpers und am Kopfe waren die Gesichtszüge zu sehen. Die weit geführte Stilisierung des Gesichtes führte zum Verlust der menschlichen Gesichtszüge, an deren Stelle ein konzentrisches Ornament trat, das eine ständige Vergrößerung des Kopfes und eine Verkleinerung des Rumpfes bedingte. Die Grundidee war die Ausstattung der unsteten Seele des Verstorbenen mit einem dauerhafteren Leib, als der seinige es zu Lebzeiten war. Dadurch sollte seine Seele zur Ruhe kommen und für die Lebenden aufhören gefährlich zu werden. *Sistematización de los ritos usados en las ceremonias populares.* San Sebastian 1920, 22 S. *Los necesidades mas urgentes de las ciencias antropologicas en España.* Boletin de la R. S. E. de H. N. Madrid 1920, 6 S. —

Eine Reihe von Arbeiten über Volkskunde islamischer Völker veröffentlichte T. KOWALSKI: *O pewnych potrawach spożywanych w Arabji podczas głodu* (Rocznik Orjentalistyczny Bd. I Krakau 1914—1915 S. 219—224). *Piosenki ludowe anatolijskie o rozbójniku Czekydżym* (Rocznik Orjentalistyczny I 2 Krakau 1916—1918 S. 334—355). *Zagadki ludowe tureckie* (Prace Komisji Orjentalistycznej Akad. Umiejętn. Nr. 1 Krakau 1919 S. 1—76). *Gesty towarzyszące wzruszeniom u ludów muzułmańskich* (Prace lingwistyczne ofiarowane J. BAUDOUINOWI DE COURTENAY. Krakau 1921 S. 200—208).

BR. MALINOWSKI lieferte sehr wichtige Ergebnisse seiner Neu-Guinea-Reisen in: *The Natives of Mailu* in Transactions of the Royal Society of S. Australia 1915 und *Argonauts of the Western Pacific.* London 1923.

Die Erforschung der Völker Sibiriens bildete den Gegenstand der Forschung der so früh dahingegangenen M. CZAPLICKA. Außer den Studien: *My Siberian Year* 1916, *The Turks of Central Asia* veröffentlichte sie eine Reihe von Studien in englischen Zeitschriften, sowie in HASTING's Encyclopedia of religion and ethics.

J. CZEKANOWSKI bearbeitet weiter das von ihm auf seiner Afrikareise gesammelte umfangreiche Material. Von dem großen Werk: *Forschungen im Nil-Kongo-Zwischengebiet* Leipzig 1911 ff., das noch viele Bände umfassen soll, liegen bisher vor Bd. I, II, III und VI. — J. SIEMIRADZKI veröffentlichte seinen Vortrag: *O Indjanach południowej Ameryki* (Krakowskie Odczyty Geograficzne Nr. 1) Krakau 1924, 32 S., worin er die Schichtung der südamerikanischen Stämme behandelt. Außer diesen Schriften ist noch eine ganze Reihe Reisebeschreibungen erschienen, die auch volkskundliches Material enthalten.

Die hier gebotene Übersicht bietet noch kein erschöpfendes Bild der polnischen volkskundlichen Forschung. Ein großer Teil der Arbeit auf diesem Gebiet wird in den zahlreichen ethnologischen Forschungsinstituten geleistet. Von diesen wären zu erwähnen: in Warschau 1. der Zakład etnologiczny im Instytut Nauk Antropologicznych

Towarzystwa Naukowego Warszawskiego, unter der Leitung des Dozenten der Univ. Warschau Stanisław Poniatowski, zugleich Professor an der Wolna Wszechnica daselbst. 2. Polskie Biuro Etnologiczne unter der Leitung des Dozenten der Ethnologie Dr. Eugenjusz Frankowski. In Lemberg: der Zakład Antropologiczno-Etnologiczny an der Univ. Lemberg unter Leitung des Prof. Dr. J. Czekanowski, sowie der Zakład Etnologiczny an derselben Universität, geleitet von Prof. Dr. Ad. Fischer, der zugleich Leiter der Pracownia Etnograficzna am Dzieduszycki-Museum ist. In Posen entwickelt sich ein Ethnologisches Institut an der Universität unter Leitung von Prof. Dr. J. St. Bystroń. In Wilna wird eine Dozentur für Ethnologie bekleidet von Dr. C. Ehrenkreutzowa. Endlich soll auch in Krakau in allernächster Zeit ein ethnologischer Lehrstuhl errichtet werden.

Lemberg ADAM FISCHER

Die russische (ostslavische) volkskundliche Forschung in den Jahren 1914—1924[1]).

IV. Materielle Kultur.

Über die materielle Kultur im allgemeinen handelt V. CHARUZINA Этнография. Lief. 2: Приемы изучения явлений материальной культуры. Жилище, одежда, украшения, пища. Курс лекций, читанных в И. Московском Археологическом Институте. Moskau 1914 hgb. Archäologisches Institut 8⁰ 467 S. Das Buch bezweckt, den Lesern eine Anleitung zum Sammeln von volkskundlichem Material zu geben. Zur Erreichung dieses Zieles beschränkt sich die Verfasserin nicht bloß auf die Sammelmethoden, sondern bietet gleichzeitig eine theoretische Einschätzung der einzelnen volkskundlichen Erscheinungen. Ein besonderer Vorzug des Buches sind seine reichen bibliographischen Angaben zu einer jeden Frage. Doch sind die vielen Beispiele aus dem Leben der für russische Leser gänzlich fremden Völker dem Zweck, das Material dem Leser näher zu bringen, kaum förderlich.

N. VALUKINSKIJ Деревня Воронежского уезда. Из впечатлений художника-этнографа. Hgb. von A. PUTINCEV Voronež 1923 4⁰ 6 S. und 8 farbige Tafeln mit Zeichnungen. Abgebildet ist die Bauernwohnung von innen und außen, Möbel und Gerät, Grabdenkmäler und Frauenkleidung. Die Beschreibung ist kurz, wird aber ergänzt durch ein kleines Verzeichnis der Volksterminologie. Obgleich das Buch mehr den allgemeinen künstlerischen Eindruck vom heutigen Dorfleben der Voronežer Großrussen bietet als eine wissenschaftliche Analyse desselben, kommt ihm doch ein gewisser Wert zu.

---

1) Vgl. Zschr. I 189—198 und 419—429.

N. MIRZA-AVAK'ANC З побуту української старшини кінця XVII віку. Записки Українського Наукового Товариства дослідування й охорони памяток старовини та мистецтва на Полтавщині No. 1 Poltava 1919 S. 17—60. Behandelt Wohnung, Möbel, Gerät, Kleidung, Waffen, Eß- und Pferdegeschirr des ukrainischen Adels Ende des 17. Jahrh. Als Hauptquelle diente dem Verf. das 1690 angefertigte Verzeichnis des Mobiliars des Hetmans Ivan Samojlovič und seiner Söhne.

a. *Wohnung.* D. OSIPOV Крестьянская изба на севере России. Тотемский край. Gravüren von E. PRAVEDNIKOV. Tot'ma 1924 4° 20 S. und 8 Abbildungen, hgb. vom Museum in Tot'ma. Nach dem Tatbestand von 1922 werden darin fünf Typen von Bauernhäusern des Gouv. Vologda beschrieben und die chronologische Reihenfolge dieser fünf Typen im Charinsker Bezirk an der Volga-Suchona Wasserscheide festgestellt. Eingehender behandelt sind Fassade und Dach, während das eng mit dem Hause verbundene Vorhaus und der Hof unbeachtet gelassen werden.

L. KOSTIKOV Изба семи государей. Материалы по этнографии России II. Petersburg 1914 hgb. von der volkskundlichen Abteilung des Russischen Museums S. 1—11. Unter diesem Titel wird eine alte, 1765 erbaute Rauchstube (ohne Schornstein) im Kreis Onega Gouv. Archangel'sk ausführlich an der Hand von 10 Abbildungen beschrieben. Diese Rauchstube gehört dem gewöhnlichen nordgroßrussischen Typus an.

J. SEREBRENNIKOV Памятники старинного деревянного зодчества в Иркутской губернии. Irkutsk 1915. 36 Abb. hgb. von der ostsibirischen Abteilung der Geographischen Gesellschaft (dem Verf. unzugänglich). — V. FEOKTISTOV Краткий словарь народных архитектурных терминов Переяславль-Залесского уезда. Доклады Переяславль-Залесского Научно-Просветительного Общества N. 11 1923 S. 6—18. Eine kurze, aber durchaus nützliche Arbeit eines Architekten. Leider fehlen Abbildungen.

Über die ukrainische Architektur handeln einige Arbeiten des Charkover Gelehrten S. TARANUŠENKO Хата по Елисаветинському пр. під. ч. 35 в Харькові. Обміри та рисунки В. Троценка. Char'kov 1921 4° 60 S. und 12 Tafeln. Die Ausgabe ist lithographiert. Es handelt sich um eine genaue architektonische Ausmessung eines ukrainischen Bauernhauses, das sich, obgleich es in der Stadt gelegen, durch nichts von denjenigen auf dem Lande unterscheidet. Im Text wird eine Übersicht der volkskundlichen Literatur über ukrainische Bauernhäuser gegeben und versucht, die Entwicklung der Grundtypen des ukrainischen Hauses zu geben.

S. TARANUŠENKO Старі хати Харькова. Char'kov 1922 8° 16 S. und 27 Tafeln. Architektonische Umrisse und Beschreibung von acht ukrainischen Bauernhäusern.

Bedeutend umfangreicher ist die Literatur zur kirchlichen Baukunst, besonders der alten. Nur einige Arbeiten sollen hier angeführt werden: N. BAKLANOV Эволюция архитектурных форм в

русском провинциальном церковном зодчестве XVIII в. Известия Российской Академии Истории Материальной Культуры II. Petersburg 1922 S. 241—265. — U. FILIPOVIČ Византийское храмоздательство и его влияние на русское храмоздательство. Ztschr. Вера и Разум 1916 No. 2 S. 200—213: Das byzantinische Zentralkuppelsystem (vgl. die Kirchen in Ravenna und Konstantinopel) findet sich mit einigen Änderungen auch in Kiev, Novgorod, Pskov und im Gebiet von Vladimir-Suzdal'. — J. SIBIRCEV О старинном устройстве деревянных церквей на Севере в идейном и эстетическом отношениях. Известия архангельского Общества изучения русского Севера 1914 No. 13 S. 388 bis 402. — S. TARANUŠENKO Покровський собор у Харкові. 1923 4⁰ 33 S. und 22 Tafeln mit 52 Abb. Detaillierter Grundriß und Beschreibung der dreikuppligen Steinkirche von 1689. — Ohne eine Aufzählung der übrigen Arbeiten über die russische Kirchenarchitektur zu geben, soll nur darauf verwiesen werden, daß hierüber auch in vielen Werken über Volkskunst (vgl. unten) gehandelt worden ist und daß einige Aufsätze über Wohnung und Architektur bereits im Kap. III erwähnt wurden, wie z. B. der Aufsatz von SYROP'ATOV im Пермский сборник, von SMIRNOV und ZAVOJKO in den Труды Костромского Общества (Lief. III und XV), JEVDOKIMOV in den Известия Вологодского Общества, SUTORICHIN im Вятский Край.

b. *Kleidung.* VL. BOGDANOV Из истории женского южно-великорусского костюма. Наблюдения, заметки и пожелания. Этнографическое Обозрение 1914 No. 1—2 S. 127—154. Angeregt wurde dieser Aufsatz durch das Buch von D. ZELENIN Великорусские говоры с неорганическим и непереходным смягчением задненебных согласных в связи с течениями позднейшей великорусской колонизации. Petersburg 1913, worin die Verbreitung dieser dialektischen Eigenart gemeinsam mit den Veränderungen in der Lebensweise, besonders in der Volkskleidung behandelt wird. VL. BOGDANOV entwickelt in seinem durchaus interessanten und nützlichen Aufsatz folgende Thesen: die beschreibende Volkskunde hat Hand in Hand mit der historischen zu gehen; so muß z. B. der Volkskundler, der die Volkskleidung untersucht, die früheren Formen der Lebensweise und Kultur unbedingt vom Standpunkt der historischen Tatsachen aus erklären. Zusammengestellt werden müssen Karten der Bekleidung, ferner ein alphabetisches Verzeichnis der Kleidungsnamen, ihrer Technik und Ornamentik; Wörterbuch und Karte würden eine gute Grundlage für die wissenschaftliche Erforschung der Volkskleidung bilden. Bei Untersuchungen der Ornamentik ist es ratsam, in erster Linie nicht auf ihre Entwicklung, sondern auf analoge Muster zu achten, auf ihre Vermittler, auf das ethnische und kulturelle Milieu, ferner auf ihre Chronologie. Festzustellen ist endlich das Verhältnis der südgroßrussischen Kleidung zur finnischen und bulgarischen in Anbetracht ihrer großen Ähnlichkeit.

L. KUD' Костюм и украшения древнерусской женщины. Hgb. V. DANILEVIČ Kiev 1914 8⁰ 71 S. aus dem Sammelwerk Minerva, das

vom Hist.-Philologischen Seminar der Höheren Frauenkurse in Kiev veröffentlicht wird. Es werden darin bloß historische und archäologische, nicht aber volkskundliche Quellen berücksichtigt und nur die Kleidung der oberen Schichten beschrieben.

E. VOLTER К вопросу о саянах. Из истории литовскорусского костюма. Известия 1917, 1 S. 117—126. Sajan ist die örtliche Bezeichnung eines russischen Sarafan (einer Art Frauenrock); darüber ist schon oft gehandelt worden, weil sich eine recht große Gruppe der Südgroßrussen im Gouv. Kursk nach ihm benennt. E. VOLTER macht den Leser mit der einschlägigen Literatur bekannt und zieht zum erstenmal litauisches historisches Material heran, aus dem hervorgeht, daß der Sajan (lit. dial. *sajonas*, schriftsprachl. *sejonas*) die Frauenkleidung der litauischen Adligen im 16.—18. Jahrh. war. Dadurch wird die frühere Ansicht von dem westlichen Ursprung der Kursker Sajany bestätigt. Obgleich ihr Spitznamen auf Zufall beruht, so kann auf Grund ihres sehr charakteristischen Dialekts nicht daran gezweifelt werden, daß sie späte Einwanderer aus dem Westen sind.

N. JAKOVLEV Материалы по одежде донских казаков. Этнографическое Обозрение 1916 No. 1—2 S. 43—55. Beschreibung des Kopfputzes verheirateter Frauen, der oberen und unteren Frauenkleidung und des Schuhwerks im Bezirk von Ust'-Medvedica mit 5 Abb.

B. KRYŽANOVSKIJ Женская одежда центральной Украины, 1923 16° 4 S. Eines der in den letzten Jahren von der Ethnographischen Abteilung des Russischen Museums in Petersburg herausgegebenen Flugblätter; es enthält eine Abbildung der Museumssammlung und eine kurze, allgemeine Beschreibung der Kleidung. — Von den anderen dieser Flugblätter des Museums sind zwei der Kleidung von russischen Fremdvölkern gewidmet: L. KAPICA Зимняя одежда русских лопарей und A. SAMOJLOVIČ Одежда Ставропольских туркменок.

A. TEPLOUCHOV Женские головные уборы пермяков и их отношение к старинным уборам местного русского населения in Пермская Земская Неделя 16 S. und 43 Photographien. Der Aufsatz handelt von den Finnen im Kreise Čerdyn' und Solikamsk Gouv. Perm'. Obgleich die volkskundliche Literatur über die nicht-slavische Bevölkerung Rußlands im allgemeinen in den vorliegenden Literaturbericht nicht aufgenommen wurde, muß doch mit dieser inhaltsreichen, guten Arbeit von TEPLOUCHOV eine Ausnahme gemacht werden; mit Recht behauptet der Verf., daß die Finnen um Perm' in der Zeit vom Anfang des 16. bis Anfang des 18. Jahrh. von ihren russischen Nachbarn den weiblichen Kopfputz entlehnt haben, der bei ihnen noch üblich ist, während die slavische Bevölkerung ihn nicht mehr trägt.

Лапоть в свете этнографии. Этнографическое Обозрение 1916 No. 1—2 S. 157; vgl. Известия Академии Наук, Serie VI 1916 No. 5 284—285 — eine kurze Mitteilung über die neue, bisher noch nicht gedruckte Untersuchung von D. ZELENIN Плетеная обувь (лапти) у русского народа и его соседей. Über die gleiche Frage handelt N. BLINOV

Лапти. Известия Сарапульского Земского Музея IV 1914 S. 173—180, im Anhang ein Fragebogen über Bastschuhe von D. ZELENIN.

История одежды hgb. von der Vologdaer Abteilung des Staatsverlages 1922 4⁰ 22 S. und 20 farbige Tafeln. Der Text stammt von V. ANDREEVSKAJA, die Abbildungen von N. DMITREVSKIJ. Die Verfasser beginnen mit dem primitiven Menschen, den Ägyptern und Assyrern-Babyloniern und enden mit den französischen und russischen Moden des 18. und 19. Jahrh. Die Ausgabe verfolgt nur populär-wissenschaftliche Aufgaben, erfüllt aber auch sie schlecht. Obgleich die Abbildungen auf gelbem Papier gegeben werden, sind sie technisch nicht schlecht (Xylographie). Willkürliche Komposition und eine Fülle von Ungenauigkeiten in Einzelheiten stellen aber diese Veröffentlichung auf das Niveau der alten Volksbücher. Hinzu kommt noch, daß Quellenangaben gänzlich fehlen. — Im Vorwort wird die 1. Lief. der gleichen Serie История жилища erwähnt, die mir aber ganz unbekannt ist.

B. ADLER От наготы до обильных одежд. Berlin 1923 Staatsverlag der РСФСР. 8⁰ 43 S. mit 17 Abbildungen. — Auch ein populäres Buch über die Geschichte der menschlichen Kleidung; es steht jedoch auf der Höhe der heutigen Volkskunde.

c. *Wirtschaftsleben.* Über das Färbereiwesen sind drei Arbeiten erschienen: N. VINOGRADOV Костромская набойка. Исторический очерк и современное положение красильно-набойного промысла в Костромской губернии. С 80 таблиц. образцов набойки. Kostroma 1915. Материалы по истории, археологии, этнографии и статистике Костромской губ. Lief. 9 8⁰ 35 S. und 80 Abb. In Anbetracht der praktischen Ziele dieser auch wissenschaftlich interessanten Ausgabe werden auf den Abbildungen „nicht die ältesten und typischsten Muster gegeben, sondern nur diejenigen, deren Abbildungen als für die Hausindustrie verwendbar befunden werden“ (S. 35). — V. ČISTˊAKOV Окраска ткани и пряжи местными растениями. Труды Кологривского Общества Краеведения Lief. 2 1923; mit zwei farbigen Tafeln. — P. BOJEV О пряниках и набойках. Труды Саратовской Архивной Комиссии 1916 Lief. 33 S. 89—94 und 1 Abb. — Die Pfefferkuchenbrettchen dienen zum Anbringen von Mustern auf den Pfefferkuchen und gleichen den Brettern für Leinwanddruckerei.

Über andere Arten der Volkstechnik handeln: AL. SEMENOV Кустарные промыслы, в особенности смолокурение. Лесное Хозяйство Lief. 2 hgb. Правление Северолеса Moskau 1922 S. 177—196. A. PERŠAKOV Смолокурение и положение химической переработки дерева в Казанском крае. Kazanˊ 1924 (Сборник Средневолжской области 1924 S. 274—386). — Кустарные промыслы Калужской губернии и местная кооперация. Kaluga Районный Совет кооперативных объединений 1920 8⁰ 100 S. — Дмитровский уезд Московской губернии Dmitrov Уездный Исполком 1924 8⁰ 430 S. und Karte. — Воскресенский уезд Московской губ. Общественно-экономический сборник. Voskresensk 1924 8⁰ 289 S. und Karte. — M. FRIDE Чумачество на

Украине. Flugblatt der ethnographischen Abteilung des Russischen Museums über das Fuhrmannswesen. — V. SMIRENNOMUDRENSKIJ Сельское хозяйство северного района РСФСР. и его организация. Petersburg Staatsverlag 1924.

A. SERŽPUTOVSKIJ Бортничество в Белоруссии. Материалы по этнографии России II. Petersburg Ethnographische Abteilung des Russischen Museums 1914 S. 13—34 4⁰. Detaillierte Beschreibung der Bienenzucht in ihrer ältesten Form, als die Bienenstöcke noch in Baumhöhlen angelegt wurden.

A. TEPLOUCHOV К истории мукомольного производства в западной части Пермской губ. О мельницах колотовках и мутовках. Труды Пермской Архивной Комиссии XII. 1915 S. 263—273 und 6 Tafeln. Gute Beschreibung der Handmühlen und der einfachsten Mühlenarten.

VL. BOGDANOV Русская бирка и древнейшие элементы бирки у ее европейских сородичей. Этнографическое Обозрение 1916 No. 1—2 S. 17—39 mit 6 Abb. im Text. — E. KLETNOVA Записка о метах и знаках собственности Вяземского уезда. ib. S. 40—42. — Behandelt die Kerbhölzer. Aus einem Vergleich mit dem schweizerischen Tessle schließt BOGDANOV, daß die russ. *birki* in engem Zusammenhang mit der Gemeindeorganisation der einzelnen Wirtschaftsgruppen stehen; das russische Wort *bírka* leitet BOGDANOV vom dän.-norw. *Birk* ‚Stammgut, Kreis' ab; die Russen haben es im 10.—11. Jahrh. von den Varägern gleichzeitig mit dem Worte *vira* zusammen mit dem dadurch bezeichneten Rechtsbegriff erhalten. — Vgl. hierzu den interessanten Aufsatz von D. ZOLOTAREV Карельские клейма. Известия Географического Общества 1924 S. 141—153.

Zur Untersuchung der Technologie der ältesten Zeiten ist an der Russischen Akademie für Geschichte der materiellen Kultur ein besonderes Institut der archäologischen Technologie begründet worden; seine praktische Aufgabe besteht im Schutz der Museumskollektionen vor zerstörenden Einflüssen. Bisher sind zwei Lieferungen von Publikationen dieses Instituts erschienen (1922 und 1924 8⁰ 193 und 54 S.).

d. *Kunst.* Da die Literatur über Volkskunst außerordentlich groß ist, werden hier nur einige der wichtigsten Arbeiten aufgezählt: A. NEKRASOV Русское народное искусство Moskau 1924 Staatsverlag 8⁰ 163 S, Architektur, Skulptur, Malerei. 100 Abb. im Text. Bibliographische Angaben fehlen. — V. VORONOV Крестьянское искусство Moskau 1924 Staatsverlag 8⁰ 139 S. und 4 Tafeln; im Text 101 Abbildungen von Gegenständen aus der Sammlung des Russischen Historischen Museums. — G. MALICKIJ Бытовые мотивы и сюжеты народного искусства (в росписи и резьбе). Kazan' 1923 4⁰ 43 S. 25 Abbildungen von Gegenständen des Russischen Historischen Museums.

IV. JEVDOKIMOV Север в истории русского искусства. Vologda Союз северных кооперативных союзов 1921 8⁰ 230 S. Eine Zusammenstellung von Angaben über Kunstdenkmäler in den Gouv. Vologda, Archangel'sk und Olonec, wo die Kirchenbaukunst in Holz seinerzeit

hoch entwickelt war. Außer den Kirchen werden auch Gutshäuser beschrieben. In besonderen Kapiteln wird über Kirchengemälde, Schnitzereien, Kacheln und Spitzen gehandelt. Zum Schluß wird ein Verzeichnis von Büchern und Aufsätzen über die russische Kunst im Norden gegeben. Das Buch enthält viele Abbildungen, aber noch mehr überflüssige Betrachtungen. — A. NEKRASOV Великий Новгород и его художественная жизнь. Moskau 1924. Ders. Древний Псков и его художественная жизнь. Moskau 1923. Ders. Древние подмосковные — Александрова Слобода, Коломенское, Измайлово. Moskau 1923. Ders. Очерки декоративного искусства древней Руси. Moskau 1924.

V. KOṔATKEVIČ Олонецкая художественная старина. Petrozavodsk 1914 14 S. (= Известия Общества изучения Олонецкой губ. 1914 No. 5). — D. BOLDYREV-KAZARIN Народное искусство в Сибири, Сибирская Живая Старина II. 1924 S. 5—20 und 2 Tafeln farbiger Muster. Ders. Sibirica в искусстве. Красные Зори. 1923 No. 5. — B. PETRI Народное искусство в Сибири. Вопросы собирания и изучения. Irkutsk 1923 S. 30.

Eine ganze Reihe kunsthistorischer Aufsätze ist auch in folgenden Veröffentlichungen erschienen: Казанский Музейный Вестник 1922 ff.; Казанский Библиофил; Известия Общества Археологии, Истории и Этнографии при Казанском Университете (z. B. Bd. XXX [1920] No. 4, S. 425—441: P. DUĹSKIJ Классицизм в казанском зодчестве); Известия Общества Графических Искусств (1916); Среди коллекционеров (1922—1924) u. a.

1914 erschien die 12. Ergänzungslieferung der Prachtausgabe von A. BOBRINSKIJ Народные русские деревянные изделия, предметы домашнего хозяйственного и отчасти церковного обихода (37 Tafeln No. 164—200) und Русское народное искусство на второй всероссийской кустарной выставке в 1913 году hgb. von Главное Управление Землеустройства и Земледелия.

Ukrainische Kunst: TH. SCHMITT Искусство древней Руси Украины. Char'kov 1919. Verlag Союз 8⁰ 111 S. und 25 Tafeln. Architektur von Tmutarakan', Kiev, Černigov, Malerei, Skulptur, Email, Literaturübersicht. — M. GOLUBEC' Українське мистецтво. Вступ до історії. Lemberg-Kiev 1917 8⁰ 31 S. mit Illustrationen. — S. TARANUŠENKO Пам'ятки мистецтва старої Слобожанщини. Char'kov sine anno 8⁰ 114 Tafeln mit Abbildungen verschiedener Kunstdenkmäler; der erläuternde Text ist bisher noch nicht erschienen. Ders. Відчитна виставка за 1923 рік Char'kov 1924 16⁰ 29 S. Mitteilungen über das Museum für ukrainische Kunst in Charkov; ukrainische килими (Teppiche) mit Abbildungen. Ders. Анкетний листок для складання регістраційних описів пам'яток старинного деревляного будівництва. — V. ŠČERBAKIVŚKYJ Ілюзійне підвищення внутрішньої височости українських церков. Kiev 1914. — N. MAKARENKO Древнейший памятник искусства Переяславского княжества. Сборник статей в честь графини П. С. Уваровой. Moskau 1916 S. 373—404 mit 19 Abbildungen.

M. Hrinčenko Історія української музики. Kiev 1922 16⁰ 278 S. enthält u. a. eine Literaturübersicht zur ukrainischen Volksmusik. Eine ganze Menge Material hierüber bietet auch die jetzt in Kiev erscheinende Zeitschrift Музика.

Ukrainische volkstümliche Choreographie. V. Verchovyneć (Kostin) Теорія народнього українського танка. 1. Aufl. mit Abbildungen. Kiev Kolos 1919 4⁰ 48 S. 2. erweiterte Auflage mit Zeichnungen von P. Butko Poltava 1920 4⁰ 79 S. und 19 Tafeln.

e. *Museumskunde.* N. Mogil'anskij Областной или местный музей, как тип культурного учреждения. Живая Старина 1916 No. 4 S. 303—326; im Anhang eine Übersicht der Literatur über Museen (155 Nummern). — Th. Schmitt Исторические, Этнографические, художественные музеи. Очерк истории и теории музейного дела. Char'kov 1916 16⁰ 103 S. — V. Bogdanov Музейная техника краеведения. Vologda 1923 8⁰ 47 S. — B. Adler Всероссийский Центральный Этнографический Музей в Москве. Известия Общества Истории, Археологии и Этнографии при Казанском Университете XXX 1920 No. 4 S. 465—493. — Этнографический отдел Русского Музея. Petersburg 1923 16⁰ 48 S.; Geschichte und Struktur der 1923 neu eröffneten Ethnographischen Abteilung, der reichsten volkskundlichen Sammlung im heutigen Rußland.

Über weitere Literatur zum Museumswesen, die übrigens sehr reichhaltig ist, vgl. die Ztschr. Казанский Музейный Вестник, die in den Jahren 1920—1923 von P. Dul'skij in Kazan' herausgegeben wurde. Ein Verzeichnis der darin im Laufe der ersten drei Jahre erschienenen Aufsätze enthält No. 2 (1922) S. 325—333.

Nachträge zu I—III.

I *Ethnographische Karten.* Von der „Kommission zur Erforschung der Nationalitätenverhältnisse Rußlands" an der Russ. Akademie der Wissenschaften wurde außer den oben genannten (I 191—192) noch eine ethnographische Karte von Bessarabien (Maßstab 10 Werst = 1 Zoll) herausgegeben, die L. Berg zusammengestellt hat und dem Andenken Al. Sachmatov's gewidmet hat. Der Karte sind Erläuterungen von L. Berg unter dem Titel Население Бессарабии. Этнографический состав и численность. Petersburg 1923 8⁰ 59 S. beigefügt. Es werden darauf die Verhältnisse von 1907 dargestellt. Als Quelle diente das Buch von V. Butović (vgl. darüber oben I 192), dessen Mitteilungen L. Berg nach verschiedenen anderen Veröffentlichungen nachgeprüft und für durchaus zuverlässig befunden hat. — Sowohl auf der Karte von Berg als auch auf der ethnographischen Karte der Weißrussen von E. Karskij wird die jetzt von der Kommission angenommene Farbenskala zur Bezeichnung der einzelnen Volksstämme noch nicht angewandt. Diese Skala wurde erst 1924 von der Kommission in einem Sonderdruck Шкала цветных обозначений

народностей на картах, издаваемых Комиссией. Petersburg 1924 8⁰ 7 S. + 5 Tafeln behandelt.

Als vorbereitendes Material für die Zusammenstellung von Nationalitätenkarten gab die Kommission ferner heraus: 1. S. PATKANOV (†) Список народностей Сибири. Petersburg 1923 8⁰ 15. Im Anhang handelt A. SAMOJLOVIČ über das Verzeichnis der sibirischen Türkstämme und V. JOCHELSON über die Volksstämme von Nordost-Sibirien. 2—4. Drei Bücher von N. MARR über den Kaukasus: Племенной состав населения Кавказа. Классификация народов Кавказа; рабочий проспект. Petersburg 1920 8⁰ 64 S. — Кавказские племенные названия и местные параллели. Petersburg 1922 8⁰ 39 S. — „Талыши", к вопросу об их национальном самоопределении. Petersburg 1922 8⁰ 24 S. mit Literaturangabe über die Talyši (im Gouv. Baku, Kr. Lenkoran').

Von Arbeiten über diese Frage, die vor der Begründung der Kommission erschienen sind, müssen hier erwähnt werden: S. PATKANOV Проект составления племенной карты России. Живая Старина 1915 No. 3 S. 217—244 und A. MAKSIMOV Какие народы живут в России. Справочное издание. Moskau, Кооперативное Издательство 1919 8⁰ 125 S.

II. *Bibliographien.* Von den vielen bibliographischen Werken sollen hier nur die allerwichtigsten notiert werden. Die Bibliographie über Sibirien ist bereichert worden durch die Werke von V. KOSOVANOV Библиография Приенисейского края. 1612—1923 Bd. III. Филология, чистые науки и прикладные знания. Krasnojarsk 1923 8⁰ 296 S. — Z. MATVEEV Периодическая печать на Дальнем Востоке в период революции 1917—1922 г. Vladivostok 1923 8⁰ 22 S. (aus den Известия Приморского Губернского Архивного Бюро. Lief. 3). — P. CHOROŠICH Якуты. Опыт указателя историко-этнологической литературы о якутской народности hgb. E. PEKARSKIJ. Irkutsk 1924 8⁰ 24 S.

Zur Bibliographie des Kaukasus sind zwei neue umfangreiche Werke erschienen: A. BAGRIJ Материалы для библиографии Азербейджана. Lief. 1, 2 Baku. Дом Работников Просвещения 1924—1925 8⁰ 78 + 66 S. Obgleich es sich hierbei um eine vorbereitende, als Manuskript gedruckte Ausgabe handelt, so zeichnet sie sich dennoch in ihrem russischen Teil durch große Vollständigkeit aus; weniger gut wird die in fremden Sprachen erschienene Literatur angegeben. In der zweiten Lieferung umfaßt der Abschnitt über Ethnographie, Literatur, Bildung 939, derjenige über Geschichte und Archäologie 720 Nummern. Die erste Lieferung enthält: Indices, Aufsätze allgemeinen Inhalts, Geographie und Reisebeschreibungen; Baku.

Грузинская библиография. Указатель к статьям и материялам в грузинской периодической печати 1852—1910. Языкознание, этнография, география, археология, история, народная словесность и древняя литература Petersburg 1916 8⁰ 160 wurde in den Jahren 1908—1913 von der Georgischen wissenschaftlichen Studentenvereini-

gung an der Petersburger Universität zusammengestellt und unter der Redaktion von J. Kipšidze von der Akademie der Wissenschaften herausgegeben. Das Buch umfaßt 2462 Nummern.

Wie es auch früher der Fall war, steht die Erforschung von Zentralrußland hinter derjenigen der Randgebiete zurück. Für dieses Gebiet läßt sich nur das umfangreiche Werk von N. Ogurcov anführen: Опыт местной библиографии. Ярославский край 1718—1924. Mit einem Vorwort von V. Bočkareva. Jaroslavl' 1924 8⁰ XV + 448 S. Von den fünf Abschnitten des Buches trägt der zweite den Titel Население в прошлом и настоящем, его быт и занятия, der dritte Общественная деятельность населения и его культурная обстановка. — J. Šumskij Указатель литературы о Солигаличском крае. Soligalič 1923 8⁰ 15 S. (aus Труды Солигаличского Отделения Костромского Научного Общества). — Die zweite Lieferung der Материалы по библиографии Костромского края von V. Smirnov und N. Umnov (über die erste Lieferung vgl. oben I 194) behandelt die Anthropologie und Ethnographie und ist bereits 1925 in Kostroma erschienen. — Im Anhang zu der in Vologda erscheinenden Zeitschrift Север gaben 1923 und 1924 V. Jel'cov und N. Il'jinskij eine Bibliographie des Nordens heraus; No. 1 1923 S. 21 handelt über die Ethnographie; die Auswahl der Bücher ist eine recht zufällige.

Die zahlreichen kleineren Arbeiten zur heimatkundlichen Bibliographie sollen hier nicht erwähnt werden.

III. *Werke allgemeinen Inhalts.* Der III. Band der Известия Российской Академии Истории Материальной Культуры. Petersburg 1924 S. 1—32 bietet den Aufsatz von D. Zolotarev Работы Этнологической экспедиции в Тверской и Рыбинской губерниях. Ein kurzer Bericht über diese Expedition war bereits früher in der Zeitschrift Краеведение No. 1 1923 S. 56—59 von S. Jeremin erschienen. Im Jahre 1921 beschränkte sich die Expedition nur auf die Erforschung des Kreises Bežeck, 1922 berücksichtigte sie auch gleichzeitig die benachbarten Kreise Mologa, Vesjegonsk und Krasnyj Cholm. Die Untersuchungen erstreckten sich sowohl auf die großrussische wie auch auf die karelische Bevölkerung und zwar auf ihre Sprache, Volksdichtung, materielle Kultur und Anthropologie. Das von der Kommission gesammelte Material ist umfangreich, aber vorläufig noch nicht veröffentlicht. Zolotarev und Jeremin geben hauptsächlich die Geschichte der Expedition, wobei dem Aufsatz von Zolotarev eine Kartenskizze und 4 Abbildungen von Gebäuden und Fuhrwerken beigefügt sind. — In den Труды Северной Научно-Промысловой экспедиции (Lief. 9 1921) erschien der Aufsatz von V. Bogoraz Новые задачи Российской этнографии в полярных областях (8⁰ 30 S. und Karte; mir unzugänglich). — 1922 gab D. Travin in Archangel'sk die Broschüre Опись коллекций, собранных Печорским Этнографическим Отрядом в 1921 г. на Печоре (16⁰ 35 S.; mir unzugänglich) heraus.

Von den volkskundlichen Beschreibungen der einzelnen groß-

russischen Gebiete ist zu erwähnen: M. JEDEMSKIJ Этнологические наблюдения в Пинежском крае Архангельской губ. в 1921 году; из путевых заметок. Ztschr. Север 1923 No. 3—4 S. 197—214. Es wird darin über Sprache, Wohnung, Kleidung, Speise, Volksbelustigungen gehandelt; einiges auch über Lieder und Spiele gesagt. Dieser Aufsatz ist besonders beachtenswert, da er die Möglichkeit gibt, das heutige Pinegaer Dorfleben mit demjenigen von 1870 zu vergleichen, das P. JEFIMENKO beschrieben hat. — Ferner: V. DANILOV Кадниковский уезд Вологодской губернии. Очерк истории, географии, промышленности и быта населения. Zschr. Север 1923 No. 3—4 S. 215—262; beschrieben werden Beschäftigungen, Aberglauben, einige Sitten; die meisten Tatsachen beziehen sich auf die Geschichte des Gebietes. Die Arbeit ist fast nur auf gedrucktem Material aufgebaut.

Das Buch Деревня при Нэп'е[1]) mit einem Vorwort von L. SOSNOVSKIJ. Moskau 1924 8° 104 S. Verlag Красная Новь gibt dem Volkskundler weniger als man dem Titel nach erwarten könnte. Es besteht aus Briefen einzelner Bauern, jedoch alle handeln nur über die eine Frage: wer ist ein Schmarotzer (кулак), wer ein Arbeiter?

Ein Programm des volkskundlichen Unterrichts in der Grundschule gibt M. FENOMENOV Изучение быта деревни в школе. Moskau S.-A. 16° 120 S.; die 2. Aufl. erschien 1925.

In der Organisation der heimatkundlichen Institutionen ist eine Veränderung vorgenommen worden. Im Dezember 1924 fand in Moskau die 2. allrussische Konferenz für Heimatkunde statt. Es wurde beschlossen, daß das Zentralbureau für Heimatkunde nicht mehr an der russischen Akademie der Wissenschaften bestehen soll, sondern am „Glavnauk" (eine Abteilung des „Volkskommissariats" für Volksbildung). Ferner ist es nunmehr eine Institution der Russischen (Moskauer) Föderativen Republik, nicht mehr eine des ganzen Bundes der Sowjetrepubliken. Über die Arbeiten und Bestimmungen der Konferenz wird berichtet im Дневник 2-й всесоюзной конференции по краеведению No. 1—4 (9.—14. Dez. 1924). — Das Zentralbureau befindet sich in Petersburg und hat keine Abteilung in Moskau; den Vorsitz behielt S. OLDENBURG.

Zur historischen Volkskunde Rußlands ist eine Veröffentlichung erschienen: Очерки по истории колонизации Севера. Lief. 1 und 2. Petersburg 1922 8° 76 und 136 S. nebst Karte, sie enthält Aufsätze von S. PLATONOV, A. ANDREEV, G. ČIRKIN, V. DRUŽININ, S. BACHRUŠIN. — Die alte Zeit behandelt A. SOBOLEVSKIJ Русско-скифские этюды. Известия XXVI (1921) S. 1—44 und XXVII (1922) S. 252—332. Es werden darin eine Reihe sehr kühner, stets aber geistreicher und interessanter Hypothesen geboten.

Unter anderm wird von SOB. der Fluß-, späterhin auch Ortsname Moskau übersetzt als „starke Treiberin, Jägerin", was dem schnellen

1) *н*овая *э*кономическая *п*олитика Советской России.

Flußlauf entsprecher würde. Der Verf. führt den Namen auf avest. *ama-* ‚Kraft, stark‘ und altpers. *saka-* ‚Treiber, Jäger‘ zurück. — Eine andere Etymologie hat dafür G. Il'jinskij Известия 1922, 601—604 vorgelegt; er leitet Moskau von urslav. **mosk* ‚sumpfig, morastig seiend‘ ab, und es soll heißen: ‚ein Fluß, der durch sumpfige, morastige Gegenden fließt‘. — Schließlich bietet L. Berg О происхождении названия Москвы. Географ. Вестник II No. 304 S. 5—10 auf Grund der Untersuchungen von N. Marr eine neue Etymologie: fin. *va* ‚Wasser, Fluß‘ und der japhetitische Stamm *mosk*, der sehr verbreitete Volksname der Moschoi, die nach den Untersuchungen von N. Marr einst in Europa weit verbreitet waren.

Aus der ukrainischen volkskundlichen Literatur ist folgendes zu nennen: L. Berg Бессарабия. Страна, люди, хозяйство. Petersburg 1918 Verlag Огни 8⁰ 242 S. nebst Karte. Außer einer Beschreibung der Moldauer und Bulgaren werden darin auch Mitteilungen über die bessarabischen Ukrainer geboten mit Illustrationen nach Photographien des Russischen Museums (S. 106—122).

Ende 1924 erschien in Kiev die 2. Nummer des Бюлетень Комісії Краезнавства (ukrainisch 8⁰ 15 S.), herausgegeben von der ukrainischen Akademie der Wissenschaften. Im Bulletin werden keine volkskundlichen Aufsätze gegeben, sondern nur Mitteilungen über die heimatkundliche ukrainische Literatur, Museen und andere Institutionen.

Charkow D. Zelenin

Das Ukrainische in neueren Darstellungen russischer Mundarten

Der vorliegende Aufsatz setzt sich zum Ziel, die im Moskauer Опыт [1]) gebotene Dialektbeschreibung des ukrainischen [2]) Sprachgebiets

1) Н. Н. Дурново, Н. Н. Соколов и Д. Н. Ушаков Опыт диалектологической карты русского языка въ Европе с приложением очерка русской диалектологии, Moskau 1915 (= Труды Московск. Диалект. Коммиссии. Lief. 5).

2) Wie es in der ukrainischen Philologie üblich ist, vermeide ich bewußt den Terminus „kleinrussisch“ und ersetze ihn überall durch „ukrainisch“. Die hier „nordukrainisch“ und „südukrainisch“ genannten Dialekte entsprechen daher den „nordkleinrussischen“ und „südkleinrussischen“ des Опыт. Obgleich die letzten zwei Bezeichnungen wie auch der allgemeine Terminus „kleinrussisch“ als Überreste des früheren politischen Regimes in der russ. Philologie traditionell geworden sind, lassen sich doch keinerlei ernstliche Gründe dafür anführen, warum man diese veralteten, auf eine künstliche, gelehrte Entstehung zurückgehenden Be-

kritisch zu behandeln. Obgleich fast zehn Jahre seit dem Erscheinen dieses Werkes vergangen sind, ist es infolge der ungünstigen Verhältnisse der Kriegszeit doch noch nicht genügend eingehend und allseitig besprochen worden. Sieht man von den kurzen Bemerkungen darüber von R. Jakobson und P. Bogatyrev in Славянская филология в России за гг. 1914—1921, Slavia I 1 ab, so ist es außerhalb Rußlands noch gar nicht besprochen worden. In den wenigen, in russ. Ausgaben[1]) erschienenen Besprechungen vermißt man eine detaillierte, kritische Beurteilung des Очерк, hauptsächlich aber des Kapitels über die „kleinrussische Mundart". Dabei stellt das genannte Werk eine, wenn auch nur provisorische Synthese der von einer ganzen Kommission gesammelten Dialekttatsachen dar; es ist das Resultat langjähriger Arbeit, zusammengestellt von dreien ihrer rührigsten Mitglieder, von denen D. Ušakov und N. Durnovo noch heute eine leitende Stellung darin haben. Das Werk ist für einen breiten Leserkreis angelegt und trägt bis zu einem gewissen Grade einen programmatischen Charakter (vgl. das Vorwort), in der Absicht weiteren Untersuchungen auf diesem Gebiet Richtlinien zu geben. Besonders wertvoll ist diese Veröffentlichung für die grr. Dialektforschung, weil auf der ihr beigefügten Karte, abgesehen von ihrer Bedeutung für alle russ. Sprachen — die Karten dieser Art in früheren Ausgaben beruhten auf Vorarbeiten derselben Kommission (vgl. die Anm. im Vorwort S. V.) — zum ersten Mal das grr. Sprachgebiet Berücksichtigung findet. Die ukr. und wr. Dialektverhältnisse hat man bereits früher versucht kartographisch darzustellen (K. Mychal'čuk Карта Южно-Русских наречий и говоров 1871 im Aufsatz Наречия, поднаречия и говоры Южной России в связи с наречиями Галичины. — Труды Этногр.-Статист. экспедиции въ Зап. Русск. край. Материалы

—

zeichnungen statt des lebenden nationalen Namens Ukraina und des von ihm abgeleiteten Adjektivs „ukrainisch" gebrauchen sollte. Der Einwand, daß die Termini „nordukrainisch" und „südukrainisch" nicht eindeutig wären, weil man darunter sowohl die „nordkleinrussischen" und „südkleinrussischen" im allgemeinen als auch die nördlichen und südlichen Dialekte der „südkleinrussischen" Mundart verstehen könnte, scheint mir nicht stichhaltig zu sein (Очерк 108 Anm. 212). Wie es aus dem Weiteren hervorgeht, wird überhaupt die Einteilung des Südukrainischen („Südkleinrussischen") in nördliche und südliche Dialekte durch die zwischen ihnen bestehenden Beziehungen nicht gerechtfertigt. Um aber jeglichem Mißverständnis vorzubeugen, schließe ich an Stellen, wo ich die Termini „kleinrussisch", „nordkleinrussisch", „südkleinrussisch" beibehalte (bei genaueren Wiedergaben des Очерк), dieselben stets in Anführungsstriche ein.

1) Außer den im Vorwort zum Очерк erwähnten Besprechungen der Karte vgl. die Rezension von R. Jakobson Этнографическое Обозрение 1916 N. 1—2 und einige Äußerungen zum Очерк und der Karte bei E. Budde Научное значение „Диалектологических Разысканий" последнего времени. Известия XXIII (1918) 2.

П. Чубинскаго Bd. VII Lief. 2 Petersburg 1877 und die Karte der wr. Dialekte bei E. Karskij Белорусы Bd. I Warschau 1903)[1]).

§ 1. Wie zu erwarten war, steht das Grr. (S. 11—47) im Mittelpunkt der Untersuchung, weniger Beachtung und Raum hat man dem Weißr. (S. 47—58) und Ukr. (S. 58—75) geschenkt. Natürlich läßt sich aber der Wert des einen oder anderen Abschnittes nicht nach der dem Dialekt zugewiesenen Zahl von Druckseiten bemessen. Ausschlaggebend ist lediglich die Ausführlichkeit bei der Charakteristik des Dialektes, die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der mitgeteilten Tatsachen, die gleichmäßige Behandlung des dialektischen Materials innerhalb einer jeden der genannten Gruppen und unmittelbare praktische Bekanntschaft des Verf. mit dem von ihm charakterisierten Gebiet. Nur dann hat er die Möglichkeit, sich leicht in ungenauen, oft sogar sehr zweifelhaften Dialektaufzeichnungen zu orientieren. Und unter diesem Gesichtspunkt muß man die Charakteristik des Ukrainischen im Очерк, wenn man sie mit derjenigen der anderen vergleicht, als am wenigsten gelungen bezeichnen. Alle drei Verfasser des Очерк sind hervorragende Forscher auf dem Gebiet der grr. Dialektologie, worüber ein jeder von ihnen eine Anzahl selbständiger Arbeiten und Untersuchungen veröffentlicht hat, der verstorbene N. Sokolov hat außerdem noch über wr. Dialekte gearbeitet. Für eine Dialektuntersuchung des wr. Stammes hat ferner E. Karskij in seinen kürzlich erschienenen Werken wichtige Vorarbeiten geleistet. Was die ukr. Dialekte anbelangt, so standen sie nicht wie die anderen im Mittelpunkt der Betrachtung für die Verfasser. Die Beschreibung der ukr. Dialekte beruht hauptsächlich auf bereits früher veröffentlichten Dialektarbeiten und -materialien. An eigenem Material über das ukr. Sprachgebiet stand der Kommission, wie aus den Anmerkungen zum Text hervorgeht, auch nicht allzuviel zur Verfügung. So ersehen wir aus dem Vorwort, daß Programme zum Sammeln von südgrr. und nordgrr. Dialekteigentümlichkeiten bereits in 2. Auflage gedruckt werden, während das entsprechende ukr. Programm noch gar nicht erschienen ist. Schon dieser Umstand allein beweist, daß die Kommission weder im Besitz von einigermaßen vollständigem, noch systematisch gesammeltem Material über die ukr. Dialekte war. Daher konnten die Verfasser bei den einzelnen Teilen des Очерк nicht unter gleich günstigen Bedingungen arbeiten. Am ungünstigsten lagen dieselben für das Ukrainische. Es darf daher nicht wundernehmen, daß die Charak-

1) Aus dem vor kurzem erschienenen, mir erst nach Abfassung dieser Besprechung zugänglich gewordenen Buch von Durnovo Очерк истории русского языка. Moskau-Petersburg 1924 geht hervor, daß die allgemeine Auffassung der Dialektverhältnisse und die wichtigsten Einzelheiten in der Dialektbeschreibung der einzelnen russ. Sprachen bei Durnovo die gleichen geblieben sind wie im Очерк русск. диалектологии (vgl. Очерк ист. русск. яз. 69—100). Dieser Umstand bestärkt mich noch mehr darin, daß diese verspätete Besprechung am Platz ist.

teristik dieses Gebietes weniger gelungen ist als die der anderen. Natürlich darf dieses, wie aus dem Gesagten bereits hervorging, auf keinen Fall den Verfassern des Очерк zur Last gelegt werden. Schuld daran ist die allgemeine schwierige Lage, in der sich die ukr. Wissenschaft in Rußland befand. Die politischen Strömungen, die auf eine Einheit des russ. Volkes und der russ. Sprache hinzielten, hemmten im Laufe mehrerer Jahrzehnte die ukr. Forschungen. Als unmittelbare Folge hiervon ergibt sich, daß in dialektischer Beziehung das vom ukr. Volk besiedelte Gebiet weniger als die übrigen slav. untersucht worden ist. Die den Verfassern des Очерк zur Verfügung stehenden Tatsachen reichten nicht aus, um mehr oder weniger genau die Grenzen des ukr. Sprachgebietes zu bestimmen, die Übergangsdialekte vom Ukr. zum Weißruss., ferner vom Ukr. zum Großruss. abzugrenzen, auch nicht um die Verbreitung der hauptsächlichsten Dialektgruppen des Ukr. anzugeben, wie es für das Großruss. bereits gemacht worden ist. Aus dem folgenden wird zu ersehen sein, daß das Material nicht einmal genügte, um die verworrene Frage nach der Einteilung der ukr. Dialekte in Gruppen zu entscheiden und eine einwandfreie Lösung zu bieten. Zum Teil haben es die Verfasser des Очерк auch nicht verstanden, das ihnen zur Verfügung stehende Material hierfür ganz auszuwerten. Sie hingen mitunter allzu stark von den in der russ. Philologie traditionellen Ansichten ab und konnten daher nur eine Arbeit von kompilatorischem Charakter liefern. Dieses ist der allgemeine Eindruck, den der ukr. Dialektforscher von der Charakteristik des „Kleinrussischen“ im Очерк empfängt. Im weiteren soll diese Ansicht näher begründet werden.

§ 2. Entsprechend der allgemeinen Anlage des Очерк finden wir im Abschnitt „Малорусское наречие“ die Bestimmung der Grenzen des ukr. Sprachgebietes (§ 69), eine Übersicht über die allen ukr. Dialekten gemeinsamen Eigentümlichkeiten (§ 70), eine Einteilung der ukr. Dialekte in Gruppen, deren d r e i festgestellt werden, mit Angabe ihrer Grenzen (§ 71, 72); ferner die Beschreibung einer jeden der festgestellten Gruppen und ihrer Unterabteilungen: der südukr. (§ 73—75), nordukr. (§ 76—79) und karpaten-ugr. (§ 80—85) Gruppe. Den Schluß bilden Mitteilungen über die auf ukr. Grundlage beruhenden Übergangsdialekte (§ 86—90). Getrennt vom Text werden im Anhang ausführliche Anmerkungen dazu mit Ergänzungen, Erläuterungen und Quellenangaben gegeben. Auf den uns hier interessierenden Abschnitt beziehen sich die Anmerkungen 195—267 (S. 104—120). Diese Reihenfolge wird auch in vorliegender Besprechung eingehalten. Gelegentlich sollen auch einige Fragen gestreift werden, die sich aus den allgemeinen, sich auf das ganze russ. Sprachgebiet beziehenden Thesen (§§ 1—12 des Очерк) ergeben, soweit eine Dialektbetrachtung des ukr. Gebietes Gelegenheit zu einer Kritik dieser Thesen bietet.

§ 3. Bei dem heutigen Stande der Dialektforschung ist es natürlich unmöglich, die genauen G r e n z e n d e s u k r. S p r a c h g e b i e t e s anzugeben. Auch die Verfasser des Очерк verweisen oft auf die Un-

zulänglichkeit des Materials (Anm. 13, 14). Für die Bestimmung der Grenzen zwischen ukr. und wr. Dialekten sind außer den Arbeiten von Mychal'čuk und Karskij diejenigen von N. Sokolov (Поездка в Белоруссию. РФВ. 1909 3—4 und in den unveröffentlichten Materialien der Kommission) zugrunde gelegt, ferner die nicht veröffentlichten Antworten auf das kurze Programm der russ. Akademie. Hieraus erklärt sich, daß die Verfasser bisweilen von Mychal'čuk und Karskij, hauptsächlich in der Zuordnung der Grenzdialekte, abweichen: während Karskij sie zum wr. Gebiet rechnet, hält der Очерк sie für Übergangsdialekte mit nordukr. Grundlage. Da auf Grund des vorhandenen Materials eine genaue Bestimmung der Grenze gegen das Großruss. unmöglich ist, wird sie nur ungefähr gegeben. Diese annähernde Grenzbestimmung ist mitunter aber bedenklich. Warum ist z. B. die Dialektgrenze zwischen ukr. und grr. Gebiet im äußersten Süd-Osten abhängig gemacht von der administrativen Gouvernementseinteilung? Als grr. wird das ganze Gebiet von Stavropol' und am Terek bezeichnet, als ukr. das Schwarzmeer- und Kuban'gebiet. Aus der ethnographischen Karte des Slaventums von Niederle (Обозрение современного славянства. Энцикл. Слав. Фил. Lief. 2. Petersburg 1909) geht doch hervor, daß ein bedeutender Teil des Stavropol'schen Gouvernements in ethnographischer Hinsicht ukrainisch ist. Nach der Zählung von 1900 wohnen dort 479 000 Ukrainer Diese Tatsache wird im Очерк nicht einmal erwähnt. Was diese Ungenauigkeit hervorrief, bleibt unklar. Im allgemeinen muß festgestellt werden, daß im Süd-Osten das ukr. Gebiet zu Gunsten des grr. eingeengt worden ist. Gleiches trifft für das Dongebiet zu, wo die Kreise Taganrog, Rostov und die westliche Hälfte desjenigen von Čerkask ukr. Dialektgebiet sein sollen. Auf der ethnographischen Karte von Niederle und der von Mychal'čuk ist es jedoch größer. Der oben angeführte Fall, Dialektgrenzen durch administrative zu ersetzen, steht im Очерк nicht vereinzelt da. Weiter unten soll auf analoge Fälle auch bei Grenzbestimmungen zwischen den einzelnen ukr. Dialektgruppen hingewiesen werden.

§ 4. Der § 70 enthält eine Übersicht der allen rein-ukr. Dialekten, d. h. „dem Kleinrussischen ohne Übergangsdialekte" gemeinsamen Merkmale. Mehr als an den anderen Stellen macht es sich hier fühlbar, daß am Очерк kein ukr. Dialektforscher mitgearbeitet hat. Dieses zeigt sich nicht nur in ungenauen Formulierungen und Inkonsequenzen bei der Auswahl der charakteristischen Merkmale, sondern auch in elementaren Verstößen gegen die ukr. Sprache und unglücklicher Auswahl der Beispiele. Punkt 6 handelt z. B. vom Ausfall des unsilbischen *i̯* zwischen Vokalen und der darauf erfolgten Kontraktion. Als Beispiele, die diese Erscheinung veranschaulichen sollen, werden außer den Nom. sg. fem. *dóbra*, *stára* und neutr. *dóbre*, *málé*, *take* Verbalformen auf *aju*: *pïtáš*, *pïtá*[1]) gegeben. Kontrahierte Formen dieses Typus von

1) In der ukrainischen Transkription des Очерк weist *ï* nach

Verben auf *-aju* sind nicht einmal für die 3. sing. gemeinukr., geschweige denn für die 2. sing., diese letztere ist dialektisch und wenig verbreitet; sie kommt nur im Ugroruss., zum Teil im Galiz. vor, ferner in den Übergangsdialekten zum Weißruss. und ist dem Ukr. in seiner Gesamtheit fremd. Im Punkt 12 heißt es, daß die weichen Labialen im Wortauslaut erhärtet sind, vor *a* jedoch die Verbindung harter Labial + j ergeben haben. Die gleiche Erscheinung tritt aber nicht nur vor *a* ein, sondern auch vor *o*, *u*, wenn auch diese Verbindungen jünger sind: *śímju* (Dat. sg. von *śímja* ‚der Samen'). In den Dialekten des Polesje muß nach Labialen ein j unbedingt auch vor einem Diphthong aus *ē* aufkommen, wenn darauf eine Silbe mit ъ folgt (ich bezeichne ihn durch ъ : *pjъk*, *zau̯jsu̯*, *zamjsu̯* usw.). Gleiches gilt für die ugr.-russ. Dialekte vgl. O. Broch Угрорусское наречие с. Убли. Petersburg 1900 S. 30: *zami̯úu̯*, *uvi̯úu̯*, *zavi̯úu̯* u. a. Punkt 15 lautet: *c* ist im allgemeinen weich, wird aber vor *e* erhärtet. Jedoch auch vor altem *i* ist *c* hart geworden. In Punkt 22 wird gesagt, daß die 3. sing. und plur. der Verba auf *-t́* auslaute. Natürlich gilt dies für die meisten ukr. Dialekte, da die Endung *-t* sich hauptsächlich nur in westukr. Dialekten findet; trotzalledem handelt es sich hierbei nicht um eine gemeinukr. Eigenart. Wenn von einer Charakteristik auch nicht eine so strenge Beschränkung auf gemeinukr. Merkmale im strengsten Sinne verlangt wird (vgl. z. B. noch Punkt 26 über das mit dem Verbum *-mu* zusammengesetzte Futurum, dem in der westl. Ukraina gewöhnlich eine Verbindung des Verbums *búdu* mit dem *l*-Partizip oder Infinitiv entspricht), so fragt man sich doch, warum in dieser Charakteristik des Ukrainischen der Wechsel von *y* und *i* nicht Erwähnung findet, obgleich er nur den ugroruss. und einigen wenigen Dialekten des Podl'ašje fehlt. Der Wechsel von *y* und *i* kann mit dem gleichen Recht als gemeinukr. Eigenart hingestellt werden wie z. B. *-oi̯* für *-yi̯* (§ 14) als gemeingrr., vgl. Šachmatov Очерк др. пер. ист. рус. яз. § 527. In der Slavistik ist es übrigens auch angenommen, diese Erscheinung als charakteristisch für das Gemeinukr. zu halten. Punkt 9 formuliert ungenau den Wandel von *l* zu *u̯*, da diese Erscheinung innerhalb eines Wortes vor Konsonanten unterbleibt, auf die das Suffix *-ъk-* folgt, *hólka*, *kilká* (Gen. von *kilók*) usw. Schließlich muß die nicht immer glückliche Auswahl von Beispielen zur Veranschaulichung der einen oder anderen Erscheinung erwähnt werden. So ist z. B. die Aussprache *slïzá* (Punkt 5) im Ukrain. nicht üblich, obgleich sie von der Sprachgeschichte aus zu erwarten wäre. Augenscheinlich unter Einfluß des Nom. pl. *sl'ózï* lautet sie gewöhnlich *sl'ozá*; ganz unmöglich sind die Nom. pl. *kon'i͡e*, *host'i͡e* eines auf einen weichen Konsonanten ausgehenden Stammes (P. 19), weil sowohl im Nord- wie auch Südukr. einem unbetonten, auslautenden *-ě* gewöhnlich ein *-ï* entspricht. Man hätte Beispiele mit Endbetonung anführen sollen, wie

---

Konsonanten auf deren Palatalität hin; in lat. Transkription entspricht *ï* dem ukr. и.

konc'ie, pn'ie. Endlich muß noch erwähnt werden, daß die im Очерк angewandte Methode, Beispiele in der üblichen Orthographie anzuführen und phonetisch nur diejenigen Laute zu umschreiben, über die gehandelt wird (Vorwort S. V), für das Ukr. nur dann zulässig ist, wenn unter der allgemein angenommenen Orthographie und Literaturaussprache, ukr. Orthographie und ukr. Aussprache verstanden wird, nicht aber die russische, wie es im Очерк, trotz der Anm. auf S. 58, oft der Fall ist. Ferner sind Formulierungen vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus für die Beschreibung heutiger Sprachverhältnisse nicht immer anwendbar, um so weniger, wenn hierdurch allgemeine Zugänglichkeit angestrebt werden soll. Wohin diese Methoden, aufs Ukr. angewandt, führen können, geht aus den Beispielen für die Erhärtung von auslautenden Labialen (P. 12) hervor; z. B. *сем* (d. h. *sem!*) ist in keinem ukr. Dialekt möglich, weil im Ukr. ein *e* in solcher Stellung nicht erhalten bleiben kann, sondern diphthongisch wird. Daraus entstanden dann die heutigen Formen *сiем*, *сiм* (= *śiem*, *śim*). Gleiches gilt für die sg. Genetivendung *-oho* und *-eho* masc. und neutr. Adjektiva und Pronomina. Im heutigen Ukr. findet man die Endung *-eho* bei Adjektiva überhaupt nicht, bei den Pronomina kommt sie nur in westlichen, hauptsächlich galiz. Dialekten vor. Falls darunter *-'oho* gemeint sein sollte, wäre es erstens keine ukr. Orthographie und zweitens neben der Endung *-oho* überflüssig. Vgl. ferner die Schreibungen *нieчъ*, *нiчъ* (P. 1). Das ъ steht hier nach einem in der ukr. Aussprache gewöhnlich harten *č*, verstößt gegen die ukr. Orthographie, entspricht aber russ. Aussprache und russ. Orthographie. Auf Schritt und Tritt findet man ferner in den Beispielen Betonungen, die dem Ukr. fremd sind, jedoch charakteristisch für das Großruss., z. B. Nom. sg. vom fem. und neutr. Adjektiv *stára*, *mále* anstatt der im Ukr. einzig und allein möglichen Betonung *stará*, *malé* (P. 6). Ähnlichen Ungenauigkeiten begegnet man auch an anderen Stellen des Abschnitts bei der Darstellung der den einzelnen Dialektgruppen eigentümlichen Merkmale. So steht z. B. unter den Beispielen für den lautlichen Zusammenfall von *y* und *i* in südukr. Dialekten *sïnï̯* (§ 73, 3). Eine solche Aussprache ist nicht nur allen Dialekten dieser Gruppe gemeinsam, sondern auch die vorherrschende, weil die verbreitetsten unter ihnen, die Ostdialekte, eine weiche Adjektivdeklination beibehalten: *sïn'i̯i̯*, *tret'i̯i̯* u. ä. Neben den Beispielen *z'il'l'a*, *z'il'a* u. a., die die Aussprache langer oder kurzer weicher Konsonanten anstelle der Gruppe Kons. + j in den verschiedenen Dialekten veranschaulichen sollen, finden sich einige Male als analoge Beispiele *svïn'n'á — svïn'á*, *sud'd'á — sud'á* (§ 75, 2; § 77, 2). Theoretisch, vom Standpunkt der Sprachgeschichte ließe sich hier ein Parallelismus in der Aussprache der langen und kurzen weichen Konsonanten erwarten, praktisch aber erweisen sich die zwei letzten Beispiele als unglücklich gewählt. Unabhängig von der Aussprache der neutr. Substantiva auf *-ïje* lautet die allgemein verbreitete ukr. Aussprache *svïn'á* und daher ist dieses auch die einzig gebräuchliche schriftsprachliche Form. Was das zweite Wort

anbetrifft, so findet man in den westlichen Dialekten gewöhnlich *sudijá*, nicht *sud'í*. Unglücklich gewählt sind auch die Beispiele für *l* vor Konsonanten: *śils'kij*, *tilko* (Anm. 221), weil *l* gewöhnlich vor harten, während *l'* vor weichen Dentalen steht; letzteres wird auch vor Labialen und Hinterzungenlauten bewahrt: *sîlnij*, *salcé*, *bilš*, aber *sil'n'išij*, *sal'cá*, *stril'bá* usw. Natürlich wird durch die hier genannten Beispiele nicht alles erschöpft, was man über die nicht ausreichende Orientiertheit der Verf. über das Ukr. sagen könnte. Unerwähnt bleiben auch die vielen unzulänglichen, in der Dialektliteratur vorhandenen und darauf in den Очерк aufgenommenen Mitteilungen über ukr. Spracherscheinungen.

§ 5. Im folgenden soll über die Einteilung der ukr. Dialekte gehandelt werden. Infolge der ungenügenden Erforschung des Ukr. war diese Kardinalfrage der ukr. Dialektologie bisher noch nicht endgültig gelöst. Selbst in der Feststellung der hauptsächlichsten ukr. Dialektgruppen waren sich die Forscher nicht einig. In den diesbezüglichen Arbeiten finden sich ganz verschiedene, oft einander entgegengesetzte Lösungen. Den ersten Versuch einer systematischen Lösung dieser Frage unternahm K. MYCHAL'ČUK. Das ganze ukr. Sprachgebiet teilte er in drei Hauptgruppen ein: Polesje, Ukraina und Červonnaja Ruś (ruthenisch) auf Grund vieler, für eine jede von ihnen charakteristischer Spracheigentümlichkeiten. In einer allgemeinen Charakteristik wies er auf die gemeinsamen morphologischen Merkmale zwischen ukr. und poles. Dialekten hin im Gegensatz zu den ruthenischen. In lautlicher Hinsicht stellte er die ukr. und ruthenischen Dialekte zusammen, während er die Dialekte der Polesje eine Sonderstellung einnehmen ließ. Außerdem war er geneigt, die ukr. Dialekte für eine jüngere Bildung zu halten als die Dialekte der Polesje und die ruthenischen. Späterhin gab MYCHAL'ČUK im Aufsatz К южно-русской диалектологии. Kiev 1902, in einer Besprechung des Опыт. русск. диал. III Малорусское нар. von SOBOLEVSKIJ seine Ansicht auf und schloß sich SOBOLEVSKIJ an. Letzterer faßte die ukr. und ruthenischen Dialekte in eine Gruppe zusammen und stellte somit eine Zweiteilung fest: die nord- und südklr. Mundartengruppen. Für die Klassifikation der Dialekte benutzte SOBOLEVSKIJ als einziges Kriterium die Vertretungen von *ō*, *ē* in geschlossener Silbe. Dialekte, in denen diese Laute zu *i* wurden, zählte er zu den südlichen, diejenigen mit diphthongischen Reflexen oder mit Bewahrung der Monophthonge *u*, *y*, *ï*, *ü* usw. zu den nördlichen. Aus diesem Grunde gehört nach SOBOLEVSKIJ auch ein Teil der Karpatendialekte (der Lemken und transkarpatischen Ruthenen) zu den nördlichen, obgleich sie territorial von ihnen getrennt sind. Hierin liegt der methodologische Fehler von SOBOLEVSKIJ. In seiner Rezension erwähnt MYCHAL'ČUK diesen schwachen Punkt der Klassifikation von SOBOLEVSKIJ nicht, und als ganzes genommen hielt man sie in der russ. Philologie für „einen bedeutenden Fortschritt im Vergleich mit der Arbeit von K. MYCHAL'ČUK" (ŠACHMATOV Укр. жизнь 1914 IV 9). Aber die unnatürliche Verbindung der poles. mit

den ugr. Dialekten war allzu offensichtlich, um nicht zum Widerspruch zu reizen. So versuchte A. Krymśkyj, die ukr. Dialekte in östliche und westliche einzuteilen; eine Scheidung in Nord- und Süddialekte hielt er für nicht organisch und auf der Altertümlichkeit der poles. und karp.-ugr. Dialekte beruhend (A. Krymśkyj Украинская грамматика I Lief. 1 Moskau 1907. Eine ausführlichere Begründung seiner Ansicht versucht er in dem viel später erschienenen Buch Ol. (Al.) Šachmatov u. A. Krymśkyj Нариси з історії укр. мови та хрестоматія Kiev 1922, 91—93). Die von ihm zu gunsten seiner Einteilung angeführten Gründe beruhen hauptsächlich auf morphologischen und Akzentunterschieden zwischen den westlichen nnd östlichen ukr. Dialekten. Der Versuch von Krymśkyj hatte jedoch keinen Erfolg. Im lithographierten Курс истории русского языка I Petersburg 1910—1911 S. 175 behält Šachmatov die Teilung in Nord- und Süddialekte bei und faßt die karp.-ugr. zu einer besonderen Gruppe zusammen. So verfahren auch die Verf. des Очерк, indem sie die vor kurzem vorgeschlagene Klassifikation von Zilynśkyj (Проба упорядкованя укр. говорів. ЗНТШ 117—118) ablehnen. Gleich Sobolevskij hatte Z. die poles., podl'aš. und karp.-ugr. Dialekte zu einer nordwestl. Gruppe zusammengeschlossen, der er eine südöstl., alle anderen Dialekte umfassende gegenüberstellte. Allerdings fällt das Gebiet der nordwestl. Gruppe von Zilynśkyj nicht mit der nördl. von Sobolevskij zusammen, weil Z. seiner Einteilung ein anderes Prinzip, nämlich die verschiedene Artikulationsbasis zugrunde legt: in den nordwestl. Dialekten sei sie eine mehr hintere, in den südöstlichen eine mehr vordere. Die mehr nach hinten gelegene Artikulationsbasis in den Dialekten der nordwestl. Gruppe beweist er hauptsächlich an der Hand von zwei Erscheinungen: den Reflexen der langen *ō*, *ē*, die sich nicht bis zum Monophthong *i* entwickelt haben, und der Erhaltung des vom Laut *i* geschiedenen *y*. Aber die Verbreitungsgebiete der einen und anderen Erscheinung stimmen nicht einmal annähernd überein. Und selbst wenn dieses der Fall wäre, so würden solche Ähnlichkeiten, die auf Erhaltung von Altertümlichem beruhen und ganz unabhängig voneinander auf zwei so weit entfernten Gebieten vorliegen können, wenig beweisend sein, da charakteristischere Erscheinungen da sind, die auf eine ganz andere Dialektgruppierung hinweisen. Alles dieses entkräftigt die von Zilynśkyj zugunsten seiner Einteilung angeführten Argumente und mit Recht haben daher die Verf. des Очерк diese Klassifikation abgelehnt. Bereits aus dieser kurzen Übersicht geht hervor, wie verschiedene Lösungen der Frage nach der ukr. Dialektgruppierung vorgeschlagen worden sind. Zum Teil wird dieses auch im Очерк erwähnt (S. 104 Anm. 196). Mit wenigen Worten werden dort die Ansichten von Sobolevskij, Krymśkyj, Šachmatov und Zilynśkyj dargelegt. Hierzu muß bemerkt werden, daß die Ansicht Šachmatov's ungenau wiedergegeben wird. Es heißt hier, daß Šachmatov (Курс) vier ukr. Dialektgruppen annimmt. Tatsächlich finden sich bei ihm aber nur d r e i Gruppen. Über die Klassifikation

von MYCHAL'ČUK steht im Очерк nur die kurze Bemerkung: „Die von MYCHAŁ'ČUK vorgelegte Einteilung der klr. Dialekte unterscheidet sich von derjenigen SOBOLEVSKIJ's, ŠACHMATOV's und ZILYNŚKYJ's durch ihre Kompliziertheit und Verworrenheit". Eine solche Kritik ist zweifellos unberechtigt, besonders wenn man in Betracht zieht, daß alle späteren ukr. Dialektarbeiten MYCHAL'ČUK in der Annahme von kleineren Dialektgruppen gefolgt sind, selbst wenn sie seine Grundeinteilung abgelehnt haben. Im weiteren soll aber der Beweis erbracht werden, daß MYCHAL'ČUK auch in der Aufstellung der hauptsächlichsten Dialektgruppen einer richtigen Lösung dieser Frage näher als alle späteren Forscher gekommen ist. Vorläufig soll aber in der Besprechung des Очерк fortgefahren werden. Im Einklang mit der bestehenden Tradition halten die Verf. für die Hauptkriterien der ukr. Dialektgruppierung die Vertretung von *ō*, *ē* in neuen geschlossenen Silben, ferner den Zusammenfall oder die Unterscheidung von *y* und *i*. Dialekte, in denen langes *ō*, *ē* durch *i* vertreten wird und altes *y* und *i* in einem mittleren, zwischen *y* und *i* liegenden Laut zusammengefallen ist, werden zur „südklr." Sprachgruppe gerechnet. Nach Ausschluß dieser Gruppe finden sich im Norden des ukr. Gebietes Dialekte, wo für *ō*, *ē* Diphthonge oder einfache Vokale, jedoch nicht *i* erscheinen, ferner *y* und *i* teils zusammengefallen, teils unterschieden werden. In den Karpatendialekten dagegen liegt Erhaltung von *y* und *i* vor, *ō* und *ē* in neuen geschlossenen Silben sind aber zu *i* oder anderen Vokalen geworden. Provisorisch sind diese Dialekte zu zwei Gruppen zusammengeschlossen, zur „nordklr." und karpat. oder karpato-ugrischen (§ 71). Somit sind der Dialekteinteilung im Очерк nur einige wenige Prinzipien zugrunde gelegt. Zuerst soll nun hier die Gegenüberstellung von südl. und nördl. ukr. Dialekten behandelt werden. Die e r s t e r e n werden nach drei Seiten hin charakterisiert: 1. langes *ō*, *ē* ist zu *i* geworden, 2. *ě* = *i*, 3. *y* und *i* sind lautlich zusammengefallen. Für die Charakteristik der z w e i t e n Gruppe, der nördl., werden nur zwei Merkmale genannt: 1. für *ō* finden sich in neuen geschlossenen Silben Diphthonge oder die Vokale *u*, *e*, *y*, *ï*; die Laute *ē* und *ě* können gleichfalls verschiedene Reflexe, nicht ausgenommen auch *i*, haben; 2. stimmhafte Konsonanten sind im absoluten Auslaut und vor stimmlosen im allgemeinen erhalten (§ 76). Tatsächlich ist das einzige, die nördl. von den südl. Dialekten unterscheidende Merkmal, die bei ihnen verschiedene Vertretung von langem *ō*, *ē* und *ě*. Dagegen darf der lautliche Zusammenfall von *y* und *i* nicht als Charakteristikum der südl. Dialekte im Gegensatz zu den nördl. hingestellt werden. Nur ein kleiner Teil der nordukr. Dialekte, die unmittelbar an die polnischen diesseits des Bug angrenzen, nämlich in den Kreisen Konstantinov, Bel'sk und Radin des Gouv. Cholm (im Очерк wird der letzte irrtümlicherweise dem Gouv. Lublin angegliedert, vgl. Anm. 243), unterscheiden *y* und *i* etymologisch richtig (vielleicht unter dem Einfluß des Polnischen). Alle übrigen im Очерк erwähnten Dialekte (S. 67 P. 12 und Anm. 243) bewahren durchaus nicht die etymologische Unter-

scheidung von *y* und *i* (lautlich *ï* und *i*). Es sind dies wenig verbreitete Übergangsdialekte vom Ukr. zum Weißruss., die augenscheinlich unter weißruss. Einfluß entstanden sind. Dieser äußert sich auch in vielen anderen, ihrer Entstehung nach weißruss. Eigentümlichkeiten, wie z. B. im Akanje, Dzekanje u. ä. In gleicher Weise unbefriedigend ist P. 2 in der Charakteristik der nördl. Gruppe, worin auf Erhaltung der Stimmhaftigkeit im Wortauslaut und vor stimmlosen Konsonanten hingewiesen wird. Dieses Merkmal ist für die nördl. Dialekte verglichen mit den südl. durchaus nicht charakteristisch, weil die meisten dieser, mit Ausnahme der galiz. und huzulisch. Dialekte (vgl. S. 64 P. 1 und Anm. 219) gleichfalls die Stimmhaftigkeit der Konsonanten bewahren. Hieraus ergibt sich, daß die Verf. des Очерк im wesentlichen von dem Unterschiede der südl. und nördl. Dialekte die gleiche Ansicht haben wie SOBOLEVSKIJ im Оч. русск. диал. Das einzige wirkliche Kriterium, einen Dialekt der einen oder anderen Gruppe zuzuordnen, ist auch für sie die Vertretung von *ō*, *ě* durch ein monophthongisches *i* oder andere Reflexe. Eine solche Einschränkung der Kriterien auf nur eine Lauterscheinung wäre vielleicht für die Praxis sehr bequem, leider führt sie aber zu einer Reihe von Mißverständnissen: erstens verhindert sie eine scharfe Scheidung zwischen nördl. und südl. ukr. Dialekten; der ganze Unterschied zwischen ihnen würde dann darin bestehen, daß die nördl. Dialekte das ältere Stadium einer gewissen Lautentwicklung bewahrt haben; wenn folglich in einem nördl. Dialekt, unter Einfluß der südl., Diphthonge in monophthongische *i* verwandelt würden, so wäre dieser Dialekt den südlichen gleichzusetzen. Da zweitens dieses Einteilungsprinzip auf die Karpatendialekte nicht anwendbar war, ohne sie, im Widerspruch zu den Tatsachen, teilweise der Nordgruppe anzugliedern (die Verf. haben sich dazu nicht entschlossen), so entstand die Forderung nach einem anderen Einteilungskriterium. Als solches wurde die Unterscheidung von *y* und *i* herangezogen. Betrachtet man somit vom logischen Standpunkt diese Einteilung, so ergibt sich, daß die Aufstellung der drei, augenscheinlich gleichberechtigten ukr. Dialektgruppen nach zwei Merkmalen erfolgt ist. Dabei wird für jeden einzelnen Fall, nämlich für die nördl. und Karpatengruppe, nur eines, dazu für jede Gruppe nicht einmal dasselbe, herangezogen, das zweite aber ignoriert. Logische Folgerichtigkeit vermißt man daher in dieser Einteilung. Außerdem haben sich die Verf. durch Beschränkung der für die nördl. und südl. ukr. Dialekte charakteristischen Merkmale auf nur wenige lautliche Züge sich der Gefahr ausgesetzt, den orthographischen Tendenzen, die sich in den meisten ukr. volkskundlichen und Dialekttexten zeigen, anheimzufallen. Und diese Tendenz hat sich wiederum wohl am stärksten bei der Wiedergabe der Vertretungen von *ō*, *ē* und *ě* gezeigt, schon deshalb weil ihre graphische Wiedergabe für Nicht-Fachleute besonders schwierig ist. Auf diese Weise hat oft ein rein zufälliger Umstand — eine ungenaue Aufzeichnung, in der die Diphthonge nach der üblichen ukr. Orthographie wiedergegeben werden, das Schicksal

des Dialektes entschieden: er wurde den südukr. zugezählt. Dabei hatten die Forscher oft sogar, besonders bei ethnographischem Material, eine genaue Wiedergabe der lebenden Sprache gar nicht beabsichtigt. In dieser Beziehung herrscht im Очерк hin und wieder Kritiklosigkeit den Aufzeichnungen gegenüber. Nur hieraus läßt sich erklären, daß das südukr. Dialektgebiet auf der Karte so groß angegeben wird „während die nordklr. Dialekte einen verhältnismäßig schmalen Streifen im NW des klr. Gebietes einnehmen“ (§ 72). Das Gebiet der südl. Dialekte ist im Очерк größer als ZILYNŚKYJ es angibt, weil es die Übergangsdialekte von den nördl. zu den südl. mit umfaßt. Als erster hat MYCHAL'ČUK zum Ukr. (das dem hier behandelten Südukr. entspricht) als nördliche „ukr.-poles.“ Untermundart gerechnet: die Dialekte des südl. Teils des Gouv. Černigov, des nördl. von Poltava, eines kleinen nördl. Teils von Charkov und des Kreises Putivl' des Gouv. Kursk im Gebiete des linken Dneprufers, ferner den nördl. Teil des Gouv. Kiev (mit Ausnahme des nördl. Teils des Kreises Radomysl'), den mittleren Streifen von Wolhynien und den südöstl. Teil des Gouv. Grodno — am rechten Dneprufer. Jedoch schon aus der Bezeichnung dieser Dialekte bei MYCHAL'ČUK ist ersichtlich, daß er sie für Übergangsdialekte hielt, worauf auch ŠACHMATOV hingewiesen hat (ЖМНПр 1899 IV 374). SOBOLEVSKIJ ging von einem engeren Einteilungsprinzip aus und schied diese Dialekte in südliche und nördliche. Die Übergangsdialekte aber mit *ï*, *y* für *ō* und anderen nordukr. Merkmalen schloß er enger den südukr. an, indem er sie unter „der südklr. Untermundart“ (Оч. 43 ff.) behandelte. In neuester Zeit hat den Übergangscharakter dieser Dialekte auch I. ZILYNŚKYJ bestätigt. Ihre Südgrenze stimmt bei ZILYNŚKYJ fast genau mit der Südgrenze der „ukr.-poles. Untermundart“ bei MYCHAL'ČUK überein, nur stellenweise verläuft sie etwas nördlicher. Trotzalledem haben die Verf. des Очерк die hier genannten Übergangsdialekte der Südgruppe angegliedert, weil sie sich bei der Klassifikation an eine ältere Arbeit von SOBOLEVSKIJ hielten und weniger die Ausführungen von ZILYNŚKYJ beachteten. Daher ist fast das ganze Übergangsgebiet von den nördl. zu den südl. ukr. Dialekten auf der Karte als „südklr.“ angegeben. Dieses Mißverständnis ist augenscheinlich auch den Verf. des Очерк selbst aufgefallen. In den Anm. 213 und 214 äußern sie wenigstens die Ansicht, daß man diese Dialekte vielleicht für Übergangsdialekte halten müsse. Es fragt sich jedoch, warum sie es nicht taten und trotz des von ihnen aufgestellten Kriteriums sogar Dialekte der Südgruppe angegliedert haben, in denen „*i* aus *o* weiter hinten liegt als *i* aus *e* und sich dem Laute *ï* nähert (d. h. einem mittleren Laut zwischen dem grr. *i* und *y*)“ (Anm. 213 S. 108 f.). Wahrscheinlich weil SOBOLEVSKIJ so verfuhr. Hielt man es für möglich, daß „die Grenze der südklr. Gruppe in den Gouv. Kiev, Poltava, Černigov und Kursk anders verlaufen muß, weil das uns über die Dialekte dieser Gruppe zur Verfügung stehende Material nicht vollständig ist“ (S. 62), so wäre mehr auf die Ausführungen von ZILYNŚKYJ zu achten gewesen.

Dieser begeht (Проба упорядкованя українських говорів. Зап. НТШ 117—118) den methodischen Fehler, ein allgemeines Bild von dem gegenseitigen Verhältnis der ukr. Dialekte zu geben, indem er, ähnlich wie SOBOLEVSKIJ, zwei wesentlich verschiedene Dialektgruppen vereinigt, trotzdem aber bietet er zweifellos die beste systematische Gruppierung des Materials über die geographische Verbreitung der wichtigsten Lauteigentümlichkeiten der ukr. Dialekte. Vor dem Очерк ist es die systematischste und gleichzeitig vollständigste Arbeit dieser Art, in einigen Beziehungen vielleicht sogar besser als jener. Von diesem Gesichtspunkt aus haben die Verf. des Очерк die Arbeit von ZILYNŚKYJ nicht genügend gewürdigt. Wissentlich oder unwissentlich verfallen sie sogar ZILYNŚKYJ gegenüber in einen polemischen Ton und lehnen ständig die von diesem angeführten Tatsachen ab oder ziehen sie in Zweifel (Anm. 200, 203, 218, 231, 239).

Bei der Grenzbestimmung zwischen den nördl. und südl. ukr. Dialekten in Wolhynien verlassen sich die Verf. gänzlich auf die Berichte von KAMINSKIJ (Известия 1911, 4 und 1914, 2). Dabei ist die von ihm aufgestellte Grenze sehr ungenau, das Verbreitungsgebiet der Polesje-Dialekte in Wolhynien wird von ihm stark reduziert, weil er als Merkmal derselben ausschließlich den diphthongischen Charakter des Dialektes nimmt. Beweise für eine solche Behauptung kann man den Berichten von KAMINSKIJ selbst entnehmen. Aus ihnen geht hervor, daß Dialekte mit der Aussprache *vun*, *pup*, *kun'* auch südlicher der von ihm angegebenen Grenze vorkommen, d. h. in Gebieten außerhalb des Polesje (Известия 1914, 2 S. 79 f.).

§ 6. Die Charakteristik der kleineren Dialektgruppen innerhalb der zwei großen: der südlichen und nördlichen, ist im Очерк summarisch. Die für eine jede von ihnen im Gegensatz zu den anderen charakteristischen Merkmale werden nicht einzeln nach den Gruppen gegeben, wie es z. B. beim Großrussischen der Fall ist; es wird vielmehr eine allgemeine Übersicht mit ungefähren Angaben geboten, wo sich die eine oder andere Eigenart findet (vgl. § 75 und § 77). Infolgedessen sind die Merkmale einer jeden einzelnen Unterabteilung nicht übersichtlich, und die Notwendigkeit dieser Unterabteilungen ist nicht überzeugend. Auf diese Weise stehen die Verf. hier wie auch an anderen Stellen des Очерк tatsächlich im Widerspruch zu der von ihnen angenommenen Methode, Dialektgruppen durch Vereinigung von ähnlichen Dialekten zu erzielen. Dieses entspricht ihrer prinzipiellen Einstellung zur Dialektgliederung der Sprache und widerspricht der Methode, die Grenzen einzelner phonetischer Züge anzugeben, ohne die Aufstellung von Dialektgruppen zu versuchen (Vorwort IV). In der „südklr." Gruppe werden zwei Unterabteilungen angenommen. Für die erste wurde als Kriterium die Aussprache der Konsonanten vor *i* (aus *ō*) herangezogen. Dialekte, in denen solche Konsonanten nicht erweicht werden, gehören der nördl. Unterabteilung der „südklr." Mundart an, diejenigen aber, in denen solche Konsonanten ebenso wie vor *i* < *ě* und *ē* weich gesprochen

werden, sind zur südlichen Unterabteilung zusammengeschlossen. Eine solche Scheidung in nördliche und südliche Dialekte findet sich bei den früheren Forschern hauptsächlich deshalb, weil sie die Übergangsdialekte mit, wie wir im weiteren sehen werden, nordukr. Grundlage zur südukr. Gruppe rechneten. Dieses geht auch aus der Grenzbestimmung der „nordukr. Untergruppe" im Очерк (§ 74) hervor. ZILYNŚKYJ stellt fest, daß man tatsächlich eine strenge Grenzscheidung zwischen den zwei angegebenen Aussprachen nicht vornehmen könne, da man harte Konsonanten vor *i* auch in der südlichen Untergruppe finde z. B. in den Kreisen Zeŋkov, Chorol und Mirgorod, des Gouv. Poltava und hin und wieder auch im Gouv. Podolien. Im übrigen halten auch die Verf. des Очерк diese Einteilung für weniger wesentlich als diejenige in die Untergruppen „ostukr.", „westukr.", galiz. und die ihr nahestehende huzulische (§ 75). Die summarische Charakteristik der Untergruppen im Очерк verhindert eine leichte und übersichtliche Orientierung über die Eigenarten einer jeden von ihnen, dennoch ersieht man selbst aus dieser unvollständigen Aufzählung der Eigenarten sofort, daß die Ostdialekte eine Sonderstellung einnehmen. Ihnen allen gemeinsam sind folgende Züge: 1. Gedehnte weiche Konsonanten aus der Gruppe *Kons.* + *j*: *źil'l'a* (P. 2), 2. weiches *r* (P. 4), 3. die Verbindung *kï*, *xï* für westl. *ki*, *xi* (P. 5), 4. die Endung *-t'* in der 3. Person (P. 7), 5. Dat. sg. der masc. Substant. auf *-ovi*, *-evi*, nicht aber *-ovï* (P. 8), 6. Erhaltung des *a* nach Palatalen und nach kakuminalen Zischlauten (P. 9). Bedeutend schwieriger ist es dagegen, die für irgendeine der anderen drei Untergruppen charakteristischen, bei den anderen nicht vorkommenden Eigentümlichkeiten anzugeben. So ersieht man aus der Aufzählung, daß die huzulischen Dialekte sich von den „westukr." und galiz. eigentlich nur durch zwei Merkmale unterscheiden, durch das Vorkommen des mittleren *l* (P. 3) und die Palatalität der kakuminalen Zischlaute (P. 10), alle übrigen begegnen in stärkerem oder schwächerem Maße auch in den Nachbargruppen. Noch schwerer läßt sich angeben, worin eigentlich der Unterschied zwischen den westl. und galiz. Untergruppen besteht. P. 1 lautet, daß die stimmhaften Geräuschlaute im Wortauslaut und vor Mediae ihre Stimmhaftigkeit in der östl. und westukr. Untergruppe bewahren, in der galiz. aber und huzul. verlieren. Gemäß P. 9 ist *a* nach Palatalen und kakuminalen Zischlauten in der östl. und im größten Teil der westl. Untergruppe erhalten, in den meisten galiz. Dialekten aber zu *'e* oder *'ï* geworden. Sieht man von diesen zwei Merkmalen ab, so kann man, wenn man sich auf die im Очерк angeführten Tatsachen beschränkt, auf keine Weise ermitteln, wodurch sich diese Dialektgruppen voneinander unterscheiden. Alle anderen im § 75 angeführten Merkmale sprechen eher für ihre Ähnlichkeit. Eine Lösung dieser Frage ermöglichen auch nicht die letzten Punkte, die kurz von der Aussprache des betonten *ï* (P. 11), des unbetonten *o* (P. 12) und vom Wandel der weichen *t'*, *d'* zu *k'*, *g'* (P. 13) handeln, weil diese Erscheinungen teils nicht genügend untersucht sind, teils ihre Isoglossen nicht mit der angenommenen

Gruppierung übereinstimmen. So beziehen sie sich nur auf „einige Dialekte" der einen oder anderen Unterabteilung. Abgesehen davon, daß P. 1 und 9 die „westukr." und galiz. Untergruppe nicht genügend rechtfertigen, ist es seltsam, daß als Grenze dieser zwei Untergruppen die frühere politische zwischen Österreich und Rußland angegeben wird. Diese Einteilung im Очерк ist nicht auf Grund des Dialektmaterials durchgeführt, sondern einer anderen Quelle entnommen, nämlich dem Оч. русск. диал. von Sobolevskij. Hier werden die „eigentlich galiz." Dialekte getrennt von den podol. und westwolhyn. behandelt, allerdings mit anderen Grenzangaben. M. E. kommt Zilynśkyj der Wahrheit am nächsten, wenn er den östl. Dialekten seiner südöstl. Gruppe die westlichen oder Mitteldialekte („посередні") gegenüberstellt; diese entsprechen ungefähr den drei Untergruppen des Очерк — der „westukr.", galiz. und huzulischen. Sie sind bereits das Resultat einer weiteren Einteilung der westl. Dialekte der Südgruppe. Daß dem so ist und daß der Gegensatz zwischen östl. und westl. Dialekten (einschließlich der drei Untergruppen) der Südgruppe tatsächlich wichtiger ist, läßt sich noch durch mehrere, im Очерк nicht erwähnte Erscheinungen beweisen. Allen westl. Dialekten der Südgruppe ist eigen: 1. eine von den Ostdialekten abweichende Betonung: *χóǯu* — *χód'u*, *kážu*, *nesémo*, *neséte*, *búla*, *búlo* usw. (in den Ostdialekten sind diese Formen endbetont: *χoǯú* — *χod'ú*, *kažú*, *nesemó*, *neseté*, *bulá*, *buló* usw); Akzenteigentümlichkeiten werden im Очерк nicht berücksichtigt (§ 70 S. 61); 2. die ausschließlich harte Deklination der Adjektiva: *sı̂nı̂i̯*; 3. die Verbindung *-er-* (*-ïr-*, *-ı̂r-*) für östl. *-ri-*: *kerváуi̯*, *kernïc'a*; 4. das Vorkommen von *f*, das sogar die Gruppe *χv* ersetzt; 5. *l* epentheticum für *j* nach Labialen (nicht Nasalen): *zdoróu̯l'a* (*-l'e*), *bezholóu̯l'a* (*-l'e*), *dereu̯l'ánïi̯*, *žábl'ačïi̯*, *vorobl'á*, *púpl'anok* u. a. (in den östl. Dialekten: *zdoróu̯ja*, *bezholóu̯ja*, *dereu̯jánïi̯*, *žábjačïi̯*, *púpjanok*). 6. im Loc. sg. der weichen Nominaldeklination *-ï*: *na zeml'ı̂*, *na póli*, *na konı̂*; 7. Gen. plur. auf *-ïi̯*: *l'udı̂i̯*; 8. die Kurzformen der Pronomina: *mn'a*, *t'a*, *s'a*, *mï*, *tï sï*, *ho. mu*; 9. Gebrauch des Pronomens *s'a* getrennt vom Verbum: *ja s'a bóju*; 10. Infinitive ausschließlich auf *-tï*, bei Stämmen auf Hinterzungenlaute aber auf *-čï*, *-kčï*, *-hčï*: *pečı̂*, *pekčı̂*, *b'ïhčï*; 11. Präterita auf *-em*, *-es'*, *-s'mo*, *-s'te*: *χodı̂vem*, *χodı̂ves'* usw.; 12. Futurumformen mit dem *l* Partizip: *budu χodı̂u̯*; ferner eine ganze Reihe anderer morphologischer Eigentümlichkeiten. Sie werden hier nicht erwähnt, weil die angeführten bereits vollkommen genügen, um die Zusammengehörigkeit aller westl. Dialekte der Südgruppe gegenüber den östlichen zu erweisen. Wie weit östlich die eben erwähnten, für den westukr. Dialekttypus charakteristischen Eigentümlichkeiten vorkommen, zeigen schon die Mitteilungen aus dem östl. Podolien und westl. Teil des Kiever Gouv. von A. Soročan Описание говора с. Монастырского Подольск. губ. Известия XVII 4 und V. Otrokovskij Малорусский говор с. Кобылевки Подольск. губ. Брацлавск. у. ib. XIX 4, auf die im Очерк auch verwiesen wird, ferner die Materyały etnograficzne z okolic Pliskowa w pow. Lipowiec-

kim, zebrane przez pannę Z. D. opracował C. Neyman. Zbiór wiadomości do antropologji krajowej VIII, im Очерк nicht erwähnt, jedoch von SOBOLEVSKIJ benutzt. An dieser Stelle muß nochmals bedauert werden, daß die Verf. des Очерк der vollständig veralteten Arbeit von SOBOLEVSKIJ den Vorzug gegeben haben. M. E. ist die von ZILYNŚKYJ angegebene Grenze zwischen den östl. und westl. Dialekten berechtigter; zu den letzteren rechnet er die Dialekte des südwestl. Teils des Gouv. Kiev und des ganzen südl. Teiles von Wolhynien, während nach dem Очерк die Dialekte des ganzen Kiever Gouv. und des östl. Teiles von Wolhynien der östl. Untergruppe angehören (§ 75). Die hierzu Anm. 218 gemachte Äußerung ist nicht überzeugend, weil sie außer den schon behandelten keine neuen Beweise liefert. Nach wie vor bin ich der Meinung, daß die Dialekte im südwestl. Teil des Kiever Gouv. und im Südosten von Wolhynien gewissermaßen als Übergangsdialekte von den westl. zu den östl., dennoch näher der westl. Untergruppe stehen.

§ 7. Ähnliches läßt sich auch über die Beschreibung der „nordklr. Gruppe“ sagen. Bereits erwähnt wurde die Farblosigkeit ihrer allgemeinen Charakteristik. Diese Gruppe wird im Очерк in vier Untergruppen eingeteilt (wenn auch unter dem Hinweis, daß einige ihrer wichtigen Eigentümlichkeiten sich dieser Scheidung nicht unterordnen lassen): 1. Podl'ašje (Gouv. Cholm und teilweise Grodno); 2. West-Polesje (Gouv. Minsk Kr. Pinsk und im westl. Teil des wolhyn. Polesje); 3. Mittel-Polesje (Gouv. Minsk Kr. Mozyŕ und im östl. Teil des wolhyn. Polesje östlich des Flusses Goryń, der es von der west-poles. Untergruppe scheidet); 4. Ost-Polesje (Gouv. Černigov). Die charakteristischen Merkmale dieser Untergruppen werden gleichfalls nicht einzeln für eine jede von ihnen gegeben, sondern summarisch und erstrecken sich über 13 Punkte. In diesem Teil des Очерк zeigt sich die Unzulänglichkeit des darin benutzten Materials wohl mehr als anderswo. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß die nordukr. Dialekte durch ihre lautlichen Eigentümlichkeiten größere Anforderungen an nicht genügend vorgebildete Forscher stellen; die Aufzeichnungen sind daher weniger genau als diejenigen der südl. Dialekte, die der ukr. Schriftsprache zugrunde liegen und dadurch Nichtfachleuten leichter zugänglich sind. Außerdem sind die Aufzeichnungen nordukr. Dialekte, wie überhaupt die ukr. Dialektaufzeichnungen mehr oder weniger mangelhaft und von der Orthographie beeinflußt. Sie sind es hier besonders, weil darin öfters diesen Dialekten gänzlich fremde Eigentümlichkeiten unterschoben werden. Mehr als anderswo wäre hier die unmittelbare Bekanntschaft der Verf. mit den Eigenarten der lebenden Dialekte unumgänglich nötig gewesen. Da dieses leider nicht der Fall war, mußten sie sich auf eine mechanische und fast kritiklose Zusammenstellung der vorhandenen Mitteilungen beschränken. Diese waren aber irreführend und unvollständig. Die gebotene Aufzählung der Unterschiede zwischen den Unterabteilungen der nördl. Gruppe leidet daher unter der Unvollständigkeit und dem Fehlen allgemein synthetischer Darstellung, weil es den Verf. an Verständnis

für die im Laufe von Jahrhunderten entstandenen komplizierten Dialektverhältnisse mangelt. Sobolevskij hat in vielen Hinsichten recht mit seiner Behauptung, daß die nordukr. Dialekte gewöhnlich Übergangsdialekte, teils zum Weißruss., teils zum Südukr. sind (Оч. 12). Unter anderen Voraussetzungen ist eine Behandlung der nordukr. Dialekte unmöglich. Sowohl in dem einen als auch dem anderen Einfluß liegt System und Gesetzmäßigkeit, die sich in ständiger, mehr oder weniger gleichmäßigen Verbreitung weißruss. Züge vom Norden und südukr. vom Süden her auf dem nordukr. Dialektgebiet zeigt. Die Beziehungen zu den weißruss. Dialekten beruhen auf Wechselseitigkeit, wie aus dem tiefen Eindringen einiger ukr. Züge in das Weißruss. hervorgeht (vgl. weiter unten); sie fehlen jedoch den südukr. Dialekten, wenn man davon absieht, daß überhaupt alle ostukr. Dialekte der südl. Gruppe aus einer Verschmelzung der südwestl. Dialekte mit denjenigen der nördl. Gruppe entstanden sind. Es ist aber methodisch unzulässig, aus der Zahl der zwischen den genannten Unterabteilungen der nördl. Gruppe bestehenden Unterschiede Züge, die zweifellos auf fremden Einfluß, weißruss. oder südukr., zurückgehen, anzuführen, wenn sie nur den Grenzdialekten eigentümlich und nicht über das ganze Gebiet einer oder mehrerer Untergruppen verbreitet sind und ihre Grenzen nicht ungefähr mit denjenigen anderer Eigentümlichkeiten übereinstimmen, die dieser Einteilung zugrunde gelegt wurden. Daher müßte über die Erhärtung des auslautenden *c* (P. 6), die Scheidung zwischen *y* und *i* (selbst wenn sie etymologisch richtig durchgeführt, aber von anderen weißruss. Zügen begleitet wird), (P. 12), das Dzekanje (P. 13) usw. nicht hier, sondern bei Behandlung der Übergangsdialekte geredet werden. Die Verf. täuschen sich in der Annahme, daß diese Erscheinungen nicht allen ukr. Dialekten eigentümlich seien, die unmittelbar ans Weißruss. grenzen und lehnen die darauf bezügliche Mitteilung Zilynśkyj's unbegründet ab (Anm. 239). Mit Recht behauptet dieser, natürlich nur bei der Charakteristik der Übergangsdialekte, daß die Erhärtung des *c* auch in den Černigover, Kiever und wolhyn. Dialekten vorkäme in gleicher Weise wie auch andere Züge des Weißruss. Getrennt zu erwähnen ist die Scheidung zwischen *y* und *i* in den Cholmer Dialekten, wo weder ein Dzekanje noch ein Akanje vorkommt, sie ist jedoch nur für einen kleinen Teil der podl'aš. Untergruppe charakteristisch und eignet sich daher nicht als Kriterium. In gleicher Weise wäre unter den Merkmalen, auf Grund derer die Einteilung in Untergruppen erfolgte, Punkt 2 (über kurze, weiche Konsonanten aus der Verbindung weicher Dental + *j* : *žit'ė*) fortzulassen, weil diese Erscheinung für einen Teil der podl'aš. und poles. Dialekte bezeichnend ist. Aus Anm. 235 geht hervor, daß wenig Material vorhanden ist, um die Grenzen dieser Erscheinung einigermaßen genau anzugeben. Hinzu kommt noch, daß dieses wenig zuverlässig ist, weil es für den westl. Teil von Wolhynien und das Gouv. Grodno beide Aussprachen angibt. Mit größerer Wahrscheinlichkeit könnte man annehmen, daß die Aussprache mit kurzen

weichen Konsonanten als Entlehnung sich nur in den den westl. Dialekten der südl. Gruppe benachbarten Dialekten findet, weil die vorhandenen Aufzeichnungen aus dem ganzen Gebiet der nördl. Gruppe recht konsequent in dieser Stellung gedehnte Konsonanten angeben (vgl. Anm. 220 und 235). Als Kriterium annehmbar ist ferner in der gebotenen Formulierung (vgl. P. 5) die verschiedene Aussprache von *kï*, *xï* (mit halbpalatalem *ḱ*, *x́*) oder *ki*, *xi* (mit palatalem *k'*, *x'*). Diese Erscheinung wird dort teils mit der Unterscheidung oder Nichtunterscheidung von *y* und *i* in den ost-poles. Dialekten verbunden, teils beweist sie „die häufige Aussprache dieser Verbindungen mit *i*" in den übrigen poles. Dialekten. Das hierzu verwertete Material ist unvollständig (Anm. 238) und ungenau, weil die Aussprache *ki*, *xi* auch in den ost-poles. Dialekten üblich ist. Auch Zilyns'kyj irrt sich, wenn er für sie die Aussprache *kï*, *xï* als die verbreitetere ansetzt. Der Wahrheit am nächsten kommt hier Mychal'čuk. Er hält die Aussprache *hi*, *ki*, *xi* für eine allgemeine Eigenart der „Polesje-Mundart" (S. 487 P. 6) und der „nordukr. oder ukr.-poles. Untermundart" (473 P. 3). Wenn man alle im § 77 erwähnten Punkte der Reihe nach durchgeht, so sieht man, daß darin fast ohne Ausnahme von Merkmalen gesprochen wird, die entweder gar nicht mit den Grenzen der aufgestellten Untergruppen übereinstimmen oder nicht allen ihren Dialekten eigentümlich sind (vgl. noch P. 3 über weiches oder hartes *r*, P. 7 über die 3. sg. und plur., P. 8 über die Aussprache *e* für *a* nach weichen Konsonanten, P. 10 über die Aussprache von betontem *ï* als *e*, P. 11 über die Aussprache von unbetontem *o* als *u*). Die genannte Einteilung in vier Untergruppen ergibt sich nicht aus der gebotenen Übersicht der Eigenarten und Unterschiede zwischen den poles. Dialekten, sondern ist ganz mechanisch durchgeführt und aus den von früheren Forschern aufgestellten Unterabteilungen kombiniert. Mychal'čuk hatte bereits drei Dialektgruppen in seiner poles. Mundart angenommen: die podl'aš., mittelpoles. und severskopoles. Sobolevskij faßt die Tatsachen der poles. Dialekte nicht unter diesem Gesichtspunkt zusammen, sondern behandelt sie nach Gouvernements. Die Äußerungen Zilyns'kyj's hierzu sind nicht eindeutig. Es geht aus ihnen nicht hervor, ob er die Podl'ašje-Dialekte von den westpoles. trennt, wenn er ihnen die Gesamtheit der ost-poles. des linken Dneprufers gegenüberstellt, und ob seine Gruppen den soeben genannten von Mychal'čuk entsprechen. Der Очерк schließt sich diesen drei Einteilungen an und ergänzt sie durch eine vierte, die er den Berichten von V. Kaminskij über seine Reisen durch das wolhyn. Polesje entnimmt. Kaminskij teilt die Dialekte des wolhyn. Polesje in westl. und östl. (die Grenze bildet der Fluß Goryń) ein. Diese östl. Gruppe (natürlich nur hinsichtlich der wolhyn. Dialekte) entspricht einem Teil der westl. von Zilyns'kyj und wird von den Verf. des Очерк als mittelpoles. Untergruppe ausgeschieden, weil sie die von Kaminskij angeführten Unterschiede für sehr wesentlich halten. M. E. sind aber die Merkmale, auf Grund deren Kaminskij das wolhyn.

Polesje eingeteilt hat, durchaus nicht charakteristisch für eine Dialektgruppierung der poles. Dialekte überhaupt. Sie sind letzten Endes alle auf weißruss. Einfluß zurückzuführen. Dieser, wie auch die in den östl. Dialekten stärkere Artikulation der Diphthonge als in den westl. sprechen eher für einen Unterschied zwischen den nördl. poles. Dialekten und den südl. (auch finden sich die von Kaminskij angegebenen, unter weißruss. Einfluß entstandenen Eigentümlichkeiten nicht in allen Dialekten des ostwolhyn. Polesje), die den Übergang zu den südukr. Dialekten bilden. Die Ausbreitung der weißruss. Einflüsse in Wolhynien, vorwiegend in der Richtung von Osten nach Westen, hängt damit zusammen, daß sowohl die Dialektgrenze wie auch die ethnographische Grenze zwischen Ukrainern und Weißrussen hier die Richtung von Südosten nach Nordwesten hat. Der einzige wirklich charakteristische Unterschied zwischen den Dialekten dieser zwei Gruppen ist m. E. die in den westl. wolhyn. Dialekten niedrige Artikulation des *ï*, sodaß es dem *e* ähnlich wird. Im allgemeinen habe ich nichts gegen eine Einteilung des rechtufrigen Polesje in westl. und östl. Dialekte einzuwenden. Hierfür, nehme ich an, müssen sich Gründe finden lassen können, die, im Очерк nicht angegeben, in den Dialektverhältnissen dieses Gebietes aber tatsächlich vorhanden sind. Dagegen gibt es m. E. nicht genügend Gründe, die podl'aš. Dialekte von den westpoles. zu trennen, wenigstens werden solche im Очерк nicht genannt. Nach Mychal'čuk ist diese Einteilung traditionell geworden. Auch die weitere Gliederung der nördl. Gruppe im Очерк entspricht am ehesten derjenigen von Mychal'čuk, besonders wenn man bedenkt, daß der wolhyn. Pinsker Dialekt von Mychal'čuk, den er zur ukr. poles. Untermundart seiner ukr. (d. h. südl.) Gruppe rechnete, von allen späteren Forschern dem poles. Dialektgebiet zugewiesen worden ist. Die für das Nordukr. aufgestellten vier Untergruppen finden ihre unmittelbare Entsprechung in der Einteilung des Südukr., obgleich die östl. Untergruppe der letzteren, um eine vollkommene Parallele zu erhalten, wiederum in östl. und westl. Dialekte einzuteilen war (§ 78). Das Schema ist dadurch recht übersichtlich, beruht aber nicht auf den Tatsachen; in einigen Punkten ist es sogar auf falschen Behauptungen aufgebaut. So wird z. B. die Übereinstimmung der Dialekte der ostpoles. Untergruppe mit denjenigen des linken Dneprufers durch folgende Merkmale erwiesen: gedehnte weiche Konsonanten aus Verbindungen mit *j* (ein nicht nur ostpoles. und nicht nur „ostukr." Merkmal), mittleres *l*, Erhaltung des weichen *r* (in ostpoles. wie überhaupt in den Polesjedialekten ist es hart), die Aussprache *kï*, *xï* mit *ï* (ostpoles. tatsächlich *ki*, *xi*), weiches *t'* in den Verbalendungen. Die Entsprechung zwischen den westpoles. und „westukr." Dialekten wird erwiesen durch kurze weiche Konsonanten aus Verbindungen mit *j* (was für die westpoles. Dialekte noch gar nicht bewiesen ist), Fehlen des mittleren *l*, hartes *r* (das überhaupt in allen poles. Dialekten begegnet), die Verbindungen *ki*, *xi* (wiederum ein Merkmal aller poles. Dialekte), hartes *t* in den

Verbalendungen (in den westpoles. und westukr. Dialekten durchaus nicht überall verbreitet, vgl. Anm. 225), Wandel von *a* zu *e* nach weichen Konsonanten (nicht überall). Somit gibt der Очерк über die nordukr. Dialekte nichts Neues; die Darstellung dieser Dialekte ist ohne Nachprüfung früheren Arbeiten entnommen und daher stehen die gebotenen Ausführungen nicht in Einklang mit den Tatsachen. Einiges neue Material, aus dem man manches über die nördl. Dialekte entnehmen könnte (z. B. V. Kravčenko Етнографічні Матеріяли. Труды Общ. исследов. Волыни V und XII. Žitomir 1911—1914) haben die Verf. des Очерк nicht verwertet. Ihre Ansichten über die lautlichen Eigentümlichkeiten der poles. Dialekte beruhen nicht auf unmittelbarer Kenntnis dieser Dialekte; infolgedessen sind die Beschreibungen der einzelnen Erscheinungen und ihrer Verbreitung im günstigsten Fall eine recht vollständige Zusammenfassung der hierüber gemachten Mitteilungen, die aber häufig falsch, ungenau und unvollständig sind. Als Beispiel hierfür kann der über die Diphthonge handelnde P. 1 des § 77 angeführt werden und die langen Anmerkungen 233—234. Hier werden recht vollständig die in den einzelnen nordukr. Dialekten vorkommenden Diphthonge für *ō*, *ē* und *ě* angeführt, ferner wird versucht die Mitteilungen über die Verbreitung des einen oder anderen Diphthongs resp. der für sie vorkommenden verschiedenen Monophthonge in den Dialekten der einzelnen Kreise zu systematisieren, ihre Abhängigkeit von der Betonung anzugeben usw. Als Ergebnis erhalten wir aber nur ein buntes Bild, mit dem eigentlich nichts anderes bewiesen wird, als daß die verschiedenen, für den Aufzeichner schwierigen Laute der einzelnen Polesje-Dialekte graphisch gleich wiedergegeben werden, daß dieses sehr häufig in ungeschickter Weise geschieht und häufig zu Zweifeln Anlaß gibt. Da fast eine jede von den zahlreichen diphthongischen und monophthongischen Vertretungen für *ō*, *ē* in Dialekten verschiedener Kreise vorkommt, sich in den Dialekten eines jeden Kreises sehr viele und fast immer die gleichen Reflexe finden, erweckt es den Anschein, daß es sich nicht um verschiedene diphthongische Vertretungen handelt, sondern um die Unvollkommenheit der Aufzeichnungstechnik. Noch komplizierter wird das Bild dadurch, daß man neben solchen Schreibungen inkonsequenterweise auch einfache Texte in gewöhnlicher Orthographie antrifft. Wenn man sich daher zu den nordukr. Dialektaufzeichnungen nicht sehr kritisch verhält, wie sie es verdienten, so könnte man den Eindruck von einer starken Inkonsequenz im Gebrauch der betonten und unbetonten Diphthonge und deren Vertretungen gewinnen. An dieser Stelle ist es nicht möglich, auf die im Очерк gebotene irrtümliche Darstellung der nordukr. Diphthonge ausführlicher einzugehen. Im Aufsatz: Характеристика поліських дифтонгів і шляхи їх фонетичного розвитку (Записки Іст.-Филолог. Відділу Укр. Акад. Наук II - III Kiev 1923) hat der Unterzeichnete eine phonetische Beschreibung dieser Laute auf Grund eigener Beobachtungen versucht. Vom psychophonetischen Standpunkt aus sind es einheitliche Phoneme,

für die eine veränderliche Lippen-, zum großen Teil auch Zungenartikulation charakteristisch ist. Bei den Diphthongen anstelle von *ō* liegt unbedingt am Anfang des Lautes eine Lippenartikulation vom Typus „*u* — *ü*“ vor, sie geht aber in die Artikulation „*o* — *ö*“ über oder wird bis zum Ende nicht durchgeführt. Eine wesentliche Eigenart dieser Diphthonge ist in den poles. Dialekten die überall mehr oder minder starke Verlegung der Artikulationsbasis nach vorn; bei Verlust der Labialisierung treten daher *e*-, *i*-Färbungen im letzten Teile dieser Laute auf. Einfacher und verständlicher ist die Artikulation von *i͡e*, welche bei dem allen Diphthongen wie auch den anderen Vokalen eigentümlichen exspiratorischen Akzent leicht zur Schwächung des *e*-Elementes und zu monophthongischem *i* führt. Trotz dieser allgemeinen, alle poles. Diphthonge charakterisierenden Eigentümlichkeiten ist ihre Färbung recht verschieden in Abhängigkeit von der Stellung innerhalb der Silbe und des Wortes, ferner von den vorhergehenden oder folgenden Lauten. Sie sind verschieden nicht nur innerhalb eines Dialektes, sondern selbst in der Aussprache eines Individuums; trotzdem bilden alle Vertretungen des *ō* ein Phonem. Für lange *ō*, *ē* findet man in allen nördl. Dialekten in unbetonter Stellung die Vertretungen *o*, *e*; reduzierte diphthongische Vertretungen kommen nur in den Endungen einiger morphologischer Kategorien vor analogisch nach den betonten Endungen der gleichen Kategorien, ferner bei einigen Präfixen aus demselben Grunde. Die gewöhnliche Vertretung für unbetontes *ě* ist *e* (*ï* findet sich nur in Dialekten, die überhaupt für unbetontes *e ï* haben, mit Entpalatalisierung des vorhergehenden Konsonanten), nur im unbetonten Wortauslaut tritt konsequent *i* auf. Die Vertretung *e* aber für unbetontes *ě* ist konsequenter in den nördl. Dialekten der Nordgruppe durchgeführt, nach Süden hin weicht sie nach Dentalen allmählich dem Laute *i*, während nach Labialen und *r*, ja sogar nach *l* sich *e* (für unbetontes *ě*) recht beharrlich auch in den Übergangsdialekten zum Südukr. hält. Die Vertretungen *o*, *e* (für unbetontes *ō*, *ē*) finden sich sogar in Dialekten mit monophthongischem *i* (für betontes *ō*) und vorhergehenden palatalen Konsonanten, ein Beweis für die nordukr. Grundlage dieser Dialekte. Natürlich darf es den Verfassern des **Очерк** nicht zur Last gelegt werden, daß sie vollkommen abhängig waren von dem vorhandenen ungenauen und veralteten Material. Der gleiche Mangel zeigt sich in allen Arbeiten über russ. Sprachgeschichte soweit sie über die Diphthonge der poles. Dialekte handeln und in den zur Erklärung der lautlichen Entwicklung dieser Laute gegebenen Schemata. Überall findet man allzu wenig direkte Kenntnis dieser Dialekte und ein allzu starkes Vertrauen zu den Aufzeichnungen. Es genügt an den Diphthong *ы͡у* (= *у͡ü*) für *ō* zu erinnern, der wirklich in allen Büchern über russ. Sprachgeschichte und Dialektologie erwähnt wird. Als erster nannte ihn SOBOLEVSKIJ (Оч. русск. диал. III 14, 15—16). Er transkribierte so die in Aufzeichnungen aus den Kreisen Krolevec und Kozelec vorkommende ungenaue graphische Wiedergabe des Diphthongs ·*ъу* (Черн. Губ. Вед. 1854—1855). Der Aufzeichner

hat offensichtlich bedingungsweise die diphthongische Aussprache durch *ъy* wiedergegeben; er ging dabei von *u* als dem Laut, der dem Diphthong am nächsten kommt, aus, ergänzte aber die Schreibung durch das Zeichen ъ zur Unterscheidung dieses Lautes vom einfachen *u*. Indes findet dieser Diphthong *yu* bei Šachmatov im lautlichen Entwicklungsschema des *ō* (Курс II² 236) seine Erklärung. Ähnliche Fälle, die auf mißverstandener Schreibung oder einem allzu starken Vertrauen zu ihr beruhen, sind auch bei früheren Forschern häufig. So hat z. B. Potebn'a in einer Aufzeichnung des Zabludover Dialekts den Lautwert der Schreibung *jѣ* vollkommen falsch gedeutet, der nach harten *č*, *š*, *c r* dort ein *ыэ* (= *ye*) entspricht: *у лjѣси*, *собjѣ*, *мнjѣ* aber *рыэчцы*, *у ночыэ*, *шыэсцъ* u. ä. Unterschiedslos hat er alle diese Fälle als *у льеси*, *собье́*, *мнье́*, *на рьечцы*, *у ночье́*, *шьесцъ*, transkribiert oder als ***у лjе́си***, ***мнjе***, ***на р'jе́чцы у ноч'jе́***, ***ш'jесцъ*** u. ä. „mit einem *j*, das deutlich von den vorhergehenden Konsonanten getrennt wird" (vgl. Два исследования 111, Заметки о малорус. нар. 91—94, 96). Vollkommen unverständlich ist es, wie er in der Schreibung *грыэхъ* ein *hrjer* sehen konnte. Die Natur des der Schreibung *ыэ* zugrundeliegenden Lautes erschließen solche Parallelen wie weißruss. *i̯e*, nach Velaren *i̯e*, *y̯e*, beschrieben bei Rozwadowski Mat. i prace I 213 ff., sowie die Vertretungen in den poles. ukr. Dialekten. Desgleichen kann man auch in der Schreibung *jѣ* kaum etwas anderes als *'i͡e* sehen; d. h. Schreibungen wie *мнjѣ*, *на землjѣ* müssen als *mn'i͡e*, *na zeml'i͡e* gelesen werden und nicht als *мнье*, *на землье* usw. (*mn'je*, *na zeml'je* usw.), was physiologisch unartikulierbar wäre. Trotzalledem werden die falschen Kombinationen von Potebn'a bis jetzt noch für eine Variante des Diphthongs *i͡e* in den ukr. Dialekten gehalten. Diese Ansicht wird kritiklos länger als ein halbes Jahrhundert in den Werken von Mychal'čuk, Šachmatov, Sobolevskij und im Очерк wiederholt. Hieraus erklären sich solche unglaubliche Beispiele für die nordukr. Aussprache wie *сьем*, *льет*, *дьjiвка*, *сльjinuu* (= ***s'jem***, ***l'jet***, *d'jiu̯ka*, *sl'jipi̯i*) usw. (§ 77, 1 und Anm. 234). Gleiches gilt wohl auch für die Diphthonge *ыe*, *ыe* und *ыi* d. h. (*y̯e*, *y̯je* (?) und *y̯i*) in den Wörtern *у лыисые*, *дыєло*, *пыєч*, *сыєм* (*u ly̯isy̯e*, *dy̯jelo*, *py̯ječ*, *sy̯jem* ?), die angeblich irgendwo im westl. Teil von Wolhynien (Kr. Kovel', Rovno u. a.) vorkommen sollen (Anm. 234), ferner für *e* und *ï* mit vorhergehenden harten Konsonanten an Stelle eines betonten *ě* im Kr. Černigov und anderswo (ib.). Alle diese Angaben müssen in Zweifel gezogen werden. Sporadisch können solche Vertretungen unter analogischem Einfluß vorkommen, vgl. z. B. die Aussprache *na sténu* (unter Einfluß von *stená*) — die ich im nördl. Teil des Kr. Kozelec Gouv. Černigov gehört habe — man ist aber nicht berechtigt, diese Vertretungen für ein allgemeines Dialektmerkmal zu halten. Liegt hier nicht eine mißverstandene Graphik vor? Steht nicht *пыєч* für *пьісч* (d. h. *pjieč*)? Eine solche Aussprache mit *j* findet sich nämlich nach Labialen vor dem Diphthong *ie* oder vor *i* (aus *ě*) in vielen nordukr.

Dialekten (über das Gouv. Wolhynien vgl. z. B. die zahlreichen Aufzeichnungen aus dem Kr. Ovruč bei Kravčenko Матеріяли). Seit langem schon hätte man diese zweifelhaften Angaben kritisch nachprüfen müssen. Es fehlte uns bisher nicht nur eine mehr oder minder ausführliche Untersuchung des ukr. Polesje, sondern auch eine allgemeine Zusammenfassung seiner Dialekteigentümlichkeiten. So wird z. B. in P. 8 (§ 77), der über den Wandel von *a* zu *e* (oder *i*) nach Palatalen und kakuminalen Zischlauten handelt, diese Erscheinung nicht abhängig gemacht vom Akzent; für den podl'aš. und westpoles. Dialekt wird ein solcher Wandel angenommen, für den mittel- und ostpoles. dagegen die Erhaltung des *a*. In der Anm. 240 wird dagegen von einzelnen, in diesen Dialekten vorkommenden Wörter mit *e* für *a* gehandelt und als Beispiel „*ęк*“ (*jek*) anstatt „*як*“ (*jak*) aus den Kr. Kozelec und Gorodn'a Gouv. Černigov angeführt. Tatsächlich aber ist dieses in unbetonter Stellung die allgemein übliche Aussprache in allen poles. Dialekten (außer, wenn auf „*як*“ der l o g i s c h e Akzent liegt): *jek bï*, *jek ja búdu* . . ., *pójes*, *jecé* usw. Was die Vertretung des unbetonten *ę* anbetrifft, so haben alle, sowohl ost- als auch mittelpoles. Dialekte dafür ein *e* mit entpalatalisiertem vorhergehenden Konsonanten. Diesbezügliches Material findet sich bei Mychal'čuk (vgl. die allgemeine Charakteristik der poles. Mundart P. 3, 4, 16 S. 486, 488 und die Charakteristiken ihrer Untermundarten), doch weder Zilyns'kyj, noch die Verf. des Очерк haben darauf geachtet. Zahlreiche Beispiele dieser Art aus den östl Dialekten des wolhyn. Polesje stehen bei Kravčenko in den Aufzeichnungen aus dem Kr. Ovruč: *св'етою водою*, *погл'едає*, *зерн'етко*, *виход'ет* (3. Plur.) *станов'ет*, *принос'ет*, *роб'ет* u. a. (Dorf Snitešča V 114—128); *зѐрнетка*, *запр'егаймо*, *тр'ес'е*, *тр'ес'и*, *виход'ет* (3. Plur.) usw. (Dorf Staryj Dorogin' V 107—114. In den Aufzeichnungen von Kravčenko gibt das Zeichen ' nicht die Palatalität des vorhergehenden Konsonanten an, sondern hebt die „Härte“ der Aussprache hervor vgl. Bd. XII Vorwort III). Es liegen Gründe vor zur Annahme, daß dieses ein allen poles. Dialekten gemeinsames Merkmal ist und daß man es von dem Wandel eines jeden *a* zu *e* in den westpoles. und podl'aš. Dialekten nur infolge der ungenauen Aufzeichnungen nicht unterscheiden kann. Es ist mir nicht möglich hier alle sonstigen Ungenauigkeiten zu erwähnen, die teils auf einer ungenügenden Auswertung der Quellen (die von den Verf. des Очерк nur selten direkt herangezogen werden; zum größten Teil schöpfen sie aus zusammenfassenden Untersuchungen über die ukr. Dialektologie), teils auf der Ungenauigkeit der Quellen selbst beruhen. Zusammenfassend muß über den hier behandelten Teil gesagt werden, daß die im Очерк geäußerte allgemeine Behauptung, die „nordklr. Dialekte seien viel weniger gleichförmig als die südklr.“ (§ 77), ebenso wie die Klassifikation dieser Mundarten infolge des unvollständigen und chaotischen Materials über die nördl. ukr. Dialekte nicht begründet ist.

Kiev (Fortsetzung folgt.) Vs. Hancov

Die Puškin-Forschung seit 1914

Einleitung

Die russ. Wissenschaft hat, nach einer Äußerung von A. Šachmatov, Puškin eine große Dankesschuld abzutragen: erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit wird von Universitätsdozenten über ihn gearbeitet, nachdem sich durch chaotische Werke von Dilettanten (Jakuškin, Jefremov, Morozov[1]) u. a.) eine eigenartige, populäre Disziplin entwickelt hatte. Im allgemeinen muß man die Arbeit dieser Dilettanten anerkennen, auch bildet die von ihnen geleistete bibliographische Verarbeitung einen zuverlässigen Ausgangspunkt für die Puškin-Forschung. Da ihnen aber eine feste methodologische Grundlage fehlte, sie viel gelesen wurden und einen hypnotisierenden Einfluß auf die weiteren Arbeiten ausübten, haben sie in der Puškin-Forschung viel Verwirrung angerichtet. Es bildeten sich dabei neue empirische Methoden der Textkritik und der wissenschaftlichen Textanalyse aus, die jener im Anfang des 20. Jahrh. als Puškinismus bezeichneten Richtung ein ganz eigentümliches Gepräge gaben. Diese spezifische, seit Jahrzehnten traditionelle Stellung zu Puškin zeigt sich auch bei den Ende des 19. Jahrh. über diesen Dichter arbeitenden Philologen. Ihnen gelang es (L. Majkov, F. Korš, N. Sumcov u. a.), wissenschaftlich-literarhistorische Probleme in den „Puškinismus" einzuführen; doch riefen diese wissenschaftlichen Elemente mit den spezifischen Problemen des dilettantischen „Puškinismus" vereinigt in der ersten Zeit eine noch größere Verwirrung hervor. Zu Beginn des Jahrhunderts war er ein Konglomerat geringer Einzelprobleme, größtenteils biographischen Charakters; meist von subjektiver Puškinbegeisterung diktiert, standen diese auf einer Stufe mit dem naiven Sammeln von Museums- und Archivmaterial über Puškin, einer Tätigkeit, die mit Liebe in Angriff genommen, aber unsystematisch durchgeführt wurde. Die Verworrenheit des über Puškin gesammelten Materials und seine Eigentümlichkeiten verlangten besondere Fertigkeit und empirische Begabung, um sich darin zurechtzufinden. Diese Notwendigkeit führte zu Anfang des 20. Jahrh. zur Entstehung eines Kreises von Puškinforschern, die sich in der russ. Philologie ein autonomes Gebiet schufen. Allmählich gelang es ihnen, in den „Puškinismus" selbst System zu bringen, ihn umzugestalten und dadurch den Weg zu bereiten für eine systematische Erforschung von Puškin's dichterischem Schaffen. Besonders erwähnt werden müssen an dieser Stelle N. Lerner (Verfasser vieler Studien über verschiedene Themen des „Puskinismus" und einer

---

1) P. Morozov (gest. im Jan. 1920), seiner Ausbildung nach Philologe, zog sich bereits früh von der Wissenschaft zurück. Mit Puškin beschäftigte er sich in Mußestunden, die ihm seine Arbeit im Staatssekretariat des Reichsrats übrig ließ. Daher darf man auch ihn zu den Dilettanten rechnen. Vgl. die kurze Charakteristik von A. Sakulin im Sammelwerk Пушкин hgb. N. Piksanov Moskau 1924 S. 232 f.

grundlegenden Puškin-Chronologie), B. Modzalevskij (Genealogische und biographische Untersuchungen[2])), P. Ščegolev (Kulturhistorische und biographische Monographien, darunter auch eine umfangreiche Untersuchung über Puškin's Duell), der berühmte Dichter V. Br'usov[2]) u. a.

Eine neue Zeit begann in der Puškin-Forschung mit der wissenschaftlichen Betätigung von S. Vengerov. An der von ihm geleiteten Ausgabe der gesammelten Werke von Puškin, als Puškin-Enzyklopädie gedacht, beteiligten sich die rührigsten Forscher, darunter auch Anfänger. Eine große Bedeutung für die Heranziehung jüngerer Kräfte hatten die Vengerov'schen Puškin-Seminare[3]). Die wissenschaftliche Tradition war hier nicht aus dem „Puškinismus", sondern aus den angrenzenden philologischen Disziplinen zu entlehnen, denn Tradition und Routine waren beim „Puškinismus" selbst Synonyme geworden.

So traten hier die literarhistorischen Probleme in den Vordergrund, und es setzte eine Nachprüfung der Forschungsmethoden ein, die überhaupt für die wissenschaftliche Arbeit des letzten Jahrzehnts charakteristisch ist.

Textkritik

Seit den 80er Jahren, als Jakuškin eine Beschreibung der wichtigsten, im Rum'ancev-Museum in Moskau aufbewahrten Puškin-Handschriften unternahm, wurden die Fragen der Textkritik mehrmals aufgeworfen. Besonders scharf traten sie hervor während der Arbeit an der Herausgabe von Puškin's Werken durch die Akademische Kommission, an der sich L. Majkov, V. Jakuškin, P. Morozov, A. Veselovskij, F. Korš und viele andere beteiligten.

Leider legte die Akademische Kommission der Ausgabe und Textkritik verschiedene nicht übereinstimmende Prinzipien zugrunde und die hierüber gemachten, fortwährend sich ändernden Deklarationen wurden im Verlauf der Arbeit nicht immer berücksichtigt.

Die Prinzipienfragen sind in letzter Zeit von M. Hofmann aufgeworfen, in seiner Arbeit Первая глава Науки о Пушкине[4]), ferner auch in seinen Textuntersuchungen verschiedener Werke Puškin's (Пропущенные строфы Евгения Онегина; Домик в Коломне; Посмертные стихотворения Пушкина u. a. No. 12, No. 33).

1) Vgl. Борис Львович Модзалевский. Биографическ. даты. Список трудов. Petersburg 1924 (zum 50jähr. Jubiläum am 20. April 1924).

2) Eine Würdigung Br'usov's als Puškin-Forscher gibt M. C'avlovskij im Sammelwerk „1873—1923 Валерию Брюсову" Moskau 1924 (Брюсов-Пушкинист S. 31—37). Br'usov ist im Oktober 1924 gestorben.

3) Über die Geschichte der Puškin-Seminare von Vengerov handelt A. Fomin im Пушкинский сборник памяти С. А. Венгерова. Petersburg 1923. Vgl. auch L. Il'jinskij С. А. Венгеров. Известия XXVIII. S. Vengerov ist im September 1920 gestorben.

4) 1922 zwei Auflagen vgl. unten N. 46.

Die wichtigsten, von HOFMANN aufgestellten Thesen sind folgende:

1. es gibt bisher noch keinen „kanonischen“ Puškintext;

2. im kanonischen Text muß streng geschieden werden zwischen den vom Dichter als abgeschlossen erachteten Werken und dem skizzierten Nachlaß, d. h. Entwürfen, intimen Aufzeichnungen, Reimübungen, mit einem Wort allem, was aus dem Arbeitszimmer des Dichters nicht herausgekommen ist;

3. bei der Textbearbeitung muß der „schöpferische Wille des Künstlers“ Berücksichtigung finden, d. h. alle Ergänzungen, Verbesserungen und Textänderungen sind zu vermeiden, selbst wenn sie auf handschriftlichen Quellen beruhen. Abweichungen hiervon sind nur dann zulässig, wenn der Text nachweislich aus Rücksichten auf die Zensur oder andere Zeitumstände (persönliche, intime usw.) verunstaltet worden ist.

Im Speziellen dürfen die „Lücken“ (d. h. punktierte Stellen) der zu Puškin's Lebzeiten erschienenen Texte nicht ergänzt werden, selbst wenn das aus dem endgültigen Text Entfernte auch im Manuskript vorliegt (oft sind die Lücken in der Dichtung ein von Puškin und seinen Zeitgenossen angewandtes Stilmittel, nicht aber durch fremde Gewalten verursacht). Unzulässig ist die Kontamination von verschiedenen Redaktionen eines Werkes, Änderung der Titel oder Setzung von Überschriften bei Gedichten, die keine aufweisen, weil die Überschrift ein Teil der Dichtung ist und deren Eindruck bedingt (so ist es z. B. auch unzulässig, in der Überschrift Persönlichkeiten zu erwähnen, denen, nach Annahme des Herausgebers, die Dichtung gewidmet ist, falls der Originaltext diese Angabe nicht enthält).

4. Ferner dürfen Skizzen nicht restauriert werden, endgültige Lesungen auf Grund unvollendeter Entwürfe nicht aufgestellt, noch Konjekturen vorgenommen werden.

In der Hauptsache ist das Buch von HOFMANN eine Anklage gegen alle Herausgeber von Puškin's Werken und besitzt daher eine mehr negative als positive Bedeutung. Gegen die Grundthesen von HOFMANN wurde kein Widerspruch erhoben. Wie notwendig ihre Aufstellung war, geht ja daraus hervor, daß sich Verstöße gegen sie in allen Ausgaben finden; eine These jedoch rief eine scharfe Polemik hervor, nämlich daß es unzulässig sei, bei der Untersuchung der Entwürfe eines Dichters Konjekturen vorzunehmen. Ein großer Teil von Puškin's Dichtungen wurde nicht zu seinen Lebzeiten veröffentlicht, und viele seiner heute verbreitetsten Werke liegen nicht in endgültiger Bearbeitung, sondern nur als Entwürfe vor. Erwähnt seien hier nur Русалка, Каменный гость, der sogen. Галуб (der Titel stammt von ŽUKOVSKIJ), Дубровский, История села Горюхина und viele Prosafragmente; von seinen Gedichten gehören hierher Для берегов отчизны дальной, В начале жизни школу помню я usw. Alle diese Dichtungen haben eine weite Verbreitung gefunden. Es ist unvermeidlich, daß der Puškin-Forscher sich gleich zu Beginn seiner Arbeit mit

den ersten Entwürfen des Dichters zu beschäftigen hat. Diese sich an die Bearbeitung und Herausgabe der Autographen des Dichters knüpfenden methodologischen Fragen sind daher für die Puškin-Forschung ganz besonders wichtig. Man hat zu ihnen in zwiefacher Weise Stellung genommen. Die eine Richtung, begründet von ANNENKOV, dem Herausgeber der ersten kritischen Ausgabe von Puškin's Werken, bezweckte die Entwürfe zu einem zusammenhängenden Text zu vereinigen, wobei Einzelheiten und skizzierte Varianten außer acht gelassen wurden; die andere, diametral entgegengesetzte, sog. Transkriptionsrichtung stellte sich zur Aufgabe, ein anschauliches Bild des Autographen in seiner ganzen Kompliziertheit zu geben und verzichtete darauf, bei der mechanischen Wiedergabe die einzelnen zerstreuten Wörter sinngemäß zu verbinden. Die letztgenannte Methode ist von JAKUŠKIN häufig bei der Akademischen Ausgabe angewandt, und man hat ihr vielleicht mit Recht die Unfruchtbarkeit solcher Transkription vorgeworfen. Außerstande die Handschrift zu ersetzen, sind ähnliche Transkriptionen für die Forschung durchaus unzuverlässig, weil sie selbst bei sorgfältigster Ausführung nur eine Aneinanderreihung von isolierten Wörtern geben, nicht aber ein Gerippe des zweifellos in jedem Entwurf vorhandenen Wortgewebes der Dichtung. Hierbei wird durch Worte die Absicht des Dichters verdunkelt, die bei Konjekturlesungen doch immerhin mehr oder weniger ersichtlich bleibt. Aber auch in dieser methodologischen Frage ist man vorläufig noch nicht weiter gekommen. Ihre Lösung ist wohl eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichte der modernen Literatur.

Als letzte Arbeit zur Methodologie der Textuntersuchungen wäre G. VINOKUR Русская филология и русские поэты zu nennen, ein Vortrag, gehalten im Februar 1925 in der Moskauer Akademie für Kunstwissenschaften. VINOKUR polemisiert darin mit HOFMANN und stellt folgendes auf: der „kanonische" Text (ein Terminus von HOFMANN) kann erschlossen werden, aber nicht auf mechanischem Wege, sondern mit Hilfe philologischer Kritik. Ein jeder einzelne Fall muß individuell behandelt werden. Vor allen Dingen muß der Herausgeber über ein gewisses ästhetisches Gefühl verfügen.

Neue Textfunde

Besonders stark treten eben die methodologischen Aufgaben der Textkritik in den Vordergrund, weil in letzter Zeit eine Reihe neuer Puškin-Texte erschlossen und bei weitem noch nicht alle auf uns gekommenen veröffentlicht sind. Die nach dem Tode von Puškin in den Besitz seiner Witwe übergegangenen Manuskripte sind systematisch von all denjenigen entwendet worden, in deren Hände sie fielen. Einen Teil der Handschriften behielt ŽUKOVSKIJ, der Herausgeber der ersten Gesamtausgabe nach dem Tode Puškin's (1838—1841). Dieser Teil, allerdings nicht alles davon, befand sich als sogen. Onegin-Sammlung in Paris. Nachdem der frühere Besitzer und spätere Kustos A. F. ONEGIN (OTTO) im März 1925 gestorben ist, soll die Sammlung in das Petersburger

Puškin-Museum übergeführt werden. Ein bedeutender Teil verblieb bei ANNENKOV. Diese Handschriften zerfielen wiederum in mehrere Teile. Die größere Hälfte erwarb L. MAJKOV, erster Herausgeber der Akademie-Ausgabe; die kleinere kam an ŠLʹAPKIN u. a., der wichtigste Teil von allen Puškin-Manuskripten aber kam 1880 in das frühere Moskauer Rumʹancev-Museum (heute Публичная библиотека имени Ленина). Im übrigen befanden sich viele Puškin-Handschriften im Privatbesitz und erst gegenwärtig ist es möglich, sie zu veröffentlichen. Die bedeutendste derartige Edition in den letzten Jahren ist der Неизданный Пушкин 1922. Er enthält viel wertvolles Material aus der Onegin-Sammlung und zwar Gedichte hgb. von M. HOFMANN, kritische Prosa hgb. von N. KOZMIN und Briefe hgb. von B. MODZALEVSKIJ (No. 16). Dieser Band umfaßt 7 neue Gedichte und Gedichtfragmente (darunter zwei umfangreiche von Puškin nach Absolvierung des Lyzeums verfaßte, ferner Übersetzungen aus Horaz und Barry Cornwales, die Fortsetzung des Gedichtes Judith u. a.) und einige Prosastücke, darunter beachtenswerte literarhistorische und kritische Bemerkungen. Außerdem werden eine Reihe von Verbesserungen zu bereits früher erschienenen Texten gegeben. Trotz des speziell-wissenschaftlichen Charakters der Transkription und der Anmerkungen erlebte das Buch zwei Auflagen. Leider ist bisher die nicht minder reiche Majkov-Sammlung noch nicht herausgegeben. Von den anderen Erwerbungen erwähne ich zwei Tagebuchausgaben von Puškin, die fast gleichzeitig in Moskau und Petersburg 1923 erschienen (No. 85 und 86). In beiden Büchern ist der gebotene historische Kommentar viel umfangreicher als der Text. Sowohl B. MODZALEVSKIJ (Petersburg), als auch V. SAVODNIK (Moskau) streben besonders danach, auf urkundlichem Material beruhende biographische Darstellungen über die von Puškin erwähnten Persönlichkeiten zu geben und haben dabei die literarische und kulturhistorische Seite des Tagebuchs vernachlässigt. Allerdings war das Tagebuch mit Ausnahme einiger verstümmelter Stellen bereits fast in seinem ganzen Umfang bekannt und daher bietet diese Ausgabe fast nichts an neuen Texten. Das Tagebuch stammt aus der Zeit, als Puškin am Hofe lebte (1833 bis 1835) und ist eine farblose Imitation der französischen Memoiren des 18. Jahrh. (in der Art der Memoires secrets, der Aufzeichnungen des Saint-Simon oder Dangeau, auf den auch Puškin als Vorlage verweist). Doch das russ. Leben unter Nikolaus I. bot für diesen anekdotenhaften Stil des 18. Jahrh. ein nur kärgliches Material, daher ist das Puškin-Tagebuch auch bei weitem nicht so interessant, als man es erwarten könnte. Infolge der Gebundenheit an einen fremden Stil erfahren wir wenig über das persönliche Leben des Dichters und seine Interessen.

Erwähnt sei hier ferner die trotz ihrer Kürze bemerkenswerte Veröffentlichung über den Faksimiledruck des früher für zweifelhaft gehaltenen Schreibens von Puškin С Гомером долго ты беседовал один (Пушкин. Сборник первый hgb. PIKSANOV Moskau 1924). Sie ent-

hält wesentliche Verbesserungen zu diesem in vielen Beziehungen interessanten Gedicht (No. 42).

An verschiedenen Stellen sind in letzter Zeit Briefe von Puškin aus Privatarchiven herausgegeben worden. Bemerkenswert ist darunter der Brief an Delwig vom 2. März 1827 (Литературные Портфели), aus dem Puškin's ablehnende Haltung gegen die Begeisterung der Moskauer Literatenkreise für die deutsche idealistische Metaphysik hervorgeht (No. 17).

Von den anderen neugefundenen Puškin-Texten muß an erster Stelle beachtet werden, daß die Autorschaft Puškin's für den mit A. Б. gezeichneten anonymen Brief an die Redaktion des Современник nun festgestellt ist. Er enthält Puškin's Ansichten über den Journalismus (unter anderem eine interessante kritische Würdigung Belinskij's, der damals seine literarische Laufbahn erst begann) und wurde in letzter Zeit zweimal veröffentlicht (Наш труд Moskau und Атеней 1—2. No. 18 und 21).

Puškin-Ausgaben

In den Kreis der hier zu behandelnden Fragen gehört auch das in wissenschaftlichen Kreisen von neuem aufgeworfene Problem einer Puškin-Ausgabe. Wir besaßen ungefähr 10 Gesamtausgaben; davon müssen erwähnt werden diejenige von Annenkov (1855—1857), eine Reihe von Ausgaben Jefremov's (die letzte 1903—1905), zwei von Morozov (die letzte 1905) und eine von Vengerov. Sieht man von der bereits stark veralteten Annenkov'schen ab, so bleiben die nach den gleichen Prinzipien aufgebauten Ausgaben von Jefremov und Morozov übrig. Gegen sie ist die scharfe Kritik M. Hofmann's gerichtet. Die schlecht angeordnete enzyklopädische Ausgabe von Vengerov darf schon aus dem einen Grunde nicht als mustergültige Ausgabe bezeichnet werden, weil sie nicht abgeschlossen ist (die vom Verf. immer wieder angekündigte sog. Textgeschichte ist überhaupt nicht erschienen). Von der Akademischen Ausgabe liegen vier Bände vor (Puškin bis 1828), gegen die ernste Einwände erhoben wurden (No. 6). Man muß sich daher mit Hofmann einverstanden erklären, daß es bisher noch keine zuverlässige und lückenlose Puškin-Ausgabe gibt.

Die Mängel der vorliegenden Ausgaben erklären sich in erster Linie aus dem Kompromißcharakter der Gesamtausgaben. Für den breiten Leserkreis bestimmt, bezweckten sie nicht eine wissenschaftliche Textwiedergabe. Um eine gewisse Vollständigkeit zu erzielen, wurden andrerseits in diesen Ausgaben die abgeschlossenen Dichtungen Puškin's wahllos mit Entwürfen, Notizen usw. vermengt und in korrigierter, vereinfachter Form veröffentlicht. Doch nicht genug damit — der Vollständigkeit halber wurden noch auf Grund von Entwürfen des Dichters die einzelnen Dichtungen durch die von ihm aus der endgültigen Redaktion entfernten Stücke ergänzt. Wissenschaftliche Züge waren in diesen Ausgaben fremdartige Elemente, ein unnützer Ballast, durch den die ästhetische Wirkung des Kunstwerks beeinträchtigt wurde. Diese dilettantische

Tradition zeigt sich auch in der Akademieausgabe, worin wissenschaftliche Kritik und in traditioneller Weise kompilierter Puškin-Text nebeneinander liegen. Der Kompromißcharakter der vorliegenden Ausgaben geht auch aus den Kommentaren hervor. Außer den notwendigen textlichen und bibliographischen Anmerkungen enthält der den populären Ausgaben beigefügte Kommentar auch die zum Verständnis des Textes nötigen biographischen Daten. Bald jedoch beurteilte man den Wert der Ausgabe nach der Länge des Kommentars. Seine Überschätzung rief dann solche Ausgaben wie die Enzyklopädie von VENGEROV hervor. Auch die Akademieausgabe unterscheidet sich von den anderen weniger durch die Güte des Textes als durch ihren übermäßig langen Kommentar (sein Umfang übersteigt den des Textes), wobei dieser durchaus nicht organisch mit der Ausgabe verbunden ist, sondern in der Form von „Realien" gegeben wird. Besonders gute Beispiele für die Überlastung des biographischen Kommentars bieten die beiden Tagebuchausgaben. In der Petersburger Ausgabe kommen auf 27 Textseiten — 270 Seiten Anmerkungen im Petitsatz, in der Moskauer auf 35 Textseiten — 500 Seiten Anmerkungen. Zu dem Satz von Puškin „Видел Жуковского. Он здоров и помолодел" wird in der zuletzt genannten Ausgabe ein 17 Seiten langer Kommentar über die Beziehungen zwischen Puškin und ŽUKOVSKIJ gegeben; zum Satz Вечер у Вяземского — 28 Seiten Kommentar über den Fürsten V'AZEMSKIJ. Allerdings wird in beiden Ausgaben das Schwergewicht auf den Kommentar gelegt, aber eine solche Anhäufung von Mitteilungen, die für das Verständnis des Textes gänzlich unnötig sind, wird selbst durch den historischen Charakter des Tagebuches nicht gerechtfertigt. Nunmehr ist die Zeit gekommen, um eine Scheidung zwischen den Aufgaben der Ausgabe und denjenigen des Kommentars vorzunehmen und in der Ausgabe selbst die redaktionellen Aufgaben, d. h. die Veröffentlichung von abgeschlossenen ästhetisch wertvollen Texten, von denjenigen der Herausgabe von Textmaterial zu trennen.

In den letzten Jahren sind folgende Puškin-Ausgaben erschienen:

1. Die von VAL. BR'USOV begonnene Gesamtausgabe (No. 8). Erschienen ist aber davon nur der erste Halbband mit Puškin's Lyrik. Auch darin zeigt sich die traditionelle Kompromißmethode, weil vom Herausgeber in erster Linie Vollständigkeit angestrebt wurde. Der Text wurde nur zum geringsten Teil einer erneuten Nachprüfung unterzogen. Bei der Wiederherstellung der skizzierten Texte, die den größten Teil der Ausgabe einnimmt, sind willkürliche Kompilationen zugelassen worden. Hierdurch wurde eine scharfe Kritik hervorgerufen (vgl. Первая Глава von M. HOFMANN und die Antwort von BR'USOV in Печать и Революция). Nicht minder scharf wurde von der Kritik die chaotische Anordnung des Materials beurteilt (vgl. das Sammelwerk Пушкин hgb. von PIKSANOV).

2. In der Sektion für Kunst und Literatur der Petersburger Abteilung des Staatsverlags, deren Aufgabe in der Herausgabe von russ.

Klassikern (infolge der Verordnung über die Monopolisierung der Klassiker) besteht, wurde systematisch an Textausgaben für den breiten Leserkreis gearbeitet. Dabei beabsichtigte die Sektion nicht, wissenschaftliche Gesamtausgaben zu veröffentlichen, sondern die Klassiker als ästhetischen Lesestoff zu bieten. Zuerst wurden von ihr eine Anzahl Broschüren (die Serie Народная Библиотека) herausgegeben. Jetzt hat sich die Sektion an die Veröffentlichung mehr oder weniger umfangreicher Ausgaben gemacht. Von Puškin sind seine wichtigsten Werke in einzelnen Broschüren erschienen und außerdem ausgewählte Werke von ihm in einem Bande. Die Sektion strebte nicht nach Vollständigkeit, sie nahm aber gegen den traditionellen Wiederabdruck Stellung und verglich einen jeden Text mit der ursprünglichen Textquelle, wobei diese Kollation bis zur letzten Korrektur durchgeführt wurde. Auf diese Weise erhielt man von vielen Werken, deren Lesungen man bereits für endgültig festgelegt hielt, ganz neue Texte, wie z. B. vom Каменный Гость (die erste Ausgabe hgb. von A. SLONIMSKIJ und CHALABAJEV, die zweite von TOMAŠEVSKIJ und CHALABAJEV mit allen Varianten und einer Geschichte des gedruckten Textes), Дубровский, История села Горюхина u. a. (vgl. No. 9, 13, 14).

Bei der Auswahl der Werke für die einbändige Ausgabe hielten sich die Herausgeber an den von Puškin für die zu seinen Lebzeiten erschienenen Ausgaben bestimmten Bestand. Ergänzt wurde dieser nur durch abgeschlossene, in Handschriften des Dichters auf uns gekommene Werke und durch Fragmente bedeutender Prosadichtungen, die selbst in unvollendeter Gestalt zweifellos einen hohen künstlerischen Wert haben (Арап Петра Великого, Египетские Ночи usw.). Natürlich ist der Umfang dieser letzteren Kategorie von einem gewissen Subjektivismus diktiert, aber starke Meinungsverschiedenheiten konnte es hierbei nicht geben. Selbstverständlich ist die einbändige Ausgabe nur der Anfang zu einem neuen Zyklus von Puškin-Ausgaben. Von den kommentierten Veröffentlichungen einzelner Puškin-Werke nenne ich die bereits oben erwähnte Ausgabe des Домик в Коломне, hgb. von M. HOFMANN. An der Hand von textkritischen Untersuchungen weist der Herausgeber darin nach, daß der zu Puškin's Lebzeiten erschienene Text wiederhergestellt werden muß; er lehnt es aber ab, den Text durch skizzierte Entwürfe zu ergänzen, deren größter Teil in keinem kompositionellen Zusammenhang mit der übrigen Dichtung steht. Außerordentlich wichtig ist der im Staatsverlag mit Anmerkungen von M. HOFMANN (die Textausgabe stammt nicht von ihm) erschienene Евгений Онегин. Es wird darin eine Zusammenstellung der in der endgültigen Redaktion nicht vorhandenen Zeilen geboten[1]).

Erwähnt werden muß ferner die von mir herausgegebene Гавриилиада, jenes „leichte“ Spottgedicht von Puškin. Ich habe darin

---

1) Diese Ausgabe ist eine verkürzte Wiedergabe der Arbeit von HOFMANN Пропущенные строфы Евгения Онегина.

versucht, einen systematischen Kommentar des Kunstwerkes zu geben (No. 13). Vor mir hatte bereits V. BR'USOV (No. 66) zweimal dieses Gedicht mit einem umfangreichen Kommentar veröffentlicht. Es muß übrigens hervorgehoben werden, daß der literarische Kommentar dieser letzten Ausgabe nicht auf dem Eigenwert der behandelten Probleme beruht, sondern auf der Notwendigkeit, die Autorschaft Puškin's für diese Dichtung festzustellen. Bezeichnenderweise ging man im allgemeinen auf die Poetik Puškin's besonders gern dann ein, wenn man über seine Autorschaft bei einer Dichtung im Zweifel war (z. B. die Untersuchung von KORŠ über den vermeintlichen Schluß der Русалка; vgl. den Kommentar von BRODSKIJ zu Turgenev's Поп).

Schließlich ist die von A. BENOIS illustrierte Ausgabe des Медный Всадник (No. 11) anzuführen. Sie enthält die Wiederherstellung des früheren Textes, der von Nikolaus I. verboten wurde, mit einem ausführlichen Kommentar des Herausgebers P. ŠČEGOLEV. Obgleich dieser Kommentar durchaus beachtenswert ist, kann man sich mit ihm doch nicht darin einverstanden erklären, daß Puškin's spätere Umarbeitung eines künstlerischen Wertes entbehre.

Puškin's Poetik

Die Poetik von Puškin im engeren Sinn dieses Wortes erregte bereits die Aufmerksamkeit der ihm zeitgenössischen Kritiker (hauptsächlich in den 20er Jahren des 19. Jahrh.). Von der späteren Richtung in der russ. Kritik und Literaturgeschichte wurden diese Fragen wenig beachtet und erst Ende des vorigen Jahrhunderts traten sie wieder in den Vordergrund, als eine scharfe Polemik anläßlich des Schlusses der Русалка entstand. Lange Zeit hindurch war die Arbeit von KORŠ die einzige wissenschaftliche Untersuchung auf diesem Gebiet. Späterhin wurden diese Probleme von den russ. Symbolisten (die Arbeiten von V. BR'USOV und A. BELYJ) erörtert und fanden einen Widerhall in der jugendlichen Hörerschaft des Puškin-Seminars von VENGEROV. Im Vorwort zur 2. Lief. des Пушкинист (No. 36), der Seminar-Zeitschrift, erwähnt VENGEROV das unter den Seminarteilnehmern zunehmende Interesse für Formprobleme. Es muß hervorgehoben werden, daß diese Strömung nicht unter dem Einfluß der wissenschaftlichen akademischen Tradition stand; VENGEROV, dem Leiter des Seminars, liegen diese Probleme fern. Natürlich darf dabei nicht übersehen werden, daß ALEXANDER VESELOVSKIJ zweifellos Untersuchungen dieser Art angeregt hat, desgleichen die Schule von POTEBN'A, von der damals die Вопросы теории и психологии творчества veröffentlicht wurden. Im übrigen kam allen diesen äußeren Anregungen keine ausschlaggebende Bedeutung zu, weil unter den Studenten das Interesse für die Probleme der Poetik eher eine Reaktionserscheinung gegen die traditionelle akademische Wissenschaft als deren natürliche Fortentwicklung ist. Aus diesem Grunde trug die Fragestellung in der ersten Zeit einen ausgesprochen dilettantischen Charakter. Aus dem Worte „neue“ in den Über-

schriften einiger Arbeiten auf diesem Gebiet (S. Bobrov, G. Maslov u. a.) geht die Psychologie des Modernismus dieser jungen wissenschaftlichen Strömung hervor.

In erster Linie wurde Puškin's Metrik untersucht. Andrej Belyj Символизм (1910) unterzog den vierfüßigen Jambus von Puškin (verglichen mit demjenigen anderer Dichter des 18. und 19. Jahrh.) einer statistischen und graphischen Analyse. Dem Beispiel von Belyj folgten andere Gelehrte z. B. Bobrov (Новое о стихосложении Пушкина). In das Gebiet der statistischen Analyse fallen auch meine zwei Untersuchungen: Четырехстопный ямб Пушкина по наблюдениям над стихом Евгения Онегина und Пятистопный ямб Пушкина. Sehr viele statistische Beobachtungen über den Puškin-Vers hat Georg Šengeli sowohl in einzelnen Aufsätzen (Шестистопный ямб) wie auch in seinem Трактат о русском стихе (2. Aufl. 1923) gemacht. Außerdem wurde Puškin's Metrik auch von V. Br'usov (Стихотворная техника Пушкина. Puškin-Ausgabe von Vengerov Bd. VI 1915) beschrieben. Andrej Belyj lieferte das Vorbild für eine allseitige Beschreibung eines einzelnen Gedichtes, worin die metrischen Fragen gemeinsam mit der Poetik des Werkes behandelt werden. Auf diejenige von Belyj folgten bald auch noch einige andere derartige Beschreibungen (Žirmunskij Analyse des Gedichtes Для берегов отчизны дальней in Задачи Поэтики; S. Bobrov, eine sprachliche Beschreibung von L. Ščerba u. a. No. 32, 72). Schließlich wurden die einzelnen Züge des Versbaus untersucht z. B. die Cäsur (G. Maslov Новое о стихотворении: Послушай, дедушка), der Reim (S. Bernstein und V. Žirmunskij), die Euphonie des Puškin-Verses (O. Brik, D. Vygodskij und V. Br'usov).

Bereits bei den ersten Versuntersuchungen stellte sich heraus, daß wir auf diesem Gebiet über eine nur ungenügende theoretische Grundlage verfügen. Es mußte daher erstens das Untersuchungsobjekt fixiert, zweitens eine Methodologie für Versuntersuchungen herausgearbeitet werden. Das Untersuchungsobjekt wird allmählich durch Einfühlung gefunden. An der Hand des Puškin-Verses suchte man den Vers im allgemeinen zu ergründen. Man untersuchte jenen nicht als einen individuellen, sondern hauptsächlich als eine Norm. Bis zu einem gewissen Grade liegt hierin ein Mangel der wissenschaftlichen Untersuchungen dieses Gebietes, weil die Forscher in den individuellen Eigenarten des Puškin-Verses psychologisch die Lösung der Versprobleme überhaupt sehen wollten; natürlich nur bis zu einem gewissen Grade, weil die heutige russ. Wissenschaft hinsichtlich der Poetik noch nicht jenes Stadium der Verallgemeinerungen erreicht hat, in dem eine solche allgemeine Deutung einzelner Erscheinungen die allgemeinen Endergebnisse ernstlich beeinflussen könnte.

Wie dem auch sei, vorläufig ist die individuelle Eigenart des Puškin-Verses und die historische Stellung Puškin's nur in groben Umrissen herausgearbeitet. Die endgültige Lösung dieser Fragen ist eine Aufgabe der Zukunft.

Fast gleichzeitig mit den metrischen wurden auch die kompositionellen Probleme der Puškin-Lyrik aufgerollt. Eine der ersten Arbeiten in dieser Richtung war diejenige von A. TAMAMŠEV Опыт анализа осенних мотивов в творчестве Пушкина (Пушкинист II 1916). Auch in den „Beschreibungen" einzelner lyrischer Gedichte von Puškin wurden diese Fragen behandelt. Eine zusammenfassende Arbeit gibt es hierüber noch nicht, weil die entsprechenden Teile der Poetik noch nicht in genügendem Maße bearbeitet sind. Über die lyrische Komposition bei Puškin ist auch in allgemeineren Untersuchungen der lyrischen Komposition kurz gehandelt worden: V. ŽIRMUNSKIJ Композиция лирических стихотворений (neigt zur Klassifikation und allgemeinen Theorie) und B. EICHENBAUM Мелодика русского стиха (vorwiegend historisch).

Die Poetik von Puškin's epischen Dichtungen aus den 20er Jahren, soweit sie von BYRON beeinflußt sind — hat V. ŽIRMUNSKIJ in Байрон и Пушкин untersucht; er liefert einen Vergleich der Stilmittel Byron's und Puškin's (Nr. 45). Zur Poetik der Puškinschen Novelle — der Roman ist noch fast gar nicht bearbeitet — ist als ein Versuch, die Methodologie dieser Frage klarzustellen, LOPATTO Повести Пушкина (Пушкинист III 1918 Nr. 37) zu erwähnen. Ähnliche Fragen sind gelegentlich und bei Beschreibungen einzelner Werke gestreift worden, ohne auf die Frage der Verallgemeinerungen einzugehen (A. SLONIMSKIJ О композиции Пиковой Дамы, M. PETROVSKIJ Морфология Пушкинского Выстрела). Verhältnismäßig wenig wurde in den letzten Jahren über Puškin's Sprache und Stil gearbeitet. V. ŽIRMUNSKIJ Валерий Брюсов и наследие Пушкина (Nr. 51) behandelt auch einige Stilfragen.

Somit ist das Interesse für die konkrete Poetik Puškin's besonders soweit sie sich auf den Vers bezieht, erwacht; wichtigere Ergebnisse fehlen aber vorläufig noch.

Puškin als literarhistorisches Problem

Ein charakteristischer Zug der literarhistorischen Untersuchungen des 19. Jahrh. war die Idee des „Messianismus" von Puškin, die teils bewußt ausgesprochen wurde, in stärkerem Maße aber unbewußt richtunggebend für die Forschung war. Puškin hielt man für einen unvergleichlichen Gipfelpunkt in der russischen Dichtung, den Inbegriff der Vollkommenheit, und man behandelte ihn unter historischen Gesichtspunkten entweder um das Auftauchen eines solchen vollendeten Dichters in den 20er Jahren zu erklären oder um die Mängel Puškin's als durch die Zeit bedingt zu „entschuldigen". Die zentrale Stellung Puškin's begünstigte auch die Verbreitung einer ganz eigenartigen Auffassung seiner Zeit (vom Standpunkt der literarischen Sympathien Puškin's), die mit außerordentlichen Vorurteilen bewertet wurde. Als Reaktion gegen die früheren Anschauungen ist dagegen die heutige Puškin-Forschung bemüht, seine literarische Entwicklung aus der ihm zeitgenössischen Tra-

dition, den literarischen Strömungen der Zeit und ihren Interessen zu erfassen. Auch hierüber gibt es nur eine Reihe von Einzelstudien, zusammenfassende Werke fehlen bisher.

In erster Linie wurden für das Schaffen Puškin's ausländische Quellen berücksichtigt. Allerdings beschränkte man sich hauptsächlich auf die Feststellung von textlichen und thematischen Beziehungen, d. h. die Forschung erstreckte sich nur auf das Anhäufen von Material. In einer Reihe von Studien wurden hauptsächlich die literarischen Einflüsse des französischen Spätklassizismus (wie Arnault, J.-B. Rousseau, Léonard, Millevoye, Pons de Verdun, André Chénier, E. Parny usw.) verfolgt, der Einfluß der englischen Dichter hauptsächlich von N. Jakovlev usf. Von den größeren Arbeiten auf diesem Gebiet muß V. Žirmunskij Байрон и Пушкин genannt werden, die einzige den Kreis einer Einzelstudie überschreitende Untersuchung. An der Hand einer detaillierten Zusammenstellung verfolgt der Verf. den Einfluß von Byron bei der Herausarbeitung der neuen Stilmittel in der romantischen Dichtung Puškin's und die weiteren Schicksale dieser Stilmittel in Rußland unter den Epigonen. Die Arbeit ist reich an Tatsachenmaterial und trägt wesentlich zur Klärung der Fragestellung bei. (Vgl. die Rezensionen von V. Peretz Ztschr. I S. 516 ff., B. Tomaševskij Русский современник 1924 und G. Vinokur Печать и Революция 1925.)

Weniger gut bearbeitet ist die russische Tradition der Puškindichtung. Auch die Wechselbeziehungen zwischen seinem Schaffen und den anderen literarischen Gruppen bedürfen der Erforschung. Das stark angehäufte, aus literarischen Vergleichen und journalistischer Polemik hervorgegangene Material ist noch nicht einer tiefergehenden, die Tatsachen klärenden und verallgemeinernden Analyse unterworfen worden.

Hervorgehoben werden müssen hier ferner die bisher nur teilweise veröffentlichten Arbeiten von Ju. Tyn'anov, die von den Wechselbeziehungen zwischen Puškin und den Vertretern der „archaischen" Richtung der russischen Literatur (vgl. z. B. Ода графу Хвостову. Пушкинист IV N 35) handeln.

Das poetische Milieu, von dem Puškin umgeben war, untersucht J. Rozanov (Пушкинская плеяда, Поэты 20 х годов). Den Übergang Puškins von der gereimten Form zur Prosa behandelt schließlich B. Eichenbaum Проблема поэтики Пушкина (1921 vgl. das Sammelwerk Сквозь Литературу) und Путь Пушкина к прозе (Пушкинист IV).

Der Essayismus der literarhistorischen modernistischen Versuche, die historische Rolle Puškin's einer neuen Wertung zu unterziehen, wird zum größten Teil erklärlich durch die Schwierigkeit, die üblichen, bereits durch den Schulunterricht eingeimpften Ansichten zu beseitigen. Mit Recht behauptet Eichenbaum „Bisher war Puškin uns so nah wie eine gewohnte Sache, die wir gerade aus diesem Grunde nicht sehen." Puškin ist allzu populär geworden, er wird von zu vielen gekannt. In den Ansichten über Puškin's Werke wimmelt es von parasitischen Assoziationen. Puškin's Lyrik nehmen wir auf, gebunden an ihre musikalische Inter-

pretation in den Liedern russischer Komponisten, die großen Motive verknüpfen sich für uns mit den szenischen Umarbeitungen in den populären Opern von Čaikovskij, Glinka, Musorgskij und Rimskij-Korsakov (in dieser Hinsicht bemerkenswert ist der unverkennbare Zusammenhang zwischen der szenischen Interpretation des Евгений Онегин in der Oper von Čaikovskij (Erstaufführung 1879) und der Deutung des Romans in der berühmten Rede von Dostojevskij über Puškin aus dem Jahre 1880, z. B. bezüglich des Äußeren von Tat′jana's Gatten). Puškin lebt in unserem Bewußtsein mit all demjenigen, was im Laufe des 19. Jahrh. seinen Namen umgeben hat. So fällt es uns schwer z. B. den Gedanken aufzugeben, daß im Werke Puškin's der Lyrik nur ein bescheidener Platz zukommt und daß er für seine Zeitgenossen hauptsächlich der Dichter der großen Form war. (Was übrigens ein jeder intuitiv fühlt, der sich unmittelbar Puškin zuwendet. Vgl. z. B. die Strophen aus dem Gedicht von Bezymenskij Пролог к поэме Гута in Вопросы литературы и драматургии.) Die verbreiteten Anschauungen von Puškin als dem lyrischen Dichter sind hauptsächlich hinderlich, seine historische Stellung für andere Dichtungsarten zu erfassen. Auf dem Gebiet der literarhistorischen Wertung erzeugt der Eklektizismus der reinen Lyrik von Puškin unhaltbare Behauptungen. In der wissenschaftlichen Literatur weicht man neuerdings immer mehr vom „Messianismus" ab und von der Ansicht, Puškin als den Mittelpunkt in der Literatur zu betrachten, und dieses ist ein Pfand für die Fruchtbarkeit der Untersuchungen, die auf diesem Gebiet noch durchzuführen sind.

Die Gestalt Puškin's

Die vergleichende historische Puškin-Forschung hat noch nicht die für das 19. Jahrh. traditionelle Anschauung überwunden, daß das Werk Puškin's als eine in sich geschlossene, unvergleichbare ästhetische Erscheinung zu untersuchen sei. Die Puškin-Forschung „von innen heraus" fährt fort, Puškin's poetische Äußerungen ideel und kulturhistorisch zu interpretieren. Zahlreiche in dieser Richtung arbeitende Forscher bemühen sich eine allgemeine Konzeption des dichterischen Schaffens von Puškin zu finden, d. h. eine ideelle Formel, die die kulturhistorische Stellung Puškin's ausdrücken soll. Ähnlichen Versuchen begegnet man bereits bald nach Puškin, hauptsächlich unter den Slavophilen. Ihren endgültigen Ausdruck fand diese Richtung aber in der Rede von Dostojevskij, dem Ausgangspunkt für alle späteren Kritiken. In direktem Zusammenhang mit dieser Rede steht diejenige N. Kotl′arevskij's Пушкин и Россия. Die gleiche Tendenz findet sich auch in den an Puškin's Todestage im Дом Литераторов gehaltenen Vorträgen (vgl. den Sammelband Пушкин, Достоевский hgb. vom Дом Литераторов Petersburg 1921) von Blok О назначении поэта und Chodasevič Колеблемый треножник.

Charakteristisch für diese Richtung sind gewisse didaktische Be-

strebungen. Puškin's Schaffen wird als ein kulturelles Experiment gefaßt, und es werden aus ihm sittliche, soziale usw. Normen abgeleitet.

Eine Sonderstellung nimmt in dieser Literaturrichtung M. Geršenson (gest. am 19. Febr. 1925)[1]) ein, der organisch mit den philosophischen Interessen des russischen Symbolismus (im einzelnen mit den kritischen Arbeiten von V'ačeslav Ivanov und Merežkovskij) verbunden ist.

In einer Reihe biographischer Arbeiten (vgl. z. B. Молодая Россия) zeigte sich M. Geršenson als talentierter Darsteller des Kulturmilieus der Puškinzeit und wandte sich darauf der philosophischen Analyse von Puškin's dichterischem Schaffen zu. Seine diesbezüglichen Aufsätze sind teils in den Büchern Мудрость Пушкина und Гольфстрем gesammelt, teils zerstreut in Zeitschriften (vgl. Nr. 53—56).

Die Grundmethode von Geršenson ist das von ihm geforderte Prinzip des „langsamen Lesens", d. h. ein detailliertes Eingehen auf den Text, hauptsächlich auf jene Momente, die beim normalen Lesen dunkel bleiben und vom gewöhnlichen Leser nicht beachtet werden (vgl. seinen Aufsatz hierüber in Вопросы теории и психологии творчества VIII 1923). Als Ergebnis einer solchen Konzentration wird die Textanalyse nach einem Ausspruch von Geršenson zu einem „Enträtseln rätselhafter Bilder". Bei Geršenson führt diese Methode gewissermaßen zu einem Aufreihen der Textdetails auf einen ideellen Faden, wie die Ideen der Antinomie „Vollkommenheit und Mangel" (Мудрость Пушкина) oder des „feurigen" Wesens der Puškinschen Dichtung (Пушкин и Гераклит; Гольфстрем). Mitunter ist die eine oder andere mystische Idee der Anlaß für ein solches Sammeln von Details (Тень Пушкина in der Ztschr. Искусство; Сны Пушкина im Sammelband Пушкин usw.).

Die Konzeption von Geršenson beruht hauptsächlich auf der Beobachtung des Unterbewußtseins im Schaffen Puškin's. Gegen die sich hierin zeigende Willkür wurde in der Literatur scharf Stellung genommen.

Berührungspunkte mit Geršenson weisen auch die russischen Anhänger der Theorien von Freud auf. Hierher gehört die Arbeit von J. Jermakov Очерк психологии творчества Пушкина 1924. Übrigens wurde sie auf Grund ihrer phantastischen Konstruktionen von allen Seiten abgelehnt, und man muß sie für das negative Muster der philosophischen und psychologischen Interpretation von Puškin's Schaffen halten.

Zu Geršenson's Schule gehört auch V. Chodasevič. In seinen Folgerungen ist dieser jedoch bedeutend gemäßigter. Auf Grund der Individualpsychologie und Biographie von Puškin behandelt er in Поэтическое хозяйство Пушкина 1914 (Nr. 48) die bei jenem vorkommenden Wiederholungen und Reminiszenzen aus seinen eigenen Werken.

Zur gleichen Richtung gehören die Arbeiten von L. Grosmann (Этюды о Пушкине: Пушкин и дэндизм; Искусство анекдота у Пуш-

---

1) Vgl. Andrej Belyj M. O. Гершензон in „Россия" Nr 5 (14) 1925.

кина Nr. 49). Im Gegensatz zu den vorhergehenden Arbeiten sucht der Verfasser nicht nach einer allgemeinen Formel für Puškin's Schaffen, sondern behandelt nur einzelne Momente seiner Dichtung und Biographie. In der ersten Studie wird die Dandygestalt im Leben und Schaffen von Puškin verfolgt, in der zweiten — das Schicksal der Anekdote in Puškin's Werken. (Vgl. noch M. STOL'AROV Могила Пушкина in „Россия" Nr 5 (14) 1925.

Von allen diesen Arbeiten mit anfechtbaren Ergebnissen und einseitigen Charakteristiken müssen die außerordentlich objektiven und detaillierten Untersuchungen von P. SAKULIN Пушкин и Радищев und Памятник Пушкина (Nr. 57 und Nr. 42) getrennt werden. In der zuerst genannten Arbeit analysiert der Verfasser Puškin's politische Ansichten in den 30er Jahren, um die von den vorhergehenden Forschern in Verwirrung gebrachte Frage zu lösen, ob das in den 30er Jahren von Puškin in zwei für den Druck bestimmten Aufsätzen (aus Zensurrücksichten wurden sie nicht veröffentlicht) niedergelegte Urteil über Radiščev aufrichtig gewesen sei. P. SAKULIN kommt zu dem Schluß, daß diese Aufsätze vollkommen den Ansichten Puškin's entsprechen, und man darin nicht die Absicht die „Zensur zu überlisten" sehen darf.

In der zweiten Arbeit (im Sammelband Пушкин hgb. von Piksanov) polemisiert SAKULIN mit GERŠENSON, der in Мудрость Пушкина eine durchaus originelle, aber sehr anfechtbare Deutung des Памятник vorgelegt hatte. Nach der Meinung von GERŠENSON wird die hier von Puškin vertretene Formel vom didaktischen Wert der Kunst für den Staatsbürger nicht von ihm aus vorgebracht, sondern im Namen des Volkes in der Zukunft („и долго буду тем любезен я народу"), dem die wahre ästhetische Kunstformel von Puškin fremd sein wird.

Biographie

Die biographischen Studien über Puškin sind ein Überrest der alten Puškin-Forschung. Für eine literarhistorische Untersuchung war die biographische Form die verbreitetste und bequemste. Außerdem war die detaillierte Kenntnis des persönlichen Lebens von Puškin ein spezifisches Kennzeichen des „Puškinisten", eine Eigenart, die häufig von der Tagespresse verhöhnt worden ist, da der Puškinist nicht nur eine typische Erscheinung des wissenschaftlichen, sondern auch des kulturellen Lebens in Rußland war. Trotz alledem war die Methode der biographischen Analyse sehr wenig ausgearbeitet. Zum Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung wurde die Methode biographischer Untersuchungen zum ersten Mal in der Polemik von M. GERŠENSON und P. ŠČEGOLEV anläßlich der „südlichen und nördlichen" Liebe von Puškin (d. h. des Gegenstandes der sogenannten „heimlichen" Liebe, die in Puškin's Lyrik und Briefwechsel aus den 20er Jahren bezeugt ist). Gestritten wurde hauptsächlich über die psychologische Interpretation von Dichtungen, die Notwendigkeit der Heranziehung skizzierter Varianten, um die biographische Bedeutung eines solchen Textes festzustellen usw. An der biographischen

Literatur über Puškin ging dieser Streit nicht spurlos vorüber. Es entstanden ganz bestimmte kritische Strömungen, wobei die Frage, ob dichterisches Material als ein biographisches Dokument herangezogen werden darf, der Hauptanlaß für die Meinungsverschiedenheiten war. Die radikale Richtung (Geršenson) stellte die Behauptung auf, Puškin sei in seinen Werken in biographischer Hinsicht aufrichtig und nach einer bestimmten psychologischen Textanalyse sei ein jedes Gedicht der Niederschlag eines mit den objektiven biographischen Tatsachen in Zusammenhang stehenden Erlebnisses. Die entgegengesetzte Richtung (z. B. V. Veresajev, der vor kurzen mehrere Studien zur Biographie und Psychologie des dichterischen Schaffens von Puškin veröffentlicht hat) behauptete, das Verhältnis der biographischen Tatsachen und ihrer dichterischen Gestaltung sei so kompliziert, daß dichterische Äußerungen unbrauchbar für biographische Analysen seien. Dieser Richtung steht auch die junge Schule der Formalisten nahe: sie unterscheiden scharf zwischen kulturhistorischen Erscheinungen und spezifisch literarischen, ferner lehnen sie prinzipiell die individuelle Interpretation einer literarischen Erscheinung als einer gemeinkulturellen ab. Außerdem gestehen sie aus dem gleichen Grunde der Forschung nicht das Recht zu, nach Kunstwerken auf die allgemeine Kultur zu schließen, wie z. B. der Physiker nicht an Gemälden die Gesetze der Optik und Perspektive studieren darf, weil auf Gemälden im Hinblick auf ihre spezifischen ästhetischen Zwecke die Gesetze der Physik übertreten werden dürfen (z. B. ungleichmäßige Beleuchtung verschiedener Figuren unter verschiedenen Einfallswinkeln des Lichtes, Zulassung einiger Horizonte, Durchbrechung der Perspektive). Nach Ansicht dieser Schule werden vom Dichter literarische Themen und traditionelle Situationen mit eigenen, ästhetisch umgearbeiteten Erlebnissen verflochten, und es wird von ihm nur das erwähnt, was der künstlerischen Bearbeitung zugänglich ist. Natürliche Zusammenhänge werden außer acht gelassen und dieses macht eine künstlerische (im engeren Sinn lyrische) Äußerung für eine objektiv-biographische Untersuchung unbrauchbar. Die Lyrik eignet sich nicht zur Feststellung biographischer Tatsachen, ebenso wenig wie die Epik sich für die Rekonstruktion der Kultur ihrer Zeit eignet, weil die Grenze zwischen den Lebensereignissen und dem literarischem Motiv nicht klar ist.

Der biographischen Methodologie ist eine Arbeit von G. Vinokur gewidmet (ein Vortrag, gehalten im Russ. Kunsthistorischen Institut, erscheint in der Ztschr. Печать и Революция). Es werden darin die bisherigen Ergebnisse zusammengefaßt, und es wird eine originelle Ansicht von den Wechselbeziehungen zwischen biographischen und literarhistorischen Untersuchungen vorgetragen. Methodologische Fragen habe auch ich in einer Arbeit über die Biographie (in Книга и Революция) gestreift. Ich versuchte darin zwischen objektiver Biographie und jenem biographischen System mitunter erfundener Tatsachen, auf das sich das dichterische Schaffen des Schriftstellers stützt (die lyrische oder litera-

rische Biographie des Verfassers), eine Scheidung durchzuführen und schlug vor, letzteres als eine literarische Erscheinung zu untersuchen.

Auf dem Gebiet der konkreten biographischen Untersuchungen haben sich die Forscher in der letzten Zeit hauptsächlich mit zwei Fragen beschäftigt: dem letzten Duell Puškin's und seiner „heimlichen“ Liebe in den 20er Jahren. Ausführlich wurden diese beiden Probleme in den verhältnismäßig neuen Arbeiten von P. ŠČEGOLEV behandelt. Die letzten Arbeiten über das Duell von Puškin und seinen Tod beruhen hauptsächlich auf Material, das erst nach der Revolution zugänglich geworden ist. Sie ergänzen in gewisser Beziehung das von ŠČEGOLEV gezeichnete Bild, ändern es aber im wesentlichen nicht. Hierher gehören die Arbeit von A. POL'AKOV († am 4. Okt. 1923) О смерти Пушкина 1922 (Nr. 80) und Новые материалы о дуэли и смерти Пушкина (B. MODZALEVSKIJ, JU. OKSMAN und M. C'AVLOYSKIJ im Атеней 1924 vgl. Nr. 81). Besonders viel bietet die Arbeit A. POL'AKOV's. Jedoch macht die Zufälligkeit des Materials die Arbeit gewissermaßen zu einem Fragment. B. MODZALEVSKIJ geht auf die Frage ein, wer der Verfasser der anonymen Schmähschrift, die die Ursache des Duells war, („диплом ордена Рогоносцев“ von Unbekannten an Puškin und dessen Bekannten geschickt) gewesen sein kann und führt Tatsachen aus der Biographie von DOLGORUKOV an, die es psychologisch für möglich erscheinen lassen, daß er der Verfasser dieser Schmähschrift gewesen ist. JU. OKSMAN analysiert die Nachrichten vom Schreiben Nikolaus I. an Puškin, auf das bereits ausführlich in patriotischen Beschreibungen der letzten Stunden von Puškin eingegangen worden ist. Offensichtlich war der Brief nicht direkt an Puškin gerichtet, sondern an den ihn behandelnden Arzt Arendt. M. C'AVLOVSKIJ gibt eine Übersicht der sich auf den Tod von Puškin beziehenden Papiere aus dem Archiv von BARTENEV.

Sehr angewachsen ist die Literatur über die „heimliche“ Liebe von Puškin. In einer Polemik mit GERŠENSON, der für eine „nördliche Liebe“ Puškin's (d. h. eine vom Dichter in Petersburg durchlebte Liebe vor seiner 1820 erfolgten Verbannung nach dem Süden) eingetreten war, beweist ŠČEGOLEV, daß es sich dabei um platonische Beziehungen zu Marija Rajevskaja, der späteren Gattin des Dekabristen Volkonskij, gehandelt habe. Puškin verliebte sich in sie, als er mit der Familie Rajevskij in der Krim war (es sei erwähnt, daß die Streitfrage, welche Tochter des Generals Rajevskij Puškin verehrte, bereits alt ist). Nach der Untersuchung von ŠČEGOLEV erschienen noch einige Arbeiten, die im gleichen Sinne geschrieben waren. Die gleiche Ansicht zeigt sich auch im Kommentar zu einigen Gedichten Puškin's von P. MOROZOV im vierten Bande der Akademieausgabe. Im übrigen muß bemerkt werden, daß eine nähere Untersuchung der von MOROZOV kommentierten Autographen seine Argumente hinfällig macht, weil sie auf einem angeblich vom Kommentator gelesenen Namen Marija beruhen, der sich jedoch im Autographen nicht vorfindet (wie bereits oben erwähnt wurde, gehört dieses Autograph der MAJKOV'schen Sammlung an und ist bis-

her noch nicht genau veröffentlicht). Die Ansichten von ŠČEGOLEV noch weiter auszubauen versucht B. SOKOLOV Мария Раевская и Пушкин. In recht unkritischer Weise sieht er in Полтава eine autobiographische Darstellung der Liebe zu der Rajevskaja-Volkonskaja und eine Schilderung des Dekabristenaufstandes.

Außerdem finden wir in der heutigen Literatur auch das Bestreben, die Hypothese von ŠČEGOLEV zu widerlegen und andere Objekte der „heimlichen“ Liebe Puškin's festzustellen. So hebt P. GUBER in Дон Жуанский список А. С. Пушкина (Nr. 83), einer Geschichte der Liebschaften von Puškin, den Namen der Natal'ja Kočubej hervor. Ferner nennt DARSKIJ in seiner unveröffentlichten, aber im Sammelband Пушкин hgb. Piksanov 1924 referierten Arbeit eine Tatarin Anna Ivanovna, die Gesellschafterin der Töchter Rajevskij's. Die Kritik hat sich diesen Versuchen gegenüber durchaus ablehnend verhalten. Zu dieser Art von Arbeiten gehört ferner V. CHODASEVIČ Поэтическое хозяйство Пушкина. Der Verfasser versucht die Geschichte eines Liebesverhältnisses von Puškin mit einer Leibeigenen aus dem Dorfe Michajlovskoje (Gouv. Tver') zu erschließen und sieht darin die biographische Grundlage für die Русалка. Allerdings sind auch die Vermutungen von CHODASEVIČ unhaltbar.

Eine gewisse Sensation in der Liebesgeschichte Puškin's bedeutet das von M. C'AVLOVSKIJ veröffentlichte Bruchstück aus den von BARTENEV aufgezeichneten Memoiren von Naščokin, einem Freunde Puškin's. Es wird darin, angeblich nach einer Äußerung von Puškin, eine stark erotische Episode aus den Beziehungen des Dichters zu der Gräfin Fikelmon, der Gattin des österreichischen Gesandten, wiedergegeben. Letztere Mitteilung wurde im allgemeinen sehr skeptisch aufgenommen (vgl. z. B. die „Этюды“ von GROSSMANN Nr. 84 u. Nr. 48).

Von den übrigen Arbeiten ist die Broschüre von MODZALEVSKIJ Пушкин под тайным надзором (3. Aufl. Атеней 1925 vgl. Nr. 79) zu erwähnen, die das Material des Geheimarchivs der sogenannten „Dritten Abteilung“ (Abteil. der Detektivpolizei, für geheime politische Aufsicht) bietet. Aus den hier veröffentlichten Dokumenten geht eine ständige Beaufsichtigung Puškin's durch die Polizei ziemlich klar hervor. Sie äußerte sich teils offen in der ständigen Bevormundung des Dichters durch den Gendarmeriechef BENKENDORF, teils geheim in Berichten eigens dazu abkommandierter Agenten und in freiwilligen Denunziationen durch eine Gruppe offiziöser Literaten, an deren Spitze BULGARIN stand — zwei solche Denunziationen aus dem Polizeiarchiv werden im Buche veröffentlicht. Außerdem geben die Polizeidokumente auch eine Reihe nebensächlicher Einzelheiten aus dem Leben Puškin's wieder (z. B. aus seinem Leben in Michajlovskoje in der Verbannung 1825).

In den letzten Jahren sind über Puškin keine allgemeinen biographischen Untersuchungen erschienen, wenn man von den populären Arbeiten absieht. Unter den letzteren wäre jedoch zu erwähnen N. IZMAJLOV und B. MODZALEVSKIJ Пушкин, очерк жизни и творчества

(Verlag Petrograd 1924 vgl. Nr. 77), eine durchaus gelungene, knappe, gemeinverständliche Biographie.

Verhältnismäßig wenig wurde über die politischen Anschauungen von Puškin und seine Stellung zu den sozialen Strömungen gearbeitet. Außer den bereits genannten Untersuchungen von SAKULIN gehören hierher noch der im allgemeinen tendenziöse Aufsatz von V. BR'USOV Пушкин и крепостное право (Печать и Революция 1922 Heft II vgl. Nr. 63) und der Kommentar von ŠČEGOLEV zum Puškintagebuch (Пушкин и Николай I vgl. Nr. 86). Ferner sind die Aufsätze von M. HOFMANN und L. GROSSMANN Пушкин и Рылеев im Sammelbande Недра VI (1925) Moskau zu nennen. Sie handeln über die Frage der Autorschaft des Gedichtes an Čaadejev 1818. HOFMANN glaubt es Rylejev zuschreiben zu können, während GROSSMANN mit Erfolg die traditionelle Ansicht von der Autorschaft Puškins für dieses Gedicht verteidigt.

Neuerdings hat N. PIKSANOV in einem Vortrag, gehalten in der Moskauer Akademie für Kunstwissenschaften, die Bearbeitung des soziographischen Problems auf dem Gebiet der Puškin-Forschung gefordert. Wieweit dieses neue Problem wissenschaftliches Interesse beansprucht, wird man erst nach dem Erscheinen von Arbeiten über diese neue Disziplin beurteilen können.

Bibliographie zur Puškin-Forschung[1])

I. Bibliographische Übersichten

1.* N. PIKSANOV Пушкинская студия. Атеней. Petersburg 1922 (2. Aufl.).

2. B. TOMAŠEVSKIJ Пушкин. Современные проблемы историко-литературного изучения. Образование. Petersburg 1925.

3. M. C'AVLOVSKIJ Критика и история литературы за 1921 и 1922 г. Литературные Отклики. Verlag der Schriftsteller in Moskau 1923.

4. J. VLADISLAVLEV Русские Писатели Staatsverl. Petersburg 1924.

5. SERGIEVSKIJ Пушкин в изучении марксистов in Печать и Революция 1925 Bd. IV. Der Verfasser gibt eine negative Würdigung der marxistischen Puškin-Forschungen.

II. Ausgaben von Puškin's Werken

6.* Сочинения Пушкина. Издание Имп. Акад. Наук. IV Лирические стихотворения (1825—1827 г.) Жених, Борис Годунов, Граф Нулин, Сцена из Фауста. Hgb. P. MOROZOV Petersburg 1916.

7.* Пушкин Bd. VI der Библиотека великих писателей hgb. S. VENGEROV Petersburg 1915 (enthält u. a. folgende Aufsätze: N. LERNER Новые приобретения Пушкинского текста, N. FIRSOV Пушкин как историк, M. GERŠENSON Чаадаев и Пушкин, P. ŠČEGOLEV Последняя дуэль Пушкина, A. FOMIN Александр Тургенев и

1) Hauptsächlich sind es Neuerscheinungen aus den Revolutionsjahren. Die wichtigeren Arbeiten sind durch einen Stern gekennzeichnet.

Пушкин, V. Br'usov Стихотворная техника Пушкина, V. Vodovozov Политические и общественные взгляды Пушкина в последний период его жизни, S. Straich Пущин и Пушкин).

8.* А. С. Пушкин. Полное собрание сочинений со сводом вариантов. Hgb. mit Einleitungen und Anmerkungen von Valerij Br'usov. Bd. I Teil 1 (Lyrik) Staatsverlag Moskau 1920.

9.* А. Пушкин. Сочинения. Hgb. B. Tomaševskij und K. Chalabajev. Staatsverlag Petersburg 1924 (2. Aufl. 1925).

10. А. С. Пушкин. Граф Нулин. Снимок с издания 1827 г. mit einem Aufsatz von M. Geršenson. M. und S. Sabašnikov Moskau 1918.

11. А. С. Пушкин. Медный Всадник. Hgb. P. Ščegolev mit Illustrationen von A. Benois. Общество популяризации художественных изданий Petersburg 1922.

12. Пушкин. Домик в Коломне. M. Hofmann История создания и текст Домика в Коломне. Труды Пушкинского Дома. Атеней 1922.

13. А. С. Пушкин. Гавриилиада. Поэма. Hgb. mit Anmerkungen und Kommentar von B. Tomaševskij. Труды Пушкинского Дома Petersburg 1922.

14.* А. Пушкин. Каменный Гость. Hgb. B. Tomaševskij und K. Chalabajev (im Anhang Varianten und die Geschichte des gedruckten Textes). Staatsverlag Petersburg 1923. Vgl. A. Slonimskij Новости Пушкинского текста in Жизнь Искусства 1919 Nr. 181—182; B. Tomaševskij Текст Каменного Гостя in Записки Передвижного Театра 1923 Nr. 51.

15. А. Пушкин. Дубровский. Hgb. B. Tomaševskij und K. Chalabajev (im Anhang die Pläne zu Dubrovskij) Staatsverlag Petersburg 1923. Vgl. B. Tomaševskij Судьба Дубровского in Книга и Революция 1922 Nr. 11—12.

III. Neue Puškin-Texte

16.* Неизданный Пушкин. Собрание А. Ф. Онегина. Труды Пушкинского Дома (2. Aufl. 1922 und 1923).

17. Литературные Портфели. I Время Пушкина. Коллективное письмо 1817 г. Письмо к Дельвигу (Март 1827 г). Kommentar von B. Modzalevskij.

18.* Наш Труд. Сборник литературы, драмы и критики. Nr. 2 V. Krasnogorskij Новая статья Пушкина (Пушкин о Гоголе) Moskau 1924. Vgl. den Kommentar von Ju. Oksman zum gleichen Aufsatz in Атеней. Сборник первый и второй.

19. Культура Театра 1921 Nr. 5 (Brief an Rosen über Boris Godunov).

20. Голос Минувшего 1921 enthält die Mitteilung von C'avlovskij über die in einem Heft von P. Bartenev gefundenen Briefe von Puškin: Записка к кн. Вяземскому (1829 vgl. das Faksimile im

Führer des Rum'ancev Musems 1923), к С. Д. Полторацкому (1829), письмо к родителям (1830).

21. Атеней. Историко-литературный временник I, II 1924 enthält folgende neue Puškintexte: 1. einen Vierzeiler über die Potemkina, 2. das unveröffentlichte Programm für einen politischen Aufsatz, 3. eine Bemerkung über W. Skott, 4. den Brief A. B. Kommentare von B. MODZALEVSKIJ (1), N. KOZMIN (2 und 3), JU. OKSMAN (4). Ferner M. GERŠENSON Пушкин и Батюшков.

22. Русский Современник 1924 Nr. 2 (Bemerkung Puškin's über Sterne).

23. Русские Пропилеи. VI Moskau 1919 (enthält den vollen Text der Ode aus der ersten Lieferung der Lyzeumshefte, worin viele Puškingedichte in verbesserten Redaktionen geboten werden).

24. Жизнь Искусства 1924 Nr. 1. Faksimile des Gedichtes: „Ты хочешь ли узнать, моя драгая".

25. Dass. 1924 Nr. 24. Übersetzung einer unveröffentlichten Notiz über den Militarismus (das Original ist französisch geschrieben).

26. N. LERNER. Памяти Пушкина. I. Рылеев и Кюхельбекер 14 декабря 1825. Неизданный рисунок Пушкина. II. Неизданное письмо Пушкина (к Великопольскому 1826) in Былое 1924 Nr. 25.

27. Неизданное письмо Пушкина (Баронту 16 декабря 1836). Hgb. M. HOFMANN. Недра III Moskau 1924.

Vgl. unten Nr. 29, 31, 33, 34, 39, 40, 85, 86.

IV. Puškin gewidmete Sammelbände

28.* Пушкин и его Современники. Материалы и исследования. Повременное изд. Комм. для издания сочинений Пушкина при Академии Наук.: Lief. XXI—XXII 1915 (Tagebuch von A. Wulff 1828 bis 1831. Hgb. M. HOFMANN).

29.* Lief. XXIII—XXIV 1916 (P. ŠČEGOLEV Неизданная статья Пушкина об Альманахе „Северная Лира"; M. HOFMANN Отзыв Пушкина о „Карелии" Ф. Н. Глинки; A. BEM К уяснению понятия историко-литературного влияния; A. MALEIN Пушкин и Овидий; D. SOKOLOV Пушкин в Оренбурге; M. C'AVLOVSKIJ Пушкин по документам Погодинского архива; K. ŠIMKEVIČ Из отголосков на смерть Пушкина; P. STOLP'ANSKIJ Пушкин и „Северная Пчела"; D. SOKOLOV К вопросу о Пушкинских местах в Гурзуфе; L. PAVLIŠČEV Письма О. С. Павлищевой к мужу, Н. И. Павлищеву, в 1836 г.; V. SIPOVSKIJ Пушкин и романтизм; A. ČEBYŠEV Проспер Мериме).

30.* Lief. XXV—XXVII 1916 г. (ŠČEGOLEV Дуэль и смерть Пушкина).

31.* Lief. XXVIII 1917 г. (B. MODZALEVSKIJ Новые строки Пушкина; N. JAKOVLEV Бари Корнуоль; N. TRUBICYN Два сербских юнака в изображении Пушкина; B. TOMAŠEVSKIJ Заметка о Пушкине; JUL. OKSMAN Сюжеты Пушкина; G. MASLOV Новое о стихотво-

рении Пушкина „Послушай дедушка . . .“; А. М-n Мелкие заметки; A. Bem Днéвный и дневнóй у Пушкина; M. Bogdanovič Две заметки; B. Modzalevskij Стихотворение Н. Данилевского на смерть Пушкина).

32.* Lief. XXIX—XXX 1918 (N. Lerner Заметки о Пушкине; N. Vinogradov К вопросу о литературных вкусах Пушкина; D. Sokolov К коментарию Фирсова на „Историю Пугачевского Бунта“; A. Bem Мелочи; K. Šimkevič Еще одна дата; V. Komarovič Достоевский и „Египетские ночи“; N. Zamkov К цензурной истории произведений Пушкина; Архивные мелочи; Пушкин и Ф. Глинка: A. Jegorkin und J. Šľapkin Литературные дела архива Цензурного Комитета; B. Tomaševskij Стихотворная техника Пушкина; Ритмика 4-хъ стопного ямба по Евгению Онегину; S. Bobrov Описание стихотворения „Виноград“; A. Tamamšev Письма Теплякова к Одоевскому; im Anhang: Puschkiniana XX века — erster Bogen).

33.* Lief. XXXIII—XXXV 1922 (M. Hofmann Пропущенные строфы Евгения Онегина; Посмертные стихотворения 1833—1836).

34. Lief. XXXVI 1923 (V. Sreznevskij Пушкинские тексты из коллекции В. И. Яковлева; M. Hofmann Из ненапечатанных и непрочитанных стихотворений; N. O. Lerner Стихотворная складчина Пушкина и Дениса Давыдова; B. Modzalevskij Пушкин-ходатай А. Мицкевича; V. Sreznevskij Новый автограф. Замечания по поводу двух статей В. К. Кюхельбекера; Автограф „Забыв и рощу и свободу“; H. Held По поводу стихотворения „Из Шенье“ 1825 г.; Замечания Пушкина на „Анналы“ Тацита; V. Karrik О происхождении стихотворения „Воротился ночью мельник“; N. Jakovlev Об английских источниках стихотворения „Цыганы“; V. Rezanov К вопросу о влиянии Вольтера на Пушкина; B. Tomaševskij Заметки о Пушкине. Пушкин и M-me de Staël).

„Пушкин и его Современники“ wurde von der Kommission für Herausgabe der Werke Puškin's an der Russischen Akademie unter der Redaktion von B. Modzalevskij veröffentlicht. Nach Auflösung der Kommission wurde die Serie vom sogen. Puškin-Museum, einem Museum für russische Literatur des 19. Jahrh., fortgesetzt. Vgl. die folgenden Ausgaben:

35. Пушкинский Дом при Российской Академии Наук. Исторический очерк и путеводитель. Petersburg 1924. Vgl. die Jubiläumsbroschüre Пушкинский Дом Petersburg 1925.

36*. Пушкинист. Историко-Литературный сборник. Hgb. S. Vengerov. II Petersburg 1916 (B. Engelhardt Историзм Пушкина; A. Tamamšev Опыт анализа осенних мотивов в творчестве Пушкина; A. Popov Пушкин и французская юмористическая поэзия XVIII века; Jul. Oksman Программа драмы А. С. Пушкина о паписсе Иоанне. Летопись Пушкинских Семинариев.).

37.* III Petersburg 1918 (M. Lopatto Повести Пушкина; Эпитеты XIII ой главы „Капитанской Дочки“).

38.* IV Пушкинский сборник памяти проф. С. А. Венгерова. Staatsverlag 1923 (A. FOMIN С. А. Венгеров; S. B. О Пушкинском словаре; M. KLEEMANN Текст Лицейских стихов Пушкина; N. IZMAJLOV Политическая эпиграмма лицейской эпохи; JUL. OKSMAN Сюжет Пушкина; S. BONDI Заметки; D. VYGODSKIJ Из эвфонических наблюдений („Бахчисарайский фонтан"); B. EICHENBAUM Путь Пушкина к прозе: JUR. TYN'ANOV „Ода Хвостову"; N. JAKOVLEV Об источниках „Пира во время чумы"; A. SLONIMSKIJ О композиции „Пиковой Дамы"; A. DOLININ Пушкин и Гоголь; A. BEM Отклик Петрашевца на смерть Пушкина; B. TOMAŠEVSKIJ Пушкин-читатель французских поэтов; M. HOFMANN Окончание элегии „Ненастный день потух"; E. KISLICYNA К вопросу об отношении Пушкина к религии; V. DRAGANOV Приписываемые Пушкину эпиграммы на Фотия; D. JAKUBOVIČ К стихотворению „Таится пещера"; V. ŽIRMUNSKIJ Байронизм Пушкина как историко-литературная проблема; B. KOPLAN К стихотворению „Пророк"; S. BERNSTEIN О методологическом значении фонетического изучения рифм).

39. Сборник Пушкинского Дома за 1923 год. Staatsverlag Petersburg 1922 (B. MODZALEVSKIJ Новинки Пушкинского текста по рукописям Пушкинского дома; N. KOZMIN Пушкин и Оленина; N. IZMAJLOV Новый сборник лицейских стихотворений).

40. Пушкин. Достоевский. Hgb. Дом Литераторов Petersburg 1921 (Декларация о ежегодном праздновании памяти Пушкина; A. BLOK О назначении поэта; V. CHODASEVIČ Колеблемый треножник; A. KONI Общественные взгляды Пушкина; B. EICHENBAUM Проблемы поэтики Пушкина).

41. Очерки по поэтике Пушкина. Эпоха Berlin 1923 (B. TOMAŠEVSKIJ Пятистопный ямб Пушкина; P. BOGATYREV Гусар; V. ŠKLOVSKIJ „Евгений Онегин". Пушкин и Стерн).

42.* Пушкин. Сборник первый. Hgb. N. PIKSANOV Staatsverlag Moskau 1924. Пушкинская комиссия Общества Любителей Российской Словесности (N. PIKSANOV Пушкин и Общество Любителей Российской Словесности; P. SAKULIN Памятник нерукотворный; M. GERŠENSON Сны Пушкина; V. BR'USOV Пушкин-мастер; L. GROSSMANN Онегинская строфа; M. C'AVLOVSKIJ Текст Гавриилиады; N. BEL'ČIKOV Пушкин и Гнедич в 1832 г.; V. BARANOV Новый текст „Мадонны". Хроника. Im Anhang: Описание Пушкинских автографов Всеросс. Публичной Библиотеки им. В. И. Ленина. Beschreibung von nur einer Seite).

43. Пушкин. Статьи и матерьялы I. Одесский Дом Ученых. Hgb. M. ALEKSEJEV, Odessa 1925. (B. MODZALEVSKIJ Затерявшийся автограф Пушкина; N. LERNER Одесский автопортрет Пушкина; JUL. OKSMAN Нарушение авторских прав ссыльного Пушкина в 1824 г.; B. VARNEKE Источники и Замыслы „Бориса Годунова"; M. ALEKSEJEV Мелкие заметки к „Гавриилиаде"; S. ŠESTERIKOV Одна из воспетых Пушкиным (Нат. Кочубей); in Anhang kleine

Artikel, u. a. M. A. Автографы Пушкиня в Одессе, Пушкин и Д. М. Княжевич; Je. Skazin Л. С. Пушкин в Од ссе. Хроника)

44.* Пушкин в мировой литературе. Hgb. vom Forschungsinstitut für vergleichende Geschichte der Literatur und der Sprachen des Westens und Ostens. Petersburg (S. Lurje Гавриилиада Пушкина и апокрифические евангелия; A. Malein Пушкин, Аврелий Виктор и Тацит; B. Tomaševskij Пушкин и Буало; S. Savčenko Элегия Ленского и французская элегия; N. Kozmin Пушкин о Байроне; N. Jakovlev Сонеты Пушкина; Перевод Пушкина из поэмы Вордсворта Экскурсия; Пушкин и Кольридж; Пушкин и Соути; J. Sokolov Пушкин в новогреческой литературе; K. Dondua Пушкин в грусинской литературе; Jur. Tyn'anov Архаисты и Пушкин; G. Maslov Послание Лермонтова Пушкину; K. Šimkevič Пушкин и Некрасов; N. Jzmajlov Пушкин и В. Одоевский.) Im Druck.

Dichterisches Schaffen

45.* V. Žirmunskij Пушкин и Байрон. Academia 1924.

46.* M. Hofmann Пушкин. Первая глава науки о Пушкине. Атеней 1922 (zwei Ausgaben, die zweite ist ergänzt).

47. V. Chodasevič Статьи о русской поэзии (о „Гавриилиаде“, о „Уединенном домике на Васильевском“) Petersburg Эпоха 1922.

48.* Ders. Поэтическое хозяйство Пушкина. Книга первая. Мысль Petersburg 1924.

49.* L. Grossmann Этюды о Пушкине. Verlag L. D. Frenkel 1923 (Пушкин и дэндизм. Искусство анекдота у Пушкина. Устная новелла Пушкина).

50. N. Lerner Проза Пушкина. 2. Aufl. Книга 1923.

51. V. Žirmunskij Брюсов и наследие Пушкина. Эльзевир 1922.

52. N. Kotl'arevskij Пушкин и Россия. Hgb. Пушкинский дом 1922.

53.* M. Geršenson Мудрость Пушкина. Книгоиздательство Писателей в Москве 1919.

54. Ders. Гольфстрем (Пушкин и Гераклит) Moskau 1922.

55. Ders. Два очерка о Пушкине I Чтение Пушкина II Явь и сон. Вопросы Теории и Психологии Творчества Bd. VIII Научная мысль Char'kov 1923.

56. Ders. Тень Пушкина. Искусство Nr. 1 Zeitschr. der Russ. Akademie für Kunstwissenschaften. Moskau 1923. Enthält u. a.: Автограф из собрания Поливанова: „Промчались годы заточения“ (tatsächlich von I. Puščin geschrieben), Заемное письмо 10 февраля 1831, Письмо Нащокина к Пушкину, Письма Пушкину управляющего Болдиным. — Zu Geršenson vgl. auch Nr. 7, 10, 21, 42.

57.* P. Sakulin Пушкин и Радищев. Альциона 1921.

58. Ders. В веках. Литературные отклики 1923.

59. I. Jermakov Очерки психологии творчества Пушкина. Staatsverlag Moskau 1924.

60. V. Uzin О повестях Белкина Аквилон 1924.

61. M. Hofmann Благословение бытия Пушкина in „Парфенон“ 1922.

62. A. Lunačarskij Пушкин, Пушкин и Некрасов in Литературные силуэты Moskau 1923.

63. V. Br'usov Пушкин и крепостное право in Печать и Революция 1923 Nr. 2.

64. Ders. Звукопись Пушкина in Печать и Революция 1923.

65. V. Br'usov Левизна Пушкина в рифмах. Печать и Революция 1923, vgl. Nr. 8 und 42.

66.* Пушкин. Гаврилиада. Gesamttext. Einleitung von V. Br'usov. Альциона 1918 (verkürzte Neuausgabe).

67. G. Šengeli Два памятника. Verlag Oiseau Bleu Petersburg 1918.

68. J. Oksenov О поэтическом слухе Пушкина in Книга и Революция 1921 Nr. 9.

69. N. Deržavin О языке и орфографии Пушкина in Книга и Революция 1920 Nr. 6.

70. L. Grossmann Пушкин и Шенье. Свиток 3 Moskau 1924.

71. Kručenych 500 новых острот и каламбуров Пушкина Moskau 1924. (Der Verfasser untersucht die sog. „сдвиги“ d. h. ungewollte Zweideutigkeiten in den Puškingedichten. Die Arbeit hängt zusammen mit dem Futurismus und dem sogen. Заумный язык.)

72. L. Ščerba Опыты лингвистического толкования стихотворений „Воспоминание“ Пушкина in Русская Речь I Petersburg 1923.

73. A. Maškin Спроба проаналізувати твір О. С. Пушкіна „Обвалъ“. Українська Академія Наук. Kijew 1924.

74. G. Vinokur Пушкин прозаик in Культура Языка Moskau 1925.

75. J. Zamotin Вечно юное в поэзии in Працы Беларускага Дзяржаунага Унiвэрсытету у Менску. Minsk 1925 Nr. 6—7. Enthält u. a. Je. Boričevskij „Памятник“ Пушкина — опыт толкования; V. Ivanovskij Пушкин в истории русской общественности.

76. Igor' Glebov У истоков жизни. Памяти Пушкина. In Zeitschr. Орфей B. I. Petersburg 1922. Enthält u. a. Artur Lurje Голос поэта. J. Lapšin Пушкин и русские композиторы. J. Glebov Романсы Метнера на стихотворения Пушкина. Jev. Braudo Моцарт и Сальери. Ders. Романс Ницше на слова Пушкина.

Biographie

77.* Пушкин. Очерк жизни и творчества. Труды Пушкинского Дома „Петроград“ 1924 (Verfasser N. Izmajlov und B. Modzalevskij).

78. N. Fatov A. C. Пушкин. Научно-популярный очерк. Staatsverlag Moskau 1921.

79.* B. Modzalevskij Пушкин под тайным надзором. Парфенон Petersburg 1922 (Neuauflage erscheint Атеней 1925).

80.* A. Pol'akov О смерти Пушкина. Труды Пушкинского Дома. Staatsverlag 1922.

81. Новые материалы о дуэли и смерти Пушкина. Труды Пушкинского Дома. Атеней 1924 (B. Modzalevskij Кто был автором анонимных пасквилей на Пушкина; Jul. Oksman Апокрифическое письмо императора Николая к Пушкину; M. C'avlovskij Бумаги о дуэли и смерти Пушкина из собрания П. И. Бартенева. Im Anhang: M. Bel'ajev Отрывок из воспоминаний С. А. Соболевского о Пушкине; S. Spicer Беседа Семевского с дочерью Пушкина гр. Меренберг; B. Tomaševskij Мог ли иностранец написать анонимный пасквиль на Пушкина).

82. B. Sokolov Мария Волконская в жизни и творчестве Пушкина. Moskau 1922.

83. P. Guber Дон Жуанский список Пушкина. „Петроград“ 1923.

84. Рассказы о Пушкине записанные со слов его друзей П. И. Бартеневым в 1851—60 г. г. Einleitung und Kommentar von M. C'avlovskij. Petersburg 1925. Zuerst erschien ein Auszug aus diesen Memoiren: Пушкин и графиня Фикельмон. Голос Минувшего 1922 Nr. 2, vgl. oben Nr. 48.

85.* Дневник Пушкина. Труды Государственного Румянцевского Музея. Lief. 1 (Kommentar von V. Savodnik und M. Speranskij) Moskau 1923.

86.* Дневник Пушкина. Труды Пушкинского Дома. Petersburg 1924. (Kommentar von B. Modzalevskij. Einleitung von P. Ščegolev Пушкин о Николае I)·

87. V. Veresajev К психологии Пушкинского Творчества. Красная новь 1923 Bd. V (К вопросу о датировке стихотворения „Под небом голубым“).

88. Ders. Поэт. Красная новь 1924 Bd. II. (Belletristische Aufsätze über Dichtung und Wahrheit im Werke Puškin's).

89. Ders. Об автобиографичности Пушкина, Печать и Революция. Moskau 1925. Buch 5—6.

Petersburg B. Tomaševskij

Die Lermontov-Forschung seit 1914

Im Laufe des letzten Jahrzehnts ist die Lermontov-Literatur sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht durch eine Reihe von Neuerscheinungen bereichert worden. Die Hundertjahrfeier von Lermontov's Geburtstag (1914) bot den äußeren Anlaß für eine Unmenge von Publikationen, deren Wert natürlich sehr verschieden ist. Neben Wiederholungen von Längstbekanntem findet man darin neue Fragestellungen, neue Versuche, die Probleme dieses Dichters vom Standpunkt der Philosophie, Religion, Psychologie usw. zu lösen, ihm als Künstler näher zu kommen oder ihn als den Ausdruck der damaligen Zeitströmungen zu fassen.

An erster Stelle wäre unter dieser Jubiläumsliteratur der Moskauer Sammelband: Венок М. Ю. Лермонтову (1914) zu nennen, dessen Anordnung methodologischen Prinzipien folgt.

Hier nimmt SAKULIN in dem Aufsatz Земля и небо в поэзии Лермонтова Stellung gegen die Arbeit von KL'UČEVSKIJ Грусть und behandelt nach dem Vorgange von SPASOVIČ, KOROBKA, ANDREEVSKIJ und MEREŽKOVSKIJ die allmähliche Entwicklung von Lermontov's poetischer Weltkonzeption. Für den Gegenstand der Philosophie L.'s hält S. das Problem der Erde und des Himmels als den zwei Elementen des sittlichen Lebens und meint, daß sich L.'s Weltanschauung vom disharmonischen Dualismus in der Jugend zum harmonischen Monismus entfaltet habe.

Den Aufsatz von SAKULIN macht jene wissenschaftliche Zurückhaltung wertvoll, mit der er in ein so schwieriges Gebiet, wie es dasjenige der Weltanschauung eines Dichters ist, durch Feststellung der waltenden Kräfte und einer gewissen Dynamik derselben Ordnung bringt.

Hierher gehört auch der Aufsatz von S. ŠUVALOV Религия Лермонтова. In dem Schaffen dieses Dichters sieht der Verf. natürlich nicht Religion als ein scharf herausgearbeitetes Ganzes, sondern greift drei religionsphilosophische Probleme heraus: Seele und zukünftiges Leben, die Gottheit und ihr Verhältnis zur Welt und dem Menschen, ferner den Sinn des menschlichen Daseins. Der Verf. kommt dabei zu dem Schluß, daß Lermontov an die Ewigkeit der Seele glaubte und an Gott, als Quell nicht nur des Guten, sondern auch des Bösen; hieraus ergibt sich Gebet und Auflehnung bei L., auch sein Fatalismus. Wie bei allen Arbeiten dieser Art kann man im einzelnen oft anderer Meinung sein. Diese beiden genannten Aufsätze sind der immanenten Erforschung von L.'s Thematik gewidmet.

Einen immanent-genetischen Charakter zeigt im gleichen Bande die Arbeit von M. ROZANOV Байронические мотивы в творчестве Лермонтова. Der Verf. unterscheidet darin drei Probleme: das philosophische — Natur und Kultur, das soziale — Individuum und Gesellschaft, endlich das ethische — individuelles Glück und verknüpft sie nicht nur mit Byron sondern auch mit Rousseau. Diese Ausführungen sind dadurch wertvoll, daß darin die übliche Verknüpfung Lermontov's mit Byron erheblich erschüttert wird. In einigen Grundfragen seiner Weltanschauung stimmt Lermontov nach R. sowohl mit Rousseau als auch mit Byron überein, letzterem steht er aber mitunter näher. Seine Ideen übernahm er teils unmittelbar von Rousseau, teils von dessen Schüler Byron.

Das Grundmotiv der Dichtungen Lermontov's analysiert I. SOLOVJEV in Поэзия одинокой души und kommt zum Ergebnis, daß L.'s Dichtungen eine Art von poetischem Tagebuch seien, worin sich das einsame „Ich" des Dichters widerspiegelt.

Über die Themen und Motive Lermontov's in ihrem Zusammenhang mit den idealen Zeitströmungen handelt N. BRODSKIJ in Поэти-

ческая исповедь русского интелигента 30—40 годов. Seiner Weltanschauung nach ist für ihn L. ein hervorragender Vertreter der Intelligenz in den 30er—40er Jahren gewesen, wegweisend, jedoch nicht einsam. Durch diesen Aufsatz wird das Verständnis für die Beziehungen zwischen Lermontov und seiner Zeit vertieft, leider beschränkt sich aber Br. darin nur auf einige thematische Elemente und zieht aus einem allzu kleinen Material zu weitgehende Schlüsse. Am wertvollsten ist darin die Gegenüberstellung einiger Gedichte Lermontov's mit solchen weniger bedeutender zeitgenössischer Dichter.

Der Aufsatz von S. Šuvalov (ib.) Влияние на творчество Лермонтова русской и европейской поэзии ist ein Versuch, die bei Lermontov vorhandenen bereits festgestellten Einflüsse summarisch zusammenzufassen und zu ergänzen. Infolge der mosaikartigen Arbeitsweise des Dichters ließen sich diese Aufstellungen heute sehr beträchtlich vermehren.

Das entgegengesetzte Problem, den Einfluß Lermontov's auf die russ. Dichter und Prosaschriftsteller, behandelt J. Rozanov in Отзвуки Лермонтова (ib.). Während wir in der Arbeit von Šuvalov verhältnismäßig wenig Neues finden, bietet Rozanov eine Reihe wichtiger Nachweise lexikalischer und thematischer, sowie auch rhythmischer Berührungspunkte. Von den heutigen Dichtern erwähnt der Verf. leider nur die Namen, ohne Tatsachenmaterial zu bieten.

Auf neue, zum Teil recht wertvolle Parallelen mit der Volkspoesie verweist I. Mendelssohn in Народные мотивы в поэзии Лермонтова (ib.).

Vollkommen neues Material bietet V. Fischer im Aufsatz Поэтика Лермонтова. Sieht man von einigen, zeitweilig ganz in Vergessenheit geratenen Äußerungen über die Poetik L.'s ab, so ist dieses der erste Versuch, Lermontov als Künstler zu würdigen. Der Verf. hebt eine Reihe wichtiger Elemente der Poetik dieses Dichters hervor wie seine mosaikartige Arbeitsweise, die Ständigkeit der Bilder, Wendungen, Epitheta und Antithesen bei einem Wechsel der Sujets, ferner drei Grundstile: 1. den exotischen, 2. den volkstümlichen, realistisch-satirischen und 3. den synthetischen. Ferner verweist er auf die Vermischung lyrischer Stilgattungen und hält Lermontov auf Grund seiner Rhythmik und anderer Züge der Poetik für einen Vorläufer der Symbolisten. Wertvoll ist auch die Analyse von Герой нашего времени.

Dieses ist in Kürze der Inhalt des Sammelbandes Венок М. Ю. Лермонтову.

Aus der Jubiläumsliteratur ist ferner die Broschüre von V. Sipovskij Лермонтов и Грибоедов (S-A. aus ЖМНПр. 1914) zu erwähnen, die an die oben erwähnten Aufsätze von J. Solovjev und N. Brodskij anknüpft. V. Sipovskij behandelt das in den Dichtungen von Lermontov begegnende Motiv der Einsamkeit, als die Tragödie einer Persönlichkeit, die sich gegen die Menge auflehnt, aber von ihr besiegt wird. Dieses Motiv wird von ihm mit der Lyrik der 20er und

30er Jahre in Beziehung gesetzt. Es wurde sehr verschieden behandelt und auch von Lermontov aufgegriffen, für den es zu einer „idée fixe“ wurde. Alle anderen Motive sind nach Ansicht des Verfassers diesem einen untergeordnet. In Zusammenhang mit diesem Grundmotiv analysiert er daher auch die Bilder und Epitheta. Als Material zur Charakteristik der von ihm abgelehnten Gesellschaft wird Gribojedov's Горе от ума herangezogen. Erwähnt werden ferner Dostojevskij und Nietzsche. Mit Recht hat der Verfasser wie auch J. SOLOVJEV das genannte Motiv als das dominierende hingestellt. Auf Grund dieses Motivs und der daran anknüpfenden Motive bei Lermontov hat man ihn mit Dostojevskij (Raskol'nikov) und Nietzsche verglichen, ferner mit der Zeit des „Gottsuchens“ in Rußland und der von Nietzsche beeinflußten Richtung. Diese Probleme behandelt auch ZAKRZEWSKI in Лермонтов и современность (Kiev 1915). Der Verfasser versucht darin das komplizierte Problem der Persönlichkeit Lermontov's und seines Verhältnisses zum gegenwärtigen allgemeinen Kulturzustande zu klären. Leider wird der Wert des Werkes durch überaus scharfe Polemiken beeinträchtigt.

Der Gedanke, Lermontov mit der Zeit des Gottsuchens und Nietzscheismus in Rußland zu vergleichen, hat im Jubiläumsjahr mehrere Schriften hervorgerufen, sogar eine theologische von L. SOKOLOV Побежденный демон (S-A. aus Труды Киев. Духовной Академии 1914). Die Verfasser dieser Schriften hängen in irgend einer Weise von der Meinung VL. SOLOVJEV's und MEREŽKOVSKIJ's über Lermontov ab. Sie stellen sich zur Aufgabe die Weltanschauung Lermontov's mit den allgemeinen Kulturerscheinungen in Einklang zu bringen und zwar nicht nur mit der Dichtung der Symbolisten, sondern sogar mit derjenigen der frühen russischen Futuristen.

In Zusammenhang mit diesen Fragen steht auch das Buch von H. FEDDERS Эволюция типа „странного человека“ у Лермонтова (Nežin 1914). Auf Grund einer Analyse der in Lermontov's Dramen, Dichtungen und besonders im Герой нашего времени vorkommenden Personen zeigt der Verfasser, daß dieser Dichter von dem Suchen nach einer großen, starken, allseitig entwickelten Persönlichkeit (Izmail Bej, Mcyri, Dämon) endlich bei Pečorin abwich und sich unbewußt mit der Menschheit auszusöhnen begann.

Über Lermontov's Motive handelt J. ZAMOTIN Мотивы идеального строительства жизни (Warschau 1914. S-A. aus РФВ). Der Verfasser sieht in den Dichtungen Lermontov's weniger eine literarhistorische Tatsache als ein Erziehungsmittel. Daher trägt der größte Teil der von ihm ausgewählten Motive über eine ideale Umgestaltung des Lebens keinen wissenschaftlichen, sondern einen didaktischen Charakter mit allen sich hieraus ergebenden Folgen.

Das Buch von D. OVS'ANIKO-KULIKOVSKIJ Лермонтов (Petersburg 1914) bemüht sich mit der landläufigen Methode aufzuräumen, mit der man die Persönlichkeit eines Dichters darzustellen pflegt. Auf

Grund einer psychologischen Analyse charakterisiert der Verfasser Lermontov als einen melancholisch-egozentrischen Typ. Doch findet der Verfasser unter den fast durchweg subjektiven Werken Lermontov's auch objektive Schöpfungen und weist die Entwicklung Lermontov's zu einem objektiven Dichter nach. Neben der psychologischen Analyse gibt Ovs'aniko-Kulikovskij auch einige Beobachtungen über die von dem Dichter angewandten künstlerischen Stilmittel. Besonders wichtig ist die Untersuchung eines der hauptsächlichsten thematischen Aufbaumittel bei Lermontov, nämlich desjenigen der Antithese.

L. Semenov Лермонтов и Лев Толстой (Moskau 1914) handelt über den Einfluß Lermontov's auf L. Tolstoj; doch leidet die Darstellung unter der schlechten methodischen Schulung des Verfassers. Da er sich keine festen theoretischen Grundsätze gestellt hat, ist er geneigt, einfache gedankliche Übereinstimmungen als Einflüsse zu erklären. Außerdem vernachlässigt er auch, wie es oft in solchen Fällen geschieht, vollkommen den Zusammenhang. Besonders stark versagt der Verfasser, wo er es unternimmt, die Stilmittel der von ihm behandelten Schriftsteller einander gegenüberzustellen; auf Grund dieses Teiles der Arbeit lassen sich Schlüsse ziehen, die denjenigen des Verf. geradezu entgegengesetzt sind. Trotzdem sind einige seiner Äußerungen über L. interessant. Wenn der Verfasser die Gedankenübernahme an sich behandelt hätte, würde seinem Werk, obgleich es gefahrvoll ist, eine solche Arbeit an der Hand von Gedichten zu machen, eine ganz andere Bedeutung zukommen.

Derselben Frage nach dem Einfluß L.'s wurden im Jubiläumsjahr und später noch einige andere Untersuchungen gewidmet.

So behandelt die westeuropäischen und russischen Einflüsse auf Lermontov S. Rodzevič Лермонтов как романист (Kiev 1914). Analysiert werden darin Вадим, Герой нашего времени und die sogenannte Повесть о Лугине. Hier werden die verschiedenen Grade von Ähnlichkeit des Вадим mit Werken von V. Hugo, Walter Scott und Zagoskin festgestellt; für den Герой нашего времени zieht der Verf. zum Vergleich Benjamin Constant, Chateaubriand u. a. heran; für die Повесть о Лугине — Gogol' und Hoffmann. Das Buch enthält eine Menge guter Erwägungen, einiges darin ist aber doch recht anfechtbar; besonders die Ausführungen über den Герой нашего времени, der viel eher mit der russischen Prosa der 30er Jahre hätte verglichen werden müssen.

Hierher gehört ferner die Untersuchung von B. Neumann (Nejman) Влияние Пушкина на творчество Лермонтова (Kiev 1914). Der Verf. gibt eine, wenn auch nicht erschöpfende Zusammenfassung der von seinen Vorgängern gemachten Beobachtungen auf diesem Gebiet, ergänzt diese durch seine eigenen und gibt dadurch ein in sich geschlossenes Bild von den Beziehungen zwischen beiden Dichtern in bezug auf äußere Form und Motive.

Ähnlich sind die Aufsätze dess. Verf. Отражение поэзии Козлова

в творчестве Лермонтова (Изв. отд. рус. яз. и слов. XIX [1914] 1), Лермонтов и Жуковский (Русск. Библиофил VI [1914]), Лермонтов и Московский Вестник (Русская Старина X [1914]).

Außer den in textlicher Hinsicht genauen Arbeiten von NEJMAN sind auf diesem Gebiet einige andere erschienen, die mitunter einen vollkommen impressionistischen Charakter tragen wie z. B. die Arbeit von M. GERŠENSON Умиление (София 1914 Nr. 3). Die Entstehungsgeschichte des Демон wird darin folgendermaßen dargestellt: die Gestalt des Демон soll Lermontov aus dem Gedichte Puškin's Демон übernommen haben, den Gedanken der Begegnung des Dämon mit der Gestalt der Reinheit und Vollkommenheit aus Puškin's Ангел und die Fabel vielleicht aus dem Briefe Tatjana's an Onegin.

1914 erschien auch eine Übersetzung des dritten Bandes von E. DUCHÈSNE: Поэзія М. Ю. Лермонтова въ ея отношеніи къ русской и занадно-европейской литературамъ, Kazań 1914. Das Buch enthält eine Reihe wichtiger, bisher noch nicht veralteter Ausführungen, müßte aber heute in vielen Punkten verbessert und ergänzt werden.

Dieses wären die wichtigsten, im Jubiläumsjahr erschienenen Untersuchungen über Lermontov. Der gemeinsame Fehler aller über die Einflüsse auf Lermontov handelnden Arbeiten besteht im Fehlen einer funktionellen Analyse der von ihm entlehnten Elemente. Einen bescheidenen Versuch zu einer solchen Untersuchung enthält der Aufsatz von P. FEDOROVSKIJ М. Ю. Лермонтов (Kiev 1914). Der Verf. vergleicht darin Puškin und Lermontov nicht mechanisch, sondern versucht die Art, wie Lermontov fremdes Material verwertet, zu erklären. Leider ist aber der Verf. der auf diesem Gebiet fast gar keine Vorgänger hat, sehr unsicher und mitunter auch inkonsequent; dennoch bleibt der Versuch an sich interessant. Einige von seinen Ausführungen gehen auf feine Beobachtungen der ersten, Lermontov zeitgenössischen Kritiker zurück.

Die weiteren Lermontov-Forschungen stehen unter dem Einfluß einer neuen Methode der Literaturbetrachtung. Die Fragen der Poetik sind in den Vordergrund getreten. Der Dichter wird nunmehr als Wortkünstler behandelt. In Zusammenhang mit diesen neuen Problemen erschien eine Reihe von Äußerungen über Lermontov in Werken, die nicht einer speziellen Untersuchung dieses Dichters gewidmet waren. In der Zeitschrift Труды и дни (Moskau 1916 Heft 8) erschien übrigens noch ein Aufsatz von S. DURYLIN Академический Лермонтов и Лермонтовская поэтика, worin einige Werke dieses Dichters vom Standpunkt der sich in der heutigen russischen Literaturwissenschaft zeigenden neuen Bestrebungen analysiert werden. Leider erwies sich der Verf. dieser Aufgabe, z. B. einer phonetischen Versanalyse, nicht gewachsen und sein Versuch fand daher keinen Anklang.

Dagegen finden sich wichtige Äußerungen über die Poetik Lermontov's bei B. EICHENBAUM Мелодика стиха (Petersburg 1922), A. ARTˊUŠKOV Звук и стих (Petersburg 1923); K. DERŽAVIN O тра-

гическом (Petersburg 1922) und einigen anderen. Auch die Arbeiten über die Einflüsse auf Lermontov werden fortgesetzt. So erschien von B. Nejman außer den oben genannten Aufsätzen noch einer über „Испанцы" Лермонтова и „Айвенго" Вальтер-Скотта (Филол. Зап. 1915 Lief. V—VI). Einen biographischen Charakter trägt die Materialsammlung von S. Šuvalov М. Ю. Лермонтов в воспоминаниях современников и письмах (Moskau 1923).

1924 erschien endlich ein Buch über Lermontov von einem der hervorragendsten jetzigen russischen Theoretiker — B. Eichenbaum Лермонтов (Petersburg 1924). Es ist ein Versuch einer allgemeinliterarischen Würdigung Lermontov's. Leider konnte dieses Buch infolge der heutigen Druckverhältnisse nur in stark gekürzter Form erscheinen. Gemäß der Tradition knüpft diese Untersuchung an den oben erwähnten Aufsatz von Fischer Поэтика Лермонтова an. Als guter Theoretiker greift der Verf. das ganze von seinen Vorgängern, angefangen mit den ersten Kritikern von Lermontov bis auf unsere Zeitgenossen, gelieferte Material auf und gibt durch funktionelle Analyse ein vortreffliches Bild von dem Charakter und der historischen Stellung der Werke Lermontov's. „Es mußte ein Abschluß der klassischen Periode der russischen Dichtung geboten und der Übergang zur Schöpfung der neuen Prosa vorbereitet werden. Das forderte die Geschichte und das wurde von Lermontov ausgeführt", schreibt er. Die Dichtung Lermontov's untersucht der Verf. mit Hilfe verschiedener Methoden: er analysiert die literarische Gattung und beweist darin systematisch, daß sich bei Lermontov keine neuen literarischen Gattungen finden, aber auch die alten sind nicht bewahrt, sondern miteinander verschmolzen. Ferner konstatiert der Verf. eine Kontamination der Gestalten in den Entlehnungen, glänzende emotionale Rhetorik und Trübung der semantischen Verselemente, daneben aber das Bestreben, den Vers mit Gedanken zu überladen. In den letzten Werken Lermontov's bemerkt der Verf. Vorliebe für eine deklamatorische, odenartige Lyrik und Handlungsromanzen. Gegenüber vielen anderen Versuntersuchungen besitzt dieses Buch den Vorzug, eine Analyse des Verses vom Standpunkt der Intonation zu bieten. Bei der Untersuchung sowohl der Dichtung als auch der Prosa Lermontov's zieht der Verf. eine Menge von Parallelen heran. Der Verf. glaubt, daß Lermontov durch den Герой нашего времени viele Probleme der russischen Belletristik der 30 er Jahre gelöst habe. Lermontov sei der Vorläufer von Turgenev's Novellen und Čechov's Erzählungen. Nur wenig Raum wird in dieser Untersuchung den Dramen Lermontov's eingeräumt, weil sie für die Geschichte des russischen Dramas nur eine geringe Bedeutung haben.

In einer gewissen Hinsicht versucht diese Lücke M. Jakovlev Лермонтов, как драматург (Petersburg 1924) auszufüllen. Der Verf. unterzieht die Frage nach den Einflüssen der verschiedenen Schriftsteller auf das Drama Lermontov's einer Nachprüfung und kommt zum Schluß, daß Lermontov hauptsächlich von Schiller beeinflußt

worden sei, zeitweilig aber auch durch andere Schriftsteller z. B. Marlinskij. Einer besonderen biographischen Analyse unterzieht der Verf. die autobiographischen Dramen Lermontov's (Menschen und Leidenschaften, Странный человек, Два брата). Im Schlußkapitel bemüht er sich, größtenteils ohne Erfolg, die dramatischen Stilmittel Lermontov's theoretisch zu erfassen, sowohl hinsichtlich ihrer Vorzüge als auch ihrer Nachteile, die natürlich überwiegen.

Natürlich ist Lermontov bisher vom genetischen Standpunkt besser als vom immanenten untersucht worden, dennoch herrscht wenig Klarheit über den rein literarischen Zusammenhang der Dichtung Lermontov's mit der zeitgenössischen, da sich die Erforschung der Dichtung der 30er Jahre noch in ihrem Anfangsstadium befindet.

Petersburg K. Šimkevič

Zwei Veröffentlichungen zur türkisch-bulgarischen Fürstenliste

1. J. J. Mikkola Die chronologie der türkischen Donaubulgaren (Journal de la Société Finno-Ougrienne XXX [Helsinki 1913—1918] 33) 25 S. und 4 Tafeln.
2. V. N. Zlatarski Die bulgarische Zeitrechnung (ebd. XL [Helsinki 1924] 2) 7 S.

1. Die in der sog. altbulgarischen Fürstenliste enthaltenen, nichtslavischen Ausdrücke, zu denen noch gleichartige auf einer 1905 im bulgarischen Dorfe Čatalar gefundenen Inschrift des Khans Omortay und im Epilog zur Übersetzung der Reden des Athanasius von Alexandrien gegen die Arianer treten, haben die Aufmerksamkeit einer Anzahl von Forschern auf sich gelenkt und dabei die verschiedensten Deutungen erfahren. Mikkola ist zu einer neuen Auffassung dieser rätselhaften Worte gelangt und hat sie zuerst in einem am 9. Febr. 1913 in der Finnisch-ugrischen Gesellschaft zu Helsingfors gehaltenen und im Auszug in den *Izv. Otd. russk. jaz.* XVIII 1, 243—247 veröffentlichten Vortrag (vollkommen zustimmend besprochen von K. Jireček im *Archiv f. slav. Phil.* XXXV 548—553) und nunmehr in verbesserter und erweiterter Gestalt in der hier angezeigten Abhandlung vorgelegt, der meines Wissens eine Besprechung — unverdientermaßen — noch nicht zuteil geworden ist. Es sei mir gestattet, hier zu Mikkola's Veröffentlichung vom Standpunkt des Turkologen aus Stellung zu nehmen.

Die Abhandlung enthält eine Übersicht über die früheren Deutungen (überhaupt ist alle irgendwie wichtige Literatur angeführt; eine Zusammenstellung der früheren Auffassungen auch bei Jireček l. c.; zu beiden Übersichten wäre noch die Ansicht von Ganče Cenov nachzutragen, der die Ausdrücke aus dem Deutschen erklären wollte; von

ZLATARSKI kommt auch die *Istorija na bŭlgarskata dŭržava prez srednite vekove* I 1 Exkurs 353—382 in Betracht), eine ganz korrekte Ausgabe der Fürstenliste mit Reproduktionen der betreffenden Seiten der Handschriften, textkritische Bemerkungen, eine Übersetzung der Liste, eine ausführliche Begründung der neuen Deutungen, chronologische Schlüsse und eine Rekonstruktion des Textes in seiner ursprünglichen Gestalt, soweit sie möglich ist, endlich eine tabellarische Übersicht.

MIKKOLA sieht, und das ist das Wesentliche[1]), in den bisher nicht richtig erklärten Ausdrücken Jahresnamen aus dem Tierzyklus mit folgender Ordinalzahl des Monats in der türkischen Sprache der Donaubulgaren, die sich als dem Tschuwassischen eng verwandt erweist, und in dem Ganzen Bezeichnungen der Regierungsantritte der Herrscher. Ich trage, um es gleich auszusprechen, kein Bedenken, diese glänzende Deutung rückhaltlos anzunehmen. Wenn ich mir im folgenden einige kritische Bemerkungen zu Einzelheiten gestatte, so sind sie nur als Zeichen des Interesses und Ausdruck des Dankes für die Bereicherung unseres Wissens, die diese Abhandlung bietet, beabsichtigt.

Vollkommen richtig nimmt MIKKOLA S. 10, wie auch schon andere vor ihm, an, das Verzeichnis sei ursprünglich eine griechisch abgefaßte Inschrift auf einer Steinsäule gewesen. Wenn er aber meint, der erste Teil sei unter Espererich nach dem Übergang über die Donau eingegraben worden (dann muß man schließen, die Säule sei dazu bestimmt gewesen, nach dem Tode eines jeden Herrschers dessen Daten aufzunehmen), so liefert der Ausdruck „so wie auch noch jetzt „тожде и до селѣ“, wozu MIKKOLA ergänzt „Espererich hier herrscht“, keinen genügenden Beweis dafür; ebensogut kann man nämlich ergänzen „die Bulgaren diesseits der Donau wohnen“, und das liegt sogar näher.

Für die Erklärung gewisser Fehler des Textes will MIKKOLA auf den Charakter der Steininschrift selbst zurückgreifen. Er sagt S. 19: „Wir haben in der ganzen liste hie und da eigentümliche umstellungen von wörtern und einzelnen silben, die sich nur dadurch erklären lassen, daß der ursprüngliche text, die griechisch abgefaßte inschrift, auf einer runden Säule, etwa in der art wie diejenige mit Omortag's inschrift in Čatalar, angebracht war. Die zeilen liefen nicht immer ganz gerade und waren auch nicht überall von derselben länge“. In diesem Falle würde jedoch der Zustand der Inschrift, der zur Erklärung der Umstellungen angenommen werden müßte, ganz unwahrscheinlich verworren sein. Ich glaube daher, daß MIKKOLA's Erklärung nicht stichhaltig ist, und möchte mir einen andern, recht naheliegenden Vorschlag erlauben. Die Verschiebungen in der Fürstenliste zerfallen in zwei

1) Zwar haben schon HILFERDING, VÁMBÉRY und PETROVSKIJ an den Tierzyklus gedacht, aber nur ganz im allgemeinen und ohne ihre Ansicht irgendwie begründen und namentlich die auffällige Doppelheit der fremdsprachlichen Ausdrücke erklären zu können, so daß MIKKOLA's Auffassung volle Originalität zukommt.

Arten: 1. die Verschiebungen von Zahlen und türkischen Ausdrücken von Espererich bis Sevar und die Vertauschung der türkischen Bezeichnungen bei Sovineχ und Teles; das alles läßt sich sehr einfach als Fehler bei der Abschrift erklären, als der Text noch mehr listenartig angeordnet war und man nicht das Ganze in einem Zuge, sondern jede einzelne Kolumne für sich abschrieb; 2. die Silbenverwerfung bei Sovineχ und Teles, und diese vermag auch MIKKOLA nicht befriedigend aufzuhellen; macht man aber die Vertauschung von *šegor alem* und *somor altem* rückgängig, so ist bei Teles alles in Ordnung, und für Sovineχ erhält man: *vineχ . . . ima somor altem*, während *sovineχ . . . morimъ altem* zu erwarten ist; das *so* ist irgendwie zu *morimъ* gelangt, dann wurde **имѣ** vielleicht als **имѧ** gelesen und daraufhin, weil es nicht am Platze zu sein schien, vorgestellt; dann erst trat die Vertauschung ein. Ich glaube, daß das immerhin einfacher ist als die Annahme eines geradezu wüsten Durcheinanders auf der Steinsäule, zu der man sich nach MIKKOLA gezwungen sieht. Das ändert aber nichts daran, daß das Herausfinden von *sovineχ* und *morimъ* eine geradezu geniale Leistung ist.

MIKKOLA's Erklärungen der türkischen Ausdrücke ist durchaus beizustimmen. Wir gewinnen so die Namen folgender Zykeljahre: 1. *sever* (Murmeltier), 2. *šegor* σιγορ (Kuh), 4. *davšan* (Hase), 6. *dilom* (Schlange), 7. *morim* (Pferd), 8. *kuča* oder *kuč* (Widder), 10. *toχ* (Henne), 11. *jetχ* (Hund), 12. *doχs* (Schwein) und folgende Ordinalzahlen: *alem* ελεμ der erste, *večem* der dritte, *tutom* der vierte, *beχtim* der fünfte, *altom* der sechste, *šeχtem* der achte, *tvirem* der neunte, *enialem* der elfte. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß diese neugewonnenen altbulgarischen Ausdrücke für die Turkologie recht wichtig sind; daher hat sie auch z. T. schon RAMSTEDT in seiner Abhandlung *Über die stellung des tschuwassischen* (*Journal de la Société Finno-Ougrienne* XXXVIII 1) berücksichtigt[1]). Hier seien nur drei kurze Bemerkungen gegeben. *doχs* = *toñuz*, *domuz*: *ŋ* ging in *γ* über (RAMSTEDT § 28), der Vokal fiel aus, *γ* wurde stimmlos. *qočy* als Widder, Schaf kenne ich nicht[2]); قوزى *kouzi* bei KLAPROTH *Journal Asiatique* 1835, 311 Anm. 5 ist natürlich nur das osmanische *quzï*, *quzu* ‚Lamm'; daher ist die Änderung von *kuči* der Überlieferung in *kučъ* oder lieber *kuča* nicht zu umgehen. *beχtim* (handschriftlich *beχti*) ist entweder aus *beštim* verderbt oder als Versuch einer phonetischen Schreibung (*š* ohne Lippen-

---

1) Als auf einen von RAMSTEDT noch nicht benutzten, höchst bedeutsamen Beitrag zur Kenntnis der Sprache der Donaubulgaren sei auf V. THOMSEN *Une inscription de la trouvaille d'or de Nagy-Szent-Miklós* (jetzt in seinen *Samlede Afhandlinger* III 325—353; cf. H. H. SCHAEDER in den *Ungarischen Jahrbüchern* V 97) verwiesen.

2) Kāšγarī *Diwān luγāt at-turk* I 270, 9: „*qoč* der Hammel, oγuzisch; ursprünglich *qočuñar*"; *qočuñar* auch III 282, 11 und im geographischen Eigennamen *qočuñar baši* III 99, 5; 273, 6; 282, 15; 325, 12. Čaγataisch entspricht *qoǧqar*.

stülpung; Vorschlag von H. H. Schaeder) aufzufassen; zu letzterer Möglichkeit würde stimmen, daß auch in *jetχ*, das zusammen mit *beχtim* die für sich stehende Angabe im Epilog der Athanasius-Übersetzung bildet, das Streben nach möglichst genauer Bezeichnung des aspirierten *t* hervortritt.

Auch der chronologischen Deutung der Daten muß zugestimmt werden. Zunächst wird aus der Čatalarinschrift, die ja zugleich nach Indiktionen datiert ist, festgestellt, daß die altbulgarische Zeitrechnung mit der alttürkischen[1]), mongolischen und tatarischen sich deckt. Wir können ferner, da nunmehr die wahre Bedeutung der bisher unverstandenen Worte gefunden ist, eine Reihe von Fehlern der Liste erkennen und aus ihr selbst heraus verbessern, und Mikkola tut das mit großem Geschick. Überhaupt ist es kein geringes Verdienst seiner Arbeit, eine Reihe von Verderbnissen in der Fürstenliste aufgedeckt und richtiggestellt zu haben. Als Resultat ergibt sich durchgängige Übereinstimmung der Datierungen nach dem Tierzyklus mit den anderweitig bezeugten Daten. Über Espererich hinauf verfolgt Mikkola die Liste nicht; sie ist, wie man aus dem Text selbst erkennt, stark in Unordnung. Der Abschnitt, der Mikkola's Ausführungen beschließt, gibt eine Deutung des an der Spitze der Liste stehenden Namens *Avitoχol* als *apït* (im *šadapït* der alttürkischen Inschriften) *oγul*, das er mit dem *Jäfet oγlanï* der türkischen Stammessage gleichsetzt. — Die Identifizierung von оүвилъ bzw. воилъ mit *buila*, *boila* (BOYHΛA, BOIΛA; auch in den alttürkischen Inschriften und auf der Goldschale von Nagy-Szent-Miklós auftretend) ist einwandfrei; die Erklärung von *Viχtun* (S. 9 Anm. 2) als uigurisch *oq* (so lies statt *uq*) *ögün* ‚anderes Geschlecht'[2]) allerdings sehr unsicher (cf. auch Markwart *T'oung Pao* 1910, 664 Anm. 9).

Wenn man auch in weniger wichtigen Einzelheiten abweichender Meinung sein kann, als wesentlich bleibt bestehen, daß Mikkola die bisher ganz rätselhaften Ausdrücke ohne Ausnahme richtig gedeutet und dadurch erst das volle Verständnis der Liste ermöglicht und zugleich die Verbesserung vieler Fehler durchgeführt hat. So verdienen seine Resultate nur Zustimmung, und diese ist ihnen auch an mehreren Stellen, an denen sie berührt werden, zuteil geworden, so — abgesehen von dem Beifall, den seine frühere Veröffentlichung bei Jireček fand — von Ramstedt in der genannten Abhandlung und von Zlatarski in der zweiten hier anzuzeigenden Publikation. Selbst Markwart, der sich wohl am eingehendsten mit der Fürstenliste beschäftigt und an mehreren Stellen (*Chronologie der alttürkischen Inschriften* 98; *T'oung Pao* 1910, 658; *Izvěstija Russk. Archeol. Instituta v Konstantinopolě* 1911, 4) gegen das Vorliegen des Tierzyklus und daher für die An-

1) Für „alttürkisch" müßte vielmehr überall „mitteltürkisch" gesagt werden: F. W. K. Müller *Uigurica* II 96 Anm. 1.

2) Das ist nicht ganz richtig; es muß mindestens heißen: „das Geschlecht ist anders".

nahme von Regierungsdevisen ausgesprochen hat, hat das, und nach der damaligen Lage der Dinge mit vollem Recht, nur getan, weil „in den überlieferten Ausdrücken ... kein einziges Wort zu entdecken war, das diese Vermutung stützen könnte." Nachdem MIKKOLA aber die Ausdrücke überzeugend erklärt hat, fällt diese Schwierigkeit fort, und wir können seine Auffassung als durchaus richtig annehmen. Die Turkologie trägt jedenfalls den Gewinn einer Reihe von Wörtern aus der Sprache der alten Bulgaren davon, die ganz das Aussehen haben, das wir erwarten mußten, und die von den durch MARKWART in den *Izvěstija* S. 3 an den früheren Identifikationen mit Recht gerügten Willkürlichkeiten der lautlichen Verhältnisse frei sind.

2. Zu dem Aufsatz von ZLATARSKI kann ich mich als Turkologe wesentlich kürzer äußern, möchte ihn aber doch als jüngste Veröffentlichung zur Fürstenliste wenigstens erwähnen. ZLATARSKI schließt sich der Auffassung von MIKKOLA, von dem er nur den russischen Bericht kannte, an, fügt aber die Modifikation hinzu, daß die Bulgaren nach reinen Mondjahren ohne Schaltung rechneten, wie er schon im Anschluß an BURY's Deutung der Fürstenliste angenommen hatte, während MIKKOLA Sonnenjahre zugrunde legt. Die blendende und äußerst scharfsinnige Argumentation klammert sich an zwei Stützpunkte: die Omortaγ-Inschrift aus Čatalar und das Datum der Bekehrung der Bulgaren im Epilog der Athanasius-Übersetzung. Ob ZLATARSKI's Annahme richtig ist, mögen Historiker und Chronologen von Fach entscheiden; vom turkologischen Standpunkt ist nur zu bemerken, daß ein Tierzyklus von Mondjahren etwas ganz Ungeahntes bedeuten würde, daß die Sonnenjahre des Zyklus vielmehr dort, wo er noch gebraucht wird, gerade im Gegensatz zu den Mondjahren der muhammedanischen Zeitrechnung angewandt werden, wenn es sich um Altersberechnungen handelt und wenn es auf die Jahreszeit ankommt.

3. Vielleicht ist es nicht unangebracht, auf einen noch nicht allzulange bekannten, recht interessanten Text zum Tierzyklus[1]) hinzuweisen, der als Ergänzung zu MIKKOLA's Ausführungen dienen mag. Maḥmūd ibn al-Ḥusain al-Kāšγarī äußert sich Bd. I 289 ff. seines 466 der Hiǧra (1073 unserer Zeitrechnung) verfaßten, 1333—1335 (1914—1917) in Konstantinopel gedruckten türkisch-arabischen Lexikons folgendermaßen über die Chronologie der Türken (gekürzte Übersetzung).

„Die Türken verwenden die Namen von zwölf Tierarten zur Bezeichnung von zwölf Jahren, nach deren zyklischem Ablauf man Geburten, Kriege und anderes datiert. Die Einführung dieser Zeitrechnung hängt damit zusammen, daß einer ihrer Könige[2]) das Datum eines

1) In aller Kürze unterrichtet über diese Art der Zeitrechnung V. THOMSEN *Zeitschrift d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch.* 78, 131; Weiteres GINZEL *Chronologie* I 499 ff.

2) Entsprechend der Lokalisierung der Erzählung an den Īla (cf. unten) ist dieser Fürst mit größter Wahrscheinlichkeit der Herrscher des west-

Krieges brauchte, der lange Jahre früher stattgefunden hatte, und man bei der Bestimmung seines Jahres irrte. Da berief er eine Notabelnversammlung (*Qurïltai*; arab. *šāu̯ara qau̯mahū*) zur Beratung darüber ein und sagte: wie wir bei der Bestimmung dieses Datums geirrt haben, werden auch unsere Nachfahren irren; wir wollen also jetzt einen Zyklus von zwölf Jahren einführen, entsprechend der Anzahl der Monate und der Zeichen des Tierkreises, damit man fernerhin nach seinem Ablauf datieren kann. Dem stimmte man bei.

Nun zog er auf die Jagd[1]) und ließ die wilden Tiere zum Īla[2]), einem großen Strome, treiben; dann jagte man sie und drängte sie in das Wasser, und zwölf verschiedene Arten schwammen in folgender Reihenfolge hinüber: 1. *syǵyan* Maus, 2. *od* Ochse, 3. *bars* Panther, 4. *tavïšyan* Hase, 5. *näk* (= pers. *nihang*; für dasselbe Jahr kommt auch die chines. Bezeichnung *lü* vor) Krokodil, 6. *jïlan* Schlange, 7. *jond* Pferd, 8. *qoj* Schaf, 9. *bičin* Affe, 10. *taqayu* Henne, 11. *ït* Hund, 12. *tuñuz* (Wild-)Schwein. So entstanden die Bezeichnungen für die zwölf Zyklusjahre".

Der Autor gibt dann einen Synchronismus, aus dem sich die wesentliche Identität seiner Chronologie mit der allgemeinen Tierzyklusrechnung ergibt, und bespricht darauf die abergläubische Bedeutung, die den Jahresnamen beigelegt wird. Dann stellt er fest, daß die Woche bei den Türken erst durch den Islām bekannt wurde, und kommt auf die Monate zu sprechen. In den Städten gebrauche man die arabischen Bezeichnungen (die das islāmische Mondjahr voraussetzen), die Beduinen und die Heiden aber hätten vier Jahreszeiten zu je drei Monaten; so heißt der erste Frühlingsmonat nach Jahresanfang[3]) *oylaq aj* ‚Lämmermonat', der folgende *uluy oylaq aj* ‚Monat, in dem die Lämmer groß sind', der nächste *uluy aj* ‚großer Monat' (als ‚Monat des Überflusses' erklärt; das braucht aber nicht richtig zu sein); die weiteren Namen gibt er leider nicht an, weil sie nur selten gebraucht würden. Im wesentlichen liegt hier dieselbe Einteilung des Jahres wie bei den Tataren vor (cf. MIKKOLA S. 17 ff.). Ich möchte nur noch hervorheben, daß der Name *uluy aj* auch in der von al-Bērūnī (*Chronologie* ed. SACHAU S. 71 = 83 der Übersetzung) mitgeteilten Liste von türkischen Monatsnamen vorkommt, ohne zu verschweigen, daß das Bild, das wir uns von den verschiedenen Monatssystemen zu machen haben, dadurch anscheinend recht kompliziert wird[4]).

---

türkischen Reiches (*türk ḫāqān* bei Gardēzī und ʻAufī); ihr Urheber dachte demnach an eine weit zurückliegende Zeit (H. H. SCHAEDER brieflich).

1) Hiermit beginnt eine zweite Version.

2) Cf. BROCKELMANN *Hirth Anniversary Volume* (Probeband der *Asia Major*), S. 12 Anm. 1 des Sonderdruckes.

3) *Naiֽrūz*: das ist zunächst nur die Bezeichnung für das persische Neujahr; begann aber auch das von Kāšyarī beschriebene türkische Jahr im Frühling?

4) Cf. MARKWART *Chronologie der alttürkischen Inschriften* 29 f.

[Korrekturzusatz. Inzwischen hat N. POPPE in einer Besprechung der oben erwähnten Abhandlung von RAMSTEDT (*Die Tschuwassischen Lautgesetze, Asia Major* I 775 ff.) auch unsere altbulgarischen Ausdrücke kurz berührt; näheres wird sich erst nach dem Erscheinen einer angekündigten größeren Arbeit von ihm sagen lassen.]

Freiburg i. Br. JOSEPH SCHACHT

S. KUL'BAKIN. Украинскій языкъ. Краткій очеркъ исторической фонетики и морфологіи. Charkov 1919 IV + 104 nebst Karte.

Das wenig umfangreiche Buch von K. gibt eine Übersicht der Laute, Deklinations- und Konjugationsformen der heutigen ukrainischen Schriftsprache mit sprachgeschichtlicher Erläuterung. Auch wird auf die dialektischen Unterschiede innerhalb des Kleinrussischen verwiesen. K. behandelt zuerst die Verbreitung des Klr., nach der Terminologie des Verf. — Ukrainischen, dessen Stellung unter den übrigen Slavinen, darauf seine Mundarten und Dialekte, ferner die Quellen zur klr. Sprachgeschichte. Das letzte Kapitel ist den Lehnwörtern im Ukr. gewidmet. Die Darstellung ist gedrängt, aber klar, genau und durchaus wissenschaftlich. Erfreulicherweise finden sich darin auch nicht jene gewagten, nationalistische Tendenzen verratenden Hypothesen, die den meisten klr. oder ukr. sprachwissenschaftlichen Werken eigen sind. Da es nicht die unmittelbare Aufgabe des Verf. war, eine klr. Sprachgeschichte zu geben, besteht seine historische Einstellung nur in der Bestimmung des Verwandtschaftsverhältnisses zwischen sprachlichen Tatsachen des Ukrainischen und denen des Urrussischen, oder mitunter auch des Urslavischen. Hin und wieder wird auch auf Zwischenstadien verwiesen. Nicht überall sind die Dialektunterschiede angegeben, eine Vermengung von ukr. dial. oder schriftsprachlichen Merkmalen mit gemeinklr. findet jedoch niemals statt. Überhaupt wird das Verhältnis der ukr. Schriftsprache zu den klr. Volksdialekten durchaus sorgfältig angegeben. M. E. ist daher das Buch von K., trotz seines geringen Umfanges, das einzige, vollkommen wissenschaftliche Handbuch der ukrain. Schriftsprache.

Die Bemerkungen, die ich dazu zu machen imstande bin, beziehen sich nur auf Einzelheiten. Ferner sollen sie zum Verständnis dessen beitragen, welcher Abart der ukr. Schriftsprache man den Vorzug zu geben hat.

Die ukr. Schriftsprache wurde lange Zeit hindurch nur in Galizien gepflegt, obgleich sie auf dem Dialekt von Poltava aufgebaut ist. Die galizischen Schriftsteller haben eine Reihe von Eigentümlichkeiten hereingebracht, die den ukr. Dialekten nicht eigen sind und infolge polnischer oder deutscher Bildung auch solche, die überhaupt in der lebenden klr.

Volkssprache weder in der Ukraina noch in Galizien gebräuchlich sind. Das Bestreben, die ukr. von der russ. (eigentlich großruss.) Schriftsprache zu lösen, verleitete die der ukr. Volkssprache entfremdeten, an poln. oder deutscher Literatur gebildeten galizischen Schriftsteller, die Sprache durch Polonismen oder Germanismen zu verunstalten. Gegen jene nicht einheimischen Elemente der ukr. Schriftsprache kämpfen bereits seit langem die innerhalb der russ. Ukraina lebenden ukr. Schriftsteller an. Mit vollem Recht verlangen sie eine Annäherung an die lebenden ukr., hauptsächlich ostukr. Volksdialekte: der größte Teil des klr. Volkes lebt ja innerhalb der russ. Ukraina; von dort stammen auch die besten ukrainischen Schriftsteller.

Als ukr. Schriftsprache faßt K. in seinem Buch den galizischen Dialekt, weicht dabei aber hie und da von der in Galizien üblichen Norm ab.

So richtet sich z. B. die Beschreibung der Laute nach BROCH [1]). Dieser Gelehrte charakterisiert jedoch das gebildete Ukrainische nach der Aussprache des westlichsten Teils von Galizien [2]). Daher werden dem Ukrainischen solche lautliche Merkmale zugeschrieben, die dem gebildeten Ukrainischen der russ. Ukraina entweder gar nicht oder bei weitem nicht überall eigen sind. Hierher gehört: 1. die Aussprache des durch *и* bezeichneten Lautes als eines akustisch mehr dem *e* als dem *i* nahen Lautes; allerdings kommt im Ukrainischen in Rußland nicht seltener auch die dem *i* akustisch und artikulatorisch mehr als dem *e* sich nähernde Aussprache vor. 2. die palatalen *b'*, *p'*, *m'*, *v'*, *f'*, (S. 16): in der Aussprache der russ. Ukrainer sind die Laute *b*, *p*, *m*, *v* niemals palatal; ein *f* kennen sie überhaupt nicht, weder das weiche noch das harte; 3. vor Sonorlauten *γ* für x („готових не маю") (S. 17); 4. „gewöhnlich" stimmhaftes *h* (S. 17): *h* ist im Ukr. nur in gewissen Stellungen stimmhaft; 5. zwei verschiedene *l* (S. 17): die Aussprache der russ. Ukrainer kennt drei verschiedene *l*; 6. das Fehlen des palatalen *r* (S. 18): die gebildeten russ. Ukrainer behalten vor Vokalen und am Wortende meist das palatale *r* bei; 7. nur hartes *č* (S. 18; vgl. auch „ніччу" S. 57 u. a.): in der gebildeten russ.-ukr. Aussprache sind die gedehnten kakuminalen Zischlaute weich in Fällen wie *ніччю*, *клочча*, *збіжжя*, *обличчя* usw., ebenfalls die kakuminalen Zischlaute vor *i*: Imperat. *мовчіть*, *скажіть*; 8. die Aussprache *šťš* für *šč* (S. 18) usw.

In der Übersicht der ukr. Deklinations- und Konjugationsformen werden als schriftsprachlich normale oft nur solche Formen angegeben, die nur von galizischen Schriftstellern gebraucht, von den ukrainischen aber vermieden werden [3]). So empfiehlt z. B. K. die Formen: 1. Dat. sg. m. auf *-ови*, *-еви* : *богови*, *шевцеви* u. a. (S. 50, 51), anstatt der ukr. *богові*, *шевцеві* usw., die gar nicht erwähnt werden; 2. Gen. pl. auf *-ий*: *гостий*, *коний*, *гроший* (S. 53), *ночий*, *материй* (S. 57), anstatt

1) Vgl. S. 13, 15, 17, 18. 2) Vgl. S. 18—19.

3) Dabei unterläßt es K. mitunter, auf die eigentlich ukrainischen Formen zu verweisen.

der ukrainischen: *гостей, коней, грошей, ночей*, die ebenfalls nicht genannt werden; 3. Gen. pl. auf *-ів* von fem. *a*-Stämmen (S. 56) wird weder von ukrainischen Schriftstellern noch in der Umgangssprache gebildeter Ukrainer gebraucht (K. führt die Beispiele: *ранів, землів, студиїв, бабів, хатів* an); 4. die Kasusformen *его, ему* werden augenscheinlich von K. vor den ukr. *його, йому* bevorzugt (S. 61); 5. die 2. sg. *еси* (S. 85). Ich erwähne ferner das nicht-schriftsprachliche *мід* für *мед* (S. 50). Auf S. 42 wird die Aussprache *свиня* als dialektisch angegeben; tatsächlich kommt sie auch im gebildeten Ukrainisch vor. S. 63 wäre es besser gewesen, für das galizische *сей* — *цей* und *оцей* (Gen. sg. *цього* usw.) anzuführen.

Erwünscht wären auch einige Ergänzungen in der Laut- und Formenlehre. So hätte z. B. bei der Behandlung der klr. Vertretungen von *ě* darauf hingewiesen werden müssen, daß in nordklr. und nordukr. Dialekten *e* für *ě* nur in unbetonter Stellung vorkommt; auch hätte auf die Verbreitung von *f* in galizischen Dialekten hingewiesen werden können (vgl. galiz. *фтік* = schriftspr. *утік*); die Aussprache der stimmhaften Konsonanten vor stimmlosen wäre klarer gestellt als auf S. 43 durch einen Hinweis, in welchen Fällen die stimmhaften Konsonanten vor stimmlosen in der Schriftsprache bewahrt sind und in welchen nicht; bei der Deklination der Adjektiva und Pronomina dürfte der Loc. sg. auf *-ому* nicht übergangen werden; bei der Behandlung der Gen. pl. m. ist auf die endungslose Form: *міщан* etc. zu verweisen; auch hätte gesagt werden können, welche Verba eine 3. sg. ohne *-t'* (nur diejenigen der 1. Konj.) haben; neben den Formen der 1. Pl. auf *-мо* müßten diejenigen auf *-м* genannt werden, die sowohl in den Volksdialekten als auch in der Literatursprache fast ebenso häufig sind, ferner die in der Dichter- und Umgangssprache gebräuchlichen Formen der 3. Sg. wie *зна, пита*.

Nun noch einige Einzelheiten:

Auf S. 8 heißt es, daß anlautendes, zirkumflektiertes gemeinslav. *or*, *ol* nur im Südslav. *ra*, *la* ergeben habe, ein Wandel, der sich sonst in keiner anderen Slavine findet. Aber steht es so auch im Slovakischen?

Die Auflösung der gemeinruss. Spracheinheit verlegt K. in die Zeit vor dem 10. Jahrh. Vgl. S. 19: im 9. Jahrh. „bestand bereits die alte Spracheinheit der russ. Dialekte nicht mehr". Diese Behauptung beweist K. jedoch nicht, er könnte es auch nicht, da die Spracheinheit zweifellos auch noch im 11. Jahrh. bestanden hat; dialektische Unterschiede hat es natürlich schon im 10. Jahrh. gegeben, doch beweist die Existenz solcher Unterschiede noch nicht den Zerfall der Spracheinheit.

Unklar sind mir die Worte von K.: „Die Frage, ob das Urrussische Nasalvokale gehabt hat, ist strittig" (S. 19). M. E. muß es damals Nasalvokale gegeben haben, da es solche in der Zeit des Zerfalls des Urslav. gegeben hat, folglich muß das Gemeinruss. sie aus dem Urslav. übernommen haben; die Nasalvokale verloren ihre Nasalierung in der gemeinruss. Zeit; als das Gemeinruss. zerfiel, bestanden sie nicht mehr.

Auf S. 12 gibt K. eine Aufzählung der ältesten südruss. Sprachdenkmäler und bezeichnet als Kiever unter anderem auch das Mstislav Evang. von ca. 1115, die Urkunde des Mstislav um 1130, das Jur'jever Evang. um 1120 und die Pandekten des Antiochos aus dem 11. Jahrh. Kein einziges dieser Denkmäler gibt jedoch Hinweise auf eine Kiever Herkunft ihrer Schreiber oder auf orthographische Eigentümlichkeiten, die namentlich für Kiever oder überhaupt südruss. Sprachdenkmäler charakteristisch wären (natürlich kommt der Tatsache, daß das Mstislav-Evangelium in Novgorod geschrieben worden ist, keine Bedeutung zu).

Auf S. 47 heißt es ungenau, daß die Unterschiede in den Kasusendungen nicht mit Genusunterschieden im Urruss. zusammenhingen, sondern mit denjenigen der Stämme. Die Endungen des Instr. sg. unterschieden sich aber doch nicht nach Stämmen, sondern nach dem Genus: alle masc. und neutr. Substantiva hatten ungeachtet der Stämme die Endung *-мъ* und die femin. die Endung *-ju* (aus gemeinslav. *-jǫ*). Eine Ausnahme bilden nur die masc. *a*-stämmigen.

Ich würde mich nicht zur Behauptung entschließen, daß die weichen Stämme im Gemeinslav. die Dativendung *-evi* nicht gehabt haben: diese Endung findet sich bereits in abg. Denkmälern des 11. Jahrh. Es gibt auch keine Gründe, diese Erscheinung nicht der gemeinslav. Zeit zuzuschreiben.

Brünn N. Durnovo

A. Šachmatov und A. Krymśkyj. **Нариси з історії української мови та хрестоматія з пам'ятників письменської староукраїнщини XI—XVIII в. в.** 2. Aufl. Kiev 1922 182 + II 8°.

Das Buch besteht aus folgenden 3 Teilen:

1. A. Šachmatov Короткий нарис історії української мови. Aus dem Russischen übersetzt von V. Dem'jančuk. S. 5—86.

2. A. Krymśkyj Українська мова, звідкіля вона взялася і як розвивалася. S. 87—128.

3. Хрестоматія з пам'ятників письменської старо-українщини XI—XVIII в. в. S. 129—182. Die Chrestomathie enthält 17 Nummern.

Der 1. Teil ist eine Übersetzung der im 2. Teil von Украинскій народъ въ его прошломъ и настоящемъ 1916 erschienenen Abhandlung von Šachmatov. Š. ging darin ausführlich auf die slav. und russ. Urheimat, die Siedlungen der Ostslaven und die politischen Bedingungen ein, die zur Bildung der russischen Stämme und deren Sprachen führten. Ferner gab er eine Aufzählung der wichtigsten Tatsachen der Laut- und Formenlehre des Gemein- und Südrussischen mit besonderer Berücksichtigung der Zeit vor dem XIII. Jahrh.

In der vorliegenden Ausgabe ist der Aufsatz von Š. mit Fußnoten des Übersetzers versehen. Ein Teil dieser Bemerkungen, z. B. solche, in

denen **Любек**, **Заволочье** erklärt, die Bedeutung des Wortes **лони** gegeben oder Mitteilungen über Sprachdenkmäler gemacht werden, auf die Š. in seinem Aufsatze verweist, sind berechtigt, da sie für den Leser des Buches von Nutzen sein können. Leider beschränkt sich aber der Übersetzer nicht nur auf Anmerkungen dieser Art, sondern leugnet darin auch unter dem Einfluß von Krymśkyj die südruss. Provenienz des Dobrilovo und des Typografskoje Jevangelje Nr. 7, eine Tatsache, die sowohl für Š. als auch für einen jeden, der mit altruss. Sprachdenkmälern einigermaßen vertraut ist, feststeht. Nach dem Vorgange von Krymśkyj behauptet Dem'jančuk, das Dobrilo-Evang. sei in Novgorod, das Tipografsk. Jevang. Nr. 7 in Suzdal' entstanden.

Der Aufsatz von Krymśkyj ist eine etwas erweiterte Übersetzung von seinem **Украинскій языкъ** aus der neuen (noch nicht abgeschlossenen) Auflage des im Verlage „Granat" erscheinenden **Энциклопедическій Словарь** [1]), was übrigens im genannten Buche nicht erwähnt wird [2]).

Krymśkyj behandelt das Verhältnis des Kleinruss. zum Groß- und Weißruss. richtig, indem er annimmt, daß diese Sprachen aus einem einheitlichen Ostslavisch (Gemeinruss.) entstanden sind, welches noch im 9. Jahrh. eine einheitliche Sprache bildete. Ferner vermeidet er, den Terminus „**малоруська мова**" nicht; im Text (nicht in den Überschriften) gibt er ihm vor „**українська мова**" den Vorzug. Ungefähr die Hälfte des Aufsatzes (S. 94—112) handelt über die klr. Sprachgeschichte auf Grund der Schriftdenkmäler; der Rest des Aufsatzes (S. 116—122) enthält scharfe Ausfälle gegen galizische Schriftsteller, die seiner Meinung nach das Klr. verunstaltet und eine dem eingeborenen Ukrainer unverständliche Schriftsprache geschaffen hätten. Trotz der stark subjektiven Einstellung hat Kr. in vielem recht. Ein wissenschaftlicher Wert kommt jedoch dem Aufsatze nicht zu. Allzu kühn ist die Ansicht, daß das Russische bereits 2. Jahrh. vor der Berufung der Varjager den Vollaut gehabt hätte und ein *o* für anlautendes *e*. Für eine solche Behauptung fehlt es uns an Beweismaterial. Falsch ist ferner, daß bereits im 11. Jahrh. solche charakteristische Züge der heutigen ukrainischen Dialekte vorgelegen haben sollen wie der lautliche Zusammenfall von *y* und *i*, *i* für *ě*, *ja* für *je* (vgl. heute **життя**), unbetontes *ŭ* für *o*, Entpalatalisierung des *r*, Dat. sg. auf *-ově* (≧ *-ovi*), Dat. sg. der Adjektiva (auf *-omu*) für den Lok. sg., gedehnte lange Konsonanten aus Konsonantenverbindungen mit *j* (**життя** usw.), *v* für *l* vor Konsonanten, *u* für *o* in sekundär geschlossenen Silben (nach Kr. bereits im 10. Jahrh.). Alle diese Behauptungen sind dadurch zu erklären, daß Kr. die Orthographie der Denkmäler des 11. Jahrh., hauptsächlich diejenige des Izbornik von 1073 (von dem er augenscheinlich nur die Ausgabe kennt) einer falschen Deutung unterzogen hat: die ver-

1) Der Band mit dem Aufsatze von Krymśkyj erschien 1917.

2) Der im Энц. Слов. erschienene Aufsatz von Krymśkyj wird auch nicht im bibliographischen Verzeichnis der Bücher und Aufsätze über ukrainische Sprache (S. 123—126) genannt.

einzelten Fälle der Verwechslung von *ы* und *и* im Izbornik werden als Hinweise auf den lautlichen Zusammenfall dieser Vokale im Dialekt des Schreibers aufgefaßt, obgleich sie teils offensichtliche Verschreibungen sind, teils auf das südslav. Original zurückgeführt werden können; von einem solchen lautlichen Zusammenfall im Südruss. des 11. Jahrh. kann nicht die Rede sein, weil mit Ausnahme einiger bestimmter Fälle die südruss. Denkmäler des 11.—13. Jahrh. *y* und *i* nicht verwechseln; findet eine Verwechslung statt, so handelt es sich hauptsächlich um kirchenslav., nicht aber um russ. Wörter. Für einen lautlichen Zusammenfall von *ě* und *i* spricht nach Kr. die Verwechslung von *ѣ* und *и* im Izbornik von 1073; teils beruhen diese Fälle aber auf falschen Lesungen (Kr. liest z. B.: нимая, ними, о Авраами, während die Hs.: мьнимаꙗ, мьними, лоно Авраами gibt), teils sind es offensichtliche Verschreibungen; die Beispiele aus den anderen Denkmälern sind vereinzelt und können daher nichts beweisen. Die Schreibungen ра, роу für рꙗ, рю, in denen Kr. Hinweise auf die Verhärtung des *r* im Südruss. sieht, geben die südslav. Orthographie wieder. Dieses geht unter anderem daraus hervor, daß solche Fälle im 12. Jahrh. seltener sind als im 11., im 13. Jahrh. sogar fast ganz fehlen. Ebenso wenig beweisend sind die anderen Beispiele: da Kr. mit der Orthographie der alten Sprachdenkmäler zu wenig vertraut ist, sieht er in Schreibfehlern und in offensichtlich südslav. Schreibungen Hinweise auf die lebende russ. Aussprache und unterzieht die gewöhnlichsten Fälle unzutreffenden Deutungen; so liest er den Satz im Izbornik von 1073 „имъ же ѥ пороучено строитъ“ 46 v (строитъ — Supin.) als „имъ же е поручено строй-тъ“ und hält ihn für eine unpersönliche Wendung in der Art wie „його вбито“. In der durchaus unsystematischen Aufzählung der südruss. Merkmale aus den Denkmälern des 11. Jahrh. führt Kr. unter anderen auch solche an, die seiner Meinung nach bereits für das 11. Jahrh. die Sonderstellung des Südruss. unter den übrigen russ. Dialekten erweisen. Tatsächlich sind sie alle nicht stichhaltig. Es handelt sich hier um den Gen. pl. врачевъ, die Verba auf -овати, die 3. Pl. бѣжать, 3. Sg. und Pl. ohne -тъ, Futurbildung mit имамь und Kasusformen auf -цѣ, -зѣ. Alle diese Formen gehen auf ksl. Vorlagen zurück und sind sowohl in süd- als auch nordruss. Denkmälern in gleichem Maße verbreitet.

Neben Stücken aus russ. Denkmälern enthält die Chrestomathie auch Zitate in ukrainischer Übersetzung aus arabischen Historikern des 9. und 10. Jahrh., in denen russ. Wörter vorkommen, ferner aus Konstantin Porphyrogennetos, mit ukr. Übersetzung, die bekannte Stelle mit den Namen der russ. Städte, Fürsten, Stämme und der Dnepr-Fälle.

Leider erklärt Kr. nicht die von ihm angewandte Transkription arabischer Wörter mit russ. Buchstaben ebenfalls durch Hinzufügung einer latein. Umschrift. So bleibt unerklärt die Bedeutung der Buchstaben *q*, *ç*, *â*, des *ᵘ* über der Zeile, ferner das Zeichen ʿ (Масʿудій), ль in Дуьâбе (Dulʹâbe etwa?). Erwünscht wäre auch eine genauere Transkription des Namens der Slaven (bei Kr.: склабій, сᵃклабій, Gen.

pl. склабіїв). In der ukr. Übersetzung aus Konstantin Porphyrogennetos sind die Eigennamen mitunter falsch transkribiert. So lautete z. B. *Σαμβατάς* nicht Самватáс sondern Самбатáс, *Λενζανηνοί* nicht Ленцаніни sondern Лензаніні; *Σκλαβινίοι* wäre besser durch Склавініï zu transkribieren, *Τζυκανιστηρίου* mit Цюканістірій und nicht Ціканістерій, *Λεάντι*—Леанді, nicht Леанті, *Μεσημβρίας*—Месімбриї nicht Месемврії.

Die Auszüge aus russ. Denkmälern beginnen mit den Inschriften auf russ. Münzen des 11. Jahrh. und derjenigen auf dem Steine von T′mutorokan′. Jedoch werden nicht alle von J. Tolstoj veröffentlichten Münzaufschriften des 11. Jahrh. angeführt; ferner ist die Inschrift von T′mutorokan′ ungenau wiedergegeben.

Weiterhin folgen Auszüge aus russ. Hss. des 11.—17. Jahrh., die aber leider fast alle nicht auf Grund der Originale, sondern nach den gedruckten Ausgaben gegeben werden. Die Proben aus den alten Denkmälern, wie auch aus den späteren sind mit gewöhnlichen russ. Typen gedruckt, ꙗ ist durch я, ѥ durch е ersetzt, die Buchstaben ѫ, ѭ, ѧ, ѩ, sind jedoch beibehalten, alle Interlinearzeichen weggelassen, unter ihnen auch diejenigen der Palatalität, die Abbreviaturen aufgelöst (die in der Hs. fehlenden Buchstaben werden in Klammern gegeben). Irgendein Wert für Wissenschaft und Lehrbetrieb kommt den Proben aus dem 11.—13. Jahrh. in dieser Ausgabe nicht zu. Dagegen sind die Proben aus den späteren Denkmälern sprachlich interessant und können für sprachhistorische Übungen herangezogen werden.

Im allgemeinen ist das Buch von Kr. aus folgenden Gründen nicht überflüssig: 1. das während der Kriegszeit erschienene Buch Украинскій Народъ mit dem Aufsatze von Šachmatov ist eine bibliographische Seltenheit geworden, so daß wir einen Neudruck des Aufsatzes nur begrüßen können. 2. Die Zeugnisse der arabischen Historiker und des Konstantin Porphyrogennetos über Rußland mußte man sich bisher aus verschiedenen schwer zugänglichen Ausgaben zusammensuchen; nun sind sie in einem Buch vereint und somit jedem zugänglich. 3. Die von Kr. gegebenen Proben aus den südruss. Hss. des 15.—17. Jahrh. enthalten trotz ihres geringen Umfanges interessantes Material für die kleinrussische Sprachgeschichte.

Brünn N. Durnovo

Calmann Lia. Altrussische Heiligenlegenden. Auswahl und Übertragung. München, Hyperion-Verlag 1922, 8⁰, 125.[1])

In prächtiger Ausstattung, mit Beifügung schöner Proben altruss. kirchl. Kunst wird eine Auswahl von Übersetzungen altruss. Heiligenlegenden aus der Sammlung von Kostomarov Pburg 1860—62 geboten. Die Übersetzungen sind nicht frei von kleinen Versehen. Konsequent falsch werden leider die aruss. Zahlenbezeichnungen wiedergegeben. Der Kommentar ist sehr dürftig. M. V.

1) Vgl. Löwis of Menar Archiv 39, 104 ff.

B. Conev Описъ на ръкописитѣ и старопечатнитѣ книги на Народната библиотека въ София. Издание на Библиотеката. Съ приложение на 18 снимки. Sofia 1910 XXII + 555 S. + 18 Tafeln 8°.

B. Coňev Manuscrits slaves de la Bibliothèque nationale de Sofia. Volume II. Опис на славянските ръкописи в Софийската Народна библиотека. Състави Професор Б. Цонев. Том II С приложение на 52 автотипни снимки. Издание на Библиотеката. Sofia 1923 XVI + 553 S. + 52 Tafeln 8°.

Conev arbeitet bereits seit langem an der Erforschung des bulgarischen Handschriftenmaterials und ist einer der besten Kenner desselben: ihm verdanken wir eine kritische Ausgabe und Untersuchung der ältesten bulgarischen Handschriften — der Evangelien ven Dobrejša und Vrača, die Beschreibung einer ganzen Reihe von Handschriftensammlungen in Agram, Belgrad, Sofia, Philippopel, ferner den Versuch, allgemeine Grundsätze für die Gruppierung der bulgarischen Handschriften nach ihrer Orthographie (in der Terminologie des Verf. — nach orthographischen Schulen) aufzustellen, und schließlich in seiner История на българский език Bd. I eine allgemeine Übersicht des ganzen bulg. Handschriftenmaterials. Aus diesem Grunde ist es durchaus natürlich, daß gerade Conev mit der Beschreibung der Handschriften der Sofioter Nationalbibliothek, die im Besitz der größten Handschriftensammlung in Bulgarien ist, betraut wurde.

Bereits 1910 veröffentlichte Conev eine Beschreibung aller, damals in der Bibliothek vorhandenen Hss. (im ganzen 450 Nummern); seitdem ist jedoch die Sammlung durch Schenkungen einzelner Personen, besonders aber dank den Bemühungen einer ganzen Reihe von Direktoren der Bibliothek ständig vergrößert worden, so daß sie heute fast um das Doppelte angewachsen ist (378 Hss. sind neu hinzugekommen). Ende 1923 erschien daher auch der zweite Band dieser Beschreibung.

Durch die Veröffentlichung jener zwei Bände haben sich Verfasser und Bibliotheksverwaltung große Verdienste um die Wissenschaft erworben. Sie strebten danach, die genannte Handschriften-Sammlung der wissenschaftlichen Arbeit zugänglich zu machen, ein Ziel, das sich eine jede wissenschaftliche Handschriftenbeschreibung zu setzen hat.

Ihrer Zusammensetzung nach ist die Hss.-Sammlung der Sofioter Nationalbibliothek durchaus nicht einheitlich: es finden sich dort die verschiedensten Hss. sowohl hinsichtlich des Inhalts (obgleich die älteren von ihnen zum größten Teil natürlich theologischen Charakters sind), Entstehungsortes (wenn auch hauptsächlich aus Bulgarien) und der Schreibweise, als auch ihrem Äußeren, und besonders ihrer Erhaltung nach. Die meisten Hss. sind in einem sehr traurigen Zustand: ohne Anfang und Ende, mitunter bloß kurze Bruchstücke mit vermoderten

Rändern usw.; eine Erklärung hierfür findet man in den Bedingungen, unter denen Hss. vor der Befreiung Bulgariens durch Rußland aufbewahrt werden mußten; eigentlich müßte man sich sogar darüber wundern, daß so viele Hss. noch in gutem Zustand vorliegen. Sehr alte Hss. enthält die Sammlung nicht; ihr wertvollster Teil sind m. E. in bezug auf Vollständigkeit die Hss. aus dem 17.—18. Jahrh., hauptsächlich die sog. Damaskiny und andere Sammelbände. — Da die beiden erschienenen Bände ungefähr die gleichen Eigenarten und Methoden von CONEV aufweisen, sollen sie hier gemeinsam besprochen werden; an Stellen, wo sie voneinander abweichen, wird im einzelnen auf die Unterschiede zwischen ihnen verwiesen.

CONEV ordnet alle Hss. nach einem allgemein angenommenen System an (näheres hierüber in Bd. II), nach dem eine jede Kategorie ihre eigene Überschrift hat: nämlich a) die Heilige Schrift: 1. Psalter I Nr. 1—16, 420, II 452—465, im ganzen 31 Exemplare; 2. Evangelien I Nr. 17—87, 421, II 466—496 — 103 Exemplare; 3. Apostoli I Nr. 88—103, 422—423, II 497—507 — 29 Exemplare; 4. Apostoli und Evangelien I Nr. 104—112, II 508—513 — 15 Ex.; b) Gottesdienstliche Bücher: 5. Menäen I Nr. 113—169, 424—426, II 514—552 — 99 Ex.; 6. Oktoechi I Nr. 170—201, 445, 446, 449, II 553—572 — 55 Ex.; 7. Triodien und Pentekostarien I Nr. 202—230, 447, II 573—589 — 47 Ex.; 8. Meßbücher I Nr. 231—243, 427, 428, II 590—607 — 33 Ex.; 9. Euchologien I Nr. 244—281, II 608—625 — 56 Ex.; 10. Horologien I Nr. 282—292, 429—431, 444—449, II 626—638 — 32 Ex.; 11. Messen und Akathistoi II Nr. 639—644 — 6 Ex.; 12. Gebetbücher II Nr. 645—654 — 10 Ex.; 13. Katabaseis, Heirmologien u. a. II Nr. 655—664 — 10 Ex. (die letzten drei Kategorien sind im ersten Bande mit den Euchologien und Meßbüchern vermischt); 14. Sammelhandschriften, Damaskiny, Predigten u. a. I. Nr. 293—364, 433, 435—439, 442, 443, II 665—764 — 180 Ex.; 15. Verschiedenes (meist nicht-kirchliches) I Nr. 365—419, 434, 440 bis 441, II 765—829—122 Ex.

Dieses System ist jedoch nicht überall durchgeführt. Wie bereits oben angegeben wurde, werden im ersten Bande služebniki und Euchologien mit služby, akathistoi, Gebetbüchern, Heirmologien u. a. vermengt. Erwähnt werden muß ferner, daß bei den Menäen z. B. der Terminus минея ббщакъ sehr unklar gebraucht wird. Es liegt nah, ihn dem in der russischen kirchlichen und wissenschaftlichen Literatur üblichen Terminus минея общая gleichzusetzen, d. h. ein Menäum, das gemeinsame Messen für eine ganze Kategorie von Heiligen enthält, z. B. eine Messe für den betr. Heiligen . . . oder mehrere Heilige, einen oder mehrere Märtyrer usw. Statt dessen finden wir unter der genannten Bezeichnung Messen, die für bestimmte Heilige und Feiertage vorgesehen sind, z. B. I Nr. 121 „съдържа служби отъ 1 септемврий до 15 августъ“ oder Nr. 163 „ръкописътъ съдържа служби само за мм. септемврий до януарий включително“, II Nr. 540 „месеци и празници не вървят

по обичния ред“, folglich handelt es sich hierbei um die sog. Fest-Menäen, dieser Terminus wird aber vom Verf. selbst auch gebraucht, z. B. I Nr. 117, 126, 137 u. a., II Nr. 516, 522 u. a. Es bleibt somit ungeklärt, worin sich die einen Hss. von den anderen unterscheiden. Ebenso unklar ist ferner der Terminus *минея-прологъ* (I Nr. 143, 166 u. a., II Nr. 552) oder *минея с пролози* (I Nr. 119, 120 u. a.); soweit man aus dem Inhalt schließen kann (z. B. Nr. 552), werden diese Bücher in der russischen kirchlichen und wissenschaftlichen Literatur gewöhnlich einfach Prolog genannt, die Beschreibung von Conev enthält aber auch den Prolog (Nr. 135); wodurch unterscheidet er sich von einem Prolog-Menäum? Warum wird ferner die eine Hs. *Триодъ цвѣтенъ* und die andere Триодъ-пендикостаръ (Nr. 92—93) genannt? Es handelt sich doch in beiden Fällen um dasselbe. Außerdem muß man bedauern, daß die Hss. nicht-theologischen Inhalts nur in zwei Unterabteilungen geschieden sind (im zweiten Bande): 1. Sammelhandschriften usw. und 2. Verschiedenes. Statt dessen wäre es wünschenswert, folgende Gruppe gesondert zu geben: Sammelhss. mit Homilien und didaktischen Schriften der Kirchenväter in ksl. Übersetzung wie z. B. die Parainesis von Ephraim dem Syrer, Margarites, Zlatoust und die anderen Werke von Joannes Chrysostomos, die Homilien von Kyrill von Jerusalem, Gregor von Nazianz, die Sammelhss. asketischen Inhalts (z. B. Nr. 307, 672, 673), Paterika (z. B. Nr. 321), Apokryphen (z. B. Nr. 308, 309), die neubulgarischen Homilien- und didaktischen Sammelhss., die sog. Damaskiny (z. B. Nr. 322—336, 338—341 u. a), die einzelnen Werke in neubulgarischer Sprache: die Wunder der Gottesmutter (z. B. Nr. 337, 342 u. a.), Werke neuerer bulgarischer Schriftsteller z. B. von Sofronij Vračanski u. a.; Werke belletristischen, historischen Inhalts, Urkunden, Briefe usw. Hierdurch würde der Inhalt des „Описание“ bei weitem übersichtlicher werden. In neuester Zeit ist dieses System stark angegriffen worden. So nahm z. B. der verstorbene russische Slavist V. Ščepkin in seiner Палеография dagegen Stellung und gab einer alphabetischen Anordnung nach den Benennungen der Hss. den Vorzug. Die Mängel des von Conev angewandten Systems werden jedoch dadurch beseitigt, daß der Verf. einem jeden Bande ein alphabetisches Verzeichnis und Tabellen der Hss. nach Jahrhunderten und Redaktionen beigefügt hat, wofür man ihm zu Dank verpflichtet sein muß.

Wie es üblich ist, geht der Verf. bei der Beschreibung einer jeden einzelnen Hs. zuerst auf ihr Äußeres ein wie das Material (Pergament oder Papier), Wasserzeichen, Anzahl der Blätter, deren Größe, Zustand der Hs., Schriftzüge, Graphik, darauf bestimmt er die Sprache und endlich den Inhalt. Selbstverständlich sind nicht alle Abteilungen gleich ausführlich behandelt; je älter die Hs. ist, umso sorgfältiger beschreibt der Verf. ihr Äußeres, je jünger, umso kürzer die Beschreibung: dies ist durchaus natürlich sowohl hinsichtlich der paleographischen Bedeutung der Hss. als auch ihrer Erhaltung, dennoch scheint es mir, daß auch Hss. jüngerer Entstehung mitunter mehr Berücksichtigung verdient

hätten; so vermisse ich z. B. schon bei den Hss. aus dem 18. Jahrh. die Angabe der Wasserzeichen, während sie mitunter sogar in den Hss. aus dem Beginn des 19. Jahrh. wichtig und von Interesse sind.

In seinen Vorworten weist der Verf. darauf hin, daß er sich zur Bestimmung der Wasserzeichen im ersten Band des Buches von Lichačev Палеографическое значение бумажных водяных знаков I—III bedient hat, im zweiten desjenigen von Briquet Les filigranes I—IV (mitunter wurde auch Lichačev herangezogen, vgl. z. B. S. 47), leider werden die Bestimmungen aber, besonders im zweiten Bande, verhältnismäßig selten gegeben; häufig beschränkt sich der Verf. nur auf die Angabe des Wasserzeichens: vgl. I 6: „двѣ кръстосани стрѣли и подъ тѣхъ звѣзда"; S. 8: везни въ крѫгъ usw., II 56 „ножици", S. 58 „еднорог", „ножици (полузатворени)", „кула", S. 59 „обкръжена котва" oder „обкръжена котва с трифил (три зърна) отгоре". Eine paläographische Bedeutung haben die Wasserzeichen aber nur, wenn ihre genaue Zeichnung bekannt ist, weil das gleiche Wasserzeichen oft in den verschiedensten Variationen auftritt und lange Zeit, mitunter sogar einige Jahrzehnte hindurch angewandt wurde. Eine genaue Zeichnung des Wasserzeichens ist daher sowohl für datierte Hss. (mit ihrer Hilfe lassen sich undatierte Hss. bestimmen) als auch für undatierte (eine der Möglichkeiten ihr Datum zu bestimmen) außerordentlich wichtig.

Die Größe der Hss.-Blätter gibt der Verf. in Zentimetern an und außerdem noch in der üblichen Bezeichnung: fol., 4°, 8° usw., da bei ihm beide Angaben voneinander abhängen, ist die letztere im Grunde genommen unnütz (vgl. Vorwort zum ersten Bande „много се колебах, коя граница да зема за фол., 4°, 8° и пр., понеже изобщо нѣма за това една опрѣдѣлена мѣрка въ науката"). In Papierhss. hängt aber das Format der Hs. weniger mit ihrer Größe zusammen, da es durch Beschneiden des Buches stark verändert werden kann, als gerade mit der Lage des Wasserzeichens. Wie Lichačev es im genannten Werk so gut erklärt, beweist dieses genau, ob der Bogen einmal geteilt ist (= in folio oder nach dem zutreffenden altrussischen Ausdruck — в десть), oder zweimal (= in 4°, russ. — в полдесть), viermal (= in 8°, russ. — в четверть дести), achtmal (= in 16°, russ. — в осмуху, в осмину) usw. Bei Pergamenthss. ist die Angabe des Formats bedeutungslos, besonders wenn ihre Größe in Zentimetern angegeben wird.

Was ferner Graphik, Sprache und Inhalt der Hss. anbelangt, erweckt das Buch Conev's häufig den Eindruck, als ob es dem Verf. mehr an einer Schilderung des Zustands der Hss. gelegen hätte als an ihrer wissenschaftlichen Beschreibung: so werden mit großer Sorgfalt alle zerrissenen, vermoderten Blätter und die Überreste des Einbands angegeben; alle Zusätze nicht nur die wirklich wichtigen und bemerkenswerten, deren wir viele in den beschriebenen Hss. finden, sondern auch ganz belanglose und unwichtige werden ganz geboten, so daß die Beschreibung selbst oft nur eine Ergänzung zu den Zusätzen zu sein

scheint; (vgl. Nr. 52 die Beschreibung der Hs. nimmt 19 Zeilen ein, die Zusätze — 2 Seiten; Nr. 55 Beschreibung 9 Zeilen, Zusätze 25 Zeilen); über Graphik, Sprache und Inhalt wird aber so kurz gehandelt, daß den Angaben mitunter keinerlei Bedeutung zukommt. Es wird gesagt, ob die Schrift schön oder häßlich ist, ob groß oder klein (mitunter wird die Größe der Buchstaben in Millimetern angegeben), ob rote oder schwarze Punkte angewandt werden (vgl. Nr. 44), dagegen wird der Charakter der Schrift, ihr Typus, nur selten erwähnt (z. B. ob є oder ѥ, ѻ oder ѡ, ѕ oder ȥ oder ꙁ gebraucht werden). Ferner heißt es, die Hs. sei in Bosnien, der Moldau usw. geschrieben, aber ohne daß Gründe hierfür angegeben werden. Außerdem wird bei den ksl. Hss. nicht nur auf die Redaktion, sondern auch auf die „Orthographie“, d. h. den Gebrauch von ъ und ь hingewiesen; gibt es aber Redaktionen die von den allgemein angenommenen abweichen, etwa serbisch-bulgarische (vgl. I S. XXII). russisch-bulgarische oder walachisch-bulgarische? Aus welchem Grunde der Verf. diese gemischten Redaktionen annimmt, bleibt größtenteils ungeklärt. Unklar ist auch, warum CONEV für die Hs. Nr. 52 eine klr. Redaktion voraussetzt. Abgesehen davon, daß dieser Terminus für ksl. Hss. durchaus ungewöhnlich ist, finde ich in der angeführten Textprobe mit Ausnahme des gemeinrussisch lautgesetzlichen преже keine Anhaltspunkte für die Annahme einer solchen Redaktion. Dagegen spricht der Verf bei der Hs. Nr. 694 von russ. Minuskelschrift des 18. Jahrh., während das in dem angeführten Bruchstück immer wiederkehrende *i* für *y* auf südwestruss. Minuskel hinweist, die sich von der Moskauer stark unterschied.

Ferner ist es bei der Einteilung der Hss. nach Redaktionen nicht ratsam, unter „bulgarischer Redaktion“ bulgarisch-kirchenslavische und neubulgarische Hss. zu vereinigen, besonders wenn mehr als die Hälfte der vom Verf. I S. XXI angegebenen Nummern (angefangen von Nr. 329) neubulgarische Hss. sind; unter ihnen finden sich sogar Werke von KISIMOV (Nr. 414), L. KARAVELOV (Nr. 415—416), CHR. PAVLOVIČ (Nr. 287) u. a. Gänzlich unverständlich ist für mich der Terminus „руска *или черковно-славянска* ред.?“ Wie kann es ksl. Hss. in ksl. Redaktion geben? Auf Grund von Sprache und Schrift der von CONEV dieser seltsamen Redaktion zugeschriebenen Handschriften läßt sich feststellen, daß er darunter solche meint, die in Sprache und Orthographie in Rußland gedruckte, kirchenslavische Bücher nachahmen, also russisch-kirchenslavisch sind; so hätten sie auch bezeichnet werden müssen, um diese Hss. sowohl von denjenigen russischer Redaktion (was durchaus nicht dasselbe ist) als auch von den Hss. zu unterscheiden, die in russischer, auch altrussischer Schriftsprache geschrieben sind, vgl. z. B. Nr. 398 *Православіе греческія церкви, доказанное Даниилом Генрихом Пурголдом . . . С немецкаго на росейской язык переведено вмосквѣ михаиломъ протопоповымъ* . . . 1776 *г.*

In gleicher Weise subjektiv ist auch die Angabe der изводы; der Grund, warum eine Hs. dem einen oder anderen извод zugeordnet wird,

bleibt auch ungeklärt; am meisten Schwierigkeiten machen aber die Angaben über die Orthographie. Bei den Hss. serbischer Redaktion unterscheidet CONEV zwei Arten: обикновен едноеров правопис und ресавски правопис. Der Unterschied zwischen ihnen besteht in der verschiedenen Anwendung von ъ und ь; die erste Art kennt nur ь, bei der zweiten ist unter Einfluß der Reform des Euthymius auch ъ wieder eingeführt (= бълг. VI школа). Doch wird das Wesen der serbischen Redaktion durch diese Anzeichen noch nicht erschöpft; bekanntlich gehört dazu ein häufiger oder weniger häufiger Wechsel von ѣ und *а*, *к* (*г*, ћ) für *шт*, *жд*, etymologisch unberechtigter Gebrauch von *ы* oder vollständige Verdrängung durch *и*. Ganz unvermittelt wirken daher die Äußerungen des Verf. wie: правопис обикновен сръбски . . . с неправилна употрѣба на ы (Nr. 35) oder редовно ь, но *ѣ* и *ы* неправилно (Nr. 36, 37), oder смѣсва ѣ — *а* (Nr. 23), ist denn in den vom Verf. beschriebenen Hss. serbischer Redaktion der Gebrauch von *ы* immer berechtigt und wird ѣ niemals mit *а* verwechselt? Außer den beiden angegebenen Kategorien begegnen wir auch noch anderen Bezeichnungen, die noch schwerer verständlich sind, z. B. правопис неправилен (z. B. Nr. 6, 9 usw.), правилен сръбски правопис (Nr. 30 und andere); welche aber ist darunter gemeint, die gewöhnliche oder resavische? und was versteht der Verf. unter „richtig“ oder „unrichtig“? Denn das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden (ъ, ь) wird ja auch nicht immer konsequent durchgeführt: bald hat die gewöhnliche Orthographie neben ь auch ъ (Nr. 37, 39, 53 u. a.), oder die resavische hat „ъ и ь не винаги по VI школа“ (Nr. 8), bald findet man in der serbischen Redaktion „правопис по III школа (фонетичен)“ (Nr. 620), also dasselbe wie in bulgarischen Redaktionen (vgl. unten).

In den Hss. bulgarischer Redaktion unterscheidet CONEV sechs verschiedene Kategorien der Orthographie; ihre Begründung wird vom Verf. in Класификация на бълг. книж. паметници geboten. Eine kurze Aufzählung findet sich ferner im Vorwort des ersten Bandes (S IX): I. Етимоложка школа : ъ за твърдъ звук и знак; II. Охридска школа : само ъ; III. Охридско-Злетовска школа : ъ и ь безъ правило, прѣобладава ь; IV. Злетовско-Кратовска школа : само ь; V. Търновска школа стара : ъ и ь без правило; прѣобладава ъ; VI. Търновска школа нова : ъ означава звук ъ, а ь — знак без звуково значение.

Diese Definitionen werden hier absichtlich gegeben, um zu zeigen, wie verschwommen, unbestimmt und subjektiv sie sind. Wodurch unterscheidet sich z. B. die erste Schule von der sechsten? Als Beispiel führe ich Nr. 33 an: „откъмъ ъ и ь се забѣлѣзва I правописна школа : *дн҃ь*, *свѣдѣтельство*, *оутѣшитель* — инакъ сѐ ъ“, im angeführten Stück heißt es aber *ѿц҃ъ*, *вьси* usw., wobei das ь durch ъ vertreten ist, also regellos; Nr. 116 dagegen: „правописъ доста правиленъ : ъ и ь по VI. школа“, im Text steht aber: *ц҃ръ*, *рать*, *историчьскаа*, *мн҃ѡжьство*. Inwiefern zeigt sich hierbei nicht die etymologische Schule? Zur VI. Schule gehören Nr. 47, 51, also „ъ без зву-

ково значение“; wie soll man sich dann aber die Schreibungen чъ̀ли oder сь̀ deuten? Was für statistische Untersuchungen soll man zur Feststellung durchführen, ob in dieser Hs. ъ oder ь überwiegt? Infolgedessen macht die Durchführung des Systems dem Verf. selbst Schwierigkeiten; bald bemerkt er „правопис неправилен“ (z. B. Nr. 19, 33) oder „ъ и ь по VI. школа, ала непослѣдовно“ (z. B. Nr. 51), bald „правопис едноеров, но ъ в предлози“ (häufig); im zweiten Bande schränkt schließlich der Verf. die Zahl seiner Schulen selbst auf fünf ein, wobei er die Ochrida-Zletover Schule mit der alten Trnover vereinigen muß (S. VII). Dadurch wird aber die von ihm angeführte territoriale Verteilung der Schulen hinfällig, weil das Gebiet von Trnovo bis Ochrida vielleicht das ganze bulgarische Sprachgebiet in sich schloß. Der Grund für diese Unentschlossenheit und solche Widersprüche liegt natürlich darin, daß ein jeder Schreiber durch zweierlei beeinflußt wurde: 1. durch die Orthographie der ihm vorliegenden Hs., die eine entfernte Kopie des ersten Originals sein konnte und 2. durch seine Aussprache, auf Grund derer er sich eine eigene Orthographie bildete; daher trägt eine jede Hs. ihren individuellen Charakter, mit dem man sich auseinanderzusetzen hat; der Versuch aber, alle Hss. irgendeiner Schablone unterzuordnen, entkleidet sie ihrer Eigenart; aus diesem Grunde muß der Verf. am häufigsten zu der am wenigsten eindeutigen Kategorie greifen, in diesem Falle zur VI. Schule. Tatsächlich rechnet er auch von den 68 Hss. bulgarischer Redaktion des ersten Bandes 45 zur VI. Schule, die übrigen 23 Hss. verteilen sich folgendermaßen: I. Schule — 2 (Nr. 33, 307), II. Schule — 1 (Nr. 114), III. Schule — 2 (Nr. 17, 19), IV. Schule — 7 (Nr. 113, 196, 203, 238, 297, 421, 425), V. Schule — 3 (Nr. 94, 307, 313), ohne Angabe der Schule — 9 (Nr. 18, 26, 46, 93, 125, 200, 291, 313, 433); eine ähnliche Einteilung finden wir auch im zweiten Bande. Ferner, falls man den ganzen Unterschied der Graphik nur in dem mehr oder minder genauen Gebrauch von ъ und ь sieht, so lassen sich die mittelbulgarischen Hss. nicht von den neubulgarischen trennen, weil auch darin diese Buchstaben vorkommen; ihre Graphik aber wurzelt nicht im kslav. Original und ist daher ganz anders geartet. Der Verf. mußte dafür neue Termini schaffen, die übrigens nirgends von ihm genauer bezeichnet werden: „правопис народен едноеров (ъ твърдѣ рѣдко)“ (z. B. Nr. 329, 331, 337, 345 usw.) oder „правопис словено-български (?!) Nr. 369 u. a.; bei Nr. 330 heißt es jedoch „редакция новобългарска“ aber „употрѣбя само ъ, а ъ повече у меки основи“ (diese Definition deckt sich aber mit der I etymologischen Schule!?). Außerdem begegnet man Termini wie „правопис упростен“ Nr. 690, 693 (предпоч. ь), 695, 697 (предпочит. ъ); подновен правопис под черк.-слав. влияние — Nr. 691, неуреден Nr. 699, 773, правопис донякаде школуван (предпочита ъ) — Nr. 698 usw. Bei der Charakteristik der Sprache der Hss. neigt der Verf. zu ähnlichen allgemeinen, schablonenhaften Definitionen, die dem Leser sehr wenig nützen: език доста старински (Nr. 4, бълг. ред. XV в; Nr. 18, бълг.

ред. XIII в; Nr. 23, серб. ред. XIV в; Nr. 501, сербск. ред. XIII bis XIV в; Nr. 516, сербск. ред.), (besonders seltsam mutet einen diese Definition bei der Beschreibung der Hs. Nr. 94 бълг. ред. XIV в. an, für die der Verf. selbst unmittelbare Übersetzung oder Umarbeitung nach griech. Text voraussetzt; die Sprache muß daher eine spätere, nicht diejenige von Kyrill und Methodius sein und doch wird sie als „доста старински" charakterisiert!); oder „език доста неправилен" (Nr. 19, бълг. ред. XIV в), „текст, език и ударение правилни" (Nr. 44, бълг. ред. XVI в), „език правилен" (Nr. 473, сръбск. ред. XIV в), „език открай докрай твърде правилен, добре школуван" (Nr. 672, бълг. ред. XIV в), „език тъй също добре школуван със доста старинности" (Nr. 673, бълг. ред. XIV в), „език правилен и старински" (Nr. 674, бълг. ред. XIV в), „език школуван и със нѣкои (?) старинности" (Nr. 675, бълг. ред. XIV в), „забѣлѣзват се нѣкои новотии в текста" (was für?) (Nr. 28, сръбск. ред. XIV в), „език народен със руски и сръбски книжовни примѣси" (worin äußern sie sich? — Nr. 693, бълг. 1796) usw.

In sprachlicher Hinsicht äußerst wichtig sind Art und Stelle des Akzentes; ob dieser bezeichnet wird oder nicht, gibt der Verf. auch immer an. M. E. neigt er aber auch hierin allzusehr zum Schematisieren. Was besagen z. B. solche Angaben wie: (Hss. serb. Red.) с непрокарано още (?) ударение (Nr. 1), не вредом прокарано (Nr. 24), без фонетично ударение (gibt es auch nicht-lautgesetzliche Betonung?) (Nr. 2 und 35), без редовно ударение (Nr. 6), ударението му не е винаги на мѣсто (Nr. 13), без ударения освѣн ̏ (Nr. 9, 21 — ist denn das ein Akzentzeichen?), с правилно ударение (Nr. 10, 60—62), ударение не тъй правилно (Nr. 64), неправилно (Nr. 587) usw.; (Hss. bulg. Red.) — с правилно ударение (Nr. 3, 38, 44, 47, 49, 95, 133, 370 u. a.), не тъй правилно (Nr. 5, 93, 123), ударение разнебитено (Nr. 92, 102), без редовно ударение (Nr. 94, 117, 127), ударение още непрокарано (Nr. 116), неправилно (Nr. 134), с акцентни знакове, които не отговарят винаги на фонетичното ударение; es kommt sogar eine klruss. Redaktion mit regelrechter Akzentbezeichnung vor (Nr. 52). Welchen Akzent hält aber der Verf. für den richtigen (oder unrichtigen) bei Hss. serb., bulg. oder russ. Redaktion? Ist es derselbe Akzenttypus oder ist der eine bei serb. Hss. berechtigt, ein anderer für bulg. usw.? Wir wissen ja nichts Genaues über den Akzent des Altbulgarischen. Geht der Verf. daher vom heutigen serb. oder bulg. Akzent aus? Für das Serbische kennt man die verschiedenen Akzenttypen; für das Bulgarische hat der Verf. selbst in einem besonderen Aufsatz (später auch in История на българский езикъ S. 412—486) sechs Akzenttypen aufgestellt. Die oben gestellten Fragen bleiben unbeantwortet, da der Verf. sich größtenteils auf die angeführten Angaben beschränkt, sogar ohne Beispiele zu bieten; mitunter geben aber auch die Beispiele keine Aufklärung, vgl. z. B. Nr. 44 „ударение правилно" — im angeführten Textstück finden sich Beispiele wie *сътвóрѧ*, разбóрѧ (1. Sg.) vgl. neu-

bulg. schriftsprachl. (MARKOV Bulg.-franz. Wb.) *разорявым*, russ. *разорю́*, сотворю́; ferner Nr. 47 „ударение правилно", im Textstück heißt es: *иску́шажще*, *же́нж*, *ви́нѣ* (Dat. sg.), *сътво́ривыи*, *ради́* vgl. neubulg. *искуша́вам*, *жена́*, *вина́*, *ра́ди*, russ. *искуша́ю*, *жену́*, *вині́*, *сотвори́в*, *ра́ди* — aus welchem Grunde hält der Verf. jene Akzentstelle für richtig?

Der wertvollste Teil des Опис sind die Inhaltsangaben der Hss. In wissenschaftlicher Hinsicht findet man darin viel Beachtenswertes, wenn auch nicht immer gänzlich Neues, so doch wichtiges, weil es im südslav. Schrifttum mitunter in neuer, umgearbeiteter Gestalt auftritt. Hierher gehören z. B. die Sammelhandschriften von Apokryphen (z. B. Nr. 433), Beschwörungsformeln (z. B. Nr. 616, 622, 631), Abschriften der Alexandreis (Nr. 319, 434, 771, 773), gute Abschriften der Paraeneisis Ephraim des Syrers (Nr. 297—299), eine ausgezeichnete Abschrift der Predigten des Gregor von Nazianz, geschrieben für einen Edelmann des Zaren Johann-Alexander, die ich das Glück hatte, unter den nicht geordneten Hss. der Sofioter National-Bibliothek zu finden (Nr. 674), ungeheuer viele Damaskiny (neubulg. Sammelhandschriften von Belehrungen religiös-sittlichen Inhalts), die sowohl inhaltlich als auch sprachlich sehr mannigfaltig sind, Sammelhandschriften von Volksliedern (z. B. Nr. 701), einen umfangreichen Chronographen der Zusammensetzung nach russ. Entstehung (Redaktion ?); aus irgend welchem Grunde nennt CONEV ihn лѣтописец statt wie allgemein üblich Chronograph, (Nr. 774), Manuskripte der neubulg. Schriftsteller Sofronij Vračanski, K. Pišurka, L. Karavelov, Kisimov, Briefe einiger in der bulg. Geschichte und Literatur bekannter Persönlichkeiten usw. Beachtenswert sind unter anderem die Mitteilungen über den bulgar. Führer T. Chrulev in der Zeit vor der Befreiung (Hss. Nr. 359—1850): издателъ теодоръ хрелювски леско . . . книгъ на христаки Павловича македонскаго славни учител' свищовски (Hs. 441), über seine Einkerkerung in Diarbekir am 12. Okt. 1864 und seinen Tod daselbst am 30. Jan. 1865: steht die Einkerkerung nicht im Zusammenhang damit, daß Chrulev seine letzten Bücher 1863 in Braila in Rumänien gedruckt hat (vgl. POGORĚLOV Опис на старите печатани бълг. книги 787).

Besonders gute wissenschaftliche Handschriftenbeschreibungen hinsichtlich ihres Inhalts haben m. E. A. VOSTOKOV, GORSKIJ und NEVOSTRUJEV, M. SPERANSKIJ u. a. geliefert. Diese Gelehrten waren bemüht demjenigen, der ihre Beschreibungen heranzog, ein möglichst vollständiges Bild vom Inhalt des betreffenden Werkes zu geben, indem sie es entweder mit den bereits vorliegenden Ausgaben verglichen oder auf Unterschiede resp. Übereinstimmungen mit ähnlichen in Beschreibungen anderer Sammlungen und wissenschaftlichen Untersuchungen erwähnten Werke verwiesen. Falls es in der wissenschaftlichen Literatur an Angaben über das betreffende Werk fehlt, bieten sie eine mehr oder weniger genaue Inhaltsangabe, Anfang und Ende des Textes, in besonders wichtigen Fällen wohl auch den ganzen Text. — CONEV wendet ein

anderes System an. Für die Hss. der Heiligen Schrift und die meisten gottesdienstlichen beschränkt er sich auf die Angabe der Bezeichnungen: Psalter, Evangelium, Apostolus, Menäum (празничен, общак usw.), Služebnik, Časoslov u. a., während man nach den Untersuchungen von JAGIĆ, VOSKRESENSKIJ, SPERANSKIJ, V. SREZNEVSKIJ, JEVSEJEV, A. MICHAJLOV und den meinigen für die Bücher der Heiligen Schrift wohl eine gewisse Charakteristik des Textes hinsichtlich der Redaktion erwarten dürfte. Die gottesdienstlichen Texte sind weniger gut untersucht: möglich und wünschenswert wäre aber auch hierbei die Angabe, in welchem Verhältnis sie zu dem heutigen oder einem alten gedruckten Texte stehen. Allerdings verweist der Verfasser bei der Beschreibung der gottesdienstlichen Bücher mitunter auf einzelne Artikel darin und vergrößert dadurch den Wert seiner Arbeit um ein Bedeutendes. Bei den Sammelhandschriften gibt der Verfasser nicht nur die Überschriften aller einzelnen Stücke, sondern häufig auch ihren Anfang, mitunter auch den ganzen Text. Leider geht er aber nirgends auf die Ähnlichkeit resp. Übereinstimmung der von ihm beschriebenen Hs. mit anderen, in der wissenschaftlichen Literatur bereits bekannten ein. Es bleibt daher ungeklärt, warum dem einen Text mehr Aufmerksamkeit als dem anderen gewidmet wird. So wird das bereits von POPRUŽENKO, wenn auch nicht besonders gut herausgegebene Synodikon des Zaren Borilo (Nr. 289) fast ganz geboten, während z. B. Angaben über die Redaktion der Alexandreis, den Inhalt der Briefe (Nr. 400, 401 usw.) fehlen. Selbst die in der National-Bibliothek befindlichen Hss. gleichen Inhalts werden nicht miteinander verglichen, infolgedessen werden z. B. die Überschriften aller Stücke der Paraeneisis Ephraim des Syrers nach drei Abschriften gegeben, wodurch für den Verf. eine überflüssige Arbeit entstand und der Umfang des Werkes unnötig vergrößert wurde (I S. 205—233) usw. Besonders ungeeignet ist diese Methode für die Hss. neubulg. Schriftsteller; infolge der großen Schwierigkeiten außerhalb Bulgariens zu gedruckten bulg. Büchern, besonders den vor der Befreiung veröffentlichten (die auch in Bulgarien schwer zugänglich sind) zu gelangen, bleibt man größtenteils im Unklaren, ob die betreffende Hs. das Original des Drucktextes oder umgekehrt dessen Abschrift ist, bei Übersetzungen jedoch, ob es sich um eine bekannte, bereits veröffentlichte oder eine besondere, unabhängig vom gedruckten Text angefertigte handelt. Vgl. z. B. Nr. 287 „Мѣсяцеслов, като да е от ръката на Христаки Павловича“. — Bekanntlich hat CHR. PAVLOVIČ tatsächlich ein Menologion in seiner Arithmetik (1833) und getrennt (1834) herausgegeben (vgl. POGORĚLOV Опис на стар. печ. бълг. книги S. 34 und 36); es wird aber nicht gesagt, ob diese Hs. mit dem Drucktext übereinstimmt oder nicht. Ferner ist die Ижица von DOSITEJE OBRADOVIĆ in zwei bulg. Übersetzungen erschienen: in derjenigen von T. CHRULEV 1858 (2. Ausg. 1864, 3. Ausg. 1868) und von GRANČAROV 1867; ist die Hs. Nr. 440 mit einer dieser Ausgaben identisch oder handelt es sich hierbei um eine dritte Übersetzung? Gleiches gilt für die 1858 in der Übersetzung

von A. Robovski erschienene Авраамова жрьтва (Hs. Nr. 700), die 1817 von Joakim Krčovski herausgegebenen Теодорины митарства (Hs. Nr. 722, 744, 745) (späterhin noch in 5 Auflagen erschienen), das 1814 von demselben herausgegebene Слово за второ пришествие (Hs. Nr. 730) und schließlich das 1814 mit dem eben genannten Слово herausgegebene Слово 2 св. прор. Даніила (Hs. Nr. 724). Zu Hs. Nr. 739 heißt es „препис от печатните през 1817 г. Чудеса пр. Богородицы от Іоакима Крчовски“ und „чудесата са преписвани не по ред, а по избор“ die nähere Angabe der Wunder und ihrer Zahl fehlt aber. In welchem Verhältnis die anderen Abschriften der Wunder der Gottesmutter (Nr. 737, 738, 740, 741) zu der gedruckten Ausgabe stehen, wird auch nicht geklärt; gleiches gilt für die kurze Beschreibung des Athosberges (Hs. Nr. 813, 814) vgl. die Ausgaben von 1839 und 1853. Die Hs. Nr. 829 enthält Verse von K. Pišurka und P. Slavejkov: sind sie bereits früher veröffentlicht worden?

Im ersten Bande findet man, wenn die betreffende Hs. bereits wissenschaftlich untersucht worden ist, größtenteils die Literaturangaben hierüber vgl. z. B. S. 325, 341, 353, 370 usw., leider fehlen diese Hinweise aber im zweiten Bande.

Überhaupt muß hervorgehoben werden, daß ein Vergleich des ersten Bandes mit dem zweiten bei weitem nicht zu gunsten des letzteren ausfällt. Äußerlich macht allerdings der zweite Band einen besseren Eindruck als der erste: das Papier ist besser, eine größere Anzahl von Abbildungen wird geboten (leider sind es Autotypien und nicht Phototypien wie es aus S. VIII hervorgeht; auf Grund der letzteren hätte man sich ein klareres Bild von den Hss. machen können); die Benutzung der Beschreibungen wird dadurch erleichtert, daß auf einer jeden Seite oben die Nummer und sogar der Titel der Hs. angegeben wird; verglichen mit der sorgfältigen Darstellungsweise des ersten Bandes wirkt der zweite wie eine unfertige, nur skizzierte Arbeit. Im zweiten vermißt man auch das vom Verf. im ersten Bande angewandte, sehr zu billigende Prinzip, Textstücke anzuführen, durch die die kategorischen, oft aber sehr unklaren Definitionen des Verf. erklärt oder bestätigt werden. Aus diesem Grunde entstehen für den Benutzer des zweiten Bandes eine Reihe von Unklarheiten: warum soll in Hs. Nr. 642 eine serbisch-russische Redaktion vorliegen, da keine Russizismen angegeben werden? Worin äußern sich die russischen Elemente der Hs. Nr. 485 (bulgar. Red.), deren Orthographie außerdem noch resavisch (d. h. wie bei serb. Red.) sein soll? — etwa doch nicht ein Einfluß des „russ. Lautsystems“ (?), den der Verf. anführt (d. h. ѫ = *оу*, ѧ = *ıа*, ъ = *о*, ь = *е*), hierin besteht ja das Wesentliche der „kirchenslav. Redaktion“? Warum wird die srednegorsker Orthographie sowohl in Hss. bulg. (z. B. Nr. 711) als auch serb. Redaktion (z B. Nr. 603) und in Hss. aus der Moldau (Nr. 588) angewandt? Aus welchem Grunde behauptet der Verf., daß die Hs. Nr. 672 in Trnovo geschrieben sei, da hierüber weder eine Notiz vorliegt, noch der Verf. eine sprachliche Analyse bietet, die Ortho-

graphie aber teils gemischt, teils etymologisch, teils „едноеров-кратовски“ ist?

Es kommen jedoch Fälle vor, wo bereits die kurzen Sprachproben, die der Verf. als Überschriften gibt, Zweifel an der Richtigkeit der Bestimmung wachrufen. In der Hs. Nr. 625 (18. Jahrh.) sieht der Verf. „kirchenslavische“ Redaktion und „russische“ Orthographie (welche andere Orthographie konnte der Verfasser erwarten bei der eigentümlichen Bedeutung, die er dem Terminus „черковно-славянски [или русски]“ zuschreibt); jedoch Formen wie различнимы (Instr. pl.) *чатетсѧ* (für *чтетсѧ*), *наречанагѡ* oder Kongruenzen wie *чинъ бл҃ве́нїе* (= -ѧ) *колива, сїестъ кѹтїю* (= -ѧ) oder *варе́ниѧ* (-ныѧ) *пшеници съ медомъ смеше́нїѧ* (= -ныѧ) *ст҃ыхъ бл҃гочести́выхъ и х҃толюби́выи* (!) *цр҃и* (!) *православнихъ, прочїи* (!) *сты́хъ, ст҃агѡ великомч҃ника Геѡ҃ргїа Кра́товскй, рцы сїѐ за сла́ва домаки́нѹ!* entsprechen weder russ. Orthographie noch kirchslav. Redaktion. In der Beschreibung der Hs. Nr. 688 (Михаилов сборник aus dem 18. Jahrh.) äußert der Verf. „езикът съдържа смесици отъ сръбски и руски“, vergißt aber zu sagen, daß dem Text eine, wenn auch künstliche, bulg. Sprache zu grunde liegt, was aus folgenden Beispielen hervorgeht „*ми ѿ нихъ приехме и са҃ вънїманїе на дрѹгимъ да предадемъ*“, „*повелико чѹдо ѿ веси чѹдеси*“, „*не могѹ да наида*“, „*бехѹ се договориле са҃ свою стопанїцѹ*‘, und andere. Die Beschreibung einiger Hss. ist so kurz, daß sie an diejenige in Katalogen erinnert; hierher gehören z. B. Nr. 475, 477, 575 bis 518, 635—636, 653, 659—661, 663, 763, 781, 822 besonders aber Nr. 692: „Монашеско сборниче от XVIII в. 136 л. 16⁰, цяло и подвързано“ -- darauf folgt eine Inhaltsangabe, nichts wird aber über die Graphik der Hs., ihre Sprache oder ihre Wasserzeichen gesagt. Mehr Aufmerksamkeit hätte auch die sehr interessante, obgleich aus dem 19. Jahrh. stammende serb. Hs. Nr. 827 verdient.

Im Text der Beschreibungen finden sich recht oft Notizen, die der Verf. während der Arbeit augenscheinlich für sich selbst gemacht hat, ohne weitere Ausführungen oder Verweise sind sie aber für den Leser wertlos. Die Notizen weisen gewöhnlich auf das Verhältnis der Hss. untereinander hin, oder auf dasjenige zu anderen Hss. oder Werken, z. B. Nr. 556: писмо като на Пирдопски Апостол и Кюстенд. Евангеле“, Nr. 741 — „писмо рилско“, Nr. 717 „писмо духовнишко (рилско)“, Nr. 760 „като на Рилските духовници“ (warum setzt der Verf. bei allen seinen Lesern die Graphik der Geistlichkeit von Rila als bekannt voraus?) oder „писмо средногорско“ (Nr. 538, 572, 602 usw. häufig); „език като в рилските дамаскини“ Nr. 687, 696, eine Angabe aber, wo man die Charakteristik dieser Sprache finden könnte, fehlt; gleiches gilt auch für den Inhalt; „Дамаскини от рилския кръг?“ Nr. 689, 690, 717; „Коприщенски препис?“ Nr. 685. Mitunter werden einzelne Personen erwähnt: „Аврамова ръка“ Nr. 2, „като Герасимово“ Nr. 675, „не са ли тия стихове от Кръстя?“ (Nr. 662; diese Verse sind aus dem ewigen Kalender, 1860 hgb. von RADOV, abgeschrieben; wer ist aber dieser

„поп — Кръстю?“); „напомня писмо на даскал Тодор Пирдопски“ — Nr. 695, 732, 733, 761, „като на поп Тодора Врачански“ Nr. 418, 419, „може би по Іосифа Брадати“ — Nr. 687, 689, 759 u. a. Wenn auch diese Personen dem Verf. gut bekannt sind und von ihm sogar in einem seiner Bücher erwähnt werden, so hätte dennoch gesagt werden müssen, wodurch sie bekannt sind und wo sie angeführt werden.

Durch eilige Arbeit erklären sich wahrscheinlich auch Versehen und Lücken wie: „други тип Ж“ (S. 373 — welches ist der erste Typus?), S. 501 (= 1806) werden die türkischen Ziffern nicht erklärt, ferner auch nicht das Wort „сене“ (= Jahr, S. 275); bei Nr. 516 (Pergam. „serb. Red.“) und Nr. 755 (neubulg.) wird das Alter der Hss. nicht angegeben; bei Nr. 561 (14.—15. Jahrh. serb. Red.) fehlt die Angabe des Materials, auf dem die Hs. geschrieben ist; bei Nr. 605 wollte der Verf. offensichtlich das Wasserzeichen angeben, denn es sind nach dieser Bezeichnung einige Punkte stehen geblieben. Zwei Hss. sind überhaupt nicht beschrieben worden, der Verf. erwähnt sie nur im Druckfehlerverzeichnis, aber auch dort nur ganz kurz: Nr. 604 — „Служебник от XVII в. рус. ред. — неописан“ und Nr. 683 „Слова = 682“; dieser Hinweis ist durchaus unklar; sind denn wirklich diese beiden Hss. (682 und 683) sowohl ihrem Äußeren als auch der Sprache und dem Inhalt nach ganz gleich? Ich kann mich auch nicht mit der Verbesserung des Verf. auf S. 226 einverstanden erklären: бесѣдование für бледȣвание der Hs., das durchaus in den übrigen Text des Satzes hineinpaßt, ferner auch nicht mit seiner Annahme, daß alle Zusätze in Hs. 811 von demselben Schreiber gemacht sind; zweifelhaft ist dieses schon daher, weil ein langer Zeitraum (1806—1887) zwischen den einzelnen Zusätzen liegt und weil darin zwei Personen zu unterscheiden sind, von denen die eine einen Пóндѡ als ihren Vater, die andere als ihren Großvater erwähnt.

Zum Schluße halte ich es für meine Pflicht hervorzuheben, daß eine richtige Bewertung dieser Beschreibungen überhaupt sehr schwer ist ohne eine Nachprüfung nach den Hss. selbst. Doch trotz der hier erwähnten Mängel hat CONEV ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet und es uns möglich gemacht, sich über den Handschriftenbestand der Sofioter National-Bibliothek zu orientieren. Hierdurch wird sein Werk zu einem sehr verdienstvollen Beitrag in der wissenschaftlichen Literatur.

Preßburg V. POGORĚLOV

VONDRÁK WENZEL. Vergleichende Slavische Grammatik. Bd. I: Lautlehre und Stammbildungslehre. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1924. XVIII + 742 S. 8⁰.

In gediegener Ausstattung ein gediegenes Buch, das die erste Auflage weit übertrifft, sowohl durch Fülle des Stoffes, wie durch Ein-

beziehung der Ergebnisse neuester Forschung, eigener wie fremder; das Kapitel vom Akzent z. B., mit einem besonderen Abschnitt von der Metatonie, zählt jetzt 100 Seiten mehr und ebensoviel mehr die Stammbildungslehre, die vorher allzu knapp bedacht war. V. hat manche seiner früheren Ansichten geändert (geht z. B. bei den *tort*-Formen nicht mehr von *torot* aus) und gibt im alten Rahmen ein neues, gelungeneres und reicheres Bild. Da die erste Auflage in aller Hände war, sei die Gliederung des Stoffes übergangen; das bewährte Buch bedarf keiner neuen Empfehlung. Nur gegenteilige Auffassungen und Irrtümer seien hier hervorgehoben, für eine dritte Auflage, die hoffentlich nicht so lange wie diese zweite wird auf sich warten lassen; anderes kommt hier gar nicht zur Sprache.

V. sucht alle Unebenheiten des Stoffes, oder Ausnahmen restlos aufzuklären, was höchst verdienstlich ist, falls es nicht auf Kosten der Tatsachen selbst geschieht Ein bequemstes Mittel ist z. B. das Abwälzen aller Störungen auf fremde Einflüsse. Die Satemsprachen haben ihre *k*-Worte von den Centumsprachen nur entlehnt; den alten Bulgaren „war *talt* (*aldija*) nicht mehr anstößig, was aus der Berührung mit einer fremden Sprache erklärt werden könnte“ (S. 401); bei den „Polaben“ „müssen wir wohl darin, daß die Gruppe *tort*, *tart* möglich war, den Einfluß einer fremden Sprache, hier speziell des Deutschen sehen“ (aber auch die Polen haben **kołda* und **darg*; verrät das eine etwa rumänischen und das andere deutschen Einfluß?). Solches zieht sich von S. 19 und 22 ab durch das ganze Buch. Jede Annahme solchen fremden Einflusses, auch bei der Fixierung des Akzentes in den westl. Sprachen oder bei den böhmischen Diphthongen und dem Aufgeben des *ł*, bedarf keiner Widerlegung; fremde Sprachen können massenhaft den Wortschatz überfluten, können in Syntax und Stammbildung Spuren hinterlassen, aber Formen und Laute bleiben, so gut wie unberührt. Gerade der deutscheste aller slav. Dialekte, der polabische, hat freien Akzent und diphthongiert mitten unter niederdeutschen Mundarten, die nicht diphthongieren; die Südslaven verloren auch ohne Deutsche ihr *ł*[1]).

V.'s Wortentlehnungen sind meist falsch. *Koročun* ist nicht aus dem Rumänischen entlehnt, denn gab es im 10.—12. Jahrh. bereits Rumänen auf dieser Welt, von denen Russen hätten etwas entlehnen können? Rumänismen, nur auf Molkerei bezüglich, beginnen erst im 15. Jahrh. und reichen nie bis Novgorod hinauf, wo *Koročun* seit jeher heimisch war; eine romanische Zone, in alter Zeit zwischen Serben und Bulgaren, existiert nur in der Phantasie VAN WIJK's. Ebensowenig ist *trěmъ* aus *τέρεμνον* oder *črъtogъ* aus dem Türkischen entlehnt, woher nur junges *čerdak* stammt. S. 629 wird *brъlogъ* noch immer mit Bär-

1) Ohne die Deutschen, haben Südslaven und Böhmen auch das *y* verloren. Sogar die bekannten Übereinstimmungen der Balkansprachen, syntaktische und andere Isophonen, sind auf zufälliges Zusammentreffen zurückzuführen, wie das bei Isophonen so oft der Fall ist.

loch verwechselt; die Bildung, vgl. *črъtogъ*, hat Berneker richtig gedeutet. S. 438 ist *chladъ* „entlehnt — spätere (!!) Entlehnungen mit *k*, *kładędzъ*"; über die Unmöglichkeit der Entlehnung von *chladъ* s. Berneker[1]) und got. **kaldiggs* existiert nur in der Phantasie, rührt von der falschen Annahme her, daß *-ędzъ* „Entlehnungen aus dem Germ. in der Regel" zukomme, während umgekehrt die germ. Entlehnungen auf *-ęgъ* (**kъnęgъ*, **pěnęgъ*, **useręgъ*, **mosęgъ*, **štilęgъ*), von dem urslav. *vitędzъ*, *retędzъ* (zu lit. *rėtis* ‚Scharte'), **ratędzъ* (ON. Raciąż), *kladędzъ* (von *klada*) attrahiert wurden. S. 124: „*pastyrъ* ist auch ein sehr altes Lehnwort aus dem Romanischen, aber wie es scheint, durch germ. Vermittlung, da aus *ū* ein *y* geworden ist, *pastūr* aus *pastorem*" usw.; wiederholt S. 591 unter Suffix *-tyrje*. Das Groteske dieser Annahme scheint V. entgangen zu sein; Slaven brauchten sich nicht bei Romanen und Germanen wegen Hirten (!) zu bemühen: sie bildeten sich dafür selbst Namen mit Suffix *-yr*, *-ur* (altpoln. und dialekt. *pasturz*), *-uch* (*pastuch*), von ihrem Urwort *pastwa* ‚Herde und Weide'. S. 124 heißt es nun weiter zur Erklärung von *štuždъ*: „Ursprünglich hatte das Wort **tjudo* etwa ‚germanisches Volk' bezeichnet, womit *študinъ* ‚Riese' in Zusammenhang wäre. Wie man fremde Völker nach den bei ihnen heimischen Namen benennt, zeigt der Name ‚Slaven'. Davon adject. **tjudjo-*, ‚das germ. Volk betreffend, dem germ. Volke gehörig', dann überhaupt ‚fremdes Volk betreffend, fremd'". Wie viel Worte, so viel Irrtümer. Got. *thiuda* ist Volk und nicht Deutsche, *lud*, nicht Niemcy. Die Slaven nannten die Deutschen nie nach bei Deutschen heimischen Namen, sondern die ‚Stummen'; Deutsche wie Finnen haben die Slaven ebenso nur mit einem den Slaven völlig fremden Worte benannt und die Slaven zahlten Deutschen und Finnen mit gleicher Münze heim; die Herleitung des *štuždъ* aus *thiuda* ist falsch, denn der wechselnde Anlaut (*štuždъ*, *tuždъ*, *stuždъ*, *čuždъ*) erweist, wie bei *stěnъ*, *sěnъ*, *těnъ*, bei *čuti*, *čudo* u. a., ursprünglichen Anlaut *skj-* und die beliebigen Erklärungen von *tuždъ* und *stuždъ* (bei *čuždъ* versagen auch sie völlig!), aus Dissimilationen, sind abzulehnen. *Knigy* (plur. tant.; sing. *kniga* existierte nie), ein osteuropäisches (?) Kulturwort, gilt als Lehnwort (woher denn?); dagegen spricht schon poln. *księgi*, denn nur bei einheimischer Bildung wechselt so der Vokal vor dem Suffixelement. B. *kormoutiti* sei aus deutsch ‚Harm' (S. 409 f.), aber dem kann auch b. *korouhev* ‚Fahne' für: *chorǫgy*, das V. ebenso hartnäckig, wie falsch, aus got. *hrunga* ‚Runge' herleitet, nicht helfen; es ist eine Zusammensetzung mit dem Präfix *ko-*, dessen bei V. keinerlei Erwähnung geschieht; zum *r* vgl. *zarmutiti*. *Volchv* soll aus *vǫlva* entlehnt sein — aber sein *ch*? es gehört zu *vlъsnǫti*; zum *ch* = *s* vgl. *dręsel* und *dręchl* oder b. *chvadnouti* = *svadnǫti* u. ä. *Vitędzъ* soll aus *vikinq* entlehnt sein, aber dieses slav. Urwort ist ein Jahrtausend

1) *Chladъ* ist = lit. *szaltas* (*ch* aus *sk-*), dagegen hat *slota* nichts mit *szaltas* gemein, gegen S. 404.

älter als das erste Auftauchen der Vikinger; preuß. *witing* ist aus dem Poln. entlehnt, ebenso wie *zupan* und *walduiko*[1]). Diese Xenomanie spielt V. manchen schlimmen Streich; S. 632 genügt ihm nicht die selbstverständliche Erklärung des p. *Stach*, *Staś*, als Koseformen (für *Stach* treten ja *brach*, *Lęch*, *Czech* ein!), sondern „offenbar muß man ausgehen von Worten wie *Zach* aus *Zacharias*; bei *Staś* könnte ein Reflex des Anastasius vorliegen" — auch hier wäre Widerlegung dieses Kuriosums überflüssig. Es ist hohe Zeit, mit dieser Fremdherrschaft zu brechen; ebenso wimmelt es bei V. von Entlehnungen des Poln. aus der Fremde (vgl. unten), die sämtlich falsch sind; polab. *broda* für **barda* sei ebenso entlehnt (woher? es gab ja keine Slaven in der Nähe) usw. Das ganze Entlehnungsrezept ist ebenso billig, wie völlig wertlos.

Ein anderes, nicht mehr so billiges, dafür ebenso wertloses Mittel ist die Formelkrämerei, d. h. einem ungebärdigen Worte wird mit allerlei Mitteln auf dem geduldigen Papier solange zugesetzt, bis es kapituliert und einer vermeintlichen Regel sich fügt. Kleine förmliche Exkurse widmet V. Wörtern wie *sъto*, *cerkiew*, *kъgda*, *śmietana*, *dziś*, stets mit demselben negativen Erfolge. Bei *śmietana* räumt er wenigstens selbst S. 547 ein: „Die Sache ist noch nicht klar" und damit hätte er sich die lange Erklärung ersparen können, zumal in seiner Vergleichenden Grammatik, ungleich wichtigere Sachen als *śmietana* ganz fehlen. Bei *sъto* ist das iranische Märchen überflüssig; *sъto* bleibt unerklärt, wie eben manches andere; TRAUTMANN setzt neben **szimto-* fürs Lit., **szŭmto-* fürs Slav. an: keine Erklärung, sondern eine Umschreibung (die Polen nennen solche „Erklärungen": *masło maślane*, die Butter ist butterig), und noch dazu eine falsche, denn aus **szŭmto-* kann ja nur **sąto* (oder **syto*?) werden, nicht *sъto*[2]). Die halsbreche-

1) Das preußische prutenisierte so vorzüglich seine zahllosen Polonismen, daß es damit sogar Forscher wie JOH. SCHMIDT irreführte; p. *czecheł* wurde so pr. *kekulis*, *czwartek-ketwirtiks*; über *dulzis* s. Listy Filologické 51 (1924), S. 132—135; auch *wanso* ist aus p. *wąs* entlehnt; das *w-* ist nur Vorschlag und die Zusammenstellung mit ir. *find* ‚Haar' (S. 732) ist daher irrig; bei *walduiko* aus *włodyka* fällt das *ui* auf, hörte der Preuße so das alte p. *y*? V. leugnet S. 129 ausdrücklich die Geltung des *y* als *ui*, aber dafür sprechen die ksl. Lautzeichen (das *u*-Zeichen als bloße mechanische Umsetzung des griech. Zeichens besagt nichts), die lat. Umschreibungen mit *ui*, *vyną* aus *vъiną*.

2) Wie *ъn*, *ъm*, zu *ę* wird, würde man zu *ŭn*, *ъm*, ein *ą* erwarten, aber in *Ągri* ist nicht, wie V. 145 annimmt, *ŭn* zu *ą* geworden; das umgekehrte ist richtig, *Ungari* stammt aus slav. *Ągri* und dieses aus *On(o)guri*, aus *on*. Die deutschen Lehnworte bieten *ą* für *um*, *pągy*, wie für *an*, *am*, *on*, *om*, während für jedes *em*, *en*, *im*, *in*, *ę* eintritt. *Sud* steht übrigens nicht für *Sund*, sondern stammt aus dem griech.; *dąti*, *gąba*, *łyko* sind mehrdeutig.

rischen Deutungen eines **sŭtŭn* (*sъto*) aus **sŭntĭn* (durch Dissimilation, als ob das *-ĭn* des gen. plur. ähnlichen Einfluß je geübt hätte!), sind nur wegen eines methodischen Fehlers noch zu erwähnen: bei jener Dissimilation „käme auch das Ordinale *sŭntĭno* = *sъtьnъ* in Betracht". Ebenso machte Pedersen *pьrvьnъ* für die Form *pĭrvъ* (statt **pĭrmъ*) verantwortlich, aber *sъto* und *pьrvъ* sind die slav. Urformen, *sъtьnъ* und *pьrvьnъ* junge Ableitungen, die nichts für jene Urformen gelten. Bei den Erörterungen über *cĭrky* (S. 465 f.) bleibt das interessanteste, die uralte *i*-Form, unerläutert; in der Umgebung eines *r* taucht auch sonst ein *i* für *ь* auf, z. B. poln. *dźwirze* ‚Tür'; b. *okršl* und kslav. *okrišl* (die natürlich nicht aus deutsch Kreis stammen!); p. *chrzybiet* neben *chrzept* u. a. Nach S. 165 f. ist *kogda* älter als *kъgda* und aus einem selbständigen **gda* (aus **kodá*, **kъdá*) entstanden; weil alle Frageadverbien mit *k-* begannen, ist ihm ein *ko-* unter dem Einfluß von *kotery*, *koli* vorgesetzt, das dann ein *togda* nach sich zog, aber S. 115 wird richtiger von einem „Verquickungsprozeß zweier Adverbien" gesprochen. Adverbien wachsen gern, vgl. *poniewaž*, *wszegdyncy* ‚immer' u. ä.; so wird auch *-da* von *jeda* u. ä. an ein *-go-* angetreten sein, in **kъga* oder *kъgo* nach *kъdo* (vgl. *nego* u. ä.): die Schreibung *kogda* ist jünger, wie die westslav. Sprachen beweisen, p. *kiegdy*, *tegdy*, später *kiedy*, *tedy*, und bloßes *gdy*, b. *ted*. Nebenbei bemerkt (gegen S. 115 und 165), tritt *chъtěti* (vgl. p. *chuć* ‚Begierde') gerade in den Sprachen auf, wo es niemals „in Nebenfunktionen als Hilfsverb" einzutreten pflegte P. und sorb. *dziś* ‚heute' dürfte durch eine Art von Abschleifung infolge des häufigen Gebrauches aus *dzieńś* entstanden sein. V. dagegen erfindet nach dem b. *dnes* neben *dzieńś* ein **dnieś* und läßt dann beide Formen aufeinander einwirken, was zu wiederholen zu langwierig wäre, um schließlich doch noch einen zweiten Nothelfer, „silbische Funktion" des *n*, anrufen zu müssen, aber von einem **dnieś* ist in keiner nordwestslav. Sprache eine Spur zu finden. *Dzieńś* ist noch in einer andern Hinsicht interessant; es läßt nämlich, Gebauer und V. zum Trotz, zwei aufeinander folgende Halbvokale verstummen: *dĭnĭsĭ*, wie in altpoln. Formen *Domk*, *lawk*, *matk* (nichts billiger, als sie als falsche Analogie zu beseitigen), *otc*, oder in p., leider durch keine „Analogie" zu beseitigenden *cny* aus *čьstьny*; *mdły* aus *mъdьlъ*; *wżdy* aus *vьsьgdy*; keine Erwähnung dieser so unbequemen Formen.

Um Ausnahmen zu beseitigen, greift V. zu noch schlimmeren Ausnahmen. Daß *utro*, *ustro* — beim vielgebrauchten Worte Energieersparnis — ersetzte, ist erklärlich; nach S. 562 dagegen ist „*ustro* aus **aus-tro*, vgl. lat. *auster*, germ. *austr-*, dagegen *utro* mit *-ro*, indem bei **uch-ro* wohl nach *ustro* ein *-tro* eingeführt wurde"; daß das Horrendum **uchro* falsch erfunden ist, lehrt *bystrъ*. Man kann wegen des slav. *ustiti*, *ustěti* ‚leuchten', nur zweifeln, ob *ustro* = lit. *auszra*, mit dem ständigen *t*-Einschub, oder = *ust-ro* ist; ersteres ist ungleich wahrscheinlicher. S. 405: „urslav. *-elo-* liegt vor in r. *čelověk*; in den andern slav. Sprachen wurde das Wort, zu lang und häufig gebraucht,

verkürzt, indem das *e* ausfiel"; daß das r. *čelověk* gegenüber dem einmütigen *člověk* aller slav. Sprachen (seit dem 9. Jahrh. schriftlich belegt), nichts bedeutet, ist selbstverständlich; wo gibt es einen derartigen Vokalausfall in alter Zeit? die unbequeme Urform **čolvěkъ* ist durch die Übereinstimmung aller Slavinen erwiesen. Und dem **čolvěk* reihen sich an **čolnъ* (*članъ*), **žolbъ* (*žlab*) usw. gegen alle Versuche, sie als jünger wegzuerklären S. 401—403. *Čolvěkъ* wurde urslav. *člověkъ*, wie urslav. **kolbukъ, klobukъ*; das unbequeme Wort fehlt natürlich bei V.

V. nimmt sogar absichtliche Differenzierung an, um Lautformen zu erklären, z. B. S. 400: „im Urslav. entstand aus einem **molditi, modliti*: eine Änderung des Wortes war notwendig, um es von einem andern *molditi* ‚verjüngen' zu scheiden"; S. 432 wird *dusiti* ähnlich erklärt, aber die Sprache greift nie zu solchen Mitteln. Oder es wird mit den Lautregeln ohne Umstände aufgeräumt: daß *kąkol'* nicht aus **kołkol'* entstanden sein kann, beweist ja *kłakol*; es ist eine *-ol'*-Bildung wie *drkol'* oder *mozol'*, zu *kuka* ‚Haken, Krümmung' in *kukonos* u. ä. *Želěznъ* wäre ursprünglich **želeʒnъ* mit Verlust des *ĭ* (wegen lit. *geležinis*); dies würde nach *drěvěnъ, měděnъ* zu *želěʒnъ* und dieses zöge *želězo* für ursprüngliches **železo* (wegen lit. *geležis*), nach sich; S. 404 und 528. Einiges wird nachträglich berichtigt, so *vcnja*; S. 61 war mit SIEVERS *rьci, pьci* aus der „Neigung palatalisierter Gutturale, vorhergehenden Vokal heller zu färben" erklärt, S. 191 bietet das Richtige; die PEDERSEN'sche Erklärung des *šьdъ, cztery* u. ä., ist ja unhaltbar.

Sonst wird unbequemen Tatsachen durch Stillschweigen ausgewichen. Für den Wechsel von *ą* und *u* werden nur die paar kirchslav. Fälle (*mąditi* u. ä.) erwähnt, andere wären „unsicher". Wie sicher sie sind, lehrt z. B. der Name Dubrovnik. Natürlich leitet ihn V. von *dąbrova* ‚Eichenhain' ab und dieses „von der Nebenform **dąbrъ* zu *dąbъ*" (S. 520). Als die Slaven im 7. Jahrh. Ragusa besetzten und benannten, gab es dort (V. mag *Šišić* darüber nachlesen), keine Eichenhaine, wohl aber Nadelholzschluchten an der Küste und nach diesen heißt Dubrovnik, zu *dubra* = *dąbra* ‚Schlucht' (zu *dŭbrъ* im Ablaut); vielleicht ist altb. *dubra tempe* nicht erfunden; die Anlehnung von *dąbrova* an *dąbъ* ist Volksetymologie, die beide voneinander unabhängigen Worte verquickte. Die Behauptung, der Nasal würde nur sekundär durch einen andern Nasal (im Anlaut oder sonstwo) hervorgerufen, widerlegen p. *pękać* und *pukać, łęk* und *łuk, tępać* und *tupać, łępać* und *łupać* usw.; daß in Bulgarien die Verhältnisse ebenso liegen (nur sind die Beispiele weniger zahlreich), wird nicht besonders erwähnt; die p. Beispiele *wnęk-wnuk* (aber *sąmnienie*=*sumienie* ist nicht übersetzt aus *conscientia*) usw., sind nicht zitiert. Und doch ist *sugubъ* ‚zusammengefaltet' dasselbe wie *sąlogъ* und *mądrъ* ist kein **mon-ro* mit eingeschobenem *d* (S. 369), noch ein „**mondh-ro*, vgl. *μαθεῖν*" (S. 557), sondern es ist ‚bedächtig' und gehört samt *myslь* zu *muditi-mąditi*. Wer wird z. B. r. *prygnut'* ‚springen' von *prągъ* 'Springer' trennen? und wenn es neben *streig-*

,scheeren' ein *streug-* ,schaben' gibt (*strišti* und *strugati*), warum kein *streng*? (p. *strząc*, r. *zastrjanut'* und dazu neues *zastrětь*).

Meine Erklärung des *ch-* aus *sk-* ignoriert V.; Hujer erwähnt sie mit der Bemerkung, daß es mir nicht gelungen wäre, die Bedingungen dafür zu ermitteln, aber das wäre *cura posterior*; worauf es allein ankommt: ist jene Beobachtung richtig? V. bleibt S. 473 dabei, das *ch* von *choditi* aus *pri-(u-)-choditi* zu erklären: „man kommt doch am besten mit dieser Erklärung aus" — gewiß, aber nur der Grammatiker, nicht die Sprache und zu diesem dem Slaven absolut fremden Mittel greift V. öfters, wird aus Präfixierung auch *vęzati* erklären! S. 209 u. ö.; **sъęzati* ergab *sъvęzati*, *v* war hiatustilgend, darnach auch *vęzati*, aber wäre die Zusammensetzung alt, so müßte sie **sъnęzati* lauten, wie *sъnęti*, *sъniti*, *sъněsti*; *vęzati* ist das ursprüngliche, dazu erst *sъvęzati* — vgl. auch p. *zawięziel* ,Band', daraus preuß. *savinzlis*, verschrieben *saniusle*.

Vęzati leitet zum Kapitel über Hiatus, Sandhi und verwandtes über. Aus tausendjähriger Praxis wissen wir, daß der Slave sich an keinen Hiatus im Wort- oder Satzinnern je stößt, Lautfolgen wie *my a oni*, *pro oběd*, *nauka* (dialektisch, spät, auch *nawuk*) usw., ihm niemals unbequem waren. Dagegen führt V. an b. *israhelský*, aber das ist in jeder mittelalterlichen lat. Hds. zu finden; *pajǫk-pavouk*, aber r. ohne *j*, *v*; die Aussprache *Marija*, die auf der ganzen Welt ebenso oder *Marja* lautet. Das Faktum, daß dem Slaven Sandhierscheinungen (Änderungen des Anlautes in bestimmten Stellungen) während des ganzen von uns zu beobachtenden Jahrtausends absolut fremd sind, ist unerschüttert (zwei oder drei Verschreibungen im Kirchenslavischen beweisen nichts), und nun wird Sandhi zu Hilfe gerufen, um *oleń* neben *jeleń* zu erklären. Neben einem ursprünglichen **alcha* hätte es im Sandhi **jalcha* gegeben; sie wurden zu *olcha* und **jolcha*, *jelcha*, und so ist die unbequeme Doppelheit aller dieser Formen beseitigt, aber wo ist im Slavischen auch nur ein einziger ähnlicher, einwandfreier Fall zu beobachten? ihn in die Urzeit (vor den Wandel des *a*, *ja* zu *o*, *jo*) zu versetzen, ist reine Willkür. Die bescheidene Erle ließ sich nie träumen, daß ihr Name, als wäre er ständig in aller Mund, solchen Kunststückchen dienen würde.

V. verlegt dieses mythische Sandhi in slav. Vorzeit; Brandt und nach ihm Iljinskij (Slavia II 232—276) weist den Vorgang in indogerm. Urzeit, denn dieser Wechsel des *o-je* beruhe auf altem Ablaut. Nun wissen wir, daß das Slavische als eine recht einheitliche Sprache dieselben Nominalbildungen stets mit derselben Vokalstufe aufweist (Ausnahmen wie *grmada* neben *gromada* u. ä., sind verschwindend selten, meist sekundär); und nun soll es viele Ablautsdoubletten haben, aber nur beim *e* und nur im Anlaut, nicht im Inlaut, nicht auch bei *ei*, *eu* usw. Das Erzwungene dieser Annahme liegt klar zu Tage. Dazu kommen dann Etymologien z. B. von der Art, daß für die slav. Namen des Haselhuhns nicht weniger als sechs verschiedene „Basen" angesetzt

werden (S. 266 f.), für *ješte* kommt ILJINSKIJ mit fünf Urformen aus usw. Natürlich müssen die bekanntlich nichtssagenden preuß. und lit. Formen mit *a* und *e* (*ašerys* und *ešerys*, *ežeras* und *azaran* usw., aber auch *akete* und *ekete*, *eszis* und *aszis* ‚Achse', *arzilas* und *erzilas*, ja sogar *ast* für *est* usw.), herhalten. So gibt es keine Verlegenheit weiter: die Formen *oliko*, *ože* usw., die sicher zum *je*-Stamm gehören, werden zu einem *o*-Stamm gestellt usw., die *jedьnъ*, *jedinъ*, *jedъnъ*, *jedyn* (!!) von *ĕdhī* und *ĕdhō* und diese aus Zusammensetzungen *e* und *dhi* hergeleitet. Wenn nun die Erklärung des Wechsels von *je-* und *o-* als Sandhi V. und als Ablaut ILJINSKIJ für immer beseitigt haben, was bleibt übrig? die Tatsache, daß dies ein sporadischer, zeitlich und örtlich begrenzter Vorgang ist, den man als charakteristisch fürs Russische bezeichnen darf, weil er in den andern Slavinen nur vereinzelt auftaucht. Urruss. *Olga*, das ILJINSKIJ bezeichnender Weise nicht erwähnt (hier versagen nämlich die Ausflüchte mit mittelbulg. und neugriech. Vokalismus), rät den Vorgang möglichst spät anzusetzen; das serb. *jošte* würde *je-* zu *jo-* gewandelt lehren; daß *j-* abfallen kann, auch wo es wurzelhaft ist, lehrt das Russische zur Genüge. Aber in dem ganzen Kapitel fehlt es bei V. nicht an offenkundigen Fehlern, z. B. in *vonja* soll das *v-* prothetisch sein; unmöglich, weil es nach Ausweis aller Slavinen wurzelhaft ist und zu *svodą* ‚rieche' gehört; *an-* ‚riechen' steckt nur in *ąchati*; wenn p. *wiąz* ‚Rüster' mit lit. *winkszne* dass. zu *vęzati* gehört, dann rückt dieses von *ąza*, *ązъkъ* etwas weiter ab. Die Prothese ist aus der Natur der Vokale zu erklären, nicht aus dem Sandhi; daß die Sprache schwankt, *j* auch vor *u* eintritt (*jutro*), *w* dem *j* noch vorgeschlagen wird, nimmt nicht Wunder, z. B. *wjigo* ‚Joch', *witro* ‚morgen' (p. seit dem 16. Jahrh. *Witrogoszcz* für älteres *Jutrogoszcz*), *wieszczerzyca* ‚Eidechse', p. und polabisch; r. *wjuki* für *juki*, *wjunosza* (spottend) für *junosza*. Gerade der Anlaut unterliegt starken Schwankungen, auch im Lehnwort, p. *Jawa* = *Ewa*, *jaratyk* = *heretyk*, oder *herb*, *herszt*, aus Erbe, Erster, aber *ochmistrz* aus Hofmeister usw. Hierher gehört nordwestslav. *re-* für *ra-*, altp. *reno*, *rena*, der Name der Redarier von Radgoszcz usw. Wer diese Anlautschwankungen erwägt, wird auch gegen *Olga*, *oleń*, *jošte* usw. vorsichtiger und es wird ihm nicht einfallen, an b. *jehla*, *jesep* herumzudoktern, wie dies V. S. 170 tut. Manches bleibt unklar, ist z. B. das p. dialekt. *jadzie* ‚fährt' alt oder ist es erst nach *jadę* für *jedzie* eingetreten? Das Kirchenslav. führt mit seiner entsetzlichen Kakographie beim *ja-*, *je-*, nur irre; auch sonst wird seinen Schreibungen oder richtiger Verschreibungen viel zu viel Gewicht beigelegt, z. B. S. 173 oben.

Auch das Kapitel von der zweiten Palatalisation (und einer dritten, die es gar nicht gibt!) ist mißlungen; BAUDOUIN DE COURTENAY hat deren Erklärung auf falsche Bahnen geleitet und die späteren Korrekturen haben das von vornherein Verfehlte nicht einzurenken vermocht. Warum es *učenikъ*, *bližika*, aber *učenica* heißt, bleibt rätselhaft; auch V. weiß nur die Tatsache einzuräumen, daß *-ik* männlich, *-ica* weiblich

ist und muß die fortwährenden Ausnahmen durch stete Analogien beseitigen. Die angebliche progressive Palatalisation, gebunden an vorhergehenden und folgenden Vokal (womöglich auch noch an den Akzent), widerstreitet jeglicher sonstigen Erfahrung im slav. Konsonantismus. Die Erscheinung in den Suffixsilben, *-ьcь* und *-ьca*, *-ica*, *-ędzь*, neben den paar Beispielen wie *lьdza* und *stĭdza*, *gobьdzь*, gehört nicht so sehr in die Laut-, als in die Stammbildungslehre. Betrachtet man nämlich *junьcь* neben lit. *jaunikis*, *učenica* neben *pagalbininkė*, so kann man nicht zweifeln, daß an den *k*-Stamm ein *j*-Suffix neu angetreten ist, wie in so vielen andern Fällen, z. B. in *-išťe* neben *-isko*, *-ъnjь* neben *-ъnъ*, *cěsarьstvije* neben *cěsarьstvo*; *otьcь* beruht auf *otьk + je* und nicht auf einem lautlichen Vorgang, hervorgerufen durch den dem *k* vorangehenden Vokal. Man sieht es deutlich am Fem., wie das alte *-ika* dem neuen *-ica* weicht, z. B. p. *glika* vom J. 1472 heißt *glica* im J. 1564; ältere Flußnamen lauten auf *-ika*, jüngere auf *-ica*; die Pflanzennamen auf *-ika* sind gerade altes und ältestes Sprachgut. Es gab nur eine zweite, jüngere Palatalisation, die diese neuen *j*-Bildungen ergriff; *otьk-je-* wurde zu *otьce-*, wie *kintus* zu *cęta*, wie *kaisar* zu *cěsar'*; ebenso wurde im Fem. *-ikja* zu *-ica*, *-ьkja* zu *-ьca*, *sicь* verhält sich zu älteren *sikъ*, wie *lьdza*, *stьdza* zu *l'ga*, *st'ga* (russ. *ʒga*); ebenso beruhen die Iterativa wie *dvidzati* auf einer *-ja*-Bildung, gleich lit. *-ioti*. Entlehntes **kъnęgъ* blieb in *kъnęgyni*, wich der *j*-Bildung in *kъnędzь*; *otьče*, Voc., *otьčьskъ*, blieben intakt. Es ist die lit. Parallele, auf die sich diese Annahme stützt; auch hier werden nur bestimmte Suffixe von dieser Erweiterung mit *-jo-* ergriffen.

Die Kapitel vom Akzent und der Metatonie seien übergangen, weil bei dieser Mikrologie noch vieles im Fluße ist, quot capita tot sensus. Aus einem andern Grunde geschieht des „Polabischen" keine Erwähnung: es steht nämlich jedem Forscher frei, das Salabische nach seinem Gutdünken sich zu konstruieren, wegen der drei ständigen Fehlerquellen unseres Materials: die Salaber kannten ihre Sprache nicht mehr, daher die im slav. Munde unmöglichen Ungeheuerlichkeiten wie *jabkodąb*, *perundeń*, *dendělo* usw., der *tari* für drei u. dgl.; der Deutsche hatte dann kein Ohr für ihre Laute, und was er verhörte, verschrieb er gründlich. In einer alten Anekdote verspottet ein Deutscher Vieldeutigkeit poln. Worte: *schlofik* wäre Nachtigall und Mensch, *hopsa* wäre Hafer und Tanz — auf diesem Standpunkt steht auch Hennig: *clowiek* und *slowak* sind ihm eins. Wenn daher z. B. Stiefmutter *matecha* geschrieben wird, so beweist dies gegen das übereinstimmende *macecha* (*maštecha* usw.) aller Slaven gar nichts, und ich lese dafür *macecha*, ohne zu fragen, was der Grund des Fehlers ist. Nicht erwähnt V. das interessanteste an diesem Dialekt, den Wechsel von *ch* und *sz*; der Einfall, daß es sich hierbei um einen Mittellaut handelte, den man so oder so zu hören glaubte, hält nicht Stich, denn ein und dasselbe Individuum sprach beide Laute, die sonst dialektisch verteilt sind, z. B. b. *chuchval* ‚Klunkern' heißt p. *szuszwał* oder vgl. b. *chmatati* und

šmatati, *šňapati* und *chňapati*, slov. *njuchati* und *njušati*, p. *olcha* und *olsza* u. a.

Am schlimmsten, ohne Schuld V.'s, ist das Polnische bedacht. Was im Böhmischen, dank GEBAUER, was im Russischen, dank SOBOLEVSKIJ, was im Niedersorbischen, dank MUKA, unmöglich wäre, tritt im Polnischen wegen des Mangels einer historischen Grammatik, eines alten Wörterbuches ständig ein, und V. läßt sich Bären über Bären aufbinden. Z. B. widmet er eine ganze Seite Schreibungen wie *we błocie, we młodości*, ohne zu ahnen, daß das nur falsche Schreibungen sind, die für die Metathese des *tort* : *trot* nichts besagen; daß die ältere Vorlage die allein richtigen Schreibungen *w błocie, w młodości* aufwies. Es haben nämlich die Polen schon seit dem 14. Jahrh. den richtigen Gebrauch von *w* und *we*, *z* und *ze* verlernt, schrieben nach richtigem *we dwu*, *we czyrzech*, auch falsches *we trzech* und die Verwirrung ist heute soweit gediehen, daß ein namhafter Grammatiker als einzig richtige Schreibung, unglaublich aber wahr, *we wodę*, *we Warszawie* empfehlen konnte! Die ganz überflüssige Erörterung gehört ins Kapitel vom Ersatz der Halbvokale und ja nicht zur Liquidametathese.

Oder nach V. komme *szkarady* „häßlich", schon in der Sophienbibel vor und sei ein Bohemismus. Aber dieser und jeder andere ältere Text kennen nur das urpoln. *skarady*, urslav. *skarędъ*, nebenbei ein Beweis (vgl. oben *księgi-knigy*), daß der Vokal vor dem Suffixelement gleichgültig sein kann, daß man die Stammbildung nur nach den *d-*, *t-* usw. Suffixen einzuteilen hat und nicht nach Deklinationen, wie V. es auch noch in der 2. Auflage getan hat. Auf der einen S. 95 ist falsch: „Formen wie *cena* sind nach *cenić*, *cenny* entstanden" (der Pole behandelt *cě-* ganz sonderlich, entweder immer mit *a*, *cały*, *calić*, *cadzić*, oder immer mit *e*, *cesarz*, *cena*, darnach *cenić*, nicht umgekehrt!); „*bies* ‚Teufel' nach *biesić się*" (*bies* ist ebensowenig wie *sioło* ein p. Wort; jenes ist erst im 15., dieses im 16. Jahrh. aus dem russ. entlehnt) ... außerdem muß auch mit Bohemismen im P. gerechnet werden, wie z. B. *powiedać*, *obieta*, *zwiestować*" (falsch, das sind lauter urpoln. Formen, wie *wierę* ‚traun', *Pieskowy* in ON. = *piaskowy* usw., zum Teil in der Kirchensprache erhalten, wie in dem *sławiena*, *zwolena* der *Bogurodzica*, was nichts mit böhmischem zu tun hat; auch die Böhmen haben in ihrer Kirchensprache unumgelautetes *ja* bis ins 14.—15. Jahrh. erhalten). Es wimmelt von solchen angeblichen Bohemismen bei V.: *litość* ist zu Ende des 15. Jahrh. aufgekommen und ja nicht aus dem Böhm., als im p. *ju-* und *ji-* durcheinander liefen, in ON., Libiąż, Jinowłodz Junior Vladislavia, Zbylitów für Zbylutów, *leluja* ‚Lilie' beim Volke, *lunąć* für *linąć* ‚gießen' in der Schriftsprache usw. Ebensowenig sind die *h*-Worte entlehnt, *hardy* usw., die im 16. Jahrh. aufkamen, ohne Böhmen oder Kleinrussen; übrigens unterscheidet der Pole *h* und *ch* gar nicht; die Fabel von der Entlehnung der Worte mit *u* statt *ę* (*łuk* ‚Bogen' u. dgl.) ist nicht der Widerlegung wert, ebenso die Angabe, daß das Suffix *-iszcze* im P. kleinrussisch wäre, während

es uralt ist (*lęczyszcze* im Psalter; ON. auf *-iszcze* im 12. Jahrh., heißen später *-isko*).

Es fehlen die interessantesten Einzelheiten. Z. B. bei *biały-bielić*, *biorę-bierzesz*, wird nicht erwähnt, daß, im Gegensatze zum Russ., das *ie* = weicher Halbvokal nicht umlautet, *len*, nicht *lon* wie im Russ. Warum? Der Umlaut entwickelte sich eben zuerst nur im Inlaute, daher war für *len* keine Möglichkeit des Umlautes gegeben, und es heißt erst nach *przodu* auch *przód* ‚Vorderteil', aber die immer einsilbige Präposition bleibt unumgelautetes *przed* (ebenso *przez*). Daß der Umlaut *ie* zu *ia* älter ist, als der des *ie* zu *io*, beweist das Salabische und Pommersche, die nur an jenem Umlaute Teil nehmen; beweist das Vordringen des letzteren Umlautes auf Kosten des ersteren (*piosnka* für *piasnka*; *wionąc*, *zionąć* für *wianąc*, *zianąć*: vgl. die falschen *wioska*, *dzionek* u. ä.). Kein Wort von p. Formen wie Witrogoszcz aus Jutrogoszcz; *wieszczerzyca* (wie im Salab.) aus *jaszczerzyca*; *bluzna* (15. Jahrh.) wie im Nsorb.; *leleń* (im 17. Jahrh. auch in gelehrten Schriften!), wie im Serb.; *mlogi* für *mnogi* (ebenso); *szwega*, *szwemu* für *wszega*, *wszemu* (ebenso); *fala* für *chwała* (wie im Südslav.) usw. Warum werden hier diese Kleinigkeiten erwähnt? Sie geben Aufschluß über moderne Irrungen.

Bekanntlich sind die DOBROVSKÝ'schen Kriterien der Einteilung der slav. Sprachen aufgegeben, auf *vy-iz*, auf *ten-toj* u. ä. legt heute niemand mehr Gewicht, aber ganz zu Unrecht wird manche andere Isoglosse, namentlich die des *tl*, *dl*, oder der Erhaltung des *-l'-*, endlich des *cv'* für *kv'*, als Merkmale der Einteilung noch immer beachtet. Ja, es treten neue Isoglossen hinzu, denen noch größeres Gewicht angeblich zukomme und darnach wurde von ŠACHMATOV einstiger engerer Zusammenhang zwischen Ost- und Südslaven, eine südöstl. Gemeinschaft, und wird von VAN WIJK (Revue des études slaves IV 5—15) ein besonderer Zusammenhang zwischen Ost- und Westslaven angesetzt. Alles eine einzige Fabel, auf völliger Verkennung des Wesens der Isoglossen beruhend.

Bloße einzelne Isoglossen beweisen nämlich nichts für einen näheren Zusammenhang von Dialekten oder Sprachen. Z. B. die Isoglosse des Masurierens erstreckt sich von der Lüneburger Heide bis Novgorod; es masurieren Polaben, Pommern, Polen, Preußen, Letten, Pskover und Novgoroder Russen, aber daraus folgt natürlich nicht das geringste für einen Zusammenhang, z. B. zwischen Letten und Polen; das Lettische steht vom Polnischen ebensoweit abseits mit oder ohne die Isoglosse des Masurierens! Und dasselbe gilt von anderen Isoglossen. Wenn in Pskov und bei den Slovenen ein *dl* sich erhält (oder zu *gl* wird), so ergibt sich daraus keine Isoglosse, die die Slavenwelt in eine westl. und östl. Hälfte teilen würde und dasselbe gilt von den Isoglossen, die VAN WIJK für einen engeren Zusammenhang zwischen West- und Ostslaven heranzieht: die Isoglosse des *ro-*, *ra-* aus *or-* und die Isoglosse des Gen. sing. etc. *ě* für *ę*: beide Isoglossen sind ebenso völlig bedeutungslos, wie die Iso-

glosse des Masurierens oder die des Wandels *dl* zu *gl* (preuß. *adle*, aber lit. lett. *egle*, poln. *jeglija* und *gleglija* daraus, durch Assimilation). Dagegen meint von diesem *gl* aus *dl* V. S. 372: „daß der Einfluß zunächst vom Lit.-Lett. ausging, daran kann wohl nicht gezweifelt werden“ und ebenso läßt KARINSKIJ diesen Wandel (des *tl*, *dl* zu *kl*, *gl*) vom Urlit. ausgehen und sich auf die benachbarten slav. Gebiete erstrecken. Alles nur Zufall, genau so wie die auffälligen Isoglossen zwischen Poln. und Serbisch, die oben genannt sind und die sich leicht vermehren lassen: *tko* für *kto*; *twórz*, serb. *tvor* ‚Iltis‘, für *dchor* usw. Während auf der ganzen Welt sonst 1 + 1 = 2 ist, ist Isoglosse + Isoglosse = 0, denn Isoglossen heben einander auf; die Isoglosse des Masurierens trennt Polen in entgegengesetzter Richtung zu der Isoglosse der tönenden Aussprache tonloser Konsonanten vor Sonoren (eine junge Erscheinung, die V. S. 480 f. überflüssig erwähnt, ebenso wie die falschen Schreibungen der Gnesener Predigten, S. 477 f. oder das Märchen von dialekt. *sietem*, angeblich mit ἑπτὰ zusammengehend, S. 462). Und doch hat man auf Grund noch geringfügigerer Merkmale engeren Zusammenhang zwischen Krivičen und Serben (SOBOLEVSKIJ S. 378) erdichtet und eben darauf beruhen die Romane ŠACHMATOV's von einstigen lechischen Stämmen in Nordrußland, die von Großrussen unterworfen und assimiliert wären. Die Slavenwelt ist in drei Gruppen einzuteilen, aber nur die östliche setzt ein Urrussisch wirklich voraus; es gab kein Ursüdslavisch und kein Urwestslavisch; es gibt auch keine engere Berührung noch Übergänge zwischen dem Osten und Süden, zwischen dem Osten und Westen, zwischen dem Westen und Süden, d. i. zwischen diesen drei, scharf voneinander getrennten Gruppen; Übergänge stellen sich stets nur innerhalb dieser Gruppen ein. Niemals haben sich Slovaken mit Südslaven berührt und das zentralslovakische *ra-*, *la-*, gegenüber sonstigem *ro-*, *lo-*, beweist ebensowenig etwas, wie b. *trat* für *tort* und das Südslavische *trat*. Die Polemik gegen CZAMBEL war ganz verfehlt; CZAMBEL ist ja nur einen Schritt weiter gegangen auf dem Irrweg, den vor und nach ihm andere betreten, z. B. ZUBATÝ (nach dem Zitat bei VAN WIJK a. a. O. 15), der da frägt: „aus was bestand das Reich des Swiętopełk? gab es in ihm südslav. Teile? was geschah mit ihnen? ein Teil von ihnen, abgetrennt von den übrigen Südslaven, floß mit Slovaken zusammen; dies wäre die natürlichste Erklärung der Südslavismen in Slovakischen“, aber auch die unrichtigste, denn es gibt eben keine Südslavismen im Slovakischen, von denen auch V. S. 31 fabelt, ebenso wie von Russismen daselbst.

Das Reich des Swiętopełk stützte sich wie so viele Barbarenreiche, wie das Reich des Samo oder das des Chrobry, auf die beiden Augen des Herrschers: wie sich diese für ewig schlossen, fielen die Reiche auseinander. Ungarn-Pannonien war nie von Slaven besetzt, Germanen, Avaren, Magyaren riegelten West- und Südslaven hermetisch ab; die kleine Pause im 9. Jahrh. hat daran nichts geändert, mochten auch

Scharen Swiętopełk's um 880 die obere Weichsel und um 890 die untere Donau beunruhigen; daraus ergab sich noch lange keine Berührung zwischen Mährern-Slovaken (dem einzigen Elemente seines Reiches) und Südslaven; die neuen Isoglossen, die diese angebliche Berührung erweisen sollen, sind ebenso nichtig wie die alten des DOBROVSKÝ oder die neueren ŠACHMATOV's, VAN WIJK's u. a.; Isoglossen laufen ja über wildfremde Sprachen, z. B. über Lettisch und Polnisch, über Rumänisch und Bulgarisch. Bei der Ähnlichkeit der Grundlagen wundert man sich nur darüber, daß es so wenig Isoglossen gibt, daß z. B. die zwischen Poln. und Serb. laufenden sich nicht anderswo wiederholen; aus der Summierung einzelner Isoglossen ergibt sich nichts für einen wirklichen näheren Zusammenhang zwischen Dialekten oder gar Sprachen.

Schon oben ist mehrfach erwähnt, was bei V. fehlt und was überflüssig ist; die Liste läßt sich leicht mehren. Unter den Halbvokalen wird nicht erwähnt, daß deren Färbung und Stellung sogar innerhalb derselben Sprache wechseln kann, z. B. p. *stecka* und *ścieżka* ,Pfad', *Karwaty* und *Krwaty,* p. *slza* und r. *sleza*, p. *birzwno* und r. *brevno* (ganz unrichtig S. 533 aufgefaßt: gebildet genau wie *vrъvъ*, das bei V. fehlt); p. *strżeń*[1]) und r. *sterżeń*, p. *cieńki* und r. *tonkij*, das stets durch Assimilation, aber falsch gedeutet wird, r. *debr*, *medlit'* usw. Man vermißt einen besonderen Paragraphen über Vokalabfall und einen anderen über starke Wortkürzungen, wie p. *pono* (aus *podobno*) und *trza*, r. *su*, *mol*, *nado* u. a.: sind dies auch alles einzelsprachliche Erscheinungen. so verdienten sie jedenfalls Erwähnung, auch in einer vergleichenden Darstellung. Zu wenig ist hervorgehoben der Abfall eines *s*; *skrižal'* und *skrižiti* (Abschnitt-schneiden), die Doubletten *smědъ* (p. *śniady* aus *śmiady*) und *mědъ*; *vonja* neben *svodę*; vgl. *vrabij* neben *żwirblis*, wobei ganz überflüssig ein besonderer „tönender frikativer Konsonant“ (S. 362, wie in ein paar anderen Fällen ebenso überflüssig), angesetzt wird, „gemeinslav. *γvorb*“. S. 468 wird erwähnt, daß nach LESKIEN das alte *dž* von *ž* in *vъždelěti* u. ä. erhalten sei, aber *d* ist ja nur eingeschoben (*vъżdże-*), wie *ištьdъ*, p. *szczedł* aus **ištšьdъ* erweist, und was soll daneben die Erwähnung von klr. *jiżdżu* = p. *jeżdżę* (von *jazda*)? S. 73 werden die poln. *'o* für *'e* vor Gutturalen und andern Lauten erwähnt, *ożóg* u. ä., aber dies sind samt und sonders spätere Formen, neben denen die regelmäßigen *ziemek*, *macecha*, *wlekę*, *ożeg* usw. sich noch immer nachweisen lassen. Ganz phantastisch ist die Erklärung auf S. 407, warum im polab. *tort* nicht zu *trot* führte: auch das unmögliche *tari* ,drei' wird dafür angegeben, *karai* ,Blut' u. a., weil „die

---

1) Preuß. *strigeno* erweist die p. Lautfolge als die ältere, aber keinen konsonantischen Stamm (gegen S. 659); im p. wurde **strżeń* ,tönend', **zdrżeń*, wie *zgrzyt* aus *skrżyt*; daraus: *drzeń* und mit Umstellung des *r* : *rdzeń*; diese Umstellung (nicht erwähnt von V.), ist alt und war einst weiter verbreitet, z. B. *rsioda* aus *środa*, heute nur dialekt., aber *rdzeń* ist schriftsprachlich.

Gruppe Kons. + *r* gelegentlich gemieden wurde“! *těnь* ‚Schatten‘ wird immer noch aus dem unmöglichen **tem-nь* erklärt usw.

Über manchem Paragraphen waltet ein förmlicher Unstern, so wimmelt § 388 (Assimilation und Dissimilation) von Fehlern: über **tudio-* aus **tiudio-* s. o.; „in *kъniga* ging ein Nasal nach dem *n* in der nächsten Silbe verloren“ (es hat nie ein **kъningy* gegeben, Suffix wie in *veriga* u. ä., das P. hat Suffix *-ęgy*); „*kąkol'* geht auf **kolkol* zurück“ (unmöglich, s. o.); „urslav. *medvědь* wurde dissimiliert“ (gleichzeitig machte ja der Pole aus *Niemiec Miemiec*, im 15. Jahrh.), *nie-* hat unverstandenes *mie-* ersetzt; zu ksl. *žlъčь* vgl. p. *żółć* dass.; b. *plíce* hat *ju* für *u* auch ohne Fernassimilation, denn dieses sekundäre *j* wuchert überall, auch in Fremdworten, wie unangenehm dies auch V. sein mag (vgl. S. 456); *želězo* ist nicht nur russ., sondern auch all- und altpolnisch, *zielazo*, wie *sz* zu *ś* wird; *tęsknić* hat sein *ę* auch ohne das folgende *n*, vgl. *mięszkać*, *mięszać*, *trębowla* usw.; *serce* für *sierce* steht auf einer Stufe (gleichzeitig zudem!) mit *wesele* für *wiesiele* u. a.; das Märchen endlich von *szarszy* für **siarszy*, das *szary* erklären soll. Entschädigt wurden wir teilweise durch die vielen Beispiele der *r-l*-Dissimilationen auf S. 416 f., wo nur noch hervorgehoben werden sollte, daß es stets die erste Liquida ist, die zum Opfer fällt, r. *Ljurik* aus *Rjurik*, p. *Małgorzata*, *kamlarz* (Kämmerer), r. *lycar*, *landar* (Arendator) usw.; ganz ausnahmsweise *Veliar* aus *Belial*.

Besonderes Gewicht legt V. auf die lautphysiologische Seite, auf Beschreibung der Laute und Lautvorgänge, wobei wir mit den Verlegenheitslauten FORTUNATOV's und ŠACHMATOV's verschont bleiben, was V. als besonderes Verdienst angerechnet sei; nur ab und zu gibt es auch bei ihm schüchterne Versuche, z. B. ein *ö* für poln. *e* S. 72 oder jene ganz überflüssige Frikativa *γ*, vgl. oben; S. 455 f. trägt V. die Erklärung ŠACHMATOV's über die Schicksale des *j* vor, nennt sie „scharfsinnig, aber sie scheint etwas gekünstelt zu sein wie überhaupt viele derartige Erklärungen ŠACHMATOV's“; das von V. gewählte Beispiel ist geradezu abschreckend.

Vieles bleibt natürlich zweifelhaft, z. B. der Wechsel des *e—o*; mitunter faßt ihn V. als Assimilation auf, mitunter als Ablaut und erklärt so S. 206 Suffix *-ero-* und *-oro-*, *-tero-* und *-toro-*; letzteres ist sicher falsch und er berichtigt es selbst S. 562 f.: an beiden Stellen vergewaltigt er wieder Lautgesetze, indem er *pastorek*, *pasterka* auf **padъkterā* zurückführt, was unmöglich ist, und indem er b. *úterý*, sorb. *wutora*, aus *ųe ųterý* mit einer Art Kontraktion ebenso willkürlich ausdeutet; wegen des lit. *antras* ist *vъtorъ* statt des zu erwartenden **ątorъ* (b. *úterý*) unerklärlich, aber faktisch da; unwillkürlich wird man an das Nebeneinander von Präfix *ą-* und Präpos. *vъ* erinnert, mag diese Übereinstimmung auch nur zufällig sein. In *odolěti* und *odelěti* u. ä. erkennt V. mit Recht keinen Ablaut an, aber wie steht es z. B. mit p. *drobiazg* und r. *drebezg*, *drebni* und *drobni*? neben *dobrěe* ein *debrěje* (daraus sorb. *derje* ‚gut‘), ist doch kaum durch das *j* des

Kompar. zu erklären. Ist altpoln. *świeboda* für *swoboda* der Polen und aller Slaven wirklich Ablaut? (an ‚Sippe' erinnernd). Für *łabędь* und *lebedь* (beachte den Vokalwechsel vor dem *d*) setzt V. zwei Ablautstufen an, aber er hat eine dritte vergessen, denn *łoboda* ‚Melde' setzt ein *olb-* voraus usw.

Wäre es nicht rätlicher, Dunkles als dunkel zu bezeichnen, statt es durch unmögliche Kombinationen ad hoc (ersonnenen Lautwandel und falsche Etymologien) weg zu deuten? So hätte es ausgereicht, wenn V. S. 433—438 die Ausnahmen von der Regel *s* zu *ch* nach *i*, *u*, *r* als dunkel (wie er dies bei einigen wirklich tut) aufgezählt hätte; statt dessen tischt er das unwahrscheinlichste auf, z. B. daß *noros* sein *s* von einer *st*-Bildung hätte; daß *sysati* sein *s* behalten hätte, um nicht mit *sychati* zusammenzufallen (!!; andere leiten es auf *-ps-* zurück); *gnus* enthalte nicht ursprüngliches *s*; *ovьsъ* wird auf ein phantastisches **avigsna* zurückgeführt (lat. *avena* hat nur die „Wurzel" und nichts weiter mit dem slav. und lit. gemeinsam, wie z. B. *vesper* gegen *večerъ*) usw.; die Etymologien von *mys* als = *μυχός*, *brъs-* (es ist ja eine einzige „Wurzel" für *u*, *brus*, *brusnica* usw., nicht sinds verschiedene Wörter) als = *fraus* u. a. sind alter Plunder. Es bleibt ja sogar *rs*, r. *vorsa*, slav. **vers* (*vrěs* usw., lit. *wirżis*, mit *ż* wie in *avìža* gegen *ovьsъ*), slav. **čersъ* ‚Gürtel' (p. *trzos* usw.; angeblich aus *-ts-*); slav. **čers* ‚durch' = lit. *skersas*. Diesem **čers* widmet V. mehrfach ganze Absätze, wie stets, mit negativem Erfolg. Lit. *skersas*, preuß. ohne *s*- und mit schwankendem Vokal (nicht mit Ablaut, wie gefabelt wird), *kersa* oder *kirsa*, ebenso im böhm. *skrz* und *krz* (aus **skirs* mit unverändertem *sk*, wie öfters, oder aus **skürs*), kirchl. *črěsъ* und *črězъ* (mit Anlehnung an andere *-z*-Präpositionen?), hat im Slav. auch außerhalb des b. *skrz* sein *sk*- länger bewahrt, wodurch der Zusammenfall mit *skvozě* nur leichter wurde; der Ansatz eines *-ts-* für *-s-* erklärt nichts; lituslavisch war es *skers-* und sein *rs* erlag im Slav. nicht der Verhauchung, wie so manches andere *rs*. Wie V. „Lautgesetze" achtet, beweist seine Wiederholung der Fabel von *pazucha* aus *pazducha*: gegen die Übereinstimmung aller Slavinen beweist das lokale slov. *pazducha* gar nichts, aber S. 432 lesen wir: „*d* (nicht *z*, wie verdruckt ist) kann mitunter in *zd* verloren gehen" und dafür werden zwei Beispiele genannt, die beide falsch sind, nur um die falsche Etymologie zu halten. Doch genug dieser überlangen Liste von allerlei Unstimmigkeiten.

Die Stammbildungslehre (S. 485—719) ist gegen die in der ersten Auflage erheblich bereichert, ohne die Fülle der Miklosich'schen auch nur annähernd zu erreichen; geblieben ist die falsche Einteilung nach Deklinationen, wodurch zusammengehörige Suffixe zerrissen werden; geblieben die falsche Erklärung mancher Suffixe aus Zusammensetzungen; nur die unmögliche Erklärung des *-ostь*, aus *-ota* + *-tь*, ist aufgegeben. Aus offenkundigen Zusammensetzungen wie *-ynja* folgt noch nicht viel; ein *-ica* setzt durchaus nicht alte Fem. auf *ī* + *ca* voraus, *volčica* wie *děvica* sind sicher nicht so entstanden (gegen S. 513); man kann sogar zweifeln, ob Suffix *-taj* auf *-ta* + *je* beruht. Falsch ist die Erklärung

des *-ьstvo* aus adiekt. Suff. *-ьsk* + *tvo*, „aus *dětьs(k)tvo-* entstand *dětьstvo*" (S. 490). Neben Suffix *-tvo*, z. B. *šьs-tvo*, *rostvo*, r. *jatvo*, *žnitvo* u. a., bestand Suffix *-stvo*, z. B. *běstvo* ‚Flucht' aus **běgstvo*, aber in solchen Bildungen war die „Wurzel" unkenntlich, *běstvo* könnte auch zu *běda* gehören (r. *bědstvije*) und da ergeben die Bildungen wie *božьskъ*, *dětьskъ* eine willkommene, bequeme Aushilfe, für eine Nachbildung, nicht für eine Zusammensetzung. Jedes *-t*-Suffix hat im Slav. ein *-st*-Suffix zur Seite (im Lit. hat LESKIEN richtig beide Formen als gleichwertig stets zusammen behandelt); und V.'s Versuche, das *s* wegzuerklären, sind völlig mißlungen. Z. B. unter Suffix *-asto-* S. 594: „es ist möglich, daß hier eine Verquickung des Suffixes *-aso-* mit *-ato-* vorliegt"; ebenso S. 596 über Suffix *-isto-* „auch hier muß das *s* von einem Thema ausgegangen sein", schade nur, daß es wohl ein *bělas*, aber nie und nirgends ein **bělis* gegeben hat. Die vier Bildungen *at*, *ast*, *it*, *ist*, wechseln ständig miteinander ab, ebenso wie *-ostь* mit *-otь*, *-usto* mit *-uto*, *-stvo* mit *-tvo*, *-staj* mit *-taj*, (*lhostaj*, *hranostaj*) usw. Mit *-ostь* weiß sich V. S. 648 f. nicht Rat zu schaffen, greift zu demselben Auskunftsmittel wie JAGIĆ, läßt *zavistь* u. ä. vorbildlich sein, ja sogar r. *kljasť* und p. *wziąść*, was natürlich schon aus chronologischen Gründen (*-ostь* ist ja urslavisch!) unmöglich ist; schließlich bleiben als Ausgangspunkt doch die Bildungen auf *-ota*, richtiger die auf *-otь*, vgl. *starosta* (angeblich „entstanden unter dem Einfluß von *starostь*" S. 581!), neben *junota*; **očivistъ* S. 597 beruht auf einem Namen wie *zavistь* u. ä.; p. *wiekui* hat doch nichts mit dem gen. *wieku* zu schaffen (S. 508); *niechluja* enthält kein Suffix *-juj-* (S. 517), sondern ist aus *njechludьstvo* zu deuten (*niechlujstwo* daraus auf lautlichem Wege; dazu erst *niechluja* neu geschaffen, wie *obłoj* u. ä. aus **obłoczstwo*, *obłojstwo*); *janczarycha* ist nicht „Sklaverei" (S. 639), sondern „die Töpferin", ist klruß., nicht poln. und gehört unter Suffix *-icha*. Warum sind nicht schon hier die Adverbialbildungen auf *-šti* (aus *-tji*, vgl. oben dasselbe Suffix in den Formen *-tje* und *-stje*, *ješte* usw. oder *obьštь*) aufgezählt? werden doch die auf *-mi*, *-li* genannt.

Besonders dürftig ist das Kapitel von der Zusammensetzung ausgefallen. Es fehlen Angaben über den Schwund des Fugenvokals, z. B. *Kladruby*, p. *Kołdrąb*, r. *Kolodruby* und nicht anders ist *pladьne* und *četvrědьnьvьnъ* oder *četvrěgubъ* zu erklären; *pladьne* wird ja S. 400 besprochen, „es setze **polъdьne* voraus und das ъ war in starker Position (! wegen des folgenden ь natürlich, was nichts beweist), und ist doch geschwunden, etwa im 10. Jahrh.". Die Form ist ja uralt, zerstört sie doch völlig den Zusammenhang mit *polъ*! Ähnlich verunglückte auf S. 404 die Erklärung: aus *četverodьnьvьnъ* wäre *četvered.* geworden und daraus verlor sich das letzte *e* oder *o* wegen der Länge des Wortes! Dagegen ist S. 674 *četvrěgubъ* aus dem konsonantischen *-r*-Stamm erklärt, als ob es einen solchen je gegeben hätte! Nicht erwähnt werden die Zusammensetzungen *nejęvěrъ*, *prějęsłavъ*, *nejęsytъ* usw., uralte Bildungen, noch *Mьstisłavъ* (zu *mьstiti* gezogen statt zu *mьstь*) u. ä.; ebenso ist

vęglasъ oder *neznaboh* neu geschaffen, oder *Dabog*. Bildungen wie *opętъ* zu *pęta*, *različъ* u. ä., dürften auch solche wie *ozemъ*, *nazemъ* erklären, d. h. ein konsonantischer Stamm *zem-* ist fürs Slav. zu bestreiten.

Die Beispiele sind mitunter unglücklich gewählt. Wozu wird *košulja* genannt, da es doch lateinisch, nicht slavisch ist (S. 574) oder S. 572 ein p. *kordjała* neben *kordiak*, die aus lat. *cordatus* herstammen? Dagegen war besonders hervorzuheben Suffix *ała* (an *a*-Verben entstanden?), als fürs P. äußerst charakteristisch, in einer Unmenge von PN., uralt, wie die adligen Sippenrufe *Grzymała* u. a. erweisen (*Drzymała*, *Rypała* usw.; eine Abart dazu auf *-ajło*, *Strachajło* u. ä. die auf Bildungen auf *-aj*, *Nogaj*, *Łabaj* u. ä. + *ło* beruhen — nicht erwähnt von V.). Warum *sokoł* „noch unerklärt" sein sollte, S. 573, ist unerfindlich, der Name stammt, wie bei *rarog* (das S. 629 fehlt), von Zischen und Sausen der Flügel, vgl. *sokotati* u. a. Auch hier kommen unbegründete Entlehnungsannahmen vor, z. B. unter *puzdro* S. 572 got. *fōdr* oder ahd. *masele* neben *mozoł*; p. *mędrela* S. 573 dürfte klruss. *mudrahel* nachgebildet sein, es ist spät; *pierdolić* bedeutet nur schwatzen, sprechen. Die Analyse der einzelnen Bildungen ist nicht immer gelungen, S. 575 wird *ǫtьlъ* ‚leck', als mit Suffix *-ьlъ* gedeutet, aber es ist *ǫ* + *tьlъ* zu *tьl-* ‚modern', *tьlja* ‚Motte', wo auch nicht *-lja* anzusetzen ist, da es mit *timěno*, *tina* ‚Schleim' nichts gemein hat (S. 567 f.) u. a.

Da V. mit Recht die Suffixe auf ihren mutmaßlichen Ursprung zurückzuführen sucht, fällt als überflüssig auf die Aufstellung von Suffixen wie *-tuno*, *-tьlo* u. dgl., die nur falsche Nachbildungen sind; es gibt kein Suffix *-tuno* in *pěstun*, dies gehört ja zu *pěstovati*; ebensowenig ein *pě-tьlъ* oder ein *pitun* ‚Trinker'; das sind Nachbildungen, wie ein *pěvun* oder *piveń* und das Suffix *-tel-* in der Ablautform *-tьl-* oder *-tl-* (S. 575 mit gesperrtem Druck) existiert gar nicht; *dętelъ* oder *dětьlъ* ist gewöhnliche Bildung auf *-el* (wie *kwiczoł*, *bъčela*, *żiżala*, *sokoł* und ähnliche Tiernamen, auch *gogol'*), zu *det-* = *tęt-* vom Pochen des Vogels; in *pětel* oder *pětьlъ*, in *vitьlъ* entscheiden wie bei *pitun* u. ä. die häufigen Bildungen *vit'*, *pitije*, auch *pětije* (*vospět*); das sind doch keine echten Suffixe, sie täuschen sie nur vor.

Schon oben ist erwähnt, daß V. in der Präfigierung das *ko-* und *če-* gar nicht erwähnt, zu den bekannten *ko*-Beispielen (*komuditi* usw.) sei hier nur ein *če*-Beispiel genannt, *če-nichati* ‚riechen' (häufig bei Hus) aus *njuchati* (mit dem bekannten *j*-Einschub): es ist ja MIKLOSICH passiert, daß er drei grundverschiedene „Wurzeln" in eine einzige zusammen geworfen hat, unter *on* ‚riechen' führt er an: *vonja* (das ist aber **svodnja* zu *svodą* ‚riechen'); *ąchati* (dieses allein gehört zu *an-* ‚riechen', Weiterbildung davon mit *ch* = *sk*); *njuchati* (zu Wurzel *nuch*, *nus*); *čenichati* ist gebildet wie r. *čekrižiti* ‚schneiden', s. oben.

Die überlange Anzeige (der Inhalt des Buches erklärt sie zu Genüge), schließe ich mit dem nochmaligen Ausdruck dankbarster Anerkennung der Mühen wie der Fortschritte und Erfolge des Verfassers.

Berlin A. BRÜCKNER

Strekelj, Dr. Karl †: Historična slovnica slovenskega jezika, Izdalo Zgodovinsko društvo v Mariboru, Marburg a. d. Drau 1922, II + 139 S. (in 3 Heften), 8⁰.

Unter dem obigen Titel sind zehn Jahre nach dem Tode des bekannten Slavisten an der Universität Graz seine Vorlesungen über die Geschichte der slovenischen Sprache herausgegeben worden und zwar nur ein Teil (Einleitung und Lautlehre), denn die heutigen hohen Druckkosten haben laut Aussage des Herausgebers das Weitererscheinen (Akzent- und Formenlehre) unmöglich gemacht.

Aus dem Vorwort ist ersichtlich, daß sich der Herausgeber der Unvollständigkeit und aller anderer Mängel des Werkes wohl bewußt war, daß er sich aber dennoch, aus Achtungs- und Dankbarkeitsgefühlen gegen seinen langjährigen Mitarbeiter und sein Ausschußmitglied, zur Herausgabe entschlossen hat, damit der wissenschaftliche Nachlaß nicht in Vergessenheit gerate und unbenützt bliebe. Die Verspätung der Herausgabe wird dadurch gerechtfertigt, daß sich im Jahre 1918 die „Matica Slovenska“ bereit erklärt hat, das Werk nach gänzlicher Umarbeitung und Vervollständigung durch zwei Fachmänner herauszugeben. Im Vorwort wird nicht erwähnt, daß diese zwei Fachmänner (Dr. A. Breznik und ich) nach Durchsicht des Manuskriptes erklärt haben, es sei nicht nur nicht druckreif, sondern jede Umarbeitung sei unmöglich denn dann wäre dies nicht mehr ein Werk Štrekelj's. Diese Erklärung halte ich noch heute aus Gründen, die der Verlauf dieser Rezension vollständig rechtfertigen wird, aufrecht. Es sind das folgende Gründe: 1. das Werk ist nur eine Kompilation aus Kopitar's, Miklosich's, Škrabec', Valjavec' und Oblak's Schriften; 2. diese Kompilation ist mangelhaft und oberflächlich; 3. im ganzen Werke finden wir nicht eine einzige Erscheinung, die nicht schon früher eruiert und behandelt worden wäre; 4. zu den bereits vorhandenen Erklärungsversuchen wird selten Stellung genommen; falls aber dies geschieht, so ist die Argumentierung des eigenen Standpunktes schwach und läßt manchmal die bereits vorgetragenen Einwände stillschweigend außer Spiel; 5. aus den hie und da gegebenen, knapp gefaßten, selbständigen Erklärungsversuchen ersieht man, daß sich der Verfasser der Grundbewegungen der slovenischen sprachlichen Entwicklung nicht klar bewußt war; 6. die zeitliche oder örtliche Fixierung des angeführten Materials wird ungenau, oft überhaupt nicht angegeben.

Daraus geht hervor, daß die Bedenken des Herausgebers, Štrekelj's wissenschaftlicher Nachlaß bliebe unbenützt, unbegründet sind. Ebenso unbegründet ist auch seine Beteuerung, Štrekelj's Werk habe auch in dieser Form einen dauernden Wert und könne jüngeren Forschern als Stütze und Prüfstein dienen. Denn es ist ein großer Irrtum, wenn der Herausgeber behauptet, diese Grammatik sei Štrekelj's wahres Lebenswerk gewesen. Im Gegenteil! Nur bei der Annahme, sie sei nur der erste Entwurf zu seinen Vorlesungen, ist es möglich zu glauben,

daß jener Štrekelj, der in seinen bekannten etymologischen Aufsätzen so oft hat seine Gründlichkeit und Kombinationsgabe bewundern lassen, tatsächlich auch diese Grammatik niedergeschrieben hat. Ihre Abfassung war für Štrekelj nur eine Pflichtarbeit, für die er kein Interesse hegte. Die notwendige Kenntnis der historischen und modernen Dialektologie fehlte ihm, und er hatte auch kein Bestreben, sich diese zu erwerben, denn der Platz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit befand sich anderswo. Um aber seiner nicht innerlichen Pflicht nachzukommen, griff er nach den bereits vorhandenen Mitteln und schrieb in Eile, denn die Stunde der Vorlesung drängte schon, den Entwurf nieder. Einmal verfaßt, wurde er bei der Wiederholung nach einigen Jahren, einfach nur zu dem Zwecke durchgelesen, um sich das Material in Erinnerung zu rufen, das er aber höchstwahrscheinlich von Zeit zu Zeit anders und besser erklärt hat. Ich bin fest überzeugt, daß Štrekelj nie daran gedacht hat, diese Vorlesungen umzuarbeiten oder sie sogar im Druck erscheinen zu lassen. Im folgenden geben wir einige Bemerkungen, die unser oben gefälltes Urteil rechtfertigen sollen.

Im ersten Kapitel, betitelt „Slovenische Grammatiker" (S. 1—35), sind die Seiten 1—12, die sich auf die Zeit vor dem Erscheinen der Grammatik Kopitar's (1809) beziehen, aus der eben erwähnten Grammatik (in der Reihenfolge: S. XLI, XXXVII, 393, 396, 424, 421, 427, XXXVIII—XL, 53, 57—58, 75, 86—87, 130 ff., XLIV—XLVI), zumeist sogar wörtlich entnommen. Dies hatte zur Folge, daß in diesem Abschnitt auch orthographische Fragen des 16. Jahrh. behandelt werden, wobei dem Grammatiker Bohorič dieselbe wichtige Rolle zugewiesen wird wie bei Kopitar. Daß dabei Krelj und Dalmatin unterschätzt worden sind, glaube ich im Čas. za slov. jez. I 113—40 nachgewiesen zu haben. Hätte Štrekelj Bohorič' Grammatik gründlich durchgelesen, dann hätte er nie behaupten können, daß diese Grammatik manche wichtige Form und gute Bemerkung enthält oder daß sie deshalb besonders wichtig sei, weil sich Dalmatin bei seiner Bibelübersetzung nach ihr gerichtet hat. Hingegen ist es wahr, daß kein slov. Schriftsteller des 16. Jahrh. ein so verhunztes Slovenisch geschrieben hat wie eben Bohorič und daß andrerseits Dalmatin's Sprache wirklich musterhaft ist. Daß diese Grammatik nur das Urteil Kopitar's (S. XL, 100 Anm.) verdient, wird sofort klar, sobald man weiß, daß darin als Deklinationsbeispiele für slov. Maskulina und Feminina gerade die ungeeignetsten *ozha* und *mati* dienen, daß Definitionen wie „fœminina ſunt ea, quae in nominativo ſingulari deſinunt in *A* & in plurali in *E*, ut: *Mati*" nicht selten sind, daß Ausdrücke wie „*s' vuſheſmi dobru obdilen*" als Adjektiva erklärt werden usw. Mich dünkt, Štrekelj habe Bohorič' Grammatik nie gelesen; er ist hier wie auch im folgenden blind Kopitar gefolgt. — Megiser's Wörterbuch (1592) ist nicht in kärntnerischer Mundart verfaßt; es ist vielmehr im engsten Anschluß an die Unterkrainer Dalmatin und Bohorič entstanden und hat nur selten Formen aus mittel- und oststeirischen Dialekten. Erst in seinem Thesaurus (1603)

findet man kärntn. Dialektformen. — Den zweiten Teil dieses Kapitels bilden bio- und bibliographische Angaben über die jüngeren Forscher (MIKLOSICH, LEVSTIK, VALJAVEC, ŠKRABEC, OBLAK u. a.). Hier vermißt man die Erwähnung der Arbeiten am slov. Wörterbuche.

Das zweite Kapitel behandelt (wieder nach KOPITAR) die slov. Graphik, fügt DAINKO's und METELKO's Reformierungsversuche bei und gibt eine genaue Übersicht über die Transkriptionsweise, wie sie PLETERŠNIK und ŠKRABEC pflegten. — Die Hauptregeln der slov. Rechtschreibung, die den Gegenstand des dritten Kapitels bilden, wobei auch schon die Entwicklung mancher sprachlichen Erscheinung, die später (im V. Kap.) nochmals wiederkehrt, vorgegriffen wird, sind ŠKRABEC' Abhandlungen entnommen.

Die Besprechung der Lautbildungen (IV. Kap.) läßt an Genauigkeit viel zu wünschen übrig. So kann z. B. die Besprechung der Bildung der Sonorlaute vollkommen auch für Spiranten gelten. Andrerseits verwendet er den Ausdruck V e r s c h l u ß auch bei der Bildung der Spiranten. Als Beispiel der unklaren und ungenauen Ausdrucksweise, die besonders in diesem Kapitel stark hervortritt, diene folgendes: „Wird der Verschluß von den Ober- und Unterzähnen und der Zunge gebildet, so entstehen *s* und *š*, *z* und *ž*“ (S. 59); „Beim Rollen des Zungenrückens entsteht uvulares *r*“ (S. 57) u. ä. Auch hier sind Erwägungen über die historische Entwicklung der Laute eingestreut.

Die übrigen 80 Seiten sind der Lautlehre gewidmet. Es soll nur einiges dazu bemerkt werden. — Kärntn. *bə̀l* „oder“ ist mit zentralslov. *bəl* < *bolje* nicht identisch (S. 61), es geht vielmehr auf usl. *vol'i* (aksl. *vol'e* — *vol'e*) zurück. — Fälle wie *dę́leč* < *daleč*, *pǫ́pər* < *pəpər*, *nę́šla* < *našla* (S. 61—62) haben ihr *ę*, *ǫ* nicht der Zurückziehung des Akzentes zu verdanken, denn die offene Qualität dieser Vokale spricht schon dafür, daß sie in unbetonter Stellung ausgebildet wurden: *dę́leč* < *dęlę̀č*, *dalę̀č*; wir haben es hier mit Assimilationen an benachbarte Vokale und Konsonanten zu tun (*delę̀č* mit *ę* < *a* nach folgendem betonten *è*, s. RAMOVŠ Arch. 37, 323—25); bei *praščìč* > *preščìč*, *prę́ščič* haben wir hingegen den Wandel *ra´* > *rę´* s. l. c. 321; *pǫ́pər* ist nach *o-po-prati* „pfeffern“ < *o-pəprati* (Übernahme des Präfixes *po-* nach anderen Zusammensetzungen mit *po-*, *o-po-*); *dǫ́nəs* „heute“ führe ich auf *do-(d)nə̀s* „bis heute“ zurück (vgl. *Lete iſte isgouarania teh pouablienih · ishe dodanashnij dan terpe*, Post. aus dem J. 1578: II 95[b]; *do duſihmal* Katech. 1761: 15 u. ä). — Die Assimilation *ai̯* > *ei̯* > *ı* wird mit der Entwicklung des *i* aus unbetontem *ê* verglichen (S. 62), was unrichtig ist, denn unbetontes *ê* hat nicht über *ei̯* (das ist nur der langbetonte Reflex des usl. *ê*, jedoch bloß in einigen Dial.) späteres *i* ergeben, sondern über *ẹ̆*, während *tuki* < *tukai̯* die Assimilation *ai̯* > *ęi̯*, *ẹi̯*, *ii̯* > *ĭ* zeigt. — DALMATIN's *jice* < *jajce* ist *jicę̀* zu lesen (nicht *jəcè* S. 62), denn *i* als Assimilationsprodukt aus zwei Elementen war zunächst lang und blieb deshalb auch über die Zeit der Vokalreduktion als *ĭ* erhalten. — Dial. *zêc* (Resiatal, Kärnten, Steiermark) hat kein *e* < *ei̯*,

ai̯ wie steir. *kre* < *krei̯*, *kraj*, sondern ist aus **zaę̂c* < *zajęcъ* kontrahiert (S. 62); steir. *kre* ist übrigens nach dem Verhältnisse *tuka* : *tukai̯* gebildet (*kre* : *krei̯*). — *rəz* < *raz* zeigt uns jene Vokalreduktion, der wir in proklitischen und ständig unbetonten Wörtern oft begegnen, z. B. *pr̥t* < *proti*, *tək* < *toliko*, *zavəl* < *zavoljo*; *rəz* auf **riz*, eine Kontaminationsform aus *iz* und *raz*, zurückzuführen, ist mehr als bedenklich (S. 65); älteres geschriebenes *riz* ist *rəz* zu lesen, zu seiner Schreibung vgl. aber *koniz* für *konəc* u. ä.; zu *ra* > *r̥* vgl. noch *mr̥vînc* < *mravinəc*. — Dial. *ki* „wo" aus *kje* herzuleiten (S. 67), ist unmöglich; unklar ist die angegebene Entwicklung *kъdê* > *ktê*, *kê* > *kje* (?) > *ki*, *či* (S. 128); es scheint, daß Štrekelj die Form **kê* auf Grund des unterkrain. *kei̯* angenommen hat; indessen ist *kei̯* < *ke* + *i̯* (zur Partikel *-i*, *-i̯* vgl. *tuka-i̯*, *zda-i̯* u. ä.), *ke* < *k*(*d*)*e*, dial. *ki*, *či* < **k*(*d*)*i*, *kъdy*; *kje* ist nur eine gelehrte, graphische Bildung vgl. Ramovš Slavia I 34. — Hinsichtlich der Entwicklung *e* > *ə* > *ø* in *kâmnje*, *pǫ́stlja*, im 16. Jahrh. noch *kaminje*, *postilja*, scheint sich Štrekelj (S. 68—69) der Erklärung Oblak's (*e* > *ə* unter dem Einflusse anderer Sufixe, mit *i̯* aus *i̯n* < *ń*, *i̯l* < *l'* verbunden zu *əi̯*, assimiliert zu i und hierauf reduziert zu *ə*, *ø*, s. Oblak, Letopis Mat. Slov. 1890, 191) angeschlossen zu haben, während Škrabec *eń*, *el'* sich zu *ei̯n*, *ei̯l* entwickeln läßt, worauf *ei̯* in unbetonter Stellung zu *i* geworden ist. Dabei schwebte ihm der schon oben gerügte Parallelismus *éi̯* < *ê* : *i* < *ê*´ vor. Beide Erklärungen sind falsch, da unsere Formen auch in jenen Dialekten erscheinen, die *i̯n*, *i̯l* < *ń*, *l'* nicht kennen, und weil sowohl *i* < *əi̯*, als auch *i* < *ei̯* als Assimilationsprodukte (s. oben) nicht zu *ə* reduziert werden. Es handelt sich hier um die Assimilation *ĕ* > *ẹ̆* > *ĭ* an folgendes *ń*, *l'*; vgl. auch čak. *kaminje*, *postilja* im Lekc. Bernardin's, bei Marulić u. a. und s. Ramovš Arch. 37, 300—308. — *Držela* „Land" ist nur der Mundart in Prekmurje eigen; westslov. *dužela* auf **du̯ažela* < *v-deželo* zurückzuführen, ist nicht überzeugend; wahrscheinlicher ist *dužela* < *dl̥žela*, dissimiliert aus *držela*, s. übrigens in meiner Hist. gram. slov. jez. (HG.) II 51. — Für die Annahme eines Einflusses der Form *venč* < *vęt'e* auf görz. *venčernica* „Abendstern" fehlt uns jeder Anhaltspunkt; hier handelt es sich wohl um physiologisch begründete Neuentwicklung des Nasalkonsonanten, s. meine HG. II § 60. — Es ist ungenau, wenn man sagt (S. 73), die slov. Reflexe des usl. *ę* und usl. *e* deckten sich, denn sekundär betontes *ę* ergab *ẹ́*, sekundär betontes *e* dagegen *ę́* (*pẹ́tək* : *žę́na*); es gibt aber Ausnahmen wie *pę́ta*, *grę́da*, *ję́zik* usw., die Štrekelj nicht erwähnt; sie finden ihre Erklärung in der analogischen Erhaltung der Ultimabetonung bis zur Zeit der Akzentzurückziehung im Typus *žẹ̆nȁ* > *žę̂na*. Daß die Jauntalermundart noch bis heute (wenn auch nur in betonter Silbe) nasales *ę*—*ą* für usl. *ę*, und *ǫ* für usl. *ǫ* erhalten hat, wird nirgends hervorgehoben. — Die Schreibung *buiti* für *byti* (in den Freisinger Denkmälern) wird richtig mit der ahd. Schreibung für ü verglichen. Es ist aber nicht zu begreifen, was Štrekelj mit der folgenden Auseinandersetzung sagen

wollte: „Dieser Parallelismus (*ui* = *y* : *ui* = *ü*) mit der deutschen Graphik wird noch fortgesetzt. Im Bayerischen wurde *ü* im 12. Jahrh. zu *eu*, und in den Urkunden aus dieser Zeit finden wir für älteres *Fiustritz* schon *Feustritz*“ (S. 77). Da haben wir es ja nicht mit Graphik zu tun, sondern entlehntes, somit gesprochenes abayr. *fūstriz* wurde, nach eigenen abayr. Lautgesetzen behandelt, zu *föüstriz*, s. Ramovš Slavia I 31. — Bei der Fixierung der Zeit des Überganges *y* > *i*, der nach Štrekelj's sonderbarer Ausdrucksweise (S. 77) „bald nach dem 11. Jahrh. eingetreten ist, denn schon im 13. Jahrh. finden wir kajk. *i*“, wird die Tatsache, daß die Freis. Denk. (10—11. Jahrh.) stets (außer nach Labialen) schon *i* < *y* schreiben und daß schon im Jahre 977 *Ribniza* (heutiges *Reifnitz* am Wörthersee) geschrieben wird, nicht berücksichtigt. — Die Identifizierung der Formen *boshieh*, *neh* bei Skalar (17. Jahrh.) mit kärnt. *drujch* (S. 78) ist ein grober Fehler; dort haben wir *bóžjəχ*, *nə̀χ* mit *ə* < *i*, hier aber *drȗjeχ*, heute *drȗjaχ* mit *a* < *e* < *ê* d. h. Übernahme der pronominalen Endungen. — Daß der Wandel *u* > *ü* nur infolge Differenzierung zwischen *u* < usl. *u* und dial. *u* < *ǭ*, *ǫ*, *ḷ* (nach Škrabec; S. 80) entstanden wäre, ist unwahrscheinlich; hingegen wissen wir, daß die intensive gespannte Artikulation die Vokale aus der niedrigen Lage in die höhere, aus der hinteren in die mittlere usw. getrieben hat; im *ū* > *ü* ist im wesentlichen dasselbe zu erblicken wie in *ẹ̄* > *i*, *ā* > *å* — *ǭ*, *ọ̄* > *ū*, *ə* > *ẹ* usw. — Die Entstehung der Vokale *ộ*, *ọ́* und *ǫ́* (S. 81) wird folgendermaßen erklärt: „*ộ* und *ọ́* entstehen in langen Silben unter ursp. ˆ und ´; ursp. kurzbetontes *o* in nicht letzter Silbe wird aber zu *ǫ́* (= *ᵘọ́*)“; demgemäß ist auch die Betonung der angeführten Beispiele falsch angegeben; *óbənj* st. *ộbənj*, *za-ọ́blak* st. *ộblak*, *pogọ́vor* st. *pogộvor*, *podọ́ba* st. *podộba*. Die obige Erklärung ist ja auch nichts anderes als eine oberflächliche, ungenaue Konstatierung des heutigen Tatbestandes; *ộ* geht auf usl. oder urslov. *ò* zurück, *ọ́* und *ǫ́* aber auf usl. *ȍ* unter ganz bestimmten Bedingungen, s. Ramovš Južnoslov. Fil. II 227. — Daß die ukr. Mundart für unbetontes *o* gewöhnlich *u* aufweist (S. 82), ist nicht richtig; nur für auslautendes *-́o* finden wir *-u*, sonst aber *o* oder *a*. — Nur sekundär steigend betontes *o* wird in Unterkrain, wo das Akanje vorhanden ist, zu *ȁ* oder *ᵘȁ* : *wᵘȁda* < *vodȁ*; zu einer Vermischung zwischen *ᵘȁ* < *ǫ̀*, und *ᵘọ́* < usl. *ǫ* ist es nirgends gekommen und kann es auch nicht kommen (S. 83). — Dial. *nicoj* (S. 83) auf **nucój* mit *u* nach *nȗč* < *noč* zurückzuführen und es nur für eine ungenaue graphische Wiedergabe des gesprochenen *nəcój* zu halten, ist nicht richtig; erstens kommt *nicoj* nur in solchen Dial. vor, die den Wandel *ǭ* > *ū* nicht kennen (Oststeiermark) und zweitens wird es mit vollem *i* gesprochen (*nicọ̄i̯*, *nicọ̄r*). Es handelt sich hier um den in ostslov. Dial. nicht ungewöhnlichen Wandel *ǫ* > *u* bei *n*, *v* u. a.; das so entstandene **nucój* wurde zu *nücój* (hier wird jedes *u* > *ü*) und unbetontes *ü* wurde später entrundet, vgl. *tivāriš* < *tovāriš* u. ä. Dial. *dimov* ist nur skr.-kajk. — Was die Gleichung *ṛ* = *ⁱer* (S. 83) zu bedeuten hat, ist mir unklar: die dort angeführten

Beispiele haben *-ər*, nicht *-ᶦer*. — Die Entnasalierung usl. *ǫ*, *ę* erst fürs 13. Jahrh. für sicher zu halten (S. 84), spricht, angesichts der — man kann sagen — ständigen Schreibung *e* < *ę*, *o-u* < *ǫ* in den Freis. Denk., doch von einer übertriebenen Skepsis. — Slov. *pâjək* ist nicht aus **pajok* (usl. *paǫkъ*), sondern aus *pajek* (usl. *pajękъ*) entstanden, s. HG. II 107. — Bei der Behandlung von usl. ъ und ь im Slovenischen (S. 85 ff.) hält Štrekelj an der bekannten Havlík'schen Regel fest, behauptet jedoch, daß ъ und ь im West- und Ostslavischen bedeutend früher geschwunden sind als im Slovenischen, nennt aber keine Erscheinung, die diese unrichtige Behauptung rechtfertigen würde. Bei Fällen wie *dəska*, *stəblo* u. ä. operiert auch er mit dem Einflusse des Gen. Plur.; *táščа* hält er für analogisch nach *tâst*; in *mənih* sieht er Restitution des reduzierten Vokals unter dem Einflusse des deutschen *munich*; bei *dáhnem* u. ä. nimmt er sekundäres, später gedehntes *ə* an (*dъchnǫ* > slov. *dhnȍ*, *dəhnȍ*, *də́hno*, *-em*) usw.; über die Unmöglichkeit solcher Deutungen vgl. Ramovš Slavia II 225. Die Grundgesetze für die slov. Entwicklung der usl. red. Vokale kann man kurz angeben: ъ, ь > *ə*; *tȉtъ* > *tât*; *tь̏ta* > *táta*; *tъtь̏* > *tə̏t*; *tъtá* > *ttá*. — Slov. *jȁzbəc* < *jazvəc* über **jazpəc* (mit Assimilation *zp* > *zb*) nach Gen. **jazəpca* < *jazəwca* < **jazьvьca* (S. 87) zu erklären, ist nicht gerade überzeugend; die Urformen lauteten übrigens *jazvəc*, *jazwca* (usl. *êzvьcь*); über *zv* > *zb* s. HG. II 159. — Die Lehre, *və* wäre zu *u* (*vьšь* > *vəš* > *uš*; S. 89, 95) assimiliert worden und heutiges *və̀s* „omnis" sei eine Reduktionsform für älteres *vus* (mit prothetischem *v-*) < *us* < *vəs*, kann nicht gebilligt werden. Auch hier walten die oben angeführten Gesetze, es ist nur noch zu berücksichtigen, daß *və́* zu *u̯* werden konnte, dieses aber weiterhin zu *u*, vor dem sich proth. *u̯-* entwickeln kann: *vь̏šь* > **vâš* (im Serbokr. erhalten), *vьšî* > *u̯šî*, *ušî* und darnach *ûš*, *vûš*; *vь̏sь* „Dorf" > *vâs*; *vьsь̀* „omnis" > *və̏s*, *vьsà* > *u̯sȁ*, *usȁ*, dial. darnach auch masc. *ùs*, *vȕs*, das durch die moderne Vokalreduktion (seit dem 16. Jahrh.) wieder zu *və̏s* werden konnte. *Dúri* kann man nicht auf **dou̯r-*, **dəu̯r-* zurückführen, denn die Betonung verlangt **də́u̯r-*, somit *dáu̯ri*, das ja dial. tatsächlich vorkommt; über *dúri*, *dáu̯ri*, *dǫu̯ri* und *dvə̀ri* < *dvьri* vgl. Ramovš Slavia II 207—210. — Wenn Štrekelj oststeir. *lûgati* für *lъgati* sich über *l̥gati* > **olgati*, **ugati* > *l-ugati* (*l-* wäre nach *lâž* restituiert) entwickeln läßt (S. 97) und dieses *u* mit dem in *vuk* < *vl̥k* identifiziert, so vergißt er dabei, daß in *vl̥̑k* langbetontes, in *l̥gati* aber kurzes, unbetontes *l̥* vorliegt und daß wir *lugáti* auch in Krain, wo *l̥̄* > *ol*, *ou̯* geworden ist, haben. Ebenso kann man seine Erklärung des oststeir. *lagati* st. *lęgati* nicht billigen (*l̥gati* > *olgati*, umgestellt zu *lagati*), denn das vermittelnde *olgati* hat nie existiert (*l̥̆* wird direkt zu *ŭ*); über diese Formen vgl Ramovš Prace lingw. of. J. Baudouin d. C. 48—50. — Die Erwägungen über die zu erwartende Gestalt des Adj. *pьstrъ* im Slovenischen (S. 98) sind unrichtig; wäre das Wort erhalten, so würde es heute **pástər*, *pəstrȁ*, *-ò* (mit event. analogischen *pəstə̏r*), *pástri* (vgl. russ. *pëstrъ*, *pestrà*) lauten Hier gab es somit über-

haupt keine Form, in welcher eine Zurückziehung des Akzentes stattfinden konnte und auch dann könnte man nur **pə̀stra* erwarten (vgl. dial. *mə̀gla*, *stə̀za*) nie aber **pǫ́stra*. Bei *postr̥v* „Forelle", wo überdies *po-* unbetont ist, kann es sich nur um eine Anlehnung an die Zusammensetzungen mit *po-* handeln. — Über *nísəm* < *nêsmь* (S. 108), das er hier durch Assimilation *ei̯* < *ê* zu *i* zu erklären versucht (dann dürfte *nísəm* nur in jenen Dial. vorkommen, die *ê* > *éi̯* haben entwickeln lassen, was aber gerade nicht der Fall ist), hat Štrekelj später richtig geurteilt, vgl. O Levčevem pravopisu in njega kritikah (1911) S. 120; vgl. noch meine Bemerkungen im Čas. za slov. jez. III 52—54. — Auf S. 108 lehrt Štrekelj nach Škrabec, daß *-oje-* zu *ê* kontrahiert wurde, später (S. 111—115) schließt er sich aber der Meinung Oblak's, *oje* sei zu langem *ē* kontrahiert (wie im Čech.), an. Die Wahrheit liegt in der Mitte: *oi̯e* hat über *oe*, *öe* langes *ē* ergeben; dieses *ē* war aber in qualitativer und quantitativer Hinsicht dem damaligen slov. Reflexe für usl. *ê* gleich und fiel deshalb mit ihm zusammen, während der damalige čech. Reflex *ê* qualitativ vom *ē* < *oi̯e* verschieden war und es hier zu einem Zusammenfall nicht mehr kommen konnte. Fälle wie ukr. *viûda* können nur auf *vêvoda* < *vēvoda*, *vojevoda* zurückgeführt werden. Anders ist es bei *dobriga* (so bis zur Mitte des 19. Jahrh. geschrieben); Škrabec vermutete auch hier *dóbrêgà* (< *dobrojego*; unbetontes *ê* wird zu *i*) und berief sich auf hochtoniges *sleiga* < *zъlojego* (im 16. Jahrh.), *meyga* < *mojego* (15. Jahrh.); Oblak sah in *dobriga* eine Analogie nach *dobri*, *dobrih*, *-im* usw. und erklärte *sleiga* für analogisch nach *teiga* < *têga* (nach *têh*). Beides ist möglich und die Mundarten konnten bald diesen, bald jenen Weg eingeschlagen haben. So ist z. B. res. *m̓iha* wohl auf *mêga* < *mojego* zurückzuführen, denn sonst würden wir höchstens **mahà* erwarten (vgl. res. *tohà* neben seltenerem *tahà*); res. kärnt. *b'ílaha*, *stáraha*, **lapahà* > *lpáha* oder *lpá* gehen deutlich auf *bêlêga* zurück; andrerseits ist *dᵘǫ̂briga*, *l'ẹi̯piga* in Windischen Bücheln sicher nach *dobrih*, denn unbetontes *ê* wird hier nicht zu *i*. — Unrichtig ist es, wenn man im unterkr. *jệi̯d* < *jêd* (im Reifnitzertale, wo *ê* > *ái̯* geworden ist; *dái̯lu*, *mái̯stu*) den Umlaut *i̯a* > *i̯e* (vgl. *híšẹ* < *híša*) sieht (S. 118); dagegen spricht der Umstand, daß dieser Umlaut nur unbetonten Silben eigen ist und daß ihn die Reifnitzermundart überhaupt nicht kennt. Der Reflex *ai̯* ist über *ẹi̯*, *ęi̯* entstanden (in ukr. Dial. sind noch alle Stadien zu belegen) und die ältere Stufe *ęi̯* hat sich nach Palatalen, dank der von ihnen ausgehenden Assimilation, auch in *ai̯*-Dial. noch bis heute erhalten. — Daß das Urslovenische nie *đ* für usl. *d'* gehabt hat (S. 126—127) und daß *d'* direkt zu *j* geworden ist, darüber vgl. Ramovš HG. II 265; *posledge* in den Freis. Denk. ist nicht *poslêđe*, sondern *poslêdê* zu lesen (*ê* geschrieben als *ie* = *ge*); oststeir. *ròdjen*, ferner *ròdd'en* (mit *d'* < *j*) in Prekmurje sind junge Bildungen, entstanden durch Kreuzung von *rojen* und *roditi* (s. HG. II 253) und nicht Überbleibsel des urslov. *đ*; gedrucktes *obügjen* ist nicht **obüđen*, sondern *obüd'en* zu lesen (zur Assimilation *dd'* > *d'*

s. HG. II 166). — *Ptuj* „fremd“ (aksl. тоуждь) hält Štrekelj (S. 131) für generalisiert aus *v-tuje* „in die Fremde“, in welcher Stellung *v* zu *p* geworden wäre; nicht nur, daß dieser Wandel durch nichts gestützt werden kann, sondern auch der Ausdruck *v tuje* ist nicht gebräuchlich, vielmehr nur *na tuje*, *na tujem*. Daß *ptuj* nur eine graphische Schöpfung Truber's sei, die sich hartnäckig bis in die jüngste Zeit gehalten hat, glaube ich in meiner HG. II § 94 bewiesen zu haben. — Über die Notwendigkeit der Einschaltung des Zwischengliedes *kći* auf dem Entwicklungswege *dъći* > *hči* s. HG. II 249. — Den Schwund des *o*-Vokales in *nihčè* < *nikъtože* für analogisch zu halten (S. 133), hat wohl keinen Sinn; vgl. darüber das oben über *bəl* < *bolje* gesagte. — Formen *tukaje*, *tjakaje*, deren Existenz Štrekelj (S. 134) bezweifelt, sind in Unterkrain ganz geläufig; wir finden sie auch im 16. Jahrh. oft genug z. B. Trub. Test. 1582: *ſemkaie* 91, *tukaie* 115, 130 usw.; ihre Partikel *-je* geht auf usl. *-d'e* zurück. — Die Formen *čom* für *chъt'ǫ* und Gen. Plur. *dvejuh* (S. 135) kennt Truber's Sprache nicht; sie kommen zwar in seiner postumen Postille aus dem Jahre 1595 vor, sind aber der oberkr. Mundart des Bearbeiters Saviniz entnommen; Truber schreibt nur *hozho* (neben sehr seltenem *hozhem*) und *dueiu*.

Diese Bemerkungen mögen genügen. Erwähnen möchte ich noch, daß die Ausgabe sehr viele Druckfehler aufweist z. B. *mrěz* (61; richtig *mrèz*); *rižtjan* (61; f. *riždan*); *kamora* (67; f. *kamna*); камъιн, камѣнъ (68; f. камы, камѣнъ); *kreu-* (79; f. *kleu-*) usw.

Aus dem Gesagten ist wohl ersichtlich, daß die wissenschaftliche Erforschung der slovenischen Sprache durch diese Publikation nichts gewonnen hat; das gilt auch für die weiteren Kapitel, die die Akzentlehre nach Valjavec (Rad jugoslav. akad., Knj. 132) und die Formenlehre nach Oblak (Archiv Bd. XI—XIII) bringen würden und deren Ausgabe jetzt eingestellt wurde.

Laibach Fr. Ramovš

Vasmer, M. Ein russisch-byzantinisches Gesprächbuch. Beiträge zur Erforschung der älteren russischen Lexikographie. Leipzig, Markert & Petters 1922, 8°. 180 S. (= Veröffentlichungen des baltischen und slavischen Instituts an der Universität Leipzig. Bd. 2)[1].

Der hier veröffentlichte Text stellt eine Reihe von Gesprächen und einzelnen Wörtern zum größten Teil in volkstümlichem Griechisch dar,

1) Vgl. die Besprechung von A. Brückner, Liter. Zentralblatt 1922, Nr. 50, S. 971 ff.

die von einem Russen im 15. Jahrhundert in kyrillischer Schrift aufgezeichnet und mit russischer Übersetzung versehen wurden. Das Original ist verloren gegangen, es sind aber 4 Abschriften des Textes erhalten, auf deren Grundlage der Verfasser seine Untersuchung aufbaut. Kap. 1 ist der handschriftlichen Überlieferung gewidmet. Kap. 2 gibt eine Ausgabe des Textes in 3 Kolumnen: 1. Russischer Text. 2. Griechischer entsprechender Text in der handschriftlichen kyrillischen Transkription. 3. Rekonstruktion des griechischen Teiles auf Grund der kyrillischen Wiedergabe und der russischen Übersetzung. Kap. 3 behandelt die Nationalität des Verfassers und erstrebt den Nachweis seiner ungriechischen Herkunft. Daselbst werden auch die Gründe auseinandergesetzt, die den Unterz. veranlassen, ihn nicht für einen Russen, sondern für einen Südslaven zu halten. Zu der Behandlung der griechischen sprachlichen Tatsachen auf S. 125 wäre zu ergänzen, daß die dort erwähnten mgr. Imperativformen, wie P. Jernstedt mir mitteilt, in der mittelgriechischen Literatur (ed. Legrand, Wagner u. a.) sich oft belegen lassen. Kap. 4 behandelt die Sprache des griechischen Teiles und kommt zum Ergebnis, daß der Text eine Reihe ausgesprochen nordgriechischer Eigentümlichkeiten enthält. Kap. 5 befaßt sich mit der Sprache des russischen Teiles und findet nordrussische Elemente im Wortschatz des Textes. In Kap. 6 wird dann Abfassungszeit und -ort erörtert. Nach Ansicht des Unterz. ist der Text im 15. Jahrh. von einem Nordrussen auf dem Athos aufgezeichnet. Nur so läßt sich die Anwesenheit nordgriechischer und nordrussischer Elemente darin erklären. Der griechische Wortschatz des Textes ist in Kap. 8, der russische in Kap. 9 zu übersehen. Kap. 7 endlich behandelt das Verhältnis dieses Gesprächbuches zu den im 16. und 17. Jahrh. in Rußland überaus verbreiteten Azbukovniki, — Glossaren, die seltene, in der altrussischen Literatur begegnende Ausdrücke erklären und ähnliche Dienste wie heute ein Konversationslexikon zu leisten hatten. Ein Vergleich der vulgärgriechischen Bestandteile der Azbukovniki mit dem Wortschatz dieses Gesprächbuches ergibt eine große Anzahl von Übereinstimmungen. Die große Anzahl von Verstümmelungen dieser Wörter in den Azbukovniki, sowie die ganze Anlage dieser letzteren Glossare, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Azbukovniki aus dem Gesprächbuch geschöpft haben und nicht umgekehrt. So läßt sich der Nachweis erbringen, daß dieses Gesprächbuch die Hauptquelle der griechischen Bestandteile der Azbukovniki gewesen ist. Dadurch erhält es einen Wert als eine der Grundlagen der ältesten russischen Lexikographie, der nicht durch die Beobachtung verringert wird, daß die Azbukovniki außer dieser Quelle auch noch eine andere vulgärgriechische benutzt haben, die pontische Dialektmerkmale aufwies.

M. Vasmer

Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

Adrianova V. P. Žitie Aleksěja čelověka božija v drevnej russkoj literaturě i narodnoj slovesnosti. Petrograd J. Bašmakov 1917. 8°. VII + 518 S. + 1 Tafel.

Arhiv za arbanasku starinu, jezik i etnologiju. hgb. H. Barić. Band II Lief. 2, Belgrad, Séminaire de philologie albanaise 1925, 8°. 169—450 S.

Basanavičius J. Apie Traku Prygu tautystę ir ju atsikėlima Lietuvon etnologijos tyrinejimas. Teil I. Vilnius Žaibas 1921. 8°. 168.

Derselbe. Iš Traku ir Lietuviu mytologijos smulkmenos. Vilnius, Žaibas 1921. 8°. 47.

Derselbe. Levas lietuviu pasakose ir dainose. Folkloro studija. Vilnius, Švyturio spaustuvė 1919. 8°. IV + 235 S. + XLIV Tafeln.

Berendts A. und Grass K. Flavius Josephus: Vom jüdischen Kriege, Buch 1—4, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen. I. Teil. (Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis. Serie B. Bd. V. Nr. 5. S. 1—160.)

Bulletin de la Société de Linguistique de Paris. Bd. 25. Fasc. 3 (Nr. 78). Paris, Champion 1925. 8°. XXIV + 105—176 S.

Dacoromania. Mitteilungen des Instituts für rumänische Sprache an der Universität Klausenburg (Cluj). Bd. III. (1923), X + 1157 S.

Dečev D. Hemus i Rodopi. Prinos kъm starata geografija na Bъlgarija. Sofia 1925 (= Godišnik na Sofijskija Universitet, Istor-filolol. Fakultet. XXI. Nr. 10).

Durnovo N. Grammatičeskij slovarь (Grammatičeskije i lingvističeskije terminy) Moskau, L. D. Frenkel. 1924. 8°. 154 S.

Derselbe. Očerk istorii russk. jazyka. Moskau, Gosudarstv. Izdatelstvo 1925. 8°. 376 S.

Ebert Max. Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. I: A—Beschneidung. Berlin, W. de Gruyter 1925. 8°. XX + 446. Bd. III: Ebenalphöhle—Franken. 1925. 8°. 408 S.

Eisen M. J. Estnische Mythologie. Übersetzt von E. Erkes, Leipzig. O. Harrassowitz 1925. 8°. 223.

Głosownia języka polskiego. I: Rozwadowski Jan. Ogólne zasady głosowni. Krakau, Gebethner & Wolff. 1925. 8°. 32 (= Bibljoteczka Towarzystwa Miłośników Języka Polskiego. Nr. 6). — II: K. Nitsch. Dzisiejszy system głosowy. Kraków, Gebethner & Wolff. 1925. 8°. 32 (= Bibljoteczka miłośników języka polskiego Nr. 7).

Grünenthal O. Das Statut von Wiślica in polnischer Fassung, kritische Ausgabe. Heidelberg, Winter, 1925. 8°. 108 (= Sammlung slav. Lehr- und Handbücher hgb. A. Leskien † und E. Berneker. Reihe III: Texte und Untersuchungen Nr. 3).

Hatzidakis G. Kurze Antwort auf G. Weigand's Ethnographie von Makedonien. Leipzig, Deutsch-Griechische Gesellschaft 1924. 8°. 12.

Hopp A. und Hanisch E. Russisches Lesebuch. Teil II des Unterrichtswerkes. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1925. 8°. VII + 159.

Hruševśka Kateryna. Z prymityvnoï kul'tury. Rozvidky i dopovidi. Z peredmovoju M. Hruševśkoho. Kyïv, Deržavne Vydavnyćtvo Ukraïny 1925, 8°. 224.

Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. Dekanatsjahr 1923—24. Prag, J. G. Calve. 1925. 8°. 43.

Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven, hgb. von Erd. Hanisch. Breslau, Osteuropa-Institut, NF. Bd. I. 1925. 8°. VI + 137 S.

Język polski. Organ Towarzystwa miłośników języka polskiego. Bd. X Lief. 3, 4. Krakau 1925. 8°. 65—128.

Karcevskij S. Russkij Jazyk. Teil I: Grammatika. Prag, Plamá 1925. 8°. 130 S.

Koczorowski St. P. Coup d'œil sur l'histoire de la bibliographie en Pologne. Nouvelle édition. Paris, E. Champion, 1925. 16°.

Kolessa Oleks. Pivdenno-Volynśke Horodyšče i horodyśki rukopysni památnyky. XII-XVI v. Teil I-III. Prag 1923. 8°. 45 S. + 2 Tafeln (Naukovyj Zbirnyk Ukraïnśkoho Universytetu v Prazi I). — Teil IV: Horodyśke Jevangelije XII-XIII v. Prag 1925. 8° (= Juvylejnyj Naukovyj Zbirnyk Ukr. Universytetu v Prazi, prysváčonyj T. Masarykovy. S. 405—432, 2 Tafeln).

Derselbe. Pohl'ad na istoriju ukraïnśkoï movy. Inavguracijnyj vyklad. Praha 1924. 8°. 43.

Kürschner's Deutscher Gelehrten Kalender auf das Jahr 1925. Jahrg. I, Berlin-Leipzig, W. de Gruyter 1925, 8°. XXXI S. + 1320 Sp.

Kul'bakin St. Paleografska i jezička ispitivanja o Miroslavljevom Jevanđelju. Sremski Karlovci 1925. 8°. 120 S. + 2 Tafeln (= Srpska Kraljevska Akademija. Posebna Izdanja LII).

Kulturwille. Zeitschrift für Minderheitenkultur und Politik. Organ des Verbandes der nationalen Minderheiten Deutschlands. Bd. I. Heft 1-4. Berlin 1925. 8°. 192 S.

Kuzel'a Zenon, Zolota Lypa. Juvilejna zbirka tvoriv Bohdana Lepkoho z joho žyt'epysom, bibliografijeju tvoriv i prysvátamy. Berlin, Ukraïnśke Slovo 1924. 8°. 258 S.

Language. Journal of the Linguistic Society of America. Bd. I. Nr. 1. Baltimore, Waverly Press 1925. 8°. 36 S.

Listy Filologické. Bd. 52. Heft 1—3. Prag, Jednota českých filologů 1925. 8°. 192.

Literarische Wochenschrift hgb. von Ed. Zarncke. Jahrg. I. Nr. 1—13. 4°. 416.

Lorentz Fr. Geschichte der pomoranischen (kaschubischen) Sprache. Mit einer Karte. Berlin-Leipzig, de Gruyter & Co., 1925. 8°. XI + 236 (= Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte hgb. R. Trautmann und M. Vasmer. Bd. 1).

Derselbe. Teksty pomorskie (kaszubskie). Teil 3. Krakau, Akademie 1925, XCVI + 609—836 S. u. 1 Karte, 8°.

Makedonski Pregled izdava Makedonskijat Naučen Institut. Bd. I. Lief. 4. Sofia 1925. 8°. 195.

Mélanges publiés en l'honneur de M. Paul Boyer, Paris, Champion, 1925. 8°. VI + 376 (= Travaux publiés par l'Institut d'études slaves I1).

Mémoires de la Société Néophilologique de Helsingfors. Bd. VII. Helsingfors, Société Néophilologique 1925. 8°. 369.

Methode Alvincy. Deutsch-russ. Gesprächbuch: Das praktische Leben. Leipzig, Otto Holtze 1925. 8°. 227 S.

Michailov Pančo. Bъlgarski narodni pěsni. S predgovor ot M. Arnaudov. Sofia, Štipskoto blagotv. bratstvo v Sofija. 1924. 8°. XV + 295 S.

Miller Vsevolod. Očerki russkoj narodnoj slovesnosti. Bd. 3. Byliny i istoričeskije pěsni, Moskau, Gosizdat, 1924. 8°. IV + 351 S.

Mladenov St. Bělěžki kъm slovaškija rěčnik. Sofia Gluškov 1925 (= Spisanije na bъlg. Akademija na naukitě XXX 29—112).

Mühlenbach K. u. Endzelin J. Lettisch-deutsches Wörterbuch. Lief. 10: *izceļuôt—īzins*. Riga, Lettisches Bildungsministerium 1925. 8°. 721—839 (Ende des I. Bandes: A—I). — Lief. 11: *ie—iêt* (Bd. II), 8°. S. 1—80.

Namn och Bygd. Tidskrift för nordisk ortnamnforskning, hgb. J. Sahlgren. Bd. XII. Heft 4 (1924), 8°. 191. Bd. XIII. Heft 1 (1925), 8°. 48 S.

Namysłowski Władysław. Ustrój sądowy w średniowiecznej Serbji. Lemberg, Selbstverlag 1922, 8°. 61.

Derselbe. Zarys serbskiego prawa majątkowego w wiekach średnich. Lemberg 1925. 8°. 47 (= Pamiętnik historyczno-prawny I, Heft 2).

Naše Řeč. Bd. IX. Nr. 4—6. Prag, Vydává III. Třída České Akademie Věd a Umění 1925. 8°. 97—224 S.

Naukovyj Zbirnyk za rik 1924. (= Zapysky Ukraïnśkoho Naukovoho Tovarystva v Kyïvi teper Istoryčnoï Sekciï Vseukraïnśkoï Akademiï Nauk, Bd. XIX). Kyïv 1925. 8°. 236 S.

Oberlausitzer Heimatzeitung. Jahrg. VI, Reichenau i. Sa. 1925. Nr. 6—17. S. 69—260.

Ohijenko Iv. Istorija ukraïnśkoho drukarstva. Bd. I: Istoryčno-bibliografyčnyj ohl'ad ukraïnśkoho drukarstva XV—XVIII vv. L'viv, Tovarystvo imeny Ševčenka 1925. 8°. 418 S. (— Zbirnyk fil'ol'ogičnoï sekciï Naukovoho Tovarystva imeny Ševčenka XIX—XX—XXI).

Perfeckij Eugen. Sociálně-hospodářské poměry Podkarpatské Rusi ve století XIII–XV. Bratislava, Selbstverlag, 1925. 8°. 148 S. + 1 Karte.

Peškovskij A. M. Russkij Sintaksis v naučnom osveščenii. 2. Auflage, Moskau, Gosudarstv. Izdatel'stvo 1920. 8°. IV + 504 S.

Derselbe. Sbornik statej (Metodika rodnogo jazyka, lingvistika, stilistika, poetika). Leningrad, Gosizdat 1925. 8°. 192.

Peterson M. Russkij Jazyk. Posobije dl'a prepodavatelej. Moskau, Gosizdat, 1925. 8°. 123 S.

Pfohl Ernst. Kleines Ortsverzeichnis der Tschechoslowakischen Republik. Reichenberg i. B., Stiepel, 1925. 8°. 277 + 76 S.

Polívka J. Výbor ruských pohádek III. Povídky ze života, pověsti. Praha, Státní nakladatelství 1925. 8°. S. 239—298 + 104 S. (= Slovanská Knihovna 3).

Razprave, izdaja Znanstveno Društvo za humanistične vede v Ljubljani. Bd. II, Ljubljana 1925. 8°. 377 S.

Russkaja Škola za rubežom. Buch 12 (Bd. II), Buch 13—14 (Bd. III). Prag, Objedinenije zemskich i gorodskich dějatelej, 1925. 8°. VIII + 140 + 206.

Russkij Muzej. Istoriko-bytovoj otdel. Kupečeskij bytovoj portret XVIII—XIX *vv*. Pervaja otčetnaja vystavka istoriko-bytovogo otdela po rabote nad ekspozicijej „Trud i kapital nakanune revol'ucii". Leningrad 1925. 8°. 47 S.

Sbornik Matice Slovenskej, pre jazykozpyt, národopis a literárnu historiu. Bd. II: Turčiansky Sv. Martin, Matice Slovenská 1925. 8°. 200 S.

Senn Alfred. Germanische Lehnwortstudien. Heidelberg, Winter, 1925. 8°. 66.

Sievers Eduard. Die altslawischen Verstexte von Kiew und Freising. Leipzig, Hirzel, 1925. 8°. 59 S. (= Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wiss. Phil.-hist. Kl., Bd. 76. [1924] Heft 2).

Sköld Hannes. Linguistic Gleanings, Lund 1923. 8°. 84 (= Lunds Universitets Årsskrift N.-F. Avd. 1. Bd. 19. Nr. 5).

Slavia Occidentalis. Wyd. Instytut Zachodnio-Słowiański przy Uniwersytecie Poznańskim. Bd. III—IV, Posen 1925. 8°. IV + 450.

Slavonic Review, The. Bd. III. Nr. 9. London, The School of Slavonic Studies in the University of London, King's College, 1925. 8°. VIII + 481—752 S. — Bd. IV. Nr. 10. London, University, King's College. 8°. VIII + 256 S.

Slovenské Pohl'ady. Bd. 41. Lief. 1—8. Turčianský Sv. Martin 1925. 8°. 520 S.

Tallgren A. M. Zur Archäologie Eestis. Bd. I: Vom Anfang der Besiedelung bis etwa 500 n. Chr. Dorpat 1922. 8°. 140 S. + 7 Tafeln. Bd. II: Von 500 bis etwa 1250 n. Chr. Dorpat 1925. 8°. 204 S. + XIII Tafeln.

Tesnière L. Atlas linguistique pour servir à l'étude du duel en slovène. Paris, Champion 1925. 4°. 70 Karten + VI S.

Derselbe. Les formes du duel en slovène. Paris, H. Champion 1925. 8°. XX + 454 (= Travaux publiés par l'Institut d'études slaves III).

Tschechen, Die. Süddeutsche Monatshefte. Jahrg. XXII, Heft 7, April 1925. München 1925. 8°. XVI + 80 S.

Ukraïna. Naukovyj dvochmišačnyk Ukraïnoznavstva 1925. Nr. 1—3, Kyïv Ukraïnška Akad. Nauk 1925. 8°. 240 + 192 S.

Ungarische Jahrbücher, hgb. R. Gragger, Bd. IV, Heft 3/4, Berlin, de Gruyter 1925. 8°. S. 239—438. — Bd. V, Heft 1, 1925. 146 S.

Vondrák V. Cirkevněslovanská Chrestomatie. Brünn, A. Píša, 1925. 8°. 303 (= Píšovy Vědecké Příručky Nr. 8).

Žirmunskij V. Vvedenije v metriku. Teorija sticha. Leningrad, Akademia 1925. 8°. 286 S.

Von Lomonosov bis Deržavin

Einleitung

Das 20. Jahrh. zeichnet sich in Rußland durch gesteigertes Interesse für die russische Vergangenheit aus. So machte sich auch in den literarischen Strömungen des letzten Jahrzehnts die Tendenz bemerkbar, alte dichterische Werte zu neuem Leben zu erwecken. Bei der Ausbildung eines neuen Kunstsinnes, der den Anschauungen am Ende des 19. Jahrh. entgegengesetzt ist, schöpfte die Gesellschaft gerne aus den Dichtungen der Zeit Puškin's und der vorhergehenden Epochen. Doch die Entdecker neuer dichterischer Werte aus der fernen Vergangenheit mußten meist rein gefühlsmäßig vorgehen, schon deshalb, weil sie nur Anbeter des Schönen, nicht aber gelehrte Forscher waren; hinzu kommt noch, daß die russische Literatur des 18. Jahrh. bisher noch nicht wissenschaftlich untersucht ist. Auch wird die Forschung erschwert durch das Fehlen von wissenschaftlichen, wie überhaupt neuen Ausgaben. Befriedigende vollständige Ausgaben der gesammelten Werke gibt es fast gar keine. In wissenschaftlichen Ausgaben liegt nur Lomonosov und in veralteten — Deržavin, auch Kantemir vor. Mehr oder weniger umfangreiche Sammlungen in Form von Chrestomathien (z. B. S. Vengerov Русская поэзия oder Anna Veselovskaja Любовная Лирика XVIII в) können natürlich diese Lücke nicht ausfüllen. Infolge ungenügender Kenntnis des Materials ist vieles der Aufmerksamkeit derjenigen, die sich für die Dichtung des 18. Jahrh. interessierten, entgangen, vieles in falschem Lichte dargestellt. Jetzt scheint endlich die Zeit gekommen zu sein, um von zufälliger Lektüre zu folgerichtiger Forschung überzugehen, der eine sorgfältige bibliographische Orientierung zugrunde liegen muß. Der vorliegende Aufsatz bezweckt,

die wesentlichsten literarhistorischen Probleme anzugeben, die heute bei Untersuchung der Dichtung aus den 40er bis 80er Jahren des 18. Jahrh. auftauchen. Begonnen werden muß mit einer Klarlegung der Grundbegriffe und Gesichtspunkte, die bisher noch nicht in genügendem Maße ausgearbeitet sind. So ist z. B. der russische Klassizismus und sein Verhältnis zu den entsprechenden Strömungen in West-Europa zu behandeln. Wir dürfen dabei nicht, wie es früher häufig der Fall war, den auf die russische Literatur von Seiten des sog. französischen Klassizismus ausgeübten Einfluß überschätzen. Um so weniger darf man annehmen, daß das Schaffen der russischen Dichter aus der Mitte des 18. Jahrh. in starkem Maße ein Nachahmen französischer Vorbilder war. Abgesehen von der prinzipiellen Unannehmbarkeit einer solchen Ansicht, abgesehen von der unklaren und widerspruchsvollen Auffassung vom französischen Klassizismus, auf die sich die erwähnte Theorie gründet, widersprechen ihr auch die Tatsachen selbst. Zur Zeit Elisabeth's und Katharina's benutzte Rußland fremde Literaturen, um durch Aufnahme fremden Materials die Fähigkeit zu eigenem, originellem Schaffen zu erwerben. Die russische Literatur wurde von Übersetzungen überschwemmt. Dabei ging man bei allen in die Schule, die deutliches und verständliches Material bieten konnten. Vieles übernahm man von Frankreich, aber auch von Deutschland, Italien, England und besonders von der Antike. Die hierfür sprechenden Tatsachen sind allzu zahlreich. Da genügt der Hinweis, daß Lomonosov, der in Deutschland seine literarische Ausbildung genossen hatte, ein Anhänger Günther's war und sich bis zu seinem Tode nicht von dem Einfluß der theoretischen Forderungen Gottsched's befreien konnte, daß Trediakovskij, der die französische Tragödie und darauf die Dichtung überhaupt verpönte, neben Fénélon auch Barklay (aus dem Lateinischen) und Thomas Morus übersetzte. Sumarokov widmete Karschin ein Gedicht, übersetzte Flemming, schuf seine anakreontischen Oden teilweise unter Gleim's Einfluß, machte antike Verse in der Art derjenigen von Klopstock und führte in seine Komödien Motive nach dem Vorbilde von Holberg ein. Dieser war im Rußland des 18. Jahrh. ganz besonders populär. Man über-

setzte ihn, man lernte von ihm, und auch Fonvizin war nicht der letzte, der in seine Komödie Бригадир viele Holberg'sche Züge übernahm. Einen großen Einfluß übte auch Klopstock aus. Sein „Messias" wurde teilweise von Deržavin, teilweise von Kutuzov (allerdings in Prosa) übersetzt; viel schöpfte aus ihm Cheraskov, der seinem Epos Вселенная Klopstock's Dichtung und das „Verlorene Paradies" zugrunde legte. Einer gleichen Vorliebe erfreute sich Gellert. Er wurde von Apollos Bajbakov (die geistlichen Lieder) übersetzt, von Chemnitzer (Fabeln) wiedererzählt, ihm entnahm Katharina II. Fabel und Motive für ihre Komödie О время! (vgl. A. Čebyšev Источник комедии имп. Екатерины „О время" Petersburg 1907) usw. Von den Italienern trugen Metastasio, Ariost u. a., von den Engländern Adisson (seit den 70er Jahren auch Shakespeare) zur Schaffung einer Tradition für Oper, Tragödie, Märchen in Versen und das satirische Feuilleton bei. Gleichzeitig wurden fast alle Schriftsteller Griechenlands und Roms übersetzt. Rußland eignete sich damals die antike Literatur in ihrem ganzen Umfang an. In russischer Sprache konnte man nicht nur Cicero, Seneca, Cornelius Nepos, Terenz, Petronius, Apuleius, Plato, Demosthenes, Lucian, Herodot u. a. lesen, sondern auch Herodian, Athenagoras, Plinius den Jüngeren, Valerius Maximus, Vitruvius u. a. Die großen Dichter Roms fanden eine begeisterte Anhängerschaft; in Prosa und Reim wurden sie, wie auch Anakreon, mehrmals übersetzt. Alle mehr oder weniger hervorragenden Dichter von Kantemir angefangen bis auf Deržavin bemühten sich um diese Übersetzungen. Durch Lektüre westeuropäischer und klassischer Schriftsteller bereicherte sich Rußland um die tausendjährige Erfahrung anderer Völker. Diese verschiedenartigsten Einflüsse kreuzten sich und ließen eine eigenartige, originell russische Literaturrichtung entstehen; denn es lebten damals noch die altrussischen Traditionen, die aus dem 17. Jahrh. und dem Zeitalter Peters des Großen auf die Zeitgenossen von Trediakovskij und Lomonosov überkommen waren. Die Wurzel der russischen Literatur, den sog. Klassizismus, hat man vor allen Dingen hier zu suchen. Jene im Laufe von Jahrhunderten entstandene Tradition war noch stark genug, um alle fremdländischen Einflüsse sich zu unterwerfen,

und sie zu einem organischen Ganzen zu verschmelzen. Die Verbindungen der einzelnen Stilgattungen, wie sie Mitte des 18. Jahrh. vorlagen mit denjenigen der russischen Literatur des 17. und des beginnenden 18. Jahrh., sind zahlreich und mannigfaltig. Bereits vor langem wurde darauf hingewiesen, daß die „feierliche" höfische Ode, die beliebteste Literaturgattung der 30er und 40er Jahre, auf die Panegyriken der ukrainischen Dichter aus der Kiever Schule des 17. Jahrh. zurückgeht[1]) (spätere Beeinflussungen gingen von den Oden Malherbe's, Rousseau's und Günther's aus). Das im 17. Jahrh. in Kiev, gleichzeitig und zu Beginn des 18. Jahrh. in Moskau florierende Schuldrama hat zweifellos auf die Auslegung der vom Westen übernommenen dramatischen Formen durch russische Schriftsteller eingewirkt. So ähneln die Possen Sumarokov's mitunter mehr jenen Intermedien, die auf den Bühnen der Volkstheater unter Peter dem Großen aufgeführt wurden, als den regelgetreuen Komödien von Molière und Regnard. Die Psalmen und versmäßigen Übertragungen biblischer Texte überhaupt, eins der wichtigsten Kapitel der Dichtung des 18. Jahrh., setzen unmittelbar die Tradition der Syllabisten (Simeon von Polock u. a.) fort; wenn Lomonosov und seine Zeitgenossen auch von Rousseau und den deutschen Psalmenübersetzern gelernt haben, so bedeutete das doch nur eine Ergänzung oder geringe Veränderung des bereits bestehenden Systems. So lieferte ja auch Feofan Prokopovič Sumarokov das nötige Material zur Schaffung des leichten journalistischen Stils und an diese bereits bestehende Tradition schloß sich weiter an, was die russischen Prosaiker von Addison oder dessen Nachahmern entlehnten. Dagegen wurde das Liebeslied aus der Zeit Peters, eine durchaus entwickelte und populäre Literaturgattung, die in den kleinen (syllabischen) Liedern des jungen Trediakovskij ihren Höhepunkt erreichte, gleichfalls von Sumarokov einer Bearbeitung unterzogen. Indem er aber in diesem Falle teilweise von der russischen Tradition abwich, zog er

---

1) Vgl. A. J. Sobolevskij Когда начался у нас ложноклассицизм. Библиограф 1893; eine Wiederholung der gleichen Gedanken findet sich bei O. Pokotilova Предшественники Ломоносова. Сборник статей: Ломоносов Hgb. V. Sipovskij; ferner V. Sipovskij Русская лирика I. XVIII в. u. a.

zur Erneuerung dieser Liedergattung doch nur in geringem Maße das heran, was ihm die westlichen Literaturen auf diesem Gebiete geben konnte. Diese Zusammenstellung ließe sich noch stark vermehren; doch ich will mich nur auf die einleuchtendsten Beispiele beschränken.

In besonderem Maße ist die Tätigkeit von Antioch Kantemir ein Bindeglied zwischen der Literatur des Moskowitischen Rußlands und derjenigen um die Mitte des 18. Jahrh. Von den Höhen des slavisierten dichterischen Stils eines Simeon von Polock mit seinen komplizierten Konstruktionen, griff er (hauptsächlich in seinen Satiren) zu der sowohl lexikalisch als stilistisch einfachen Sprache der volkstümlichen Sprichwörter und Redensarten; er achtet wenig auf die Gliederung der Verse, verdeckt sie ständig durch enjambements und wendet den freien Satz mit Sprechintonationen an. In der Thematik an das Vorbild Boileau und Horaz gebunden, bemühte sich Kantemir in seine Satiren Züge aus dem Leben, Beschreibungen alltäglicher Begebenheiten einzuflechten. Im Zusammenhang mit der allgemeinen Richtung seines Schaffens stehen auch seine Versübersetzungen aus Horaz (Episteln, Satiren); auch hier strebte er danach, das Original seinem eigenen dichterischen System anzugleichen. Dadurch erhält sein Horaz die Züge eines Russen aus der Zeit der Anna Ivanovna. Diese Russifizierung erreichte er z. B. durch Angabe aller, sich auf das römische Leben beziehender Ausdrücke in zeitgenössischer russischer Terminologie (vgl. A. Veselovskij Кантемир—переводчик Горация. Известия XIX (1914) Heft 1).

Obgleich sich die Satiren von Kantemir eines bedeutenden Erfolges erfreuten, muß doch wohl Trediakovskij für den wirklichen Begründer der russischen Dichtung gehalten werden. Diese bedeutende Persönlichkeit, von der Nachkommenschaft unterschätzt, von der neuesten Wissenschaft aber immer mehr erkannt, zeichnete sich noch mehr durch theoretisches Denken aus als durch die Fähigkeit selbständiger Schöpfung neuer dichterischer Formen. Im Laufe seines ganzen Lebens wurde Trediakovskij von einer doppelten Manie im dichterischen Schaffen behindert: von der Sucht nach Neuerungen und durch Experimentieren auf literarischem Gebiet. In Новый и краткий способ к

сложению Российских стихов (1735) legt er die Prinzipien des russischen Versbaues dar, der auf einer Tendenz der Akzente zu einer gleichmäßigen Verteilung im Verse[1]) beruht, und bietet Proben der verschiedensten rhythmischen Kombinationen und Systeme. Ferner arbeitete er an der Schöpfung russischer Hexameter, Pentameter, sapphischer und horazianischer Strophen, sprach sich auf Grund einer ganzen Theorie gegen den Reim aus usw. Gleichzeitig mit der Lösung metrischer Probleme wird in analoger Weise das Gebiet der Literaturgattungen bearbeitet. So bietet der bereits erwähnte Traktat von 1735 einen Klassifikationsversuch der Gattungen mit einigen Proben dazu, von denen z. B. zwei Elegien von großer Bedeutung für die Schaffung der entsprechenden russischen Tradition wurden. Außerdem werden in einzelnen Aufsätzen eingehend einige Literaturgattungen (Ode, Komödie, Epos) behandelt und in einer ganzen Reihe von Dichtungen praktisch die verschiedenen neuen Wege in dieser Richtung veranschaulicht. Diese ganze große Arbeit war schon aus dem Grunde fruchtbar, weil sie neue Möglichkeiten für die weitere Entwicklung eröffnete. Auf stilistischem Gebiet schloß sich Trediakovskij von vornherein der Reform von Kantemir an, versuchte sie zu vertiefen und ihre Anwendung zu erweitern. Er begann mit der Ausarbeitung der Sprache, glich sie nach Möglichkeit der Umgangssprache an, die sich in gleicher Weise für Liebesromane und -lieder eignet; d. h. die Leichtigkeit des Stils beruht bei ihm nicht auf niederer Sprachform; er strebt vielmehr einen künstlerisch-einfachen, reinen, flüssigen Stil an, der

1) Bald nach 1735 wurde Trediakovskij's Theorie bereits eingeschränkt und, man kann wohl sagen, entstellt. Seit Lomonosov begannen alle Theoretiker die klassischen Metren für die Norm des russischen Verses zu halten, und in der 2. Aufl. seines Werkes (1752) unterwarf sich sogar Trediakovskij selbst der Ansicht seiner Schüler er entsagte der Theorie vom freien Rhythmus, der dem russischen Verse zugrunde liegen und nur eine Neigung zum Metrum haben sollte Eine Analyse der 1. Aufl. von Trediakovskij's Werk mit richtiger Darlegung des Gedankenganges gibt B. Tomaševskij in Проблемы Ритма (Литературная Мысль II 1923). Bis zu diesem Aufsatze hielt sich in der Wissenschaft die falsche Meinung, daß die Theorie der 1. Aufl in der zweiten nur ergänzt worden sei.

aber nicht roh wird (unter dem Einfluß von Lomonosov änderte er später seine Ansicht hierüber). Die Versuche aus der ersten Zeit von Trediakovskij's Schaffen haben einen entscheidenden Einfluß auf die Dichtung des nächsten Jahrzehnts ausgeübt. Mit dem Auftreten von Lomonosov begann aber sein Ruhm schon zu verblassen und in den 50er Jahren geriet er ganz in Vergessenheit. Die junge Dichtergeneration schätzte ihn nicht, obgleich sie häufig sein Werk fortsetzte, vielleicht weil sie weiter als er auf den von ihm eingeschlagenen Wegen vordrang.

Lomonosov. In die 30er Jahre fällt die definitive Lösung des Stilproblems. Kantemir und Trediakovskij hatten sich auf dem Gebiet der verschiedenen Literaturgattungen die gleiche Aufgabe gestellt: sie bemühten sich „nicht kirchenslavisch, sondern fast den einfachsten russischen Stil zu schreiben, so wie wir untereinander reden" (Trediakovskij). Mit neuen Namen und neuem Ruhm brachten die 40er Jahre auch neue Interessen auf dem Gebiete der Dichtung ein. 1741 kehrte Lomonosov aus Deutschland nach Rußland zurück. Außer der in der Fremde erworbenen Gelehrsamkeit brachte er ein in sich abgeschlossenes, genau ausgearbeitetes System der poetischen Anschauungen mit. Als vollendeter Dichter bestieg er ungehindert den russischen Parnaß. Er schuf eine neue Literaturrichtung und einen eigenartigen Stil, der für die russische Dichtung der 40er Jahre charakteristisch ist. Die wesentlichsten Prinzipien der Lomonosov'schen Richtung in ihrer Anwendung auf den prosaischen und poetischen Stil sind in seiner 1748 erschienenen Rhetorik dargelegt; eine Ergänzung hierzu bilden einige Aufsätze von ihm und seine gelegentlichen Äußerungen. Auf Grund dieses Materials läßt sich ein allgemeines Bild der poetischen Weltanschauung von Lomonosov entwerfen. Seine Theorie baut sich auf einer scharfen Scheidung zwischen dichterischer und alltäglicher Sprache auf. Jene, „der Stil" wird als „Sprache der Götter", als erhabene, von dem gewöhnlichen praktisch-sprachlichen Denken losgelöste Rede bezeichnet, die sich in allem von der gemeinen („подлая") in der Literatur unzulässigen Sprache unterscheidet. Lomonosov verlangt vor allen Dingen Feierlichkeit und Abstraktheit des Stils. In einem fort stellt er als Vorzüge der Sprache „Ernst, Pracht, Erhabenheit,

Streben, Kraft, Reichtum“ usw. hin. Entsprechend solchen Aufgaben arbeitet Lomonosov in der Риторика genau die Lehre von der Entwicklung der Wortthemen aus, die den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen bilden. Er glaubt, daß es notwendig sei, auf jede Weise die Sprache zu bereichern, sie zu „erweitern“. Überhaupt ist das Streben nach Üppigkeit in der Sprache für seine Theorie charakteristisch; er braucht viel und beschränkt sich nicht auf das Ausreichende. Lomonosov gibt auch praktische Ratschläge, wie ein langer Satz, eine Periode, aufzubauen sei. Ein jedes wesentliche Wortthema muß mit einem ganzen Netz abhängiger Wortthemen umgeben werden, die weniger zur Erklärung oder Veranschaulichung beitragen sollen, als vielmehr Material zum Aufbau eines regelmäßig verzweigten Satzes liefern. Hierbei handelt es sich um den Selbstwert der poetischen Sprache als solcher, um das bewußte Bestreben, ihren Zusammenhang mit der Umgangssprache zu zerstören. Für das wesentlichste Element der Schriftsprache hält Lomonosov ihre „Ausschmückung“, die Figuren und Tropen. Diese Stilmittel der sprachlichen Ornamentik werden in der Rhetorik als unerläßlicher Maßstab für den künstlerischen Stil erachtet; je mehr sie angewandt werden, um so besser ist der Stil; eine Sprache ohne „Ausschmückung“ scheint ihm dagegen unpoetisch und unwürdig zu sein. Ferner wird empfohlen „hochtrabende“ Reden (витіеватыя рѣчи) einzuführen, Lomonosov versteht darunter „Sätze, in denen Subjekt und Prädikat auf eine seltsame, ungewöhnliche oder übernatürliche Weise miteinander verbunden werden und dadurch den Eindruck des Wichtigen oder Angenehmen erwecken.“ In der darauf folgenden genau entwickelten Theorie der sogen. „pointe“ wird im wesentlichen ein mehr oder minder offensichtliches Wortspiel als Vorzug hingestellt, d. h. das Wort erhält wieder die Bedeutung eines abstrakten Ornamentteils. Das gleiche Ziel, die Schaffung eines erhabenen Stils, erstrebt er auch mit seiner Theorie vom lexikalischen Bestand der poetischen Sprache (О пользе книг церковных в российском языке 1757). Auf Grund der alten, über die Renaissancetheoretiker auf das klassische Altertum zurückgehenden Einteilung der Stile in einen niederen, mitt-

leren und hohen[1]) versucht Lomonosov ein eindeutiges Kriterium zu einer Scheidung „erhabener“ und niederer Wörter aufzustellen. Dieses Kriterium ist die kirchenslavische Sprache, weil nach Lomonosov gerade die kirchenslavischen Elemente zur Erhabenheit eines Stils beitragen. Den Lomonosov'schen Theorien entsprach auch seine eigene Dichtung in jeder Beziehung. Im Gegensatz zu der auf gleichmäßiger Folge der kleinen syntaktischen Einheiten aufgebauten Umgangssprache stellt er die Forderung nach der „insichgeschlossenen“ Periode auf, d. h. er ordnet die kleinen Einheiten zu einer ganzen Hierarchie koordinierter Elemente, der Periode, an, worin die Worte gleichsam als Umkleidung eines abstrakt gedachten Schemas von Sprechintonationen erscheinen. Eine besondere Entwicklung hat dieses syntaktische System in der Prosa, den Reden Lomonosov's, erfahren. Innerhalb der Periode und ihrer Teile werden die Worte gleichfalls traditionell-feierlich mit ständigen Inversionen angeordnet. (Hierbei ist für ihn das Kirchenslavische, vielleicht teilweise auch das Lateinische, vorbildlich gewesen.) Das Attribut steht nach seinem Bestimmungswort, das Prädikat gern am Ende des Satzes usw.[2]). Von den drei Stilen, die Lomonosov theoretisch angibt, ist für sein Schaffen nur der „erhabene“ von Bedeutung, weil er seine Werke nicht durch niedere Worte verunglimpfen wollte. Kirchenslavische Elemente und biblische Ausdrücke unterstützen bei ihm die Erhabenheit des Stils. Die Worte werden nicht nach dem Prinzip ihrer Bedeutung aneinandergereiht, sondern durch Auswahl der ihrer emotionalen Färbung nach höchsten semantischen Reihe. Neben einem kirchenslavischen Ausdruck kann ein mythologischer Name stehen, ein ungewöhnliches Wort für einen einfachen Begriff, das mit der Vorstellung von der Antike, dem Olymp usw. verknüpft ist, d. h. ein solches, das in die Reihe wiederum erhabene Assoziationen einführt. Desgleichen können

---

1) A. KADLUBOVSKIJ Об источниках Ломоносовского учения о трех стилях. Сборник ист.-фил. общ. при Харьковск. Унив. XV 1908.

2) Über den Satzbau (die „insichgeschlossene Periode“) bei Lomonosov handelt gut K. AKSAKOV in seinem (teilweise allerdings veraltetem) Buch Ломоносов в истории русской литературы и русского языка 1846.

wissenschaftliche Termini und Eigennamen eingeflochten werden als Antonomasie in der Periphrase usw. Alle diese Wörter gehören einer anderen Kategorie an als diejenigen der Umgangssprache, auch ist ihre Anwendung eine abweichende. Hinsichtlich des Wortgebrauches ist für Lomonosov ein Kampf mit der für die Sprache normalen Wortbedeutung charakteristisch. Ein Wort, das an seine konkrete, sozusagen irdische Bedeutung gebunden ist, hindert ihn in seinem hohen Gedankenfluge; es muß seine arme, schlichte Bedeutung verlieren und zur Abstraktion erhoben werden. In vollster Übereinstimmung mit seiner Theorie, führt Lomonosov in seine Sprache ständige Verschiebungen der Wortbedeutungen ein. Das Prinzip der Gespanntheit wird auch hierbei durchgeführt. Daraus ergeben sich die für Lomonosov's Stil charakteristischen scharfen Methaphern und kühnen Epitheta, durch die der logische Zusammenhang der Begriffe gestört wird usw. Lomonosov kommt es darauf an, in einer Wendung Begriffe ganz verschiedener Reihen zu verbinden, damit sie unter Verzicht auf die plastische Bildhaftigkeit der Sprache eine emotionale Färbung von außergewöhnlicher Erhabenheit verleihen usw. Er liebt ferner Personifikationen, wobei abstrakte Begriffe mit Eigenschaften oder Tätigkeiten aus dem Gebiet der realen Vorstellungen oder umgekehrt ausgestattet werden. Das Ergebnis ist eine Vermischung des gegenständlichen Denkens mit dem abstrakten, die Aufhebung der Schranken zwischen diesem und jenem. Indem er die Maßthemen der Tropen dieser Art weiter entwickelte, schuf Lomonosov jene außergewöhnlichen thematischen Motive, die in seinen Gedichten vor allem seinen Zeitgenossen auffielen. Es sind dieses die Beschreibungen ohne konkrete Gegenständlichkeit; diese gewagten Anhäufungen von unmöglichen Wortverbindungen aus verschiedenen Bedeutungsreihen, vereinigt zu Bildern ohne Bildhaftigkeit mit phantastischen Hyperbeln. Diese Phantastik bezweckt aber nicht die Illusion des Realen, sie heftet sich nicht an die Gegenstände dieser Welt, sie ist vielmehr ein prächtiges Spiel mit Abstraktionen, da durch die Verbindung von Wortvorstellungen und Wortbegriffe die anschauliche Vorstellungsmöglichkeit aufgehoben wird. Lomonosov ist in dieser Beziehung so kühn, daß er mitunter nicht einmal vor völligen Unklarheiten zurück-

scheut. Man glaubt, eine irrationale Sprache vor sich zu haben, aber nicht wegen der ungewöhnlichen Wörter, sondern wegen der Bedeutungsverbindungen. Die emotionale Grundlage dieses Systems faßt er wie das Thema eines jeden seiner Werke als Ganzes; es ist dieses die lyrische Begeisterung, das einzige Thema seiner Dichtung, das nur in den verschiedenen Oden (wie auch Reden) andere Schattierungen annimmt. Der Träger dieser Begeisterung und zugleich das einzige Wesen der Lomonosov'schen Lyrik ist die zu den höchsten Höhen emporgehobene Seele im höchsten Affekt; irdische Gegenstände werden von ihr, die bei den Musen weilt, nicht gesehen; alles erscheint ihr erhaben, göttlich. In Abhängigkeit von dem intensiven thematischen Grundelement befindet sich auch der Aufbau des thematischen Plans der Oden (oder Reden). Tatsächlich schreibt der begeisterte Dichter seine Dichtungen nicht unter dem Einfluß des Verstandes sondern in einem Zustand der Begeisterung. Seine Phantasie steigt ins Unermeßliche, überfliegt sofort das Weltall, die Zeit, zerstört die logischen Zusammenhänge und erleuchtet gleich einem Blitz die verschiedensten Gebiete gleichzeitig. Aus dem so aufgefaßten lyrischen Thema des Begeisterten ergibt sich mit Notwendigkeit das bekannte „lyrische Chaos“; für die Ode wurde dieses bereits von Boileau vorgeschrieben und darauf von Laharpe (in Rußland von Deržavin) detailliert beschrieben. Eine logische Aneinanderkettung von thematischen Elementen müsse vermieden werden; die Ode habe in eine Reihe lyrischer Fragmente zu zerfallen, die durch eingeschobene Strophen mit dem Thema des Dichters als dem Träger der lyrischen Erregung zu verbinden seien. Diese Einleitungen zu den einzelnen Teilen der Ode (wie auch diejenige zur ganzen Ode) beschrieben oft (nach der Meinung der Zeitgenossen zu oft) den begeisterten Zustand des Dichters; er ist gen Himmel gehoben, durchdringt in Gedanken den Äther, die Vergangenheit und Zukunft breitet sich vor ihm aus, er schwebt im Geiste zum Parnaß usw. — mitunter mehrfach in einer Ode. Durch diese Äußerungen, die von stark lyrischen Frage- und Ausrufsformeln begleitet werden, wird gleichsam die Abweichung vom Grundthema motiviert: der Dichter ist von einem neuen Gedanken oder einer neuen Vision gefangen genommen und geht sofort darauf ein.

So tritt auch hier die Logik vor den emotional bedingten Zusammenhängen zurück; Lomonosov's Odenplan widerspricht der üblichen Vorstellung von einem verständig angelegten Plan einer praktischen Darlegung. Die Literaturgattungen, bei denen sich Lomonosov's intensiv lyrische und bedingte Richtung zeigt, sind hauptsächlich die feierliche Ode, die ihr nahestehende (obgleich in Prosa) lyrisch angelegte Rede, Versübertragungen von Psalmen (und ihnen ähnliche Gedichte), in denen viele Züge des dichterischen Systems der Oden wiederholt werden.

Sumarokov. Lomonosov's System konnte jedoch in der russischen Dichtung nicht lange seine Vormachtstellung behaupten. Bereits von einem jüngeren Zeitgenossen, Sumarokov, wurde eine Schule begründet, die in vielem eine andere Richtung vertrat. Er begann seine literarische Laufbahn gleichzeitig mit Lomonosov, während dieser jedoch von Anfang an selbständig war, schuf sich Sumarokov erst bedeutend später eine bestimmte eigene Richtung. Während Lomonosov bereits eine bemerkenswerte Ode (und Rede) nach der anderen schuf, war Sumarokov noch ein Neuling in der Kunst und erst Ende der 40er Jahre gelang es ihm, sein literarisches Glaubensbekenntnis in allgemeinen Zügen auszuarbeiten. Von der Zeit an bestand neben der Lomonosov'schen eine neue, jüngere, ihr widersprechende Richtung.

Sumarokov legte seine Ansichten in eigens dazu geschriebenen Aufsätzen nieder, sonst auch in verschiedenen seiner Werke (Prosa und Dichtung). Das Leitmotiv seiner Kunstanschauung ist die Forderung nach „Natürlichkeit". Anstelle von Lomonosov's künstlich gehobenem Ton verlangt er Ungezwungenheit, statt Feierlichkeit — Einfachheit. Das sind seine Lieblingsbegriffe. Schlichtheit fordert er in seinen theoretischen und kritischen Aufsätzen, Episteln, didaktischen und satirischen Gedichten usw. Bereits in der im Einklang mit der neuen poetischen Theorie aufgebauten Епистола о стихотворстве (1748) verlangt er Schlichtheit und äußert sich gegen den Hyperbolismus und die Abweichung von der „natürlichen" Ausdrucksweise. Ausführlicher und bestimmter hat er sich hierüber später in seinen Prosaaufsätzen ausgesprochen. So verlacht und verspottet er im Aufsatz О неестественности diejenigen, die da schreiben, ohne

sich die Mühe zu machen die Schlichtheit der Natur nachzuahmen: „. . . . Je mehr ein Autor klügelt, desto mehr muß er sich verstellen, und je mehr er sich verstellt, desto mehr lügt er“. Immer wieder kommt Sumarokov auf dieses Thema zurück: er preist die „natürliche durch die Kunst geläuterte Einfachheit“, „die Klarheit und Reinheit“ in den Versen und empört sich über die „Listigkeit“, d. h. Unnatürlichkeit auf dem Gebiet der Dichtung, durch die sie ihre Schönheit einbüßt und „leer“ wird. Er tadelt jene Dichter, die so schreiben wie niemand je gesprochen hat, Wörter umstellen usw. Dreißig Jahre lang hat er mit Eifer, mit fast fanatischer Hingabe für seine Ansichten gekämpft und sie nach Kräften propagiert. Sumarokov meinte, man müsse vor allen Dingen möglichste Annäherung an die alltägliche Umgangssprache anstreben. So ist also das für Lomonosov und Sumarokov gleich akute Problem der poetischen Sprache, von beiden in entgegengesetztem Sinne gelöst worden. Die gehobene Sprache hielt Sumarokov für falsch. Es versteht sich von selbst, daß auch alle anderen Seiten einer als vortrefflich zu erachtenden Dichtung in der Vorstellung Sumarokov's mit dem ungekünstelten Stil in Einklang stehen. Er wollte einen poetischen Stil schaffen, der den Eindruck erwecken sollte, unmittelbar die Regungen der Seele oder des Verstandes wiederzugeben, ferner die Illusion einer unvorbereiteten und unbearbeiteten dichterischen Äußerung zu erwecken. Sorgfältig versucht er, die sichtbare Grenze zwischen Kunst und Realität zu verwischen. Alles Irdische, begonnen mit der Nachahmung der Umgangssprache bis zu den alltäglichen Themen soll in die Dichtung aufgenommen werden, denn allzu lange ist sie die „Sprache der Götter“ gewesen und hat ihre spezifisch-literarische Bearbeitung offensichtlich zur Schau getragen. Alles Technische der Dichtung muß dem Leser verborgen bleiben. Dann, meint Sumarokov, kann man aufrichtig sein, schlicht und klar dem Leser seine menschlichen Gedanken und Gefühle mitteilen. In seiner Verherrlichung der ungekünstelten Ausdrucksweise kommt Sumarokov auf die Volksdichtung zu sprechen. Er billigt auch diese als eine Kunst, die, seiner Meinung nach, nicht durch Verzicht auf das schlichte menschliche Wort entstellt ist. Im Aufsatz „О стихотворстве Камчадалов“ geht

er auf den Anteil der künstlerischen Bearbeitung und der spezifisch-poetischen Elemente überhaupt (in seiner Terminologie der „Kunst") in der Gliederung einer Dichtung und im Verhältnis zum Element der unmittelbaren Äußerung („Natur") ein. Am Ende des Aufsatzes sagt er: „Am ehesten kann die Dichtkunst, die sich als reinster Ausdruck des Natürlichen bezeichnen kann, durch die Kunst beeinträchtigt werden ... Verharren wir lieber in den Schranken von Natur und Vernunft und bei der Ansicht, daß es dem Menschen nicht geziemt über das Menschliche hinauszugehen. Die natürliche Darlegung ist unter allen die beste". An diesen originellen Naturalismus des Wortes knüpft sich die Forderung nach rationaler Klarheit der Dichtung. Der von Sumarokov dem Dichter ständig angepriesene „reine Gedanke" und seine klare Darlegung verbürgt seiner Meinung nach ein ungehindertes, leichtes Erfassen und eine richtige Wiedergabe des psychologischen Zustandes, den er vielleicht geneigt war zu rationalisieren.

Ausgehend von diesen allgemeinen Thesen stieß Sumarokov auf die Lomonosov'sche Tradition und war eifrig bemüht, sie zu widerlegen. Indem er sich für „Einfachheit und Natürlichkeit" einsetzte, polemisierte er gleichzeitig mit denjenigen, die anders schrieben. In einer Reihe von kritischen Ausfällen, verschleierten und offenen, nimmt er zu den Stilmitteln des Lomonosov'schen Systems Stellung. So übersetzt er einen Teil des Traktates „Vom Erhabenen" von Longin, welcher eine Kritik übt an der „Schwülstigkeit", dem Streben, „die Erhabenheit zu übertreffen", „immer etwas Außergewöhnliches zu sagen", „nicht angebrachter Begeisterung", überflüssiger „Ausschmückung" der Rede, den Metaphern usw. — alles vom Standpunkt der „Natürlichkeit" aus. In seinen originellen Aufsätzen stellt er die Behauptung auf, daß die von Lomonosov verkündete Fähigkeit, ganze Vorstellungsreihen schnell unter Ausschluß des einschränkenden wahren Verstandes zu erfassen, den Dichter zum „Faseln" veranlaßt, daß „die Vielrederei ein Zeichen der Gedankenarmut" sei. Alle diejenigen Reden und Schriften, die mehr Worte als Gedanken enthalten, bezeugen „die Stumpfheit des Verfassers"; er macht sich lustig über die „prächtigen" Oden und über jene Lyriker, die

„annehmen, daß eine Ode nicht zugleich prächtig und klar sein könne: seiner Ansicht nach habe Pracht ohne Klarheit keine Daseinsberechtigung“ (О разности между пылким и острым разумом; Об остроумном слове; К немысленным стихотворцам usw.). Häufig wendet sich Sumarokov gegen den „unverständlichen“ Stil, der nur einem einfältigen Leser gefallen könne, gegen Dichter, die so „außergewöhnlich schreiben, daß sie es selbst nicht verstehen“ usw.; er meint, es sei am leichtesten, einen „schwülstigen“ Stil zu schreiben, der für ihn gleichzeitig ein „leerer“ ist. Das von Lomonosov den Dichtern Anempfohlene empfindet Sumarokov als Mangel. Eine „laut tönende“ Dichtung ist für ihn zugleich auch eine „abgeschmackte“; so tadelt er den „hochtrabenden“ Stil, dessen Theorie Lomonosov ausgearbeitet hat usw. Die Werke der Lomonosov'schen Richtung erscheinen ihm wunderlich, schwülstig, aufgeblasen, schwerfällig usw. Noch klarer hat sich Sumarokov in einem Aufsatz geäußert, der der kritischen Analyse einer Ode von Lomonosov gewidmet ist (der Ode von 1747, der Aufsatz wurde erst 1781 gedruckt). Indem er sich gegen die Lomonosov'sche Art des Wortgebrauchs wendet, verwirft er in diesem Aufsatze konsequent einen jeden Bruch mit der Bedeutung des Wortes (der Trope). In seiner Forderung nach einem unausgeschmückten Stil ist er sehr streng; er spricht sich gegen die unbedeutendsten Metaphern oder Metonymien aus, sobald sie sich von dem ursprünglichen Wortgebrauch entfernen und folglich „unnatürlich“ sind. Mitunter ereifert er sich auch über die thematische Komposition der Oden, die Unterbrechung in der Durchführung des Themas, also die wesentlichsten Punkte des Lomonosov'schen Systems. Jedoch Sumarokov begnügt sich nicht mit der Kritik allein; er führt gegen seinen Gegner eine noch schwerere Waffe ins Feld — die Parodie. Diese sogenannten „unsinnigen Oden“ veranschaulichen am besten, was Sumarokov unter „Schwülstigkeit, Unklarheit“ usw. in den Gedichten der Lomonosov'schen Richtung verstand. Er parodiert darin die feierlichen Oden Lomonosov's, indem er mit bemerkenswerter Genauigkeit alle für sie charakteristischen Stilmittel anwendet und sie ad absurdum führt. So illustriert er in komisch-unsinniger Weise die Verworrenheit in der Darlegung des Themas, das Übergreifen

von einem Motiv zum anderen, ihm widersprechenden, die abstrakten, gigantischen Bilder, die Verschmelzung der verschiedensten Motivreihen, die immer wieder auftauchende Schilderung der in einem prophetischen Traum gen Himmel gehobenen Seele des Dichters, wie auch die überall vorkommende Begeisterung, ständiges Pathos, Ausrufe und schließlich die Lomonosov'schen Metaphern und (nach Sumarokov's Ansicht) unzutreffenden Epitheta usw.

In seiner Dichtung weicht Sumarokov ebenso stark von Lomonosov ab wie in der Theorie. So hebt er z. B. die Beschränkung im Wortschatz auf. Obgleich dieser auch nach ihm für die verschiedenen Literaturgattungen nicht der gleiche ist, so vermeidet er doch selbst in den „gehobenen" Gattungen die Anwendung von nur feierlichen Worten, sowie allzu häufige kirchenslavische Wörter und Formen; für die anderen Gattungen besteht nach ihm keinerlei Einschränkung hinsichtlich der Wortwahl. Gleichsam um seine Kühnheit in dieser Beziehung hervorzuheben, gebrauchte er häufig grobe und vulgäre Ausdrücke (besonders in den Fabeln). Die Prinzipien der semantischen Auswertung der Worte stimmen bei Sumarokov mit seiner Kritik der Lomonosov'schen Ode überein. Für ihn ist das Wort gleichsam ein wissenschaftlicher Terminus, dem ein genauer und durchaus konkreter Sinn zukommt; es ist an einen streng umgrenzten Begriff gebunden. Von einer Erweiterung der ursprünglichen Bedeutung oder gar ihrer Veränderung kann nicht die Rede sein. Die Verwendung von Tropen schränkt er daher auf ein Minimum ein. Dieses gleiche Prinzip des wissenschaftlichen, unausgeschmückten Stils führt er auch in der Syntax durch. Die Errichtung von Wortgebäuden ist Sumarokov fremd. Er bemüht sich, einen möglichst kurzen „ungezwungenen" Satz zu bieten. Auch in dieser Hinsicht kann sein Stil hauptsächlich negativ charakterisiert werden: er vermeidet Figuren, Symmetrien in der Anordnung der Satzelemente, Wiederholungen u. ä. In der Wortfolge verlangt er gleichfalls größte Natürlichkeit. Er vermeidet auch nicht nur gewollt-feierliche, kirchenslavische Wendungen, sondern die poetische Inversion überhaupt. Bei der thematischen Komposition seiner Werke führt Sumarokov sorgfältig das Prinzip der ratio-

nalen Folgerichtigkeit durch. Phantastische Abweichungen, die das Thema durchkreuzen und phantastische Bilder sind ihm fremd. Während sich Lomonosov von den Höhen der abstrakten Wortkunst nicht zur Erde herabläßt, verharrt Sumarokov hier und verzichtet auch auf Wortmalereien; seine Elemente sind Gefühl und Verstand, aber nicht Farbe, seine Phantasie ist emotional, jedoch nicht sinnlich. Einer entschiedenen Reform wurde auch das Gebiet der Thematik unterworfen. Die abstrakte, astrale Begeisterung von Lomonosov wird aufgegeben, obgleich die Lyrik auch weiterhin in der Dichtung bevorzugt wird. Sumarokov führt in sie persönliche, individuelle Erlebnisse als Thema ein. Die einfachsten, alltäglichsten Gefühle sind für ihn von außerordentlichem Interesse. Der wesentlichste Zug des Systems von Sumarokov, verglichen mit dem ihm vorangehenden, dem Lomonosov'schen, besteht in der geringeren Beeinflussung des Lesers. Der intensiven, geschraubten Ausnutzung aller Stilmittel, die bei Lomonosov aufgehört hatten zu befriedigen, stellt Sumarokov das Prinzip gegenüber, möglichst wenig spezifisch Poetisches in Stil, Plan und Thematik zu bringen. Nur eine Seite der poetischen Sprache hat er intensiver als Lomonosov berücksichtigt, nämlich die lautliche, genauer die rhythmische. Während sich Lomonosov auf einige wenige Versmaße beschränkte (vierfüßiger Jambus in der Ode, sechsfüßiger in der heroischen Dichtung, Tragödie und Epistel), ist Sumarokov bestrebt, für den russischen Vers neue rhythmische Möglichkeiten zu schaffen. Er gibt Proben der Anwendung für alle im Russischen möglichen metrischen Schemata; er schreibt in dreisilbigen Versfüßen mit willkürlichem Auftakt, schafft die verschiedensten strophischen Verbindungen von Versen, stellt Strophen aus Versen verschiedener Metren (Lieder) zusammen und schließlich auch logaödische Strophen (Lieder); er führt den freien Jambus (verschiedenfüßigen, mit und ohne Reim) in die gehobenen Literaturgattungen ein; er bildet (nach dem Vorbild von Trediakovskij, aber von ihm abweichend) russische Analogien zu den antiken logaödischen Strophen und wagt es sogar, in akzentuierenden Zeilen mit freiem Rhythmus (rhythmische Prosa; Psalme) zu schreiben. Dabei ist in Sumarokov's Dichtung bemerkenswert die seltene Verbindung des gesteigerten Interesses

für die rhythmische Organisation des Wortes mit minimaler Anwendung der Rhetorik (Tropen usw.). Die rhythmischen Versuche von Sumarokov beruhen auf seiner Vorliebe für Experimente, die er gemeinsam mit den Ansätzen zum schlichten Stil von Trediakovskij ererbt hat. Abgesehen von der Schaffung des neuen Systems der poetischen Stilmittel, ist Sumarokov's Werk noch dadurch wichtig, daß es durch seine außergewöhnliche Vielseitigkeit weite Möglichkeiten für die kommende Generation eröffnete, die das Begonnene weiter fortführen konnte. Für einige Literaturgattungen hatte Sumarokov bereits Vorgänger; trotzdem mußte er zum größten Teil von vorne anfangen. Er schuf Proben für fast alle damals bekannten Literaturgattungen; in dieser Beziehung hat nach ihm das 18. Jahrh. nur wenig Neues hinzugefügt. Nachdem er mit Liedern begonnen hatte, wandte er sich bald darauf den Oden zu (anfangs im Lomonosov'schen Geist), den Psalmen, Tragödien und Episteln; dann folgten Komödien, Fabeln, Epigramme, lyrische Gedichte (die sich schwer der einen oder anderen Gattung zuordnen lassen) und Idylle. Gleichzeitig (in den 50er Jahren) bearbeitete Sumarokov das Sonett, schuf antike Strophen und die anakreontische Ode. Darauf beschäftigte er sich mit Oper, Ekloge, Elegie, Drama; dann mit Aufsatz und Rede (in Prosa), Rondo, Satire; schließlich arbeitete er nach neuen Prinzipien die feierliche Ode um und wandte sich wiederum den Psalmen zu usw.

Obgleich sich Sumarokov bei der dichterischen Übertragung der Psalmen Davids an die von Simeon von Polock auf Lomonosov übergegangene Tradition hielt, gab er dennoch dieser Literaturgattung eine neue Richtung. Für ihn ist der Psalm weniger ein hohes Lied zu Ehren Gottes und seiner Erwählten als vielmehr ein Gebet des Menschen, der unter der Last des Lebens leidet und das Laster verabscheut. Der Auffassung von dem allgemeinmenschlichen Hymnus als einer individuellen Gebetsäußerung entspricht das Hervortreten des betenden Sängers und die allgemeine Vereinfachung des Stils, die für die Sumarokov'sche Lyrik überhaupt charakteristisch ist. Zu den Psalmen ist noch eine Reihe von Gedichten zu stellen, die keiner von den Literaturgattungen des 18. Jahrh. zugewiesen werden können. Sumarokov erweist

sich darin als Begründer eines für Rußland neuen Literaturtypus. Durchweg einfach und ungezwungen erzählt der Held dieser Dichtungen seine flüchtigen Erlebnisse und Gedanken. Das emotional-lyrische Element wird besonders durch die rhythmische Struktur der Lieder gestützt. Hierbei muß sich Sumarokov mit der seit langem gefestigten Tradition auseinandersetzen. Bereits in der Petrinischen Zeit gab es Liebesmotive in verschiedenen Variationen (Trennung, Untreue usw.) behandelnde Kunstlieder. Charakteristisch für dieses alte Lied waren die vielen kirchenslavischen Elemente, klassische Namen, Hyperbeln, auch der gehobene Ton im allgemeinen. (Eine ausgezeichnete Charakteristik der Lieder aus der Petrinischen Zeit bietet V. Peretz Очерки по истории поэтического стиля эпохи Петра I 1907.) Bereits in der Епистола о стихотворстве lehnte Sumarokov diese Stilmittel ab, zugunsten der schlichten Darstellung der Liebe. In seinen Gedichten wird die Intonation der Erregung mit schlichten, natürlich aneinandergereihten Worten und anspruchsloser Schilderung der Liebe verbunden. Das gleiche Motiv behandeln auch Sumarokov's Elegien. Ohne die rhythmischen Möglichkeiten des Liedes, an den alexandrinischen Vers gebunden, betont die Elegie noch weniger das Gefühlsmäßige, arbeitet dafür aber noch detaillierter die psychologischen Gefühlsmomente des Helden heraus. Das lyrische Element wiegt in der Elegie nicht nur vor, es herrscht hier sogar allein, während Beschreibung und Handlung gänzlich fehlen. Sumarokov's feierliche Oden wurden von seinen Zeitgenossen nicht besonders geschätzt; der junge Sumarokov hat nur wenige geschrieben; hierin war es besonders schwer, den Einfluß der Lomonosov'schen Vorbilder zu überwinden. Erst gegen Ende seines Lebens unterzog Sumarokov die feierliche Ode einer Reform. Hierin halfen ihm seine Schüler, die damals bereits eine eigene Richtung in der russischen Literatur vertraten. Diese neue Ode ist kein begeisterter Lobgesang, sondern vielmehr eine Meditation über wichtige Themen; sie enthält auch didaktische Elemente. Die Lomonosov'sche Manier — die lyrische Ordnungslosigkeit usw., wird durch klaren Aufbau und schlichte Darstellung ersetzt. Ein großer Teil von Sumarokov's Dichtungen ist der Ausarbeitung des lyrischen Themas, der Unzufriedenheit mit den Lebensbedingungen,

d. h. der Satire, gewidmet. Die Satiren im engeren Sinn sind in grober Sprache geschrieben; sie täuschen die hitzige Rede eines empörten, in seinen Ausdrücken nicht wählerischen Menschen vor und lenken die Aufmerksamkeit des Lesers auf die verschiedensten Seiten des Lebens von der Bestechlichkeit bis zum Theaterlärm usw. Sumarokov's Episteln sind gleichfalls an satirischen Ausfällen reich und stimmen bisweilen mit den Satiren überein. Auch in seinen zahlreichen Fabeln (374) tritt das satirische Element stark in den Vordergrund. Die Zeitgenossen erklärten sie einstimmig für seine beste Leistung, einen Schatz der russischen Dichtung. Vor allen Dingen ist in diesen Fabeln das Problem der Erzählungskunst im Sumarokov'schen Sinn herausgearbeitet. Der Erzähler, der sich immer bemerkbar macht, scherzt mit dem zuhörenden Leser, spricht von diesem und jenem und erzählt zwischendurch die eigentliche Fabel. Das Thema selbst kommt dabei erst an zweiter Stelle. Immer wieder schwelgt er in einer Menge von retardierenden Einzelheiten, Abweichungen, satirischen Ausfällen, Scherzen usw. Eine Moral fehlt mitunter ganz; meist ist sie nur der Gegenstand für die Schönrederei des Erzählers und das Sujet dient als erläuterndes Beispiel für das didaktische Thema. Dabei ist das Ganze eine in volkstümlicher Sprache vorgetragene Erzählung. Wohl kaum finden sich in der russischen Dichtung Beispiele für eine größere Ungezwungenheit und Freiheit der Sprache als in diesen Fabeln. Subalterne, grobe Ausdrücke, volkstümliche Redewendungen, Sprechintonationen sind für ihren Stil charakteristisch; das Metrum (freier Jambus nach deutschem Vorbild) und häufige Reime von bildungsgleichen Wörtern heben nach Möglichkeit die Schranken des Versschemas als solchen auf. Auch in Sumarokov's Eklogen finden sich lyrische Elemente; meist sind es lyrische Liebesgedichte in der Art von Pastoralen, die in den Rahmen einer bestimmten Situation oder eines Sujetfragments gestellt sind. Der Wortschatz der Ekloge ist auf die primitivsten Begriffe des Dorflebens beschränkt. Mitunter begegnet man auch einer ausgeschmückteren Sprache von spezifisch-pastoralem Typus (Anruf der Natur, negative Vergleiche usw.). Im allgemeinen bezweckt Sumarokov mit seinen Eklogen eine organische Verbindung von Lyrik, Epos und dramatischem Dialog.

Berühmt wurde Sumarokov vor allem durch seine Tragödien, die auch unter der späteren Generation weiterlebten. Er war der erste in Rußland, der Proben dieser Literaturgattung lieferte. Dabei gelang es ihm, ein originelles dramaturgisches System auszuarbeiten. Dieses bezweckt im Wesentlichen, alle Elemente der Tragödie zu vereinfachen, und entspricht hierin der allgemeinen Richtung seines dichterischen Schaffens. Die Handlung dieser Tragödien ist im höchsten Maße vereinfacht. Intrigen im eigentlichen Sinne fehlen; meist ist das ganze Stück auf der Entwicklung einer Situation aufgebaut. Die dramatische Handlung wird gewöhnlich auf ein Ereignis eingeschränkt. Episoden werden vermieden. Das Verhältnis der Helden untereinander ist durchaus unkompliziert. Die Stationierung des Tragödienplans hebt das lyrische Element hervor, je mehr die vorliegende Situation sich in der Enthüllung des seelischen Zustandes des Helden äußert; hiermit wird das klassische, konventionelle Schema der thematischen Ausnutzung eines jeden der fünf Akte hinfällig. Auch der dramaturgische Apparat wird vereinfacht. Die Zahl der handelnden Personen ist klein (in Синав и Трувор nur 4), die Szene duldet nicht gleichzeitig mehrere Teilnehmer am Dialog. Schließlich werden die „Vertrauten" in ihren spezifischen Funktionen eingeschränkt oder ganz weggelassen. Der Kampf mit den „Vertrauten" als Personen, die die Handlung nicht fortführen, aber für Zusammenhang und Klarlegung einer jeden komplizierten Intrige in der klassischen Tragödie notwendig sind, bedingt wiederum ein einfaches Sujetschema. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, mehr Monologe als Ersatz der Pseudo-Dialoge mit den Vertrauten einzuführen. Auch die theatralische Handlung wird vereinfacht; bei dem vollständigen Fehlen des Pathetisch-Schaurigen im Sujet vermeidet Sumarokov auch alle theatralischen Effekte. Er strebt nicht danach, seinen Werken eine lokale Färbung zu geben, und läßt daher die meisten seiner Tragödien in Altrußland spielen; die Helden entnimmt er meist der russischen Geschichte. Schließlich ist seinen Tragödien eine moralische Tendenz eigen, die ihn veranlaßt, eine deutliche ethisch-bewertende Charakteristik seiner Helden zu geben und ihre Mißgeschicke im fünften Akt glücklich enden zu lassen. Eines großen Erfolges

erfreuten sich auch seine Opern, die stark von Quinault, teilweise auch von Metastasio beeinflußt sind. Die lyrischen Elemente werden hier in Arien getrennt und haben ihre eigene Entwicklung. Außer Tragödien, Opern und Librettos für höfische allegorische Feerien hat Sumarokov noch ein Drama in Gedichtform (Пустынник) geschrieben. Er versuchte darin das alte Schulmysterium zu neuem Leben zu erwecken.

Sumarokov's Schule. Nachdem sich das Sumarokov'sche System Ende der 40er Jahre gefestigt hatte, stand es etwa zehn Jahre lang in ständigem Kampf mit demjenigen von Lomonosov. Die Zeitgenossen nahmen an dieser dichterischen Zwietracht regen Anteil. Viele von ihnen stellten sich auf die Seite eines dieser Dichter und ließen sich in ihrer Geschmacksrichtung von dessen System bestimmen. Es bildeten sich Parteien; man stritt ständig über die Vorzüge oder Mängel der „lauttönenden" Lomonosov'schen Dichtung verglichen mit der schlichten des „sanften" Sumarokov. Diese Erörterungen bestanden noch lange fort; zwei Schilderungen dieser Streitigkeiten (1769) von Anhängern Sumarokov's sind auf uns überkommen. Es kam soweit, daß Sumarokov Protest gegen die „ständigen Debatten über Lomonosov und ihn selbst" einlegen mußte (1774). In den 50er Jahren überwarfen sich die im Prinzip verschieden orientierten Führer auch persönlich und griffen einander mehrfach in Gedichten und Prosa an. Augenscheinlich neigte Sumarokov wie viele Neuerer in der Hitze der Polemik dazu, überhaupt keine Verdienste seines Vorgängers gelten zu lassen; Lomonosov war über die Kühnheit des neuaufgetauchten Genius empört, der es wagte, seine Autorität zu erschüttern. Die 50er Jahre sind also die Zeit, da zwei Größen der Literatur mit gleichen Kräften gegeneinander ankämpften. Doch bereits seit Beginn dieses Jahrzehnts taten sich daneben jüngere und damals noch weniger bedeutende Literaten hervor. Um diese Zeit brach die rege, in Gedichten geführte Polemik zwischen den beiden Parteien aus. Einerseits warfen die überzeugten Anhänger der Sumarokov'schen Prinzipien (I. Jelagin u. a.) den Werken von Lomonosov Unverständlichkeit, Sinnlosigkeit, Verworrenheit, Schwülstigkeit usw. vor. Andererseits war Lomonosov fast ausschließlich auf seine eigenen Kräfte angewiesen.

Um sich vor den Angriffen der Feinde zu verteidigen, berief er sich auf die Autorität eines Homer, Vergil usw. und wies darauf hin, daß auch sie Hyperbeln und phantastische Bilder in der Art seiner eignen gebrauchen. Einer seiner Anhänger griff Jelagin (den Verfasser der „Сатиры на петиметра“) wegen seiner realistischen Beschreibung von Einzelheiten aus dem Leben usw. an. Damals begannen die Werke dieser jüngeren Parteigänger auch im Druck zu erscheinen. Bereits 1751 druckte I. Golenevskij drei Oden (darauf verstummte er auf 11 Jahre), worin er die Lomonosov'sche Manier bis zum Extrem durchführte. Mitte der 50er Jahre trat Popovskij, ein Schüler Lomonosov's, im Druck hervor, worauf man ihm eine große Zukunft verhieß. Andrerseits beherrschte Sumarokov in der seit 1755 herausgegebenen Zeitschrift der Akademie den der Poesie gewidmeten Teil (Ежемесячные Сочинения). Außer seinen Gedichten erschienen darin die von Cheraskov, S. Naryškin, Nartov u. a.; sie alle setzten in irgend einer Weise die von ihm geschaffene Richtung fort. Jedoch alle diese Namen änderten an der Sachlage nichts; sowohl Lomonosov als Sumarokov brauchten mit diesen verstreuten und wenig zahlreichen Veröffentlichungen ihrer Schüler nicht zu rechnen; jede der beiden Richtungen realisierte sich zu jener Zeit in den Werken ihres Führers. So verhielt es sich bis 1759 als sich dieser Zustand zugunsten Sumarokov's änderte. Damals begann er die Zeitschrift Трудолюбивая пчела herauszugeben, worin er im Laufe eines Jahres eine Menge seiner Werke in Prosa und Versen veröffentlichte. Es war ein entscheidender Angriff, zu dem Sumarokov alle seine Kräfte mobilisiert hatte. Von Wichtigkeit war auch, daß es ihm gelungen war, eine Reihe junger, für seine literarischen Bestrebungen begeisterter Schriftsteller für die Zeitschrift zu gewinnen; so wurde die Трудолюбивая пчела die erste Grundlage für die Organisation der Sumarokov'schen Schule. Unter ihren Mitarbeitern befanden sich S. Naryškin, Rževskij, Nartov, Ablesimov, Katharina Sumarokova (die Tochter des Herausgebers) u. a. Wie bescheiden auch die Beiträge eines jeden von ihnen waren, so bedeuteten sie doch einen Schritt vorwärts; während Lomonosov allein blieb (Popovskij hatte sich von ihm abgewandt), konnte sich Sumarokov

nicht nur auf ein eigenes Organ, sondern auch auf eine Reihe von Schülern stützen. Einen weiteren Fortschritt in der Entwicklung der Sumarokov'schen Richtung bedeutet die 1760 begründete Zeitschrift Полезное Увеселение, die erste aus der Serie der Veröffentlichungen der Moskauer Universität. Trotzdem Sumarokov einige Dichter für seine Zeitschrift gewann, so war ihr Anteil (wie auch der anderen mit Ausnahme der beiden Koryphäen) an der Literatur bis 1760 ein sehr beschränkter; sie konnten sich nur passiv dem einen oder anderen Führer anschließen, waren aber nicht imstande, die Tradition weiter zu entwickeln. Dagegen traten seit 1760 eine Reihe junger Dichter, die durch die gemeinsame Richtung noch mehr als durch persönliche Freundschaft verbunden waren, literarisch hervor. Mit einem Male wurde die Literatur durch die Zeitschrift Полезное Увеселение um eine große Anzahl von Namen bereichert, unter denen sich nicht wenige künftige Größen befanden. Alle, die bis dahin nur selten und verstreut zu Worte gekommen waren und kaum beachtet, unreif und unorganisiert tätig gewesen waren, stellten nun in ihrem eigenen Organ, zu Männern gereift und zu einer Gruppe verbunden, eine Macht dar. Neben ihnen erstand eine nicht geringere Anzahl neuer, bereits in dieser Richtung erzogener Dichter, zu deren Entfaltung die Полезное Увеселение beitrug. Die Seele dieser Zeitschrift, Herausgeber, Inspirator und tätigster Mitarbeiter war Cheraskov; sein nächster Berater — Rževskij; außer ihnen sind noch Nartov, S. und A. Naryškin, Karin, Popovskij, Bogdanovič, Sankovskij, E. Cheraskova, V. Majkov (seit 1762) u. a. zu nennen. Eine besondere Rolle spielte die Zeitschrift von Cheraskov bei der Schlichtung des Streites zwischen dem Lomonosov'schen und Sumarokov'schen System. Die Dichter des Полезное Увеселение bekannten sich zu Sumarokov, — so daß es ein Organ seiner Richtung wurde. Es ist ja ganz verständlich, daß sich die kühnen Schüler dem jüngeren Führer anschlossen: das Neue siegt bekanntlich schon aus dem Grunde, weil es neu ist. Die so organisierte Schule Sumarokov's wurde in den nächsten Jahren und sogar Jahrzehnten in der russischen Literatur führend. Jedoch nicht lange hielt die äußere Einigkeit der Gruppe an. Zu Anfang des Jahres 1763 erschien

unter der Leitung Cheraskov's die Zeitschrift Свободные Часы. Sie verfügte aber über weniger Mitarbeiter, auch kam ihr wie auch den übrigen Ausgaben dieser Serie (Невинное Упражнение 1763, Доброе Намерение 1764) eine geringere Bedeutung zu. Obgleich sich die Dichter des Полезное Увеселение zu Sumarokov bekannten, setzten sie doch nicht jene Polemik fort, die ihr Führer samt seinen Gesinnungsgenossen in den 50er Jahren geführt hatte. Die 60er Jahre sind die Zeit der Stärkung ihrer Position: mit dem Lomonosov'schen System hatte man abgerechnet. 1765 starb Lomonosov, der sich sogar selbst in seinen letzten Jahren dem Einfluß der neuen Schule nicht entziehen konnte. Nach seinem Tode gab es keinen Gegner mehr, mit dem man den Kampf hätte fortsetzen können. Die Dichter des Полезное Увеселение fußten auf Sumarokov's Werk; ihn überschüttete man mit Lobpreisungen; sein Urteil hielt man für maßgebend. Selbst die bedeutendsten Dichter der Schule ahmten ihn unmittelbar nach, im Glauben an den absoluten Wert eines jeden Griffes. Ja, sie hielten sogar eine gelungene Nachahmung guter Vorbilder für die Literatur für erwünscht. So erzählt z. B. Cheraskov die Sumarokov'sche Fabel Филлида wieder, wobei er nicht nur die thematische Struktur, sondern sogar Metrum wie Strophen beibehält und zwar tut er das bereits einige Monate nach ihrem Erscheinen (Пастушка). Auch für eine seiner Tragödien (Пламена) entlehnt er den Stoff aus Sumarokov's Семира. V. Majkov übernahm aus der Fabel Мореплаватели von Sumarokov Thema, Komposition, Metrum, einzelne Motive und Einzelheiten der Konstruktion, ferner Wendungen und Reime. Nicht minder lehnte sich Rževskij in einer seiner Oden an das Sumarokov'sche Gedicht Часы an usw. Noch überzeugender und einleuchtender ist ein Vergleich der von den Dichtern des Cheraskov'schen Kreises angewandten Manier mit derjenigen der entsprechenden Literaturgattungen bei Sumarokov. Wenn wir z. B. die Fabeln V. Majkov's oder des jungen Rževskij mit den Sumarokov'schen vergleichen, so ergibt sich, daß die Schüler angefangen mit dem einfachen Wortschatz bis zu den retardierenden Elementen, der Ausnutzung des Didaktischen oder sogar der Struktur des Reimes, das ganze System des Lehrers genau wiederholen. Gleichem begegnet man

in vielen anderen Fällen. Es werden allerdings auch erfolglose Versuche gemacht, den Sumarokov'schen Kanon aufzugeben. So führt z. B. Cheraskov in die erste seiner Tragödien (Венецианская Монахиня) einige Neuerungen zum Teil unter dem Einfluß der zeitgenössischen französischen Tradition ein (seine Tragödie ist im Voltaire'schen Sinn tendenziös, arbeitet mit starken Effekten usw.); obgleich er im wesentlichen Sumarokov folgt. Diese vereinzelten Abweichungen werden aber in den folgenden Tragödien wett gemacht: Cheraskov kehrt da wieder zu der Sumarokov'schen Tradition zurück. Wenn sich jedoch die Dichter des Cheraskov'schen Kreises nur auf eine Wiederholung des Systems ihres Lehrers beschränkt hätten, so wäre ihr Wert für die russische Literaturgeschichte nur gering. Sie führten aber die von Sumarokov geschaffene Tradition weiter aus und hierin liegt ihre Hauptbedeutung. Auf Sumarokov fußend, setzen sie sein Werk selbständig fort. Indem sie die Manier ihres Lehrers vertiefen und weiterentwickeln, arbeiten sie dieselbe gleichzeitig um, führen neue Elemente in die Tradition ein, geben alte auf usw. Dank diesen Schriftstellern aus der Schule von Sumarokov, die seine Ratschläge befolgten und sich dennoch ihm gegenüber schöpferisch frei verhielten, kam eine neue Richtung in der russischen Literatur auf. Die Umarbeitung und Ergänzung der Sumarokov'schen Tradition, teilweise auch ihre Überwindung machen in den 60er und 70er Jahren den Inhalt der russischen Dichtung aus. Einige Züge Sumarokov's wurden nicht in vollem Maße von seinen Schülern übernommen. So blieben z. B. seine Bemühungen, die verschiedensten rhythmischen Möglichkeiten des russischen Verses auszubauen, von seinen Schülern mehr oder weniger unbeachtet. Vielleicht hing diese Vernachlässigung des Lautlichen im Verse mit dem abnehmenden Interesse für das lyrische Element in der Thematik zusammen. Wenigstens bemerkt man bereits bei Sumarokov's nächsten Schülern ein Zurückgehen des lyrischen Elements, das so charakteristisch für ihn und die 40er und 50er Jahre überhaupt ist. Ein unmittelbarer lyrischer Erguß wurde nunmehr als ungerechtfertigt und rational unmotiviert empfunden, die rein lyrischen Literaturgattungen wurden einer Umformung unterzogen. So erhielt die von den Dichtern des Cheraskov'schen

Kreises eifrig bearbeitete Elegie ihre Motivierung wie ein Brief oder Monolog. Im ersten Fall wurde sie zu einer „Heroide“, im zweiten machten sich darin emphatischer Grundton, starke Gefühlsbewegungen, abgerissener Stil, Intonation einer an irgend jemand gerichteten Rede, d. h. alle Züge eines dramatischen Monologes oder sogar einer umfangreichen Replik bemerkbar. Gleichzeitig dringen in die Elegie Elemente der epischen Erzählung ein. Man beginnt mit dem Namen der auftretenden Heldin, der Einführung dritter und vierter Personen (außer dem Helden und seiner Geliebten) und endet schließlich mit einem ganzen Sujet. Mitunter wird auch auf das kanonische Metrum (zweizeiligen sechsfüßigen Jambus, den sogenannten „Alexandrinischen Vers“) verzichtet; es begegnen bereits Elegien in Strophen. Während die Elegie im Schwinden begriffen ist, in eine Reihe anderer Literaturgattungen übergeht, entsteht daneben eine neue vielverheißende Dichtungsart, in der die Meditation vorherrschend ist. Es sind dieses „Stanzen“ und Meditationsoden. In diesen Literaturgattungen mußten die Elemente intimer Lyrik mit didaktischen verschmolzen werden. In gleicher Weise vereinigt die von Cheraskov für Rußland neugeschaffene philosophische Ode Didaktik und hohe Lyrik feierlicher Oden. In dieser sich auch auf Stil und Thematik ausdehnenden Verbindung bestand die Aufgabe der Zeit. An die Stelle der vorwiegenden Gefühlsäußerungen tritt die Darlegung der Meditationen, jedoch im Ton von lyrischen Zuständen, mitunter sogar durch diese bedingt. Die Episteln nehmen dagegen den Charakter einer rein didaktischen Erörterung an und sind sowohl in ihrer Sprache als auch in der thematischen Komposition wissenschaftlich angelegt. Wenig beachtet werden die lyrischen Gattungen, die Satiren und Lieder, dafür erscheinen aber um so mehr didaktische Dichtungen. Cheraskov veröffentlicht seine Плоды Наук, Bogdanovič seine Сугубое блаженство. Es sind dieses Dissertationen in Versen wie akademische Traktate aufgebaut. Gemeinsam mit den Veränderungen im System der literarischen Gattungen ändert sich auch der Stil. Die ungezwungene Schlichtheit der Sumarokov'schen Sprache befriedigt nicht mehr. Man erstrebt geordnetere Sprache und organisierteren Satzbau. Man ist bemüht, die Ausdrucksfähigkeit

der Sprache zu verstärken. Dadurch macht sich in der Meditationsode (z. B. bei Cheraskov) ein Streben nach symmetrischer Anordnung der syntaktischen Elemente bemerkbar. Fragesätze und andere Teile der Rede werden nicht zu einer Periode zusammengeschlossen, sondern füllen parallel die entsprechenden Teile der Strophe aus. Wiederum beginnt die Rede ein bestimmtes Schema zu offenbaren, sich einer Vorlage unterzuordnen auf Kosten des „natürlichen“ Flusses des unorganisierten Satzes. Es lassen sich mitunter (z. B. bei Rževskij) ganze Systeme von Antithesen aufweisen, die in Verbindungen einander widersprechender, in parallelen Reihen angeordneter Begriffe übergehen. Hier ist die „Schlichtheit“ von Sumarokov bereits ganz aufgegeben; Logik und Natürlichkeit sind abstrakten gekünstelten Wortgebilden zum Opfer gefallen. Die in den 60er Jahren verbreitete „anakreontische Ode“ (ohne Reim) beruht gleichfalls auf einer bestimmten Anordnung der Worte, auf Parallelismen, Wiederholungen (Anaphorä u. a.) usw. Eine größere Ausdrucksfähigkeit der Rede verglichen mit der glatten von Sumarokov wird durch Anhäufung von rhetorischen Elementen angestrebt. Mitunter werden Reihen von umfangreichen Vergleichen gebracht, die Metaphern entwickeln sich zu besonderen Motiven usw. Auch hierin wird also gegen Sumarokov's Lehre verstoßen. Doch diese stilistischen Änderungen dringen nur allmählich und zuerst nur in geringer Zahl in das ererbte System ein. Neben den neuen Elementen hält sich zäh das Alte, die Grundlage dieser Neuerungen. So finden sich z. B. in den meisten Erzeugnissen des Cheraskov'schen Kreises die gleichen Prinzipien der Anordnung des Wortschatzes, der semantischen Glätte, wie bei Sumarokov. Gleiches gilt auch für den syntaktischen Aufbau des Satzes (d. h. seinen inneren Aufbau, unabhängig davon, welche kompositionellen Verbindungen er mit anderen Sätzen eingeht). In dieser Hinsicht läßt sich sogar eine Vertiefung des Sumarokov'schen Prinzips beobachten: so setzt sich z. B. in der Meditationsode immer mehr die Sprechintonation durch, sozusagen der syntaktische Prosaismus; hiermit wird der Eindruck einer subjektiven Äußerung, einer intimen Erzählung über die eigenen Gedanken, erweckt, was für diese Gattung (z. B. bei Cheraskov) charakteristisch ist.

In der von Sumarokov gewiesenen Richtung setzten auch seine Schüler ihre Arbeit auf dem Gebiet der Fabel fort. Das Ergebnis war jedoch Zersetzung des alten Systems. Die Elemente des Erzählungsornaments, Abweichungen und Plaudereien über dieses und jenes, bildeten sich allmählich in den Fabeln des Cheraskov'schen Kreises zum Hauptteil aus und verdrängten schließlich die letzten Reste des Sujets. Von der Fabel zweigte sich sogar eine besondere Gattung ab — die Plauderei in Versen (vgl. die „прибаски" von Cheraskov) mit stark didaktischer Färbung. Andrerseits bildete sich das Sujet, befreit von dem retardierenden Ornament zu einer kurzen, konsequent durchgeführten Fabel aus, der Erzähler fehlt darin ganz oder tritt nur wenig in den Vordergrund, dafür erhält der epische Kern der Fabel mit der von ihr getrennten „Moral" (z. B. in Cheraskovs „moralischen Fabeln") die ausschlaggebende Bedeutung. Erwähnt werden muß ferner, daß sich im Schaffen Cheraskovs, des Führers der Dichter Sumarokov'scher Schule, am deutlichsten Sinn und Inhalt fast aller von diesem Kreise am Sumarokov'schen System vorgenommenen Änderungen offenbart.

V. Petrov. In der ersten Hälfte der 60er Jahre nahm die aufbauende Arbeit der Sumarokov'schen Schule einen ungehinderten Verlauf. 1766 trat aber ein Schriftsteller mit neuen Tendenzen hervor, die teilweise an diejenigen von Lomonosov erinnerten. Es war Vasilij Petrov, damals bereits ein gereifter Dichter. Hierin ähnelt er Lomonosov. Berühmt wurde er hauptsächlich durch seine feierlichen Oden, die von Anfang an Beifall bei den einen, Empörung bei den anderen hervorriefen. Wiederum war Zwietracht auf dem russischen Parnaß ausgebrochen und zwar diesmal auf lange Zeit. Die Anhänger Sumarokov's konnten sich natürlich mit seinen Oden, der darin herrschenden verworrenen Syntax und stark mit Inversionen durchsetzten Sätzen nicht einverstanden erklären. Bisweilen häuft Petrov soviel komplizierte Sätze aneinander und nimmt eine derartig abstrakte Umstellung der Worte vor, daß er unverständlich wird; die Schwerfälligkeit seines Stils unterstreicht wiederum den Bruch mit der praktischen Umgangssprache. Im Zusammenhang hiermit steht auch die Umgestaltung des Wortschatzes. Eine ganze Reihe sel-

tener, veralteter und kirchenslavischer Wörter belastet den Stil. Überhaupt dringen wiederum kirchenslavische Elemente in großer Zahl in die poetische Sprache ein. Doch Petrov gibt sich nicht mit dieser „Hebung“ des lexikalischen Bestandes seiner Sprache zufrieden, sondern gebraucht noch zusammengesetzte Wörter, die teils durch das Kirchenslavische gerechtfertigt werden, meist aber Neuschöpfungen sind, mitunter sogar neue Formen. Auch hierin bricht er mit der gewöhnlichen, allgemeinüblichen Sprache. Er liebt es ferner, eine Reihe von Namen besonders aus der alten Geschichte und Mythologie aneinander zu flechten. Diese teils von Lomonosov, teils von Sumarokov übernommene Methode wird von ihm in extremster Form angewandt. Unbehindert durch Sumarokov's Tradition des Wortgebrauchs kehrt er auch hierin zur Lomonosov'schen Freiheit zurück. Poetische Metaphern u. dgl. sind wiederum häufig bei Petrov, der von Lomonosov die kühne Anwendung von Tropen gelernt hatte. Auch hyperbolische Bilder, mitunter in phantastischer Färbung kommen oft vor, es zeigt sich auch ein Streben nach Ausschmückung des Stils durch Tropen und Figuren. Und doch ist die Dichtung Petrov's keine vollkommene Rückkehr zu Lomonosov. Die Arbeit der Sumarokov'schen Schule war nicht vergeblich gewesen. Von der lyrischen Begeisterung (allerdings zeigte sie sich noch in der Anhäufung von Figuren) waren nur rudimentäre, von Zeit zu Zeit wieder auftauchende Motive übrig geblieben. Das Thema wird mehr oder minder klar durchgeführt. Manchmal frönt Petrov der lyrisch-didaktischen, „philosophischen“ Ode, indem er entsprechende Einschaltungen macht oder den größten Teil des Gedichtes moralischen Erörterungen widmet (z. B. in der Ode an den Grafen Orlov 1771 u. a.). Doch diese der Tradition der Sumarokov'schen Schule entsprechenden Züge sind geringfügig, wenn man sie mit dem von Lomonosov Übernommenen und seinen eigenen Neuerungen vergleicht. Erwähnung verdient vor allen Dingen die Neigung zu deskriptiven Elementen. Während Sumarokov's Anhänger von der reinen Lyrik zur Meditation und Didaktik gelangten, schlug Petrov einen anderen Weg ein: er versucht, die Lyrik durch Beschreibungen und Erzählungen zu beleben. Ohne die Elemente des Sujets in seine Oden einzuführen, nähert er sie dennoch durch

konsequente Schilderungen verschiedener Ereignisse dem Epos. Ebenso konsequent schildert er z. B. eine Schlacht, einen Zweikampf u. dgl. Eine wichtige Errungenschaft bilden ferner die Schilderungen der äußeren Welt, indem er an das sinnliche Vorstellungsvermögen des Lesers appelliert. Weder in Lomonosov's abstraktem Lyrismus, noch in Sumarokov's verstandesmäßiger und einfacher „Sprache der Sinne“ oder in den Meditationen von Cheraskov tritt der konkrete Gegenstand als Motiv in seiner beschaulichen (oder überhaupt sinnlichen) Gestalt auf. Petrov unternahm die ersten, noch schüchternen Versuche, einen Gegenstand mit Hilfe leuchtender Metaphern, anschaulicher Epitheta und charakteristischer Details usw. bildhaft zu machen. Die Tropen verfolgen hierbei einen andern Zweck als bei Lomonosov; sie hören auf, abstrakter Wortschmuck zu sein und dienen nunmehr zur Bereicherung der Wortbedeutung. Es muß jedoch erwähnt werden, daß solche „malerische“ Stellen bei Petrov noch selten sind und keine wichtige Rolle spielen. Die von Petrov gezeichneten, häufig hyberbolischen „Bilder“ zeichnen sich mitunter durch äußere Pracht aus. Er zeigt eine Vorliebe für die Üppigkeit und neigt bei seinen Wortmalereien dazu, kostbare Steine, Glanz usw. in seine Gedichte einzustreuen. Daneben bietet er aber auch realistische Einzelheiten (z. B. den an der Stirn des Mädchens oder am Leibe des feurigen Rosses perlenden Schweiß usw.). Der für die Ode kanonisierte vierfüßige Jambus befriedigt Petrov nicht. Später beginnt er gleichzeitig mit Kostrov, Oden in jambischen Strophen und Versen verschiedener Länge zu schreiben; zu Beginn seiner Tätigkeit, als seiner Dichtung die größte Bedeutung zukam, äußert er seine Unzufriedenheit mit dem alten Schema auf andere Weise: er unterwirft sich ihm nicht, und verstößt gegen den Jambus so oft es ihm beliebt: setzt betonte Silben an die Stelle der unbetonten, d. h. er tut gerade das, wogegen Sumarokov ankämpfte, der für die Erhaltung des metrischen Schemas in allen rhythmischen Abweichungen eingetreten war. Auch im allgemeinen weicht das Petrov'sche System stark von den poetischen Anschauungen Sumarokov's und seiner Schüler ab. Es darf daher nicht wundernehmen, daß er gleich zu Beginn seiner literarischen Tätigkeit von polemischen und satirischen Angriffen

aus dem Lager der herrschenden Richtung überschüttet wurde. Als 1766 Petrov's erste, alle charakteristischen Merkmale seines Systems enthaltende Ode erschien, veröffentliche Sumarokov eine Parodie darauf. Sie bezweckte, Petrov's Dichtung als die eines angeblichen Fortsetzers von Lomonosov's Werk zu diskreditieren. Sumarokov parodiert dabei Petrov nicht nur in der Art, wie er es früher bei Lomonosov getan hatte, sondern greift ihn zuweilen persönlich an. Auch die für Petrov allein charakteristischen Stilmittel kommen nicht besser weg. Dem Vorgang von Sumarokov folgten seine Schüler. Die Polemik wurde noch dadurch verschärft, daß sich unter Petrov's Anhängern auch literaturkundige und hochgestellte Persönlichkeiten, wie Potemkin und die Zarin selbst, befanden. Beide Parteien verbanden bemerkenswerterweise die Tätigkeit Petrov's mit den Erinnerungen an Lomonosov Potemkin und seine Gesinnungsgenossen hielten den neuen Dichter für einen „zweiten Lomonosov" (oder stellten ihn sogar höher als diesen). Besonders heftig war die Polemik von 1769—1770, weil Sumarokov's Schüler damals die Möglichkeit hatten, sich in ihren vielen Zeitschriften rückhaltslos zu äußern. In der Zeitschrift Смесь[1]) spricht sich Emin gegen Petrov aus wegen der „Unsinnigkeit" seiner Verse und parodiert die für ihn charakteristischen schwerfälligen Sätze und Metaphern. Ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift (wahrscheinlich Novikov) behauptet, die Begabung Petrov's sei nichtig und sein Erfolg beruhe auf der Vorliebe der Öffentlichkeit für alles Neue. Novikov veröffentlichte im Трутень ein Epigramm auf Petrov und griff ihn in einem seiner Aufsätze an; er klagt darüber, daß die Anhänger Petrov's die Widersprüche in seinen Versen nicht merken („ни цвет к цвету, ни мысль к мысли, ни разум к делу пе подобраны") und beruft sich dabei auf die Sumarokov'sche Parodie. Die Angriffe wurden auch späterhin fortgesetzt. Sumarokov selbst nahm gleichfalls an der Polemik teil, führend waren aber Novikov und V. Majkov, die wiederholt Petrov lächerlich zu machen suchten

1) Daß die Zeitschrift Смесь. Emin gehörte, ist durch die vorzügliche Untersuchung von V. Semennikov Русские сатирич. журналы 1769—1774 годов. Petersburg 1914 geklärt.

und seine Verse parodierten. Auch Petrov blieb ihnen nichts schuldig; seine Antwort an Emin und Novikov veröffentlichte er im Vorwort zu seiner Übersetzung der Äneide (1769—1770); als sich aber Novikov im „Опыт исторического словаря о российских писателей“ ungünstig über ihn äußerte, machte Petrov in einer seiner Episteln dieses Werk herunter. Somit zeichnet sich das Ende der 60er Jahre und der Anfang der 70er durch den Kampf der den Sumarokov'schen Prinzipien ergebenen Dichter für ihre Richtung gegen die Angriffe der neuen, mit der man bereits zu rechnen hatte, aus.

Die siebziger Jahre. Die Arbeit der Sumarokov'schen Anhänger nahm in den 70er Jahren einen anderen Charakter an, als die von feindlichen Strömungen bedrohte Schule ihre Errungenschaft durch eine Reihe hervorragender Schöpfungen befestigen konnte. Damals trennte sich die Schule immer mehr von ihrem Lehrer. Sumarokov's neuen Werken, die teils neue Wege eröffneten, teils jedoch von den Arbeiten seiner früheren Schüler beeinflußt waren, kam nicht mehr die gleiche Bedeutung zu wie in den 50er oder sogar noch 60er Jahren. Sein 1777 erfolgter Tod ging an der Literatur fast spurlos vorüber, weil bereits einige Jahre vorher Cheraskov das tatsächliche Haupt der Bewegung geworden war, seit 1760 Führer der Sumarokov'schen Schule. In den 70er Jahren beherrschte er die Literatur. Durch seine 1779 erschienene Россиада hatte er sich den Ruf des größten zeitgenössischen Schriftstellers erworben. In der Person Cheraskov's und seiner Anhänger wurde die frühere Sumarokov'sche Schule in der Dichtung führend, trotz der Existenz und des Erfolges von Petrov's Werken. Den Hauptinhalt der Zeit bildet die Schaffung der großen Formen auf Grund der im vorhergehenden Jahrzehnt geleisteten Arbeit. Dabei beschäftigten sich die führenden Geister mit dem Sujet und der komplizierten thematischen Komposition in den erzählenden Literaturgattungen. Die Lösung dieses Problems vollzog sich auch gleichzeitig in der Prosa. Es muß erwähnt werden, daß die literarische Produktion in den 70er Jahren überhaupt stark zurückging: eine ganze Reihe von Literaturgattungen wurde wenig beachtet und bearbeitet; dieses trifft besonders für die kleinen poetischen Gat-

tungen zu, sowohl die lyrischen als auch die meditativen u. a. (z. B. die Ekloge). Viele Dichter waren in den Hintergrund getreten und die Dichtung befand sich in der Hand von einigen wenigen hervorragenden Schriftstellern. Dagegen gewann damals die Prosa (seit 1769 die satirischen Zeitschriften) an Bedeutung. Von den kleinen Literaturgattungen erfuhr nur die Fabel eine neue Entwicklung durch Chemnicer. Sie nahm Ende des Jahrzehnts ihren Anfang und fand in den 80er Jahren ihren Abschluß. Für die russische Fabel brach so eine neue Zeit an. Das System der Fabeln von Chemnicer ergab sich aus der Arbeit der 60er Jahre, besonders aus derjenigen von Cheraskov. Bei Chemnicer fehlt der Erzähler. Die Fabel besteht aus einer objektiven Erzählung, es fehlt ihr die Neigung zur Satire. Das Thema ist meist eine Anekdote belehrenden Inhalts, mitunter ein sich in Handlung entwickelndes Epigramm. Der Schwerpunkt liegt in der Darlegung. Die Erzählung tritt in den Vordergrund und die Fabel wird dadurch rein-episch.

Auf dem Gebiet der großen Formen wurde am meisten das Epos, die heroische Dichtung, geschätzt. 1772 veröffentlichte Cheraskov seinen ersten Versuch in dieser Literaturgattung, die kleine Dichtung Чесменский бой. Sie entbehrt noch des Sujets und ist ein erweiterter Panegyrikus („feierliche Epistel“) mit ausführlicher, stark konventioneller Beschreibung der Schlacht. Die Grundlage dieser Dichtung bildet noch das lyrische Thema. Dagegen ist in der Россиада (1779) bereits eine genau ausgearbeitete Handlung herrschend. Es ist kompliziert, verläuft in mehreren Linien und trägt den Charakter einer abstrakten Bewegung der Situationen. Es umgibt das symbolisch-magische Element, das einen jeden Moment der Handlung begleitet und alle Veränderungen der Situation verursacht. In diesem Sinne ist die Россиада nicht dramatisch, obgleich viele Dialoge in die Darlegung eingeflochten sind. Der Ort der Handlung ist gleichfalls abstrakt gewählt; die Gestalten der russischen und tatarischen Fürsten, verbunden mit den personifizierten Naturkräften und Charaktereigenschaften entbehren der lokalen Färbung und treten gleichsam als abstrakte Ergänzung dieser Kräfte auf. Dementsprechend verfügt der Stil über episches Gleichgewicht und Feier-

lichkeit. Die Россиада verwirklichte die bis dahin noch ungelösten Zeitbestrebungen; schon Anfang und Mitte des Jahrzehnts hatten Sumarokov und Majkov an der heroischen Dichtung erfolglos gearbeitet. Auch Lomonosov's Versuch Петр Великий blieb unbeendet (1761). Hieraus erklärt sich sein Erfolg. Auch in einem anderen Meisterwerk der Zeit, der Mitte der 70er Jahre geschriebenen Душенька von Bogdanovič wurde ein umfangreiches Sujet von Erzählungen umgeben. Dieses Märchen in Versen ist der Höhepunkt aller Bestrebungen auf dem Gebiet der russischen versmässigen Erzählung seit den Fabeln Sumarokov's. Schon Anfang der 60er Jahre hatte der Dichterkreis des Полезное Увеселение versucht, „Märchen“ zu schreiben, worin er die Stilmittel der Erzählung der Fabel ohne grobe Sprache anwandte und eine Handlung einführte (wie auch „belehrende Märchen“, „Verwandlungen“). Solch ein Märchen ist die sich über einen ganzen Band erstreckende Душенька. Abweichungen, poetisches Geplauder des Erzählers, Mischung von Scherz und Ernst, leichte Sätze mit Sprechintonationen usw. kurzum alle von den Erzählern der 60er Jahre angewandten Stilmittel werden hier verwertet und mit den Elementen der Parodie vereinigt (nicht polemischen sondern scherzhaften Charakters). Eine ebensolche Parodie auf die Formeln des heroischen Epos ist ein wichtiger Bestandteil des Елисей, einer heroikomischen Dichtung von V. Majkov (1774). Augenscheinlich war das Problem der hohen Dichtung damals sehr akut, da sowohl Душенька als auch Елисей aus diesem Anlaß entstanden sind. Obgleich Majkov das Prinzip dieser Literaturgattung ebenso auffaßte wie Boileau in Lutrin (abweichend von den Dichtern der Schule Burlesque) gelang es ihm doch nicht, sich auf der Höhe der takt- und maßvollen Komik dieses französischen Dichters zu halten. Als treuer Schüler Sumarokov's trägt er in seine Dichtung volkstümliche Bilder von niedrigem Charakter hinein; das possenhafte Thema verbindet sich bei ihm mit grober Sprache. Eine einfache Lösung findet hier das Problem des Sujets, da der Елисей aus einer Reihe von Versnovellen, die organisch nicht verbunden sind, besteht. Auch in der Pastorale zeigt sich das Bestreben, auf Grund der kleinen Literaturgattungen eine große Dichtung mit entwickeltem Sujet zu schaffen,

Bereits 1769 hatte F. Kozel'skij ein Hirtengedicht Незлобивая Жизнь geschrieben. Es besteht aus vier, nach den Traditionen der Ekloge aufgebauten Liedern, ist jedoch wie eine epische Erzählung gegliedert. Das gleiche Interesse für das Sujet als solches führte zu einer Reorganisation der Tragödie durch Kn'ažnin. Sumarokov entgegengesetzt, legt er die Intrige komplizierter an, ist sogar bereit, sie zu verdoppeln. Während Sumarokov's Tragödie ärmer an dramatischer Handlung ist als diejenige von Racine, vergrößert Kn'ažnin das aus Frankreich entlehnte Sujet noch durch ergänzende Episoden. Gleichzeitig hascht Kn'ažnin nach Effekten sowohl hinsichtlich starker Situationen, glänzender Szenenbilder, als auch pathetischer Repliken und Pointen. Die fesselnde Intrige erlaubt es nicht, auf lyrische Themen einzugehen, ihre Kompliziertheit und die Effekthascherei bedingen viele handelnde Personen. Augenscheinlich hat die französische Tragödie des 18. Jahrh. Kn'ažnin stark beeinflußt. Eine philosophische, der gleichen Quelle entstammende Tendenz macht sich bei Nikolev (in der Tragödie Сорена и Замир) bemerkbar. Das Pathos der Tugend, das noch die Tragödien von Kn'ažnin erfüllt, wird hier durch Ideenpathos ersetzt. Neben der Schöpfung neuer und Umbildung alter Literaturgattungen entwickelte sich in den 70er Jahren eine besondere, teilweise bereits Ende des vorhergehenden Jahrzehnts aufgekommene Strömmung, die Nachahmung der Volksdichtung. Gerade zu der Zeit begannen M. Čulkov und M. Popov ihre Sammeltätigkeit. Die meisten Dichter versuchten nun in die verschiedensten Literaturgattungen, von der Dichtung bis zur Oper, die Stilmittel der Volkspoesie, einzelne Wendungen und Motive aus Märchen, Bylinen usw. einzuführen. Es entsteht auf der Grundlage dieser Stilmittel und Motive eine besondere volkstümliche Liederart ohne Reim. Tonangebend sind darin Sumarokov und Popov. Ersterer schuf ein Lied in einem späterhin in einer ganzen Reihe analoger Dichtungen angewandten Versmaß (vierfüßiger Choreus mit daktilischen Endungen). Bemerkenswert ist, daß in den 70er Jahren die Arbeit des vorhergehenden Jahrzehnts unmittelbar fortgesetzt wurde. Die Tätigkeit der größten Dichter dieser Zeit (natürlich mit Ausnahme von Petrov) ist aufs engste mit dem Zeitalter der Sumarokov'schen Schule verknüpft.

In einer Reihe wesentlicher Punkte blieben diese Dichter noch Ende der 70er Jahren den Prinzipien dieser Schule treu (z. B. auf dem Gebiet der Semantik usw.).

Deržavin. Ebenfalls 1779, als die Россиада erschien, änderte eine Neuerscheinung auf dem Gebiet der Dichtung das sich auf die ganze Entwicklung der früheren Sumarokov'schen Schule gründende Kräfteverhältnis. In diesem Jahre veröffentlichte Deržavin seine ersten bemerkenswerten Dichtungen. Seit Beginn der 70er Jahre hatte er abseits von den literarischen Kreisen und Leidenschaften an seiner Begabung gearbeitet. Um 1779 schuf er endlich den Ключ, die Ode auf den Tod des Fürsten Meščerskij u. a. In den nächsten Jahren folgte ein Meisterwerk auf das andere; 1783 erschien die Фелица. Sie hatte einen großen Erfolg und festigte auf lange Zeit Deržavin's Ruhm. Im Laufe der folgenden Jahre stellte er in einer Reihe von Werken ein neues poetisches System auf. Es schlossen sich jedoch nicht alle gleich leicht diesem System an. So wurden z. B. 1783, als die Фелица erschien, einzelne Stellen daraus zweimal einer ungünstigen Kritik unterzogen. Der Inhalt der Angriffe beweist, daß sie aus dem Lager der unversöhnlichen und bereits konservativen Anhänger Sumarokov's entstammten. So tadelt einer der Kritiker, daß in der Ode Deržavin's die Durchführung des Thema's unterbrochen sei, der andere — die metaphernreiche Ausdrucksweise. Bezeichnenderweise nahm Deržavin, um sich vor diesem zweiten Vorwurf zu rechtfertigen, Zuflucht zur Autorität von Lomonosov und erinnerte an die Kritik über den „hochtrabenden oder bildlichen Sinn" der Worte, der ihrem „natürlichen Sinn entgegengesetzt sei", d. h. er äußerte sich hierüber wie Lomonosov. Tatsächlich befand er sich seit Beginn seiner literarischen Tätigkeit unter dem Einflusse Lomonosov's. Er selbst hat späterhin zugegeben, daß er sich in den 70er Jahren bemüht habe „in Ausdruck und Stil Lomonosov nachzuahmen ... und in den Höhen zu schweben bestrebt gewesen sei"; übrigens fügt er an gleicher Stelle hinzu, daß „dieses ihm nicht gelungen sei", daß er „nicht immer die kunstvolle Wortwahl durchführen konnte, die nur der Pracht und Üppigkeit von Lomonosov's Sprache eigen sei". Und tatsächlich, wie sehr auch der junge Deržavin Lomonosov verehrte, so

lagen doch dreißig Jahre zwischen ihnen, dreißig Jahre der Arbeit Sumarokov's und seiner Schule. Und obgleich Deržavin bissige Epigramme gegen Sumarokov verfaßte, obgleich er das Andenken Lomonosov's vor Angriffen verteidigte, so konnte er sich doch nicht dem Einfluß dieser Richtung entziehen. Eine Annäherung an sie bedeutete für ihn auch jener „neue Weg", den er nach seiner eigenen Äußerung 1779 einschlug und sich dadurch vom Versuch, in allem dem Vorgang Lomonosov's zu folgen, freimachte. Leiten ließ er sich auf diesem neuen Wege „von den Vorschriften Batteux' und den Ratschlägen seiner Freunde" N. L'vov, Kapnist und Chemnicer. Damals bildeten diese drei Dichter zusammen mit dem vierten, dem begabtesten, aber ungebildetsten unter ihnen, Deržavin, einen engen Kreis. Gleichzeitig waren sie mehr oder weniger an die Traditionen der Sumarokov'schen Schule gebunden. L'vov, ein gelehrter Theoretiker, stand in seiner Dichtung Sumarokov am nächsten. Chemnicer übernahm von der Sumarokov'schen Schule die dem Verfall zuneigende Fabel und erweckte sie zu neuem Leben auf Grund der Arbeiten Cheraskov's. Kapnist setzte (in den 80er Jahren) die Tradition der philosophisch-feierlichen (lyrodidaktischen) Oden fort und bemühte sich um die Satire in Sumarokov'scher Weise (allerdings maßvoller als S.). Dieser Literatenkreis war sich durchaus darüber klar, daß die Dichtung infolge der zwei Strömungen in den 70er Jahren vor eine Krise gestellt sei und daß der einzige Ausweg in der Wiedererweckung der wahren „Natürlichkeit" in der Literatur und ihrer teilweisen Angleichung an die Volksdichtung bestehe. In dieser Beziehung stand ihnen auch Batteux mit seiner Theorie von der „Nachahmung der schönen Natur" nahe[1]), obgleich ihre poetischen An-

---

1) Vgl. A. MAŠKIN Эстетическая теория Баттё и лирика Державина im Вестник образования и воспитания Kazan' 1916, einem Sammelwerk hgb. von IL'JINSKIJ zu Deržavin's hundertstem Todestage. Anläßlich dieses Tages erschienen auch eine Reihe von Aufsätzen in anderen Ausgaben. Bemerkenswert sind diejenigen von B. EICHENBAUM und VL. CHODASEVIČ. Jener ist auch bei EICHENBAUM Сквозь литературу erschienen, dieser bei CHODASEVIČ Статьи о русской поэзии abgedruckt. Von der späteren Deržavinliteratur bietet die sorgfältige Untersuchung IL'JINSKIJ's Из рукописных текстов Державина (1917) viel neues.

sichten in erster Linie auf die Sumarokov'sche Schule zurückgingen. Durch seine Freunde wurde Deržavin mit der Sumarokov'schen, über Cheraskov und seinen Kreis zu ihnen gelangten Tradition bekannt. Zu Anfang seiner literarischen Tätigkeit stand er somit zwischen zwei russischen Literaturströmungen. Ende der 70er Jahre hatte die frühere Sumarokov'sche Schule die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreicht, über die hinaus es für sie keinen Weg mehr gab. Gleichzeitig arbeitete V. Petrov an einem neuen System, das gewissermaßen die Tradition Lomonosov's zu neuem Leben auferwecken sollte. Deržavin war erst ein Schüler von Lomonosov, den er augenscheinlich dank Petrov in neuer Interpretation auffaßte, darauf Anhänger von Sumarokov und dessen Schule; zur gleichen Zeit empfand er aber mit den ihn leitenden Freunden das Bedürfnis, die in der Literatur herrschende Krisis zu überwinden. Für diese wichtige Tat war kein anderer besser vorbereitet als er. In seiner Dichtung konnte er Elemente beider Traditionen miteinander verschmelzen, alle Widersprüche ausgleichen und dadurch das Fazit aus der literarischen Arbeit der vorhergehenden 40 Jahre ziehen. Diese Aufgabe hat er auch gelöst. Aus dem damaligen Bedürfnis nach einem neuen poetischen System erklärt sich natürlich auch der Erfolg, den seine ersten, dieses System aufstellenden Dichtungen hatten. Mit Sumarokov hat Deržavin einige poetische Eigentümlichkeiten gemeinsam. Hierher gehört z. B. die vollkommene Ungeniertheit im Wortschatz. Deržavin erkennt alle Wörter der russischen Sprache, ja sogar die aller„niedrigsten“ an; er greift mitunter auch zu Provinzialismen d. h. rein „volkstümlichen“ Wörtern. Es muß aber bemerkt werden, daß er die einfachen Wörter mit „hohen“ vermischt und dadurch einen Kontrast zwischen dem feierlichen und alltäglichen Wortschatz erzielt. Auch die subjektive Lyrik vieler seiner Gedichte, ihre Entstehung zu bestimmten Gelegenheiten und die darin enthaltenen Züge invidueller Selbstcharakteristik — alles dieses entspricht der intimen Lyrik Sumarokov's. Aus gleicher Quelle stammen wohl die satirischen Themen Deržavin's, seine Kunst, in „einfacher Sprache“, mitunter nicht ohne Offenheit und Schärfe über die Alltäglichkeiten des Lebens, über satirisch beleuchtete Einzelheiten zu reden und überhaupt seine Vorliebe für

das „Realistische“. Gleich wichtige Elemente seines Systems hat Deržavin von den Schülern Sumarokov’s entlehnt. So hat er von Cheraskov (und dessen Kreis) seine syntaktische Ordnung gelernt. Auch er verbindet den leichten Sprechsatz mit charakterisierender Intonation mit anderen ähnlichen Sätzen zu einem komplizierten Ganzen, das durch das Verhältnis des Parallelismus u. dgl. zusammengehalten wird. Dem periodenfreien Stil liegt ein spezifisch-syntaktisches Schema zu grunde; dieses zeigt sich jedoch nicht im Aufbau des einzelnen Satzes, sondern im Verhältnis der Sätze zueinander. Häufige Bindeglieder (Anaphern usw.) sind für seinen Stil charakteristisch (nach einem ähnlichen Schema bietet Deržavin späterhin Sätze mit feierlicherem Aufbau). Die vom Cheraskov’schen Kreise angewandten stilistischen Ornamente werden von Deržavin weiter ausgebaut: er bedient sich häufig der verschiedensten Antithesen, Wiederholungen von Worten in ihren verschiedensten strophischen und Intonationsfunktionen usw. Von ihnen lernte er auch seine mannigfaltigen Wortspiele (vgl. Rževskij). Überhaupt der für Deržavin’s Stil charakteristische glänzende Wortschmuck, verbunden mit schlichter Sprache, ist die Vollendung der in den 60er und 70er Jahren geleisteten Arbeit. Nicht weniger stark ist Deržavin von der Sumarokov’schen Schule auf dem Gebiet der Thematik beeinflußt. Didaktische Themen, Meditationen, vereinigen sich bei ihm ständig mit lyrischen. Die Verkündung hoher Wahrheiten oder wichtige Meditationen sind wesentliche Themenbestandteile vieler seiner bedeutendsten Werke, wobei sie wie bei Sumarokov’s Anhängern in den Rahmen einer lyrisch-bewegten Sprache gestellt werden. Solche didaktische Motive ergeben sich bei Deržavin ganz natürlich aus dem subjektiv-lyrischen Bekenntnis, das sie wiederum hervorrufen. Am reifen Deržavin ist auch seine Jugendbegeisterung für Lomonosov nicht spurlos vorübergegangen. Von ihm hat er seine Einstellung zum Odenplan übernommen. So verläuft die thematische Komposition seiner Oden meist nach dem Prinzip der lyrischen Ordnungslosigkeit. Ein logischer Zusammenhang zwischen den Teilen fehlt; mit Leichtigkeit springt er von einem Motiv zum anderen über; die Ode verliert wiederum die absolute thematische Einheit und zerfällt in eine Reihe von Teilen, die durch emotio-

nale Annäherung oder durch zufällige Assoziationen miteinander verbunden sind, was übrigens nicht für alle Deržavin'schen Oden gilt. Auf Lomonosov geht vielleicht auch seine Vorliebe für kirchenslavische Wörter zurück. Möglicherweise hat er sie auch über Petrov erhalten, von dem er gleichfalls den Lomonosov'schen ähnliche Prinzipien des Wortgebrauches übernommen hat. Überhaupt hat Deržavin sich alles wertvolle von Petrov angeeignet. Unter anderem eignete er sich Petrov's Wortschatz an, mit den vielen Eigennamen, Termini, kirchenslavischen Formen und vereinigte ihn mit demjenigen Sumarokov's. Auf zusammengesetzte Wörter, meist Neubildungen, legte Deržavin einen größeren Wert als Petrov. Besonders entwickelt ist bei ihm auch die Auswahl von Wörtern zur Bezeichnung von prunkvollen, wertvollen Gegenständen u. dgl. Diese Wörter dienten, wenn es nötig war, zur Bereicherung seines Wortschatzes in semantischer Beziehung. Gelegentlich gebraucht auch Deržavin, um einen Kontrast zu erzielen, neben einem Satz in einfacher Sprache einen in syntaktischer Hinsicht komplizierten, gleich demjenigen von Petrov. Sogar die Anhäufung unbetonter Silben im Jambus findet sich bei Deržavin nach Petrov'schem Vorbilde. Von besonderer Wichtigkeit ist aber in Deržavin's Werk die glänzende Entwicklung der konkret-beschreibenden Dichtungselemente, die erstmalig bei Petrov auftreten. Obgleich Deržavin auf diesem Gebiete Vorgänger hatte, bot er hierbei seinen Zeitgenossen eine an Stilmitteln und Farben so neue Kunst, daß sein Erfolg wohl auf der Bildhaftigkeit seiner Verse beruhte. Tatsächlich kommt der anschaulich, lebhaft und farbenprächtig geschilderten Umwelt ein Ehrenplatz in Deržavin's Dichtung zu. Besondere Anziehungskraft übten auf ihn Farben aus. Die Freude an der geschauten, sinnlichen Welt äußert sich bei ihm in den leuchtenden Farben und der Auswahl leuchtender, glänzender Bilder. In seinen Beschreibungen glänzt und leuchtet alles; überall begegnet man Gold, Glanz, kostbaren Steinen; er geht auf alle möglichen Einzelheiten sinnlicher Pracht ein (Keime hierzu finden sich bereits bei Petrov). Um die Schilderung konkreter zu gestalten, auf die sinnliche Vorstellung einwirken zu können, erweitert er (wie Petrov, jedoch in stärkerem Maße) die Bedeutung der Worte durch Tropen. Kühne Meta-

phern vereinigen bei ihm entfernte Reihen von sinnlichen Vorstellungen; er denkt stets anschaulich; mitunter werden sogar rein abstrakte Begriffe oder Gedanken in konkreten Symbolen ausgedrückt. Er liebt alles Riesengroße; man begegnet bei ihm Hyperbeln von größtem Ausmaß. Aus diesen auf verschiedene Traditionen zurückgehenden Elementen entstand Deržavin's Dichtung in ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit. Wesentlich für sie ist das Streben nach starkem Effekt. Alle ihre Widersprüche werden durch den antithetischen, sich auf alle Seiten des Gedichtes erstreckenden Aufbau behoben. Ein verzweigter Satz oder häufiger noch eine Kette von Sätzen, verbunden durch eine Zeichnung, wird durch einen kontrastierenden knappen, abgerissenen Satz aufgelöst (oder eingeleitet). Auf die bei Deržavin beliebten Ausrufe (Interjektionen, Wörter außerhalb des syntaktischen Zusammenhangs) folgt ruhige Erzählungsintonation. Hohes Pathos wechselt unerwartet mit groben Scherzen. Schneller Tonwechsel, Antithesen, Wortspiele, Offenbarungen der Seele verbunden mit Meditationen und in die Augen fallenden prächtigen Bildern usw. — alles dieses hat sich bei Deržavin vereinigt. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Verwertung der bestehenden Traditionen eine Zersetzung der gewohnten Auffassungen von den Literaturgattungen zur Folge haben mußte; alle Arten von Oden, Episteln, Meditationen wurden miteinander vermengt und es entstand eine neue Art der Lyrik. Somit fußte der von Deržavin durchgeführte Umsturz auf der ganzen Entwicklung der 40er bis 70er Jahre. Sein Ergebnis war eine neue Dichtung, eine neue Ära für die russische Literaturgeschichte.

Deržavin war kein Theoretiker; erst gegen Ende seines Lebens, im 19. Jahrh. bereits, legte er seine Gedanken über einige Fragen der Poetik (Разсужденія о лирической поэзіи 1811 bis 1815) dar. Ohne besonders originell zu sein, bietet er darin doch eine Zusammenfassung jener Gedanken, die ihn in seinem dichterischen Schaffen geleitet haben. Diese Gedanken erschöpfen aber bei weitem nicht alle jene Fragen, die damals bereits auf Grund seiner Dichtung auftauchen konnten. Bemerkenswert ist dabei, daß Deržavin neben Wiederholungen aus Lomonosov's Rhetorik, neben der Forderung eines lauttönenden, hochtrabenden Stils,

neben der Behauptung, die Ode vertrage keinen Plan und ähnlichen Äußerungen einigemal auf die „Bildhaftigkeit" in der Dichtung eingeht. Seiner Meinung nach sei die Dichtung eine „sprechende Malerei"; er empfiehlt „lebhafte, leuchtende Bilder" in der Dichtung zu behandeln, definiert nicht nur die „geistige", sondern auch die sinnliche Erhabenheit, die „in einer lebendigen Vorstellung der Dinge besteht" usw. Auch über den Effekt äußert sich Deržavin; er meint das Thema einer Ode müsse „unter Donner und Krachen" entfaltet werden.

So endete die Entwickelung der russischen Dichtung im Zeitalter des sogen. Klassizismus. Seit dem Ende der 80er Jahre kommt eine neue Strömung auf, deren Wurzeln noch weiter zurückliegen. Aus dieser erwuchs Mitte der 90er Jahre einerseits der sogen. Sentimentalismus, andrerseits eine archaistische Richtung bei einer Reihe von Dichtern. Diese Strömung machte sich in Prosa und Poesie gleich bemerkbar. Im Einklang mit den neuen Aufgaben zeigen sich auch in der Dichtung Deržavin's ebenso wie bei Cheraskov und anderen seiner Zeitgenossen neue Elemente.

So ist die Mitte des 18. Jahrh. für Rußland keine Zeit des Stillstandes, sondern eine Periode intensiver literarischer Arbeit mit schnellem Wechsel der Richtungen. Eine zentrale Stellung nehmen die Werke von Lomonosov, Sumarokov und Deržavin ein. Für die russische Dichtung der 40er bis 80er Jahre war ihr Einfluß ausschlaggebend, so daß nach ihnen drei wichtige Literaturperioden benannt werden können.

Petersburg Gr. Gukovskij

Arkona — Rethra — Vineta

Viel Mühe hat es gekostet, die mittelalterliche Geschichte der Ostseeländer zwischen Elbe und Oder einigermaßen aufzuhellen. Noch sind lange nicht alle Schwierigkeiten überwunden, und es bedarf der einmütigen Zusammenarbeit von Historikern, Prähistorikern und Sprachforschern, um Zusammenhang und Ordnung in die teilweise so verworrenen Verhältnisse

zu bringen. Noch ungelöste Rätsel bergen die Vorgänge der Völkerwanderung in diesen Gegenden. Der Prähistoriker glaubt auf Grund der immer spärlicher werdenden Funde eine fast gänzliche Entvölkerung des Landes feststellen zu können und läßt demgemäß die Slaven ums Jahr 600 ein menschenleeres Gebiet kampflos in Besitz nehmen. Der Sprach- und Sagenforscher meint, diese Abwanderungstheorie bedeutend einschränken zu müssen und schließt aus mancherlei Ortsnamen und Überlieferungen, daß erhebliche germanische Volksteile dauernd im Lande geblieben sind. Auch über die Rassenzugehörigkeit der Einwanderer ist vielfach gestritten worden. Waren es slavische Stämme mit finnisch-ugrischem Einschlag, oder mit einer ostgermanischen Oberschicht? War die slavische Sprache in den Ostseeländern die alleinherrschende? Solche und auch noch andere Fragen harren teilweise noch der Beantwortung. Für den Historiker treten ostelbische Slavenstämme mit der Regierung Karls des Großen in Erscheinung, um nun 500 Jahre lang aus den Annalen und Chroniken nicht wieder zu verschwinden. Darin ist von Eroberungszügen, Zerstörungen und Aufständen genug die Rede, weniger leider von den kulturellen Verhältnissen der Slavenländer und dies Wenige ist noch sehr mit Vorsicht zu genießen, da es vollkommen einseitig, vom allein daseinsberechtigten christlichen Standpunkt aus betrachtet, geschildert wird. Ein Gegengewicht aber, wie es die skandinavischen Völker in ihren großartigen Sagas haben, fehlt hier vollständig; zweifellos haben die Wenden auch ihre Volks- und Heldenlieder gehabt, aber kein Wort davon ist erhalten. So bleibt denn von dem Eigenleben dieses Volkes vieles im Dunkeln, besonders auch hinsichtlich seiner Götterlehre, obwohl das Heidentum hier zwischen Elbe und Oder sich länger gehalten hat, als irgendwo sonst in Mitteleuropa.

Nicht anders ist es hinsichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse. Den Wenden wäre es ein Leichtes gewesen, auf allen Gebieten der Kultur mit ihren Nachbarvölkern gleichen Schritt zu halten. Eine der Hauptverkehrsstraßen vom Orient nach Skandinavien ging durch ihr Land. Als Teilnehmer an nordischen Wikingsfahrten und an Italienzügen deutscher Kaiser kamen wendische Mannschaften weit genug herum in der Welt, um sich

mit allen Fortschritten der damaligen Zivilisation vertraut machen zu können, aber Anregungen zur Weiterentwicklung heimischer Industrie scheinen sie wenig oder garnicht mitgebracht zu haben. Deutlich zeigt das die Abteilung „Wendenzeit" unserer Museen. Tongeschirr und kleines Eisengerät ist so ziemlich das einzige, was wendischen Ursprungs ist, alles andere, namentlich der oft sehr reiche Silberschmuck, ist Einfuhrgut.

Dieser Mangel an Hinterlassenschaft einheimischer Herkunft, sowie die schon erwähnte Parteilichkeit der zeitgenössischen Berichte machen es schwer, sich einen richtigen Begriff von der Daseinsform des wendischen Volkes zu bilden. Alles, was dazu beiträgt, in dieser Hinsicht weitere Klarheit zu schaffen, ist daher höchst willkommen zu heißen. Dazu gehört nun besonders die Burgwallforschung.

Die Burgwälle sind die eigentlichen Denkmäler der Wendenzeit. Ihre Anzahl zwischen Elbe und Oder ist eine sehr beträchtliche und viele davon sind auch noch gut erhalten. Während man früher zwischen Höhenburgen und Niederungsburgen unterschied und nur letztere als wendisch gelten lassen wollte, hat die erst in den letzten Jahrzehnten einsetzende Burgwallforschung festgestellt, daß ein Unterschied in dieser Hinsicht nicht zu machen ist, denn es gibt rein wendische Höhenburgen, wenn auch solche germanischen Ursprungs zuweilen späterhin von den Wenden benutzt worden sind.

Ganz besonderes Interesse beanspruchen die Tempelburgen, weil von ihnen aus ein höchst bedeutender Einfluß weithin über die wendischen Lande sich erstreckt hat. Aber gerade in bezug auf diese war es schwierig, zwischen Sage, Phantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden und es ist das Verdienst Karl Schuchhardt's, mit Hilfe von Grabung und Textkritik, soweit es überhaupt noch möglich ist, Klarheit geschaffen zu haben.

Arkona und Rethra heißen die beiden Tempelstätten, die in den Jahren 1921 und 22 von Schuchhardt untersucht wurden; Arkona zuerst, denn hier handelte es sich um die leichtere Aufgabe. Nie ist man über die Lage dieses Tempels im Zweifel gewesen, der, auf der Nordspitze Rügens gelegen, Land und See beherrschte, bis im Jahre 1168 unter dänischer

Führung dem Swantewitkult durch Zerstörung des Tempels ein Ende gemacht wurde. Saxo Grammaticus, König Waldemars Hofhistoriograph, ist dabei gewesen und hat alles genau beschrieben. Der mächtige Wall, welcher das Heiligtum schützte, ist noch erhalten, dahinter galt es mit Spaten und Hacke zu wirken, um womöglich Grundriß und Bebauungsplan festzustellen. Es war hohe Zeit, denn der Abbruch des Steilufers war im Lauf der Jahrhunderte doch schon ziemlich weit vorgeschritten und hatte die ursprünglich vorhandene Fläche des Tempelgeländes nicht unerheblich verkleinert.

Der steinharte Boden erschwerte die Arbeiten bedeutend, dennoch stießen die Suchgräben bald auf Fundamentreste. Diese immer richtig zu erkennen, bedarf allerdings einer gewissen Erfahrung, denn Mauerwerk kannten die Wenden nicht, die Grundlagen ihrer Gebäude bestanden vielmehr aus lose zusammengelegten Steinen, welche die Balken und Pfosten im Boden zu tragen und zu stützen hatten. Die Steine liegen meist noch an Ort und Stelle, das Holz ist vergangen, hat aber die Erde dunkel gefärbt und diesen Spuren nachgehend kann man die Grundrisse der Gebäude feststellen.

Auf diese Weise wurde ein großer quadratischer Bau ermittelt; eine Ecke war zwar schon dem Absturz zum Opfer gefallen, im Innern aber fanden sich die Fundamente von drei Holzsäulen (das vierte war abgestürzt) und inmitten dieses Innenraums kamen die Steine zum Vorschein, mit denen das Postament der riesigen hölzernen Swantewit-Statue im Boden verkeilt gewesen war. Alles entsprach genau der Beschreibung, welche Saxo Grammaticus von dem Tempel und seiner Einrichtung macht. Das erste slavische Heiligtum auf deutschem Boden war in seinen Überresten wiedergefunden worden.

In Auswertung der hier gewonnenen Ergebnisse konnte man daran denken, im nächsten Jahre an den schwierigeren Teil der Aufgabe heranzugehen, nämlich an die Entdeckung R e t h r a s. Hier lagen die Verhältnisse wesentlich anders als bei Arkona, denn seine Stätte kannte man nicht mehr. Zwar war schon seit Jahrhunderten danach gesucht worden und wohl 20 verschiedene Örtlichkeiten waren für Rethra in Anspruch genommen und

wieder verworfen worden, bis man sich in Ermangelung von etwas Besserem für eine kleine Sumpfinsel in der Tollense entschied, die genau untersucht worden war, wobei starke Spuren wendischer Besiedelung, sowie auch eine nach dem Festland führende Holzbrücke gefunden worden waren. Letztere galt als hervorragend beweiskräftig, denn man hielt sich an die Chronik des Adam von Bremen, derzufolge eine hölzerne Brücke das von Wasser umgebene Heiligtum mit dem Festlande verband.

Außerdem wurde die ganze Gegend von fachkundiger Seite auf ihre Sagen hin durchforscht und reiche Schätze zutage gefördert. Allerdings fand sich nichts von der Zerstörung eines Tempels durch Feuer und feindliche Gewalt, wie man doch eigentlich erwartet hätte, wohl aber war viel die Rede von einer großen Stadt „schöne Reda, Margareta, Niniveta", die im Wasser verschwunden sei und von ihren Steindämmen und den Glocken, die um die Mittagsstunde des Johannistages am Ufer sich sonnen.

So nahm man denn für die neuntorige „civitas Rethre" Adams den ganzen Südteil der Tollense, sowie der daran sich schließenden Lieps mit Ufern, Inseln und Halbinseln in Anspruch und gab dem Ganzen eine dreieckige Gestalt, um damit dem Ausdruck „tricornis" des Chronisten Thietmar von Merseburg, den man als einen Zeitgenossen Rethras nicht ganz übergehen konnte, gerecht zu werden.

Diese Hypothese hat lange Gültigkeit gehabt und ist in viele wissenschaftliche und populäre Schriften übergegangen, so daß es wirklich schien, als ob der, wie gesagt Jahrhunderte alte, Kampf um Rethra zum Abschluß gekommen sei. Es ist das Verdienst SCHUCHHARDT's den Kampf nochmals aufgenommen und endlich Klarheit in die Angelegenheit gebracht zu haben; seine Eigenschaft als gründlichster Kenner slavischer Burgwälle des In- und Auslandes, sowie seine Arkonauntersuchung berechtigten ihn dazu.

Zunächst galt es, die Glaubwürdigkeit der beiden zuständigen Chronisten Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen gegeneinander abzuwägen. In eingehender Textkritik legt SCHUCHHARDT dar, daß ersterer, welcher die Blütezeit Rethras noch mit erlebte, auch die einzig richtige Beschreibung der Tempelburg geliefert

hat, während Adam klassische Erinnerungen mit falsch verstandenen Berichten vermischt.

Thietmar bezeichnet die Tempelburg als „urbs tricornis". Schuchhardt weist nach, daß unter „urbs" eine Höhenfeste zu verstehen ist und unter „tricornis" nicht wie bisher ein dreieckig gestaltetes Inselgelände, sondern eine dreihörnige Burg; die Hörner aber sind die drei Tortürme, denn nur drei Tore, hat Rethra gehabt, zwei große und ein nach dem Wasser führendes kleineres, nicht deren neun wie Adam will, denn nach ihm ist die Stadt (civitas) gänzlich von Wasser umgeben und hat nur einen Zugang, was natürlich die vielen Tore ausschließen würde. Nach Thietmar aber lag Rethra am Wasser (mare) und war von einem heiligen Walde umgeben.

Es kam nun darauf an, im alten Redarierlande, welches ungefähr dem heutigen Mecklenburg-Strelitz entspricht, eine zu Thietmar's Beschreibung passende Stelle ausfindig zu machen. Eine kleine Sumpfinsel kam nicht in Frage, war es doch abgesehen von allem andern höchst unwahrscheinlich, daß ein mächtiges Volk seinen Haupttempel auf einer solchen errichtet haben sollte. Wenn sich soviele wendische Siedlungsspuren in Seen und Sümpfen finden, so erklärt sich das leicht aus der Lage der Wenden in der letzten Zeit ihres nationalen Daseins. Das offene Land konnten sie vor dem gewaltigen Andrang der sie rings umgebenden Christenvölker nicht mehr halten und in ihrer Not suchten sie in Massen auf solch' unzugänglichen Stellen Schutz. Aber ihre Tempel, errichtet zu einer Zeit, als sie sich noch nicht zu verstecken brauchten, standen auf ragender Höhe, das zeigen die beiden Triglavheiligtümer auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg und der Oderburg bei Stettin, der Swantewittempel von Arkona und mit dem Heiligtum des zu Rethra verehrten Himmelsgottes ist es nicht anders gewesen.

Der Name dieses letzteren bietet Schwierigkeiten. Radegast wird er meistens genannt, aber niemand weiß, was das Wort zu bedeuten hat. Es kommt sonst als Orts- und Flußname vor, man nimmt an, daß es ursprünglich ein slavischer Personenname gewesen ist, der dann auf den Wohnsitz des Betreffenden übertragen wurde. Bei Thietmar heißt die Burg Riedegost, bei

Adam aber Rethre und der Gott Redigast. Thietmar spricht von einer Vielzahl von Göttern, deren erster Suarasici genannt wird. Im Altrussischen kommt nun ein Gott Svarogъ und Svarožičь vor. Dies ist zweifellos Thietmar's Suarasici und es zeigt sich auch hier wieder, daß Thietmar der bessere Berichterstatter ist.

Es kam jetzt also darauf an, die Höhe zu finden, auf welcher der Tempel dieses Himmels- und Gewittergottes gestanden hatte. Nur eine Stelle im alten Redarierlande gibt es, die dafür in Frage kommt und die gewissermaßen ein Arkona ins Binnenländische übertragen darstellt, das ist der Schloßberg am Breiten Lucin bei Feldberg. Schuchhardt hatte dies erkannt, hier wurde der Spaten angesetzt und unter Beihilfe des 1925 verstorbenen berühmten Babylonforschers Robert Koldewey, die Entdeckung Rethras begonnen und durchgeführt. Wie es im einzelnen hier, ebenso wie bei Arkona und dem gleich zu erwähnenden Vineta zugegangen ist, muß in den Sitzungsberichten der Preuß. Akademie der Wissenschaften von 1921. 23. 24 nachgelesen werden, in welchen Schuchhardt die Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt hat.

Nun galt es, auch noch das zweite Rätsel des Wendenlandes zu lösen und die widerspruchsvollen Berichte über das durch Sage und Poesie verherrlichte Vineta zu entwirren. Adam von Bremen ist auch hier wieder der Phantast, er spricht von der Stadt an der Odermündung als der größten Europas, von Griechen und Barbaren bewohnt und im Besitz des griechischen Feuers. Das sind Angaben, die sich auf Konstantinopel beziehen, an der Odermündung ging es bescheidener zu, aber lebhaft genug war es auch hier, wo die Handelsstraßen von Skandinavien und dem Orient zusammentrafen. Wie aber hieß der Platz? Jumne, Jumneta, Vineta, Jomsburg, Julin, diese Namen werden genannt. Julin lag an der Stelle des heutigen Wollin, die vier ersteren aber gehören zusammen und bezeichnen ein und dasselbe, nämlich einen Ort, der, teils als Handelsplatz, teils als Wikingerburg für den Norden von außerordentlicher Bedeutung war. Zwar Steinpaläste und gepflasterte Straßen, deren Überreste man im Vinetariff bei Koserow zu finden geglaubt hat, gab es hier nicht; man hat

sich einen Erdwall zu denken und die „Stadt“ bestand aus Holzbuden, die, nach Art der schonenschen „Vitten“ zur Hansezeit, wohl nur zeitweilig bevölkert waren; ihren Hauptwert hatte sie als sicherer Hafen, der den zahlreichen Wikingerschiffen Schutz gewähren konnte.

Eine solche Hafenanlage, die auch in der von den verschiedenen Chronisten beschriebenen Weise angesegelt werden konnte, hat Schuchhardt am Peenemünder Haken, gegenüber der Insel Ruden, festgestellt. Das eigentliche Vinetagelände freilich ist verschwunden; die Stadt ist einer der an südwestlicher Ostseeküste auch in der Neuzeit nicht unbekannten Sturmfluten zum Opfer gefallen, ein Ereignis, welches so gewaltig auf die Zeitgenossen wirkte, daß, wie wir gesehen haben, auch die Rethrasage davon beeinflußt worden ist.

Vielleicht ist es gelungen, durch diesen kurzen Bericht eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, um was es sich bei den hier erörterten Fragen handelt. Möge Karl Schuchhardt seine, dem Berichterstatter gegenüber geäußerte, Absicht ausführen und die auf drei verschiedene, im Buchhandel nicht mehr erhältliche Hefte verteilten Abhandlungen zu einer Einheit zusammengefaßt neu herausgeben. Viele würden dies mit Freude begrüßen.

Neustrelitz W. Karbe

Die älteste Namensform für Preßburg

Der Aufsatz von J. Melich über die Namen von Preßburg, in dieser Zeitschrift I, S. 79 ff., hat bereits ebenda II, S. 58 ff. einen kleinen Nachtrag aus der Feder von Ernst Schwarz erhalten. Nichtsdestoweniger soll hier noch einmal mit ein paar Worten auf die Sache zurückgekommen werden.

Von grundlegender Bedeutung für die Anfänge der Stadt Preßburg wie für die erste Gestalt ihres Namens ist die, vor einigen Jahren von Ernst Klebel in dem steirischen Kloster Admont (an der Enns) aufgefundene und veröffentlichte[1]) annali-

1) E. Klebel Eine neuaufgefundene Salzburger Geschichtsquelle. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde Bd. 61 (1921), S. 33 ff.

stische Quelle, deren Melich S. 88 f. mehr beiläufig, ohne richtige Würdigung und feste Stellungnahme, gedenkt[1]) mit der Bemerkung, er habe „keine Auseinandersetzung über den historischen Wert der Annales Admont. (wie er die neue Quelle nennt) gelesen". Schon Schwarz S. 58 f. hat dann hervorgehoben, daß Melich den in den „Admonter Annalen" gegebenen ältesten Beleg für den Namen Preßburgs nicht genügend berücksichtigt habe. Aber auch ihm ist entgangen, daß wir über die neue Quelle, die zwar in einem Admonter Codex überliefert ist, aber keine Admonter Annalen, sondern Salzburger Annalen darstellt, seit 1923 eine ausführliche und vortreffliche Untersuchung von H. Bresslau haben[2]), in der nicht nur über die Glaubwürdigkeit, sondern auch über das Alter der neuen Quelle und die quellenkritischen Zusammenhänge mit anderen Geschichtswerken, sowie über die Schlüsse, die sich daraus für die Frage der Herkunft ihrer Nachrichten ergeben, grundlegend gehandelt ist. Bresslau bezeichnet die neue Quelle, zum Unterschied von anderen, schon länger bekannten Salzburger Jahrbüchern, als „Annales Juvavenses maximi", die größten (umfangreichsten) Salzburger Jahrbücher[3]). Sie bringen zu 907 eine Nachricht über die, für die Deutschen unglückliche Ungarnschlacht dieses Jahres und nennen als den (den anderen Quellen der Zeit unbekannten) Ort der Schlacht Preßburg[4]). Es frägt sich zunächst, aus welcher Zeit die Eintragung stammt.

Die Ann. Juv. max. sind ein, gegen die Mitte des 12. Jahrh. von mehreren Händen geschriebenes Exzerpt aus älteren, verlorenen Salzburger Annalen, die von Bresslau mit dem Namen

---

1) Fast sieht es aus, als ob Melich erst nachträglich mit der Quelle bekannt geworden sei. Wie hätte er sonst auf der ersten Seite seines Aufsatzes als den ältesten Beleg für den deutschen Namen Preßburgs einen solchen aus dem Jahre 1042 anführen können? Und wie hätte er sich sonst S. 84 ff. so lange bei der Widerlegung der These, daß die Stadt ihren Namen nach dem Böhmenherzog Břetislav I. (1034 bis 1055) trage, aufhalten können?

2) H. Bresslau Die ältere Salzburger Annalistik. Abhandlungen der Preussischen Akademie der Wissenschaften 1923, Phil.-hist. Klasse Nr. 2.

3) Juvavum ist der lateinische Name für Salzburg.

4) „Bellum pessimum fuit ad Brezalauspurc IV. Nonas Julii".

„Annales Juvavenses antiqui“ bezeichnet wurden, und die nachweisbar Berichte über die Jahre 725—956 enthalten haben. Die Abfassung der Ann. Juv. ant. war um 830 unter Heranziehung älterer Quellen begonnen worden und wurde von da an, immer gleichzeitig mit den Ereignissen, von denen erzählt wird, fortgeführt. Nachrichten, die auf die Ann. Juv. ant. zurückgehen, sind also, sofern sie nach 830 liegen, als völlig gleichzeitige Eintragungen zu betrachten, und die Glaubwürdigkeit dieser Eintragungen hat sich bei der näheren Untersuchung überall bewährt.

Eben dies aber, die Herleitung aus den Ann. Juv. ant., gilt von der Notiz, die die Ann. Juv. max. über Preßburg bringen. Wir können es schlagend nachweisen, daß sie aus den Ann. Juv. ant. stammt. Die heute verlorenen Ann. Juv. ant. sind nämlich noch zu Anfang des 16. Jahrh. von dem berühmten bayrischen Historiker Aventin (Johannes Turmair) benutzt worden. Er hat sie exzerpiert, und auch diese Auszüge Aventins aus den Ann. Juv. ant. nennen Preßburg als den Ort der Schlacht des Jahres 907. Die Nachricht Aventins, früher als sehr spät kaum beachtet, hat jetzt erst, durch die Aufdeckung des quellenkritischen Verhältnisses, ihre richtige Würdigung erhalten. Die doppelte Überlieferung des Namens Preßburg in zwei Geschichtswerken (Ann. Juv. max. und Aventin), die auf die gleiche Quelle zurückgehen, macht es völlig sicher, daß er aus dieser, den Ann. Juv. ant., stammt. Die Nachricht, daß die Ungarnschlacht von 907 bei Preßburg stattfand, gehört also einem gleichzeitigen Annalenwerk an und ist aufs allerbeste beglaubigt[1]). Die Nennung Preßburgs in den Ann. Juv. ant. zu 907 ist die älteste Erwähnung der Stadt, deren erkennbare Geschichte somit in diesem Jahre beginnt.

Wie lautete der Namen in den Ann. Juv. ant.? Die Ann. Juv. max. haben *Brezalauspurc*[2]); Aventin schreibt *Braslavespurch*[3]). Die beiden Ableitungen sind gleichwertig und lassen

---

1) Vgl. Bresslau S. 53.

2) So, nicht *Brezalauspure*, wie Klebel S. 37 versehentlich druckt; vgl. Klebel S. 51 Anm. 115, Bresslau S. 27 u. 53 Anm. 2. Darnach sind Melich S. 88 und Schwarz S. 58 zu berichtigen.

3) So, nicht *Braslavaspurch*, wie E. v. Oefele in der von ihm besorgten 2. Aufl. der Annales Altahenses (1891, in den Scriptores

an sich noch keinen Schluß zu auf die Form, die der Namen im Original der Ann. Juv. ant. gehabt hat. Andere Erwägungen aber dürften doch zu einer bestimmten Annahme führen.

Daß der letzte Teil des Namens (*-purc*, *-purch*) deutsch ist, unser *burg*, bedarf keiner Erörterung und wird von niemandem bezweifelt. Wohl aber hat bereits Bresslau mit Recht darauf hingewiesen, daß dieses Suffix, in deutschen Quellen an fremde Namen gehängt, nur den Wert einer Ein- oder Umdeutschung hat, zum eigentlichen Namen überhaupt nicht gehört[1]). Wie also beispielsweise aus dem lateinischen Augusta deutsch Augsburg geworden ist, so wäre auch, nach Bresslau, aus einem rein slav. Namen bei den Deutschen Breslavsburg oder ähnlich, d. h. Preßburg, geworden. Der erste Teil des Namens (vor *-burg*) stammt ja lautlich gewiß aus dem Slavischen, beruht auf einem, zum mindesten ursprünglich slav. Personennamen. Nun meint freilich Melich (S. 80, vgl. auch 85 ff.), das Ganze sei doch wohl ein deutscher, sogar ein typisch bayrischer Ortsnamen, auch der erste Teil, der von ihm als „ein dem Slavischen entlehnter deutscher Personennamen“ angesprochen wird, d. h. als ein Personennamen, ursprünglich slav. Stammes, den die Deutschen übernommen hätten. Diese Erklärung mochte eine gewisse Wahrscheinlichkeit haben, so lange die neue Salzburger Quelle nicht bekannt war. In der Tat, kam Preßburg erst um die Mitte des 11. Jahrh. vor, zu einer Zeit als das Deutschtum im Donautal seit langem (nämlich seit der Lechfeldschlacht) in siegreichem Vordringen war, dann mag es nahe gelegen haben, den Namen auf solche Art zu deuten. Wenn aber Preßburg schon 907 nachweisbar ist, dann ist es angesichts des slav. Personennamens, der dem Ortsnamen zugrunde liegt, doch wohl wahrscheinlicher an das großmährische Reich zu denken, das in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. sich bis über die Donau nach Süden erstreckte, und dessen Herzog Svatopluk († 894) mehr als einmal siegreich durch Pannonien gezogen ist.

---

rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis recusi) S. 7 Note h druckt; vgl. Bresslau S. 27 Anm. 4.

1) Bresslau S. 53 Anm. 2. Andere Beispiele bei S. Abel und B. Simson Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen Bd. 2 (1883), S. 327 Anm. 3.

Auf dieses großmährische Reich, das erst um die Wende des Jahrhunderts inneren Fehden und dem Ansturm der Ungarn erlegen ist, mag die Gründung Preßburgs als einer Festung an der Donau, zur Sicherung des Übergangs über den Strom, zurückgehen. Sein Erbauer und Kommandant, ein Čeche oder Slovake, wird ihm den Namen gegeben haben, dem erst die Deutschen dann ein *-burg* anhängten. Daß ein Ortsnamen auf einem Personennamen beruht, ist ja häufig und zu allen Zeiten vorgekommen. Wie aber lautete der Personenname, nach dem Preßburg seinen Namen führt?

Mit Recht hat Melich S. 85 darauf hingewiesen, daß der ursprünglich jedenfalls slav. Personennamen, der in dem ersten Teil des Ortsnamens steckt, im Genitiv steht. Das stimmt, mag die älteste Form des Ortsnamens im deutschen Mund nun mehr *Brezalauspurc* (= *Brezalavspurc*!) oder mehr *Braslavespurch* gelautet haben. Doch auch dieser Genitiv dürfte nur der deutschen Umformung des Namens angehören, eben durch die Anhängung von *-burg* bedingt sein. Der eigentliche slav. Namen der Person und des Orts müßte, je nachdem die richtige Form in den Ann. Juv. max. oder bei Aventin erhalten ist, etwa *Brezalav* oder *Braslav* gelautet haben. Was den Schluß dieses Namens anlangt, so ist ja ohne weiteres klar, daß in ihm das slav. Wort *slava* (Ruhm) steckt. Aber der Anfang? Hat Aventin recht, so denkt man an *bratъ* (Bruder); also etwa *bratoslavъ*[1]. Ist die Form in den Ann. Juv. max. besser, so dürfte es doch bei jenem (in seiner Bedeutung nicht sicher erklärten) Worte bleiben müssen, das als erstes Kompositionsglied in dem Eigennamen *Břetislav* (westslav. **Břęcislav*) vorliegt.

Nun spricht für das letztere zweierlei. Einmal die Tatsache, daß für Preßburg noch um die Mitte des 11. Jahrh., zu einer Zeit, als auch bereits ein verkürzter Namen in Gebrauch war[2], die Form *Preslawaspurch* (also mit *e* in der ersten Silbe) quellen-

---

1) Hier und im folgenden verdanke ich meinem Kollegen Franz Specht einige willkommene sprachliche Hinweise.

2) Hermann von Reichenau 1042 (Mon. Germ. hist., SS. V 124): *Brezesburg*.

mäßig belegt ist[1]). Und sodann der Umstand, daß aus einem Namen, der etwa *Brezlav* gelautet haben mag, sehr leicht bei den Deutschen die Form *Braslav* werden konnte[2]), während es Schwierigkeiten bereiten würde, sich den umgekehrten Hergang zu denken. Wir glauben also, daß der Namen von Preßburg in den Ann. Juv. max. in einer besseren Form als bei Aventin erhalten ist[3]); er mag in den Ann. Juv. ant. vielleicht *Brezlavespurc* gelautet haben.

Schwarz freilich möchte in dem Personennamen, auf dem der Ortsnamen beruht, nicht *Břetislav*, sondern den Namen *Prěslav* erkennen. Aber die Gründe, die er dafür ins Feld führt (S. 59 f.), scheinen nicht stichhaltig zu sein. Auf die beiden ersten legt er selbst nicht allzuviel Gewicht. Und in der Tat, daß ein slav. *c* (im westslav. **Bręcislav*) in deutschen Quellen nur durch *tz* wiedergegeben werden könne, und nicht durch *z* (woraus dann im deutschen Munde *s* wurde), wird niemand glauben, der weiß, wie selten unsere mittelalterlichen Autoren *tz* schreiben; geben sie doch auch im 11. Jahrh., wo Böhmen zwei Herzöge *Břetislav* hatte, diesen Namen mit *z* wieder[4]). Und die Erhaltung des *B* am Anfang, aus dem im bayrischen Mund ein *P* wurde (während Schwarz meint, es hätte in *V* verwandelt werden müssen), kann gleichfalls ausreichend belegt werden[5]); sie zeigt, daß das *B* in

---

1) Annales Altahenses 1052 (hrsg. von E. v. Oefele a. a. O. S. 48).

2) Auch den Herzog Břetislav schreiben lateinische und deutsche Quellen vielfach *Bratezlav*, *Bratislaus* u. dgl., z. B. die Annales Altahenses 1032, 1035, 1042, 1046, 1055 (*Bracizlau*, *Braczislaus* sogar Cosmas).

3) Wir möchten aber nicht mit Schwarz S. 59 den von den Ann. Juv. max. zu 881 gebrachten Ortsnamen *Wenia* hier heranziehen; denn wenn wirklich Wien gemeint ist, so dürfte gerade diese Namensform entstellt sein; vgl. Bresslau S. 51 f.

4) So Hermann von Reichenau 1039 und 1051: *Brezizlaus*.

5) Vgl. im 11. Jahrh *Brezlauvesburch* am Pressingberg in Kärnten (unten S. 379): oder im asl. Fichtelgebirgsgebiet die Orte Presseck (aus *Prěsěka*), Prebitz und Pressath (aus *Prizzat*), in Nordböhmen Preßnitz und Presau. Anderes bei Melich S. 86. Durchaus nicht jedes slav. *B* hat den surrenden *bf*-Laut. So liegt der Unterschied zwischen den čech. Personennamen Břetislav und Wratislav (aus letzterem ging das deutsche Breslau hervor, unten S. 378) gerade in den beiden ersten Lauten.

diesem Personennamen auch im Slavischen keine Spirans mittönen ließ, und fällt um so weniger auf, als ein Bewußtsein vom Zusammenhang mit dem Namen *Břetislav*, der doch gleichfalls mit seinem ursprünglichen Anfangsbuchstaben in Deutschland bekannt blieb, lebendig gewesen sein wird. Der Hauptgrund von Schwarz ist denn auch ein anderer. Er meint, der asl. Personennamen *Bręcislav* hätte 907 noch mit Nasal, also etwa *Brenzlav* geschrieben werden müssen, da der Schwund des Nasals erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. erfolgt sei, nicht bereits in der ersten, wo wir vielmehr aus ačech. *Vęceslav* noch die Form *Venceslaus*, *Wenzel* haben. Das ist jedoch ein unzureichender Beleg. Denn dieser Name kann, solange er der einzige Beleg mit erhaltenem Nasal aus dieser Zeit ist, immer so erklärt werden, daß er zur Zeit der čech. Nasalvokale in lateinischer Form sich durchsetzte und diese auch nach Schwund der Nasalvokale im Čechischen unverändert blieb[1]). So ist kein Beweis für die Behauptung vorhanden, daß der asl. Nasal in der ersten Hälfte des 10. Jahrh.. im Gegensatz zur zweiten, in deutscher Feder und deutschem Mund erhalten geblieben sein müsse. Es spricht tatsächlich nichts gegen die Ableitung aus *Břetislav*. Und der Name *Prěslav*, der überhaupt nur einmal auf deutschem Sprachgebiet in einer steirischen (!) Urkunde des Jahres 1043 nachgewiesen werden konnte (Melich S. 86: Prezlaus), ist wahrscheinlich nichts anderes als gleichfalls eine deutsche Umformung aus dem čech. *Břetislav*.

Der Namen der Stadt Preßburg weist eine ganz ähnliche Entstehungsgeschichte auf wie der Namen der Stadt Breslau. Beide sind aus einem čech. (oder slovak.) Personennamen hervorgegangen, freilich nicht aus demselben. Denn Breslau (in deutschen Quellen des 11. Jahrh. *Wrotizlava*, *Wratislava* u. ä.) trägt seinen Namen von dem böhmischen Herzog Wratislav I. († 921), der hier am linken Oderufer eine Festung gegen die polnischen Stämme

1) In Wahrheit geht die Aussprache mit und ohne Nasal eine geraume Zeit nebeneinander her. Herzog Břetislav im 11. Jahrh., zumeist ohne Nasal geschrieben, heißt in den Annalen des Lampert von Hersfeld zu 1041 *Prenzlao*.

auf der anderen Seite des Stroms angelegt hat[1]). Die Stadt ist nur wenig jünger als das zu ähnlichen Zwecken an der Donau gegründete Preßburg. Interessant ist, daß ihren Namen (*Wratislavia*) auch ein böhmischer Ort trägt, das heutige *Wratzlau*. So gab auch der Personennamen *Břetislav* nicht nur der Stadt Preßburg, sondern noch anderen Orten den Namen[2]): dem mährischen *Břeclav* (deutsch Lundenburg, 80 km nördl. von Preßburg) und einem kärntischen *Brezlauvesburch*, dessen Namen heute noch der Pressingberg in den Stangalpen (östl. von Leoben a. d. Lieser) trägt. Diejenigen von diesen Namen, die in deutschen Mund kamen, haben ganz ähnliche Umformungen erfahren wie Preßburg. *Bratislava* aber für Preßburg — darin stimme ich mit Melich und Schwarz ganz überein — ist eine künstlich gemachte und wenig glücklich gewählte Form. Der alte slav. Namen ist längst verloren. Wollte man ihn rekonstruieren, so hätte man besser auch hier *Břeclav* gesagt.

Halle ROBERT HOLTZMANN

Aksl. безоумьлъ.

Das Wort безоумьлъ kommt in den aksl. Texten an folgenden Stellen vor:

Savv. kn. безоумьлю voc. sg. 57b (Luk. 12, 20). Die glagolitischen Evangelien haben hier безоумьне.

Suprasl. безоумьлю voc. sg. 2, 16; 153, 7; 356, 25; 425, 7/8, безоумьли nom. pl. 27, 29; 322, 27, -мьли 29, 19/20.

In diesem Worte pflegt man einen Stamm **bezum*(*l*)*ĭe*- zu erblicken, wobei dann das ь zwischen м und л wie auch die ausnahmslose Schreibung mit *l* epentheticum im Supr. dadurch erklärt werden müssen, daß die Schreiber das Wort nicht mehr verstanden haben; s. Vondrák Zur Kritik der asl. Denkmale (S.-B. CXII), 753 f., Vgl. sl. Gr. I² 508, Meillet Études 377 f., Ščepkin Razsuždenie 268, Glossar zur Savv. kn. s. v., Orěškov Otnošenijata na bъlg. pametnici kъmъ epent. *l* 34 ff. Trotz der

1) Vgl. hierzu meine Bemerkungen in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 52 (1918), S. 11 f.

2) Vgl. Melich S. 84, 87.

wohl allgemeinen Anerkennung kommt mir diese Erklärung sehr unwahrscheinlich vor. Weshalb sollte man ein Wort *безоумь(л)ѣ in безоумьлѣ geändert haben? Das wäre m. E. nur dann annehmbar, wenn es im Aksl. ein produktives Formans *-ьľe-* gegeben hätte; aber ein solches gab es nicht; Vondrák Vgl. sl. Gr. I² 575 vermag für das slavische Suffix *-ьľe-* nur éin aruss. Beispiel zu geben (*obidьľь,* aus dem J. 1220, bei Sreznevskij Mat. II 504). Auch wäre **bezumi̯e-* eine sehr unslavische Bildung; s. Meillet a. a. O.

Die aksl. Belege setzen auf unzweideutige Weise einen Stamm *bezumьľe-* voraus, und wenn man diesen Stamm bisher nicht anerkannt hat, so ist das wohl nur dem seltenen Vorkommen eines Suffixes *-ьľe-* zuzuschreiben. Alles ist aber in Ordnung, wenn wir *bezumьľe-* als eine dissimilatorische Umbildung von **bezumьńe-* betrachten. Eine solche Bildung ist sehr gut möglich: **bezumьńe-* kann sich zum gewöhnlichern *bezumьno-* verhalten wie *bъždŕe-* (Supr. 550, 21 бьждрѥѭ дшѥѭ) zu *bъdro-*. Nicht weniger nahe aber liegt die Annahme, daß man zu der Wortverbindung *bez uma* in einem Teile des bulgarischen Sprachgebietes direkt **bezumьńe-* gebildet hat; solche Ableitungen kommen auch sonst vor: *posrědьńe-* : *po srědě*, *vъskraińь* : *vъs krai*, *okrьstьńe-* : *o krьstъ*; s. Meillet a. a. O. 381 f., Vondrák a. a. O. 537 f., Kuľbakin Gramm. c.-sl. jazyka po drevn. pam'atnikam (Enc. sl. fil. X), 57.

Was die Dissimilation *-mьńь* : *-mьľъ* betrifft, diese ist sehr begreiflich und stimmt zu sonstigen Erscheinungen dieser Art. Ich erinnere an das sehr häufige *mlogo* anstatt *mnogo* auf bulgarischem Gebiete und mache weiter auf einige ähnliche Fälle in andern Sprachen aufmerksam: č. *Krumlov* < *Krum(e)nau*, *Plumlov* < *Blum(e)nau* (s. Gebauer Hist. ml. I 375), r. dial. *neml'ás^ьe^ιva* < *Nemn'ásevo* (s. Budde K istorii velikor. govorov 194). Aus allerlei Dialektuntersuchungen ließen sich solche Fälle verzeichnen; besonders weise ich auf die schöne Sammlung von bulgarischen Formen mit *m'*, *mn'*, *ml'* bei Oblak Archiv XVII 458 hin. Bei erweichtem *ń* lag der Übergang in *ľ* wegen des verhältnismäßig schwachen Hervortretens der *n*-Artikulation besonders nahe, und die nachhaupttonige Stellung, welche für die zwei letzten Silben von **bezumьńь* anzunehmen ist, dürfte auch

mitgewirkt haben. Daß zwischen dem *m* und dem *l'* noch ein *ь* stand, macht nichts aus. Es gab noch ein Wort, wo dieselben Bedingungen vorlagen und zwar aksl. прѣмьнѣ ‚ὁ κατέναντι‘ (Luk. 19, 30). Auch hier hätte *прѣмьлѣ aufkommen können, wenn das Wort in der Umgangssprache ebenso geläufig gewesen wäre wie безоумьлѣ, — welches in tadelndem Sinne, also wohl als ein Wort der Volkssprache, in neubulg. *bezúmlë* (f. *bezumla*) noch fortlebt; s. Gerov Rěčnikъ I 36.

Leiden N. van Wijk

Noch einmal aksl. *kyjь*

In JФ III nimmt A. Belić an, die Formen des Pronominaladjektivs *kyjь* mit *o* vor der Endung im Aksl. seien nicht nach den Formen des Pronominaladj. *mojь*, wie M. Vasmer[1]) meinte, sondern nach der Form des Nom. Sg. Neutr. *koje* analogisch umgebildet worden, denn *o* erscheine nur da, wo die Flexion ein *e* hat: *kojego*, *kojemu*, *kojemь*, *kojeję*, *kojejь*, *kojejǫ*; einst seien diese Kasus, wie die übrigen Kasus dieses Pronominaladjektivs, mit den Formen der bestimmten Adjektiva identisch gewesen; nämlich sie hätten die Form **kajego, *kujego*, **cějemь*, **kyjeję*, **cějejь*, **kǫjejǫ* gehabt: Formen der übrigen Adjektiva mit den Endungen *-ję*, *-jejь*, *-jejǫ* seien zwar nicht in den ältesten aksl. Denkmälern nachgewiesen, aber es sei wahrscheinlich, daß die Formen mit *-je-* denen ohne *-je-* vorausgingen.

Ich kann mich mit A. Belić darin nicht einverstanden erklären. Wenn die Deklination des Pronominaladj. *kyjь* mit derjenigen der übrigen Adjektiva identisch war, welche Gründe konnten diese Identität verletzen? Analogie von Seiten der Form *koje* erscheint mir unwahrscheinlich, denn eine solche Analogie liegt nicht bei den übrigen Adjektiva vor. Ebensowenig ist m. E. Annahme einer Analogie mit dem Pronomen *mojь* zulässig, weil sie die Erhaltung der Formen *kyjь*, *kaja*, *kyjimь* usw. nicht erklärt. Ich meine, daß die von A. Belić angenommenen Formen **kajego, *kujemu* usw. niemals existiert haben. Denn da

---

1) IF. 40 139—144.

das Pronominaladj. *kyjь* mit der Kontamination der Pronomina *kъ* und *jь* gebildet wird, mußten ursprünglich seine beiden Teile nach der Pronominaldeklination dekliniert werden, wie schon mit Recht von M. Vasmer in seinem Artikel festgestellt worden ist. Also:

	m. n.	f.	pl.
N.	*kъ + jъ, ko + je*	*ka + ja*	*ci + ji, ky + ję, ka + ja*
A.	*kъ + jъ, ko + je*	*ko̧ + jo̧*	*ky + ję, ka + ja*
G.	*kogo + jego*	*koję + jeję*	*cěchъ + jichъ*
D.	*komu + jemu*	*koji + jeji*	*cěmъ + jimъ*
I.	*cěmь + jimь*	*kojo̧ + jejo̧*	*cěmi + jimi*
L.	*komь + jemь*	*koji + jeji*	*cěchъ + jichъ*

Wenn der erste Teil dieses zusammengesetzten Pronominaladjektivs zweisilbig war, mußte die zweite Silbe ausfallen, und die ganze Deklination mußte dann eine solche Gestalt bekommen:

	m. n.	f.	pl.
N.	*kъjъ (kyjъ), koje*	*kaja*	*ciji, kyję, kaja*
A.	*kъjъ (kyjъ), koje*	*kojo̧*	*kyję, kaja*
G.	*kojego*	*kojeję*	**cějichъ*
D.	*kojemu*	*kojeji*	**cějimъ*
I.	**cějimь*	*kojejo̧*	**cějimi*
L.	*kojemь*	*kojeji*	**cějichъ*

Man sieht nur eine Form des Instr. im Sg. und vier Formen für die obliquen Kasus im Pl. sind nicht so gebildet worden, wie wir es theoretisch hier vermuten sollten. Alle diese Formen haben im Wortanfang *ky-* anstatt des zu erwartenden *cě-*, denn dieser Wortanfang fehlt in der ganzen Deklination. Außer diesem regelmäßigen Ersatz der Fälle mit *cě-* durch *ky-* entsprechen die Kasusformen des Pronominaladj. *kyjь* in allen übrigen Fällen völlig denen, die aus der Kontamination der Pronomina *kъ* und *jь* sich ergeben mußten. Ich meine daher, daß nur die Formen, die mit *cě-* anfingen, nach den Formen der bestimmten Adjektiva analogisch umgebildet wurden. Nicht ohne Interesse ist es auch, daß in den russisch-ksl. Denkmälern ein Instr. *kymь* anstatt *cěmь* vom Pronomen *kъto* schon vom 13. Jahrh. an gebraucht wird.

Brünn (Brno) N. Durnovo

Phonetische Beobachtungen zur russischen Aussprache

2. Über den urslavischen Vokal ъ im Russischen.

Wenn, wie früher von mir gezeigt worden ist, der Schlußvokal ь teilweise im Russischen erhalten ist (s. Zschr. II 29ff.), so könnte man auch ähnliches für ъ erwarten.

Wenn wir братъ, такъ mit nhd. *Tat, Sack* vergleichen und von dem stärkeren Luftstrom des Deutschen absehen, so finden wir fast dasselbe Schlußexplosionsgeräusch von der Höhe um e^3 in beiden Sprachen und nichts mehr. Allerdings kann dieses Explosionsgeräusch auch als stimmloser Vokal aufgefaßt werden, aber dann muß es gewisse selbständige Elemente enthalten, die dazu berechtigen.

In *hab* und besonders бабъ ist das Explosionsgeräusch etwas tiefer, und im Russischen nimmt bei nicht zu schlaffer Aussprache die Zunge während des Verschlusses eine etwas veränderte Stellung für die Endexplosion ein, indem sie sich etwas zurückzieht und sich hinten gegen den vorderen Teil des weichen Gaumens wölbt. Fügt man zur Explosion einen kurzen Stimmton hinzu, so hört man einen eigenartigen überkurzen Endvokal, der nicht aus den Rekursstellungen von *a* zur Ruhelage erklärt werden kann.

Dieser Unterschied des Russischen von anderen Sprachen wird aber ganz charakteristisch, wenn man Wörter mit anderen vorhergehenden Vokalen vergleicht. Судъ, тотъ, лѣтъ, убитъ, дубъ, лобъ, хлѣбъ, ушибъ, лугъ, бокъ, вѣкъ, ученикъ usw. haben alle fast dieselbe Schlußexplosion um e^3—f^3, während sie in anderen Sprachen in Abhängigkeit von der Einstellung für die vorhergehenden Laute variiert. So fällt z. B. in *Aufschub*, *Bock* das Schlußexplosionsgeräusch bis c^3, während es andrerseits in *lieb*, *seht, Lied*, *Zweck* oder franz. *critique*, *site* usw. bedeutend höher als im Russischen ist, nämlich bis gis^3—b^3 steigt.

Ähnliche Verhältnisse finden sich auch bei den Schlußfrikativen z. B. in вѣсъ, повисъ, тѣхъ, утихъ. Nach ihnen folgt zwar kein Endvokal mehr, aber ihre Höhe ist durch die Zungenstellung für diesen Vokal bedingt. Sie ist ebenfalls um e^3—f^3, während im Deutschen in *gewiß*, *ließ* ihre Höhe um g^3 ist, in *Weg*,

mich, Sieg um b^3 usw. in Abhängigkeit von den vorhergehenden Lauten.

Es ist also klar, daß im Russischen der Endkonsonant mit antizipierter Einstellung für den Schlußvokal ъ gebildet wird.

Was ist das für ein Vokal? — Es ist derselbe quantitativ reduzierte Vokal, der sich im Südgroßrussischen in den schwachen unbetonten Silben aus älteren *a*, *o* entwickelt hat, mit dem Unterschiede, daß letzterer gewöhnlich mit Stimmton gebildet wird und in verschiedener Stellung quantitativ stark variiert. Auch dieser wird in phonetischer Transskription oft mit dem Buchstaben ъ bezeichnet und sein charakteristischer Ton ist ebenfalls um e^3, z. B. in города (= gъradá, gъrъdá, górъda, górъdъ) usw.

Die Organeinstellung für das Schluß-ъ ist ungefähr dieselbe, wie für offenes *u*, ohne Labialisation und Stimme. Die Vorderzunge ist gesenkt und die Zungenmasse etwas zurückgezogen und hinten gegen den vorderen Weichgaumen gewölbt.

Diese vor dem auslautenden -ъ entstandene Aussprache ist im Russischen typisch geworden für die harten Konsonanten, so daß man dieselben isoliert auch immer so ausspricht, und nicht etwa wie vor *ə*, in der Überzeugung, daß eine solche Aussprache überhaupt isolierte harte *k*, *p*, *t*, *c* usw. ohne vokalisches Element darstelle.

Der aus dem Idg. ererbte kurze *u*-Vokal wurde im Urslav. zu einem quantitativ reduzierten offenen *u*-Laut, der im Aksl. mit dem Buchstaben ъ bezeichnet wurde. Als solcher existierte er noch im Altruss. zu Beginn des russ. Schrifttums, und zwar in zwei hauptsächlich quantitativ verschiedenen Abarten: einem „stärkeren“ ъ in der sogenannten „starken“ Stellung, d. h. vor einer Silbe mit „schwachem“ reduzierten Vokal, wozu sich noch das ъ der ersten betonten Wortsilbe gesellte, und einem „schwächeren“ ъ — in anderer Stellung. Besser kann man das erstere als längeres, das letztere als kürzeres ъ bezeichnen. Dieser Unterschied stammte aus dem Urslav.

Das kürzere ъ wurde im Russischen allmählich immer kürzer und schwand dann zum größten Teil ganz. Infolgedessen blieb es in der Schrift oft unbezeichnet noch vor seinem endgültigen Verschwinden, während es andrerseits noch nach dem Schwunde in der traditionellen Schreibweise auftreten konnte.

Am Wortende, wo es bis zur letzten Zeit im Russischen geschrieben wurde, hat das kürzere ъ allmählich die Stimme und Labialisation verloren und ist jetzt bis zur gewöhnlichen Schlußexplosion verkürzt, nach gewissen Lauten auch ganz geschwunden, besteht aber in der Zungenartikulation bis zum heutigen Tage fort.

Im Wortinnern schwanden die kürzeren ь, ъ in verschiedener Stellung und in verschiedenen Mundarten nicht gleichzeitig, im Südrussischen hauptsächlich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., im Nordrussischen seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., in der Anfangssilbe teils früher, was aus dem Anschluß an den vokalischen Auslaut fast aller Wörter erklärt werden kann. Aber selbst fürs 14. Jahrh. scheinen Beweise für ihre teilweise mundartliche Erhaltung vorzuliegen.

Die Schwankungen in der Schrift sind ja selbst beim genauen phonetischen Schreiben verständlich, wenn man bedenkt, daß die Dauer dieser Laute sich im Verlauf von Jahrhunderten langsam verminderte und sie während dieser Zeit in Abhängigkeit von verschiedener Umgebung und Betonung mehr oder weniger bemerkbare Nebensilben bildeten. Z. B. in кънязь, дьни, мьнѣ, вься, зъла, съта, съпѧщю, къннгы, ръжи, сьде, дъва konnten sie früh unmerklich werden; in гъде, къто, бъчела „Biene" schwanden sie eigentlich erst ganz bei der Aussprache γде, хто, mundartl. russ. чела, während sie in der gemeinruss. Aussprache пчела, ebenso in насыпьте, тьма, тъкать, пътица (jetzt ткать птица geschrieben) noch eben stimmlose Nebensilben bilden, von deren Schwäche das mundartliche мчела st. пчела zeugt, wie auch das kleinruss. бджола[1]). Die Konsonantenhäufung

1) Für die quantitative Reduktion hauptsächlich nur der *i*- und *u*-Vokale im Urslavischen haben wir eine Parallele im Urarmenischen, mit dem Unterschied, daß hier diese Vokale nur in unbetonter Stellung gekürzt wurden und beide in einem reduzierten Vokal zusammenfielen. In den neuarmenischen Mundarten wurde durch Reduktion noch anderer Vokale die Zahl des letzteren sehr vermehrt. Teils ist er nun ganz geschwunden, teils in mehreren quantitativ verschiedenen Abarten erhalten, so daß man bei genauer phonetischer Schreibung oft schwankt, wo man ihn noch bezeichnen soll und wie viele quantitative Unterschiede man machen soll. S. meine Историческая грамматика армянскаго языка г. Тифлиса §§ 18, 37, 58, 69, 111 u. a.

allein konnte die reduzierten Vokale im Russischen nicht retten, wie mundartliche чти < чьсти, сти < тьсти „des Schwiegervaters", das erwähnte чела < бъчела, Брянскъ < Дъбряньскъ usw. beweisen.

Solche kurze Nebensilben neuerer Herkunft hört man auch z. B. in городовóе, переверни́ = *gъr(ъ)davóįe, ṕьŕ(ь)v́erńí,* in welchen die zweite Silbe oft bis zum Schwund gekürzt wird.

Das längere, sogenannte „stärkere" ъ (= reduzierte offene *ŭ̦*), das natürlich überall die Stimme und Lippenöffnungsverkleinerung (Labialisation) bewahrte, wurde allmählich in dem Maße gedehnt, als die reduzierten Vokale der folgenden Silbe sich verminderten. Da aber bei dieser Ersatzdehnung der Luftstrom geschwächt wurde[1]), so mußte *u̦* zugleich mit der Dehnung immer offener werden. So nahm es immer mehr die *o*-Qualität an (s. folg. Exkurs), bis es schließlich mit *o* zusammenfiel, was natürlich in den verschiedenen Mundarten nicht gleichzeitig geschehen konnte. Um so mehr mußten Schwankungen in der Schrift vorkommen, da *ъ* in der letzten Zeit sich wenig von *o* qualitativ und quantitativ unterschied.

Der Zusammenfall der *ь, ъ* mit *e, o* geschah ungefähr um dieselbe Zeit, als die kürzeren *ь, ъ* schwanden, also im Südrussischen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., im Westrussischen — dem Smolensk-Polotzker Gebiet — im Anfang des 13. Jahrh., im Nowgorodschen, und teils im Nordgroßrussischen überhaupt, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. und mundartlich noch später.

Bei der unvollständigen Artikulation dieses kurzen *u̦*-Lautes

1) Über die Natur dieser Ersatzdehnung kann uns das jetzige Russisch einigermaßen Aufklärung geben. Die Ersatzdehnung ging wohl auf Grund der Sprechtakte vor sich. Nach dem rhythmischen Gefühl ist man bestrebt, gleichartige Takte nach Möglichkeit in gleichen Zeiträumen auszusprechen. Vgl. Archiv f. slav. Phil. 34 S. 577. Nach meinen Beobachtungen wird bei der Dehnung der ein- oder zweisilbigen betonten Wörter in solchen Sprechtakten, deren Dauer einer größeren Silbenzahl entspricht, der Luftstrom der Silben, die gedehnt werden, schwächer. Das Luftquantum scheint sich mehr nach den hervorzubringenden Lauten, als nach der Zeitdauer der Takte zu richten.

Anders war es z. B. beim Übergang *λύοντι* in *λύουσι*, oder ursl. *pontь* (< *pontis*, aind. *pánthās*, lat. G. *pontis*) in russ. *putь* > *nymь*; hier verstärkte das schwindende *n* den Luftstrom des tautosyllabischen *o*.

konnte nur die Vorliebe des Russischen für Labialisation des vorhergehenden Konsonanten den bei Dehnung immer offener werdenden *ụ*-Laut vor solchen Veränderungen mit Vorschiebung und Senkung der Zungenartikulation bewahren, wie wir im Polnischen oder Böhmischen (*e*) oder Serbischen (*a*) sehen. Altbulg. **сънъ**, russ. сонъ, poln. böhm. *sen*. serb. *sȁn*.

Dieselbe, man möchte sagen übertriebene Anpassung des vorhergehenden Konsonanten an den folgenden Vokal im Russischen, die vor palatalen Vokalen im Urrussischen auch Palatalisation der vorhergehenden Konsonanten hervorrief, hat auch das reduzierte *ь* (= *ị*) bei der Ersatzdehnung nur zu *e* werden lassen, wie auch z. B. im Polnischen, und nicht zu einem offeneren Laut, wie etwa serb. *a*. Vgl. Altbulg. **дьнь**, russ. день, poln. *dzień*, serb. *dân*.

Unter dem Einfluß der Entwicklung der *ь*, *ъ* durch Ersatzdehnung zu *e*, *o* ging in der betonten ersten Wortsilbe dieselbe Veränderung vor sich: дóску < дъску, стекла < стькла usw.

Daß der Lautwert der *ь*, *ъ* nicht nur im Urslav., sondern noch im Altruss. kurze *i*- und *u*-Vokale waren, wird durch zahlreiche Lehnwörter bestätigt, unter anderem durch Entlehnungen ins Russische und aus dem Russischen. Z. B. altbulg. **кънѧзь**, russ. кънязь „Fürst“ < urspr. germ. *kuningas*; altbulg. altruss. **истъба** < ahd. *stuba*; abulg. aruss. льсть „List, Schmeichelei“ < got. *lists*, ahd. *list*; russ. котьлъ < got. *katils* < lat. *catillus*; lit. *kā̆tilas* „Kessel“ < russ. котьлъ; lit. *kùmetis* „Instmann“ < russ. къметь; est. *lusikas* „Löffel“ < russ. лъжька; finn. *akkuna* „Fenster“ < russ. окъно, lett. *Pliskava* „Stadt Pleskau“ < russ. Пльсковъ; aus demselben Worte später deutsch Pleskau, als *ь* schon mundartlich zu *e* geworden war (Плесковъ). In anderen Mundarten wurde Пльсковъ zu Плсковъ > Псковъ, dem jetzigen Stadtnamen, nach Schwund des *ь* und des daher stimmlos gewordenen *l* in unbetonter Anfangssilbe. Vgl. mundartliches кстить < крьстить neben крестить. Andere Beispiele unter anderem bei Buga Zschr. I 38 ff.

Die Anwesenheit der ъ-Explosion oder wenigstens seiner Zungeneinstellung ist auch im Sandhi bis zur Gegenwart im Russischen bemerkbar. Man spricht человѣ́къ извѣ́стный, ту́тъ изъя́нъ, ло́бъ исцара́панъ, далъ и́мя, въ избу́, къ Ива́ну,

безъ Ива́на wie: *č'ыłavẹ́kъızvẹ́snъį̑*, *tutъızi̯an*, *dałъıń à*, *vъızbu*, *kъıvanu* usw. Gebildete sprechen übrigens oft auch nach der Schrift. In betonten Silben, in denen sich die Vokale besser erhalten haben, kann man auch noch ein diphthongisches *ъı* hören, z. B. розы́скивать, поды́мешь. Wäre kein Schluß-ъ vorhanden, so hätte sich der Schlußkonsonant schon längst dem folgenden *i* angepaßt und wäre mehr oder weniger erweicht worden.

Die Reste des ь und ъ geben der Schlußexplosion im Russischen eine gewisse Selbständigkeit, so daß sie fast den Eindruck einer schwachen stimmlosen Nebensilbe macht, oder wenigstens der Schlußkonsonant sich sehr lose an den vorhergehenden Vokal anschließt, der wie ein (verkürzter) Vokal einer offenen Silbe ausklingt, im Gegensatz zur „scharf geschnittenen“ Silbe des Deutschen. Es ist möglich, daß die aus dem Urslavischen ererbte Vorliebe für offene Silben, die sich auch in der Silbentrennung des jetzigen Russischen kundgibt, in der Konservierung der Reste der ь, ъ am Wortende eine nicht unwesentliche Rolle gespielt hat.

Exkurs

Allgemeinphonetisches über die *o*- und *u*-Laute.

Im Gegensatz zu den hellen, offenen Klängen der Vokale *ä*, *e*, *i* zeichnen sich *o*, *u* durch tiefen und dumpfen Klang aus. Beide Eigenschaften erfordern die Verkleinerung der Mundöffnung (Labialisation). Ist eine stärkere Verdumpfung, also sehr kleine Öffnung erforderlich, wie bei diesen geschlossenen französischen Vokalen, so muß Rundung und daher auch Vorstülpung der Lippen vorgenommen werden[1]).

Zur bequemen Labialisierung wird der Unterkiefer stark gehoben. Dadurch wird der Vordermund sehr eingeengt und würde einen unzulässig schlechten und zu hohen Eigenklang abgeben, wenn nicht die Vorderzunge nach Möglichkeit Raum

1) Die Gestalt der Mundöffnung ist ganz gleichgültig. Es kommt nur auf die Größe an. Eine sehr kleine Öffnung muß man aber rund machen, um Reibegeräusche zu vermeiden, und eine solche kann man nur bei vorgestülpten Lippen mit den inneren Lippenwänden bilden. Daher gebrauche ich den herkömmlichen Ausdruck Entrundung nur im Sinne von Vergrößerung der Lippenöffnung.

schaffte. Daher senkt sich die Vorderzunge und zieht sich zurück. Infolgedessen drückt die Hinterzunge auf den Kehlkopf und ist genötigt sich hinten in die Höhe zu türmen, um so mehr, je kleiner der Kieferwinkel und je größer individuell die Zungenmasse ist.

Da bei *u* die Mundöffnung und daher auch der Kieferwinkel kleiner sein muß, andrerseits der tiefere Eigenton einen größeren vorderen Resonator verlangt, als bei *o*, so zieht sich die Vorderzunge bei *u* mehr zurück und die größere Masse der gehobenen Hinterzunge muß sich notwendigerweise mehr nach vorne ausbreiten. Letzterer Umstand ist unvermeidlich, aber unzweckmäßig, da dadurch der Vordermund hinten verkürzt und verkleinert wird und der Eigenton infolgedessen steigt. Daher sucht man unwillkürlich nach Möglichkeit die Hinterzungenhebung zu vermeiden, was man am Druck auf den Kehlkopf und an der Spannung des Zungenrückens verspürt und durch das Senken des Zungenbodens von außen am Unterkiefer beobachten kann. Aus demselben Grunde vermeiden Individuen mit kleineren Zungen das größere Vorrücken der Hinterzunge bei *u*. Hierdurch erklärt es sich, daß nicht immer bei *u* eine mehr vordere Hinterzungenhebung, als bei *o*, beobachtet worden ist.

Je größer die Zungenmasse, um so mehr wird auch der Weichgaumen gehoben, vor allem um dem Luftstrom freien Durchgang zu gestatten, und auch um nach Möglichkeit den Resonator hinten zu erweitern.

Die Hinterzungenhebung bei *o*, *u* ist also eine sekundäre Erscheinung, die der Bildung des gewünschten Lautes geradezu entgegenarbeitet, und kann daher nicht auf eine Linie mit der Vorderzungenhebung für *e*, *i*, *ö*, *ü* gestellt werden, wie es in Bell's System geschieht. Letzterer kann man nur das Zurückziehen und Senken der Vorderzunge bei *o*, *u* gegenüberstellen.

Verlangt der akustische Eindruck des *u* weniger Verdumpfung, also nicht zu starke Rundung, und doch einen tiefen Eigenton, so kann der Kieferwinkel größer sein, die Zunge braucht sich dann nicht so viel zurückzuziehen, die gehobene Hinterzunge drängt sich daher nicht so weit nach vorn, und so erhält man zweckmäßig einen längeren und breiteren Resonator.

Ein *u* dieser Art habe ich bei der Umschau nach den verschiedenen *u*-Bildungen in den starkstufigen estnischen *kuulma* „hören“, *tuul* „Wind“ usw. beobachtet, dessen Eigenton (um $f^2 + g^1$) im Ganzen etwas tiefer ist, als der des französischen geschlossenen *u*, z. B. in *houle, boue* ($f^2 - g^2$)[1], trotz der verhältnismäßig großen Lippenöffnung und mäßigen Rundung und Vorstülpung des ersteren. Diese Beobachtung habe ich allerdings nur an 2 Personen machen können und die Möglichkeit einer individuellen oder mundartlichen Eigentümlichkeit ist daher nicht ausgeschlossen.

Worin besteht nun der Unterschied zwischen *o* und *u*? — Ein reines, deutliches *u* hat gewöhnlich die Vorderresonatorhöhe g^2 und tiefer, das *o* — gis^2 und höher. Aber der Eigenton des Vordermundes kann bei *u* auch höher sein, als bei *o*, z. B. „*da óben*“ in Vergleich mit „*unterdéssen*“.

Der um c. eine Oktave tiefere Eigenton des ganzen Mundraumes kann zu dieser Differenz nichts wesentliches beitragen, da er bei beiden Lauten ein und derselbe sein kann. Es muß hier ein akustisches Moment maßgebend sein, das ich nicht zu bestimmen vermag. Über die Bildung dieser Laute kann ich nur folgende Beobachtung mitteilen.

Bei *u* komprimiert sich die Luft hinter der Lippenöffnung und preßt gegen dieselbe und die angrenzenden inneren Lippenwände, die in zitternde Bewegungen geraten können. Die dabei entstehenden Lippengeräusche mögen vielleicht zur Charakteristik des *u* beitragen. Jedenfalls werden durch die kleine Ausflußöffnung dieser Dämmung mit weichen Wänden alle höheren Obertöne des Mundresonators stark gedämpft.

Beim *o* im Gegenteil preßt die komprimierte Luft mehr gegen das innere Zahngebiet, dessen harte Wände günstige Bedingungen für die höheren Partialtöne bieten. Die Lippen sind soweit ge-

---

1) Rousselot, Principes de phonétique expér. S. 799. Diese meine Bestimmungen beziehen sich auf den Eigenton des vorderen Resonators. Die Bemerkungen Rousselot's S. 800 dazu: für geschlossenes *u* g^1 und für das isolierte *u* fermé *b*, sowie b^1 für geschlossenes *o* sind auch richtig. Das sind aber Eigentöne des ganzen Mundresonators, der bei diesen Lauten bei der Stimmgabelmethode besser reagiert.

öffnet, daß sie den Luftstrom nicht hemmen, daher kommt der Laut heller und voller zum Gehör.

Um ein reines *u* hervorzubringen muß daher die Lippenöffnung genügend klein sein, um die Luft hier aufzustauen. Ist die herausströmende Luftquantität größer, so kann auch die Lippenöffnung größer sein. Daher wird ein mit schwachem Luftstrom hervorgebrachtes enges *o* bei Verstärkung des Stromes zu *u*, und umgekehrt wird offenes *u* bei Verminderung des ausströmenden Luftquantums, so daß die Stauung hinter den Lippen aufhört, zum *o*.

Die erwähnten Umstände sind aber in zweiter Linie maßgebend, nämlich wenn es sich um einen Laut handelt, der an der Grenze des *o* und *u* steht. Mit der Eigentonhöhe z. B. f^2 läßt sich kein reines *o* hervorbringen, ebensowenig ein reines *u* z. B. bei a^2. Zum reinen *u* gehört aber doch noch die Luftkompression hinter den Lippen, die beim reinen *o* nur schwach sein darf.

Ein annähernder Durchschnitt aus den von mir zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Sprachen gemachten Bestimmungen ergibt für geschlossenes *u* den Eigenton des vorderen Resonators e^2—g^2, für offenes *u* um g^2—gis^2, für geschlossenes *o* um g^2—h^2, für offenes *o* um ais^2—c^3. Der tiefere Eigenton des ganzen Resonators ist ungefähr um eine Oktave tiefer.

Dazu muß ich bemerken, daß der tiefere Eigenton (des ganzen Mundresonators) überhaupt zu variieren scheint, und bei verschiedenen Personen tatsächlich ziemlich verschieden ist, ohne wesentlichen Einfluß auf die Qualität des Vokallautes. Nur der erste Ton, d. h. der des vorderen Mundresonators, wird fast strikt eingehalten, und seine Veränderung um ½ Ton verändert schon die Klangfarbe des Vokallautes.

Odessa A. Thomson

Fremde Deklinationen in slav. Lehnwörtern

In Germanistenkreisen ist man heutzutage gewöhnlich der Ansicht, daß slav. *vino* auf got. *wein* zurückgehe. Vgl. zuletzt Hirt-Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl. *s. v.*; Walde, Lat.-etym. Wb.² 839. Demgegenüber bemerkt Vondrák, Vgl. sl.

Gram. I 29, daß das slav. Wort schon des Genus wegen auf lat. Ursprung hinweise. Da got. *wein* auch ein Neutrum ist, so ist diese Schlußfolgerung nicht zwingend. Des Genus wegen kann es ebenso gut gotisch als lateinisch sein. Diesem Gedankengange zufolge würde dem *-o* in *vino* keine Lautvertretung zukommen, sondern es wäre der Analogie der neutralen *o*-Stämme zuzuschreiben. Dies würde weiter bedeuten, daß das Wort dem slavischen Sprachbewußtsein als ein Neutrum überliefert wurde.

Wenn wir aber die anderen aus dem Germanischen oder Lateinischen entlehnten Wörter in Betracht ziehen, so sehen wir gleich ein, daß sich das slav. Sprachgefühl nicht nach dem fremden Genus richtet, sondern daß einzig und allein für das slav. Genus entweder der Ausgang des fremden Wortes oder das Genus des bedeutungsverwandten slav. Wortes maßgebend war. Aus dem germ. Neutrum *hūs* sind beispielsweise zwei slav. Wörter entstanden, ein m. *chyzъ*, **chysъ* > *ȉs* ‚hölzerner kleiner Keller im Weingarten' (Akzent aus Žumberak), slov. *hìs* (Pleteršnik), und ein f. *chyza, chyža* > slov. und kajk. *hȉža*. Hier sieht man klar, daß das fremde Genus von gar keinem Belang war, sondern daß einmal der konsonantische Ausgang ausschlaggebend war, das zweite Mal aber das Genus von *kǫšta* usw. vorbildlich wirkte.

Was die aus dem Lat. stammenden Lehnwörter anbelangt, so muß man mit der sicheren Tatsache rechnen, daß das lat. Neutrum schon lange, bevor die Slaven mit den Romanen in Berührung kamen, in der Volkssprache verloren gegangen war. Die lat. Ortsnamen n. g. sind samt und sonders m. g. geworden: *Ad Poetovium* > *Optuj, Ptuj*; *Spalatum* > *Split, Útĭnum* > *Videm,* etc.

Der obigen bei *chyza* geäußerten Schlußfolgerung zufolge könnte man das Genus von *vino* nach dem Vorbilde der anderen Getränke- und Speisenamen erklären, etwa nach *pivo, pilo, jelo* etc. Hier aber frägt man sich, warum *acetum* > got. *akeit* n. g. > *ocьtъ* m. nicht denselben Weg gegangen ist wie *vino*. Also hat diese Erklärung nichts Zwingendes an sich.

Gegenüber der allgemein herrschenden Ansicht über die german. Herkunft von *vino* muß man die übrige slav. Weinbau-

terminologie in Betracht ziehen. Eine dringend notwendige zusammenfassende Studie über diesen Gegenstand steht leider noch aus. Wir wissen nur, daß einiges wie słov.-kajkavisch *tr̀ta, tr̀tica* ‚Weinrebe‘ romanisch ist < *torta,* friaul. *tuàrte*[1]); auch *trs* ist es möglich auf rom. Grundlage zurückzuführen[2]), cf. REW. 8725. Auch für *bȇrsa*, *bȋrsa*, *brs*, *brsata* ‚Weinstein‘ usw. hat Štrekelj[3]) eine romanische Quelle zu finden gesucht. Auch die Geräte, die mit dieser Kultur in Zusammenhang stehen, sind zum Teil romanisch, z. B. *tratȗr*[4]) ‚Trichter‘ < *trajectorium*, *kȕpa, kȕpica* ‚Glas‘ < *cuppa.* Es gibt zweifelsohne Termini, die auf deutsche Quelle hinweisen, so stammt *vincilȋr* der Kajkavci wohl aus bayerisch *Weinzierl,* ahd. *vînzuril* < *vinitor.*

Diese kurze lexikologische Erwägung sagt uns nur soviel, daß *vino* lateinischen Ursprungs sein kann. Eine genauere Studie würde gewiß zeigen, daß wir bedeutend mehr romanische Ausdrücke für diese Kultur besitzen als germanische. Ich erinnere noch an das in Kroatien und Dalmatien sehr verbreitete Wort *bevȃnda* (Akzent aus Žumberak) ‚mit Wasser gemischter Wein‘, welcher offenbar auf *bibenda* REW. 1074 zurückgeht.

Die historische Erwägung aber spricht entschieden für den romanischen Ursprung von *vino.* In Noricum, Pannonien, Illyricum und in Moesien sind die Slaven auf eine romanisierte Bevölkerung gestoßen. Diese Länder sind seit altersher als Weinbauländer bekannt. Hier hatten sie die beste Gelegenheit, die Weinbaukultur kennen zu lernen.

Daß hier die Slaven auf eine romanisch redende Bevölkerung bei ihrer Ansiedlung gestoßen sind, geht aus der slavischen Wiedergabe der in diesen Ländern befindlichen vorslavischen Ortsnamen klar hervor. Diesen Ortsnamen liegt nämlich immer ein lateinischer Kasus, gewöhnlich der Lokativ, oder seltener eine lateinische Präposition zugrunde. Für *Celje* glaube ich nachgewiesen

---

1) Štrekelj. *Zur slavischen Lehnwörterkunde* 67 f.; *Wiener Denkschriften, ph.-hist. Kl.* 50.

2) Štrekelj, *AfslPh.* XII 471; XXVIII 535.

3) *o. c.* 4.

4) Mayer, *Slavia* II 43, 13. Akzent aus Žumberak (Katholiken), woneben noch die Form *traktȗr*, *AfslPh.* XXX 310.

zu haben, daß der slov. Form[1]) der lat. Lokativ *Celeiae* zugrunde liegt. *Optuj* gibt wieder *Ad Poetovium* geradeso wie *Omišal̨* auf der Insel Veglia *ad Musculum* oder *Oprtal̨* in Istrien *ad Portulam*. *Srijem* für *Sirmium* ist nur dann lautlich vollkommen klar, wenn wir vom lat. Lck. *Sĭrmī* als Grundlage ausgehen, denn für *mi̯* müßten wir *ml̨* haben. Den Übergang der lat. Städtenamen f. g. in slavische Städtenamen m. g. wie *Serdica* > *Srědecь*, *Siscia* > *Sisak*, *Senia* > *Seń*, *Roma* > *Rimъ*, *Ancona* > *Jakin*, *Bononia* > *Vidin* etc. habe ich ebenfalls aus dem lat. Lokativ zu erklären versucht[2]). Die Erhaltung eines bestimmten Kasus oder einer bestimmten Präposition war nur bei einer romanisch redenden Bevölkerung möglich, denn erstarrte Lokative in den Ortsnamen finden wir in Hülle und Fülle nur in romanischen Ländern[3]).

Es steht also der Annahme lateinischer Herkunft von *vino* nichts im Wege. Die geschichtlichen und geographischen Gründe sprechen geradezu entschieden dafür. Auch halte ich dafür, daß man *-o* sehr gut aus lateinischen Mitteln erklären kann. Allerdings muß man zugeben, daß *vinum* > nur **vinъ* hätte ergeben können. Wir haben zwar zwei Ortsnamen, wo man *-o* für lat. *-um* tatsächlich konstatiert. Es sind *Ducculum*[4]) > *Díklo* bei

1) *ČSJKZ.* III 29 f.

2) *ČMFL.* VII 166, 15.

3) Vgl. Meyer-Lübke, *Einführung in das Studium d. rom. Sprachwissenschaft*, 3. Aufl., § 264; Bianchi, *Agl. it.* IX 378 f. für Italien und für Frankreich meine Angaben in *Romania* L 202 f.

4) Die Belege stammen aus dem 10. Jahrh.: a. 918 vinea de *Uculo*, a. 999 in *Uculo*, Rački, *Documenta* 18, 26. Seit demselben Jahrh. konstatiert man schon den Übergang *ū* > *ī*: a. 940—46 in fundo qui dicitur *Yculus*, c. a. 1062 ebenso, a. 1067 in loco qui *Yculus* nominatur, Rački, *o. c.* 20, 62, 69; a. 1195 *Diculi*, a. 1204 de *Diculo*, a. 1242 *Diculi*, noch im 13. Jahrh. wie im 10. (a. 1277) ad *Yculum*, Smičiklas, *Codex* II 274, III 38, IV 164, VI 219. Den Schwund des *u* in der Penultima wie in der skr. Form trifft man an seit a. 1205 in *Dykla*, a. 1243 ebenso, a. 1291 confinium *Dicli*, a. 1347 ad *Diclum*, Smičiklas, *Codex* III 52, IV 202, VII 31, XI 400. Die moderne skr. Form ist seit a. 1365 nachweisbar: Diminach condam Perfci de *Diclo*, Smičiklas, *Codex* XIII 442, 443. In den ältesten Urkunden wurde das anlautende *d-* als lat. Präp. *de* aufgefaßt und abgeworfen. Dies kommt bei den dalmatinischen Ortsnamen oft vor.

Zara und (*ad*) *Decimum*[1]) (*lapidem*) > *Dícmo* nördlich von Spalato. Auch haben wir ein Appellativum, wo dasselbe zu konstatieren ist. Es ist *rákno* in Kaštela bei Spalato „od plavetna sukna kao kratak šal što žene na zimi nose oko vrata i dolje niz prsi“ (Broz-Iveković, Hrv. rječnik II 298). Es geht offenbar auf **racānum* zurück, wovon *racána*, eine Weiterbildung von *raca*, in romanischen Ländern gut belegt ist, s. REW. 6982, 6983. Hierher gehört noch *ûle*, welches in Kroatien und Dalmatien verbreitet ist (in östlichen Gegenden spricht man dafür arab. *zéjtin*). Hier ist *-o* natürlich durch *e* wiedergegeben, weil vor ihm ein Palatallaut steht. Gegenüber der erdrückenden Mehrheit der Fälle, wo *-um* > *ъ* wird, sind diese fünf Fälle gewiß als Ausnahmen zu betrachten, die anders zu erklären sind.

Bei den Ortsnamen *Díklo* und *Dícmo* (Akzente nach meinen Erkundigungen) haben wir ebenfalls vom lat. Lokativ auszugehen. Die lat. Lokative *Ducculī*, *Decimī* wurden einfach durch slavische ersetzt: **vъ Dikъli*, **vъ Dicьmi*, wovon nach dem Vorbilde *selo* — *selě* — čakavisch *seli* ein neuer Nominativ *Diklo*, *Dicmo* geschaffen wurde. Hier ist die Sprache vielleicht anders vorgegangen als in den Fällen wie *Romae, Anconae, Bononiae* etc., wo man anzunehmen hat, daß *ae* wie in *calege* > *kalež, doge* > *duž, dužd, prevede* > *prvad* etc. zum Halbvokal wurde, oder, da es bedeutende Städte waren, richtete sich der slav. Lokativ *Rimě* etc. nach *gradě* — *gradъ*, wogegen bei *Ducculum* und *Decimum* nach *selo*, weil es tatsächlich keine Städte waren. Daß diese Ansicht die richtige ist, ersieht man aus **Vibianum*[2]) (sc. *praedium*) > *Bibanum* > slav. *Bibinje*, wo aus **Bibánī* (daher *á* > *e* > *i*) > slav. **Bibini* der Nom. nach *imańe* = *praedium* gebildet wurde.

Dasselbe Erklärungsprinzip haben wir bei *vino*, *rakno* und

---

1) Bei Ravennatis *Cosmographia*, ed. Pinder u. Parthey 210 geschrieben *Decimin*, d. h. im Lokativ mit einem überflüssigen *n*. Die heutige Ortschaft befindet sich in einer Entfernung von 15 km = 10 milia passuum von Salona, cf. Bulić, *Bulletin d'archéologie et d'histoire dalmates* XLIII 198. Die Benennung nach Meilensteinen kommt auch sonst vor, cf. in Frankreich: (*ad*) *octavum* (*lapidem*) > *Uchaud*, *Oitier*.

2) *Nastavni Vjesnik* XXIX 226 und 326, Anmerkung.

ul̥e anzuwenden. Wir haben auch hier von der lateinischen Deklination auszugehen. Daß die Slaven sie am Balkan zu hören bekommen haben, geht aus dem obigen klar hervor. Wenn auch das lat. Neutrum in der Volkssprache zugrunde gegangen ist, so ist doch nicht die plurale Endung *-a*, *-ora* zugrunde gegangen. Sie hat sich im Rumän. als *-e*, *-ure* im Pl. erhalten. Im Ital. als *-a* und *-ora* drückt sie die Kollektivität aus. Die kollektiven lat. Plurale *vina, raccana, olea* wurden von den Slaven mit ihrem *-a* der neutralen *o*-Stämme identifiziert, wozu zwingend die Bildung neuer Singularia *víno, rákno, ûl̥e* erfolgte.

Wir finden in den slav. aus dem Romanischen stammenden Lehnwörtern auch andere Hinweise auf das Vorhandensein der lat. Deklination, die wiederum auf einen intimen Kontakt der slavischen mit der romanischen Bevölkerung schließen läßt. Bei vielen lateinischen auf *a* endenden Wörtern finden wir im Serbokroat. die Vertretung *-va*: *mora* > *mûrva*, *blēta* > *blȉtva*, *brassica* > *broskva*, *persica* > *praskva* neben *breska*, ikavisch *brȉska*. *sporta* > *sprtva, radica* > *rodakva, rdakva* und *àndrkva*[1]), *mentha* > *mȅtv(ica)*, *spongia* > *spužva*[2]) etc. Es fragt sich nun, wo dieses *-va* herkommt. Lautlich entstanden kann es nicht sein, denn wir haben hier nicht denselben Fall wie bei *buky*, *bukъve*, wo germ. *-ō* durch *y* wiedergegeben wurde, wodurch es dem Worte ermöglicht wurde, in die *ū*-Deklination überzutreten. Da wir in Vrbnik (Insel Krk-Veglia) auch für diese Wörter denselben Nominativ haben: *muri, bliti, uliki*[3]) etc., so ergibt sich daraus, daß auch dieses bei den roman. Lehnwörtern vorkommende *-va* derselben *ū*-Deklination zuzuschreiben ist. Wie konnten aber die roman. Wörter in diese Deklination gelangen? Die Antwort auf diese Frage gibt wiederum der vulgär-lat. Plural der Feminina. Er endete nämlich im Vulgärlatein teils auf *-as*, teils auf

---

1) Diese auffällige Form, gebucht im *Ak. Rj.* I 86, ist wohl durch Dissimilation *r — r* > *n — r* aus **ardъkva* < *radica* entstanden.

2) Štrekelj, *o. c.* 4, 59 sieht hier überall das Suffix *-va*, welches an Stelle von *-a* getreten ist. Daß dies keine Erklärung ist, liegt auf der Hand.

3) *Zbornik za nar. život i običaje* V 68 f. Vgl. dazu noch Barić's Архив I 223.

-*ae*[1]). Diese beiden Endungen haben sich im Rumänischen und im Italienischen erhalten. In diesen beiden Sprachen ging dieses -*as* in -*i* über[2]). In beiden ist diese Entwicklung vorslavisch, denn sie erfolgte noch in einer Zeit als die Trennung zwischen dem Balkanlatein und der Westromania noch nicht erfolgt war, *moras* ergab nun *muri*, welches sich in Vrbnik auch tatsächlich erhalten hat. Diese Form führte das Wort zwingend in das Deklinationsschema von *svekry*, *svekrъve*. Dies -*as* > *i* hätte ebenso gut mit der Pluralendung -*y* von *ženy* identifiziert werden können und es geschah auch wahrscheinlich so. Bei diesen Lehnwörtern mußte also frühzeitig eine Spaltung eintreten. Die einen wurden nach dem Schema *žena* — *ženy*, die anderen nach dem Schema *svekry* — *svekrъve* dekliniert. Diese Spaltung drückt sich heutzutage darin aus, daß die einen die Endung -*a*, die anderen die Endung -*va* bevorzugen, was sogar bei einem und demselben Worte vorkommen kann, wie wir es beispielsweise bei *praskva*[3]) — *breska* gesehen haben.

Wahrscheinlich wegen der Endung -*y*, -*ъve* in *crъky*, -*ъve*[4]) nimmt auch Berneker, Slav.-etym. Wb. s. v., an, daß dieses Wort aus got. **kiriko* stamme. Diese Annahme, welche sich bloß auf eine linguistische Schlußfolgerung stützt, steht im offenbaren Widerspruch mit der Geschichte der Christianisierung der Slaven. Ihr Christentum ist bekanntlich späten Datums, wogegen das Gotische in eine bedeutend ältere Periode hinaufreicht. Es ist also aus geschichtlichen Gründen unmöglich, das slav. Wort auf das erschlossene Gotische zurückzuführen. Das deutsche Wort geht bekanntlich nicht direkt auf griech. *τὸ κυριακόν* (vulgär

1) Vgl. meine *Pojave vulg.-lat. jezika* 63, 4 für die Beispiele auf den dalmatinischen Inschriften.

2) Man wende hier und im folgenden nicht ein, daß dieses *i* nicht derselbe Laut ist wie slav. *y*. Auch türkisch -*ú* in *kapú* ist nicht derselbe Laut wie türk. -*í* und hat dieses Wort im Skr. dieselbe Gestalt angenommen wie die anderen türk. Wörter, die auf betontes -*i* ausgehen: *kàpija*.

3) *a* anstatt *ě* ist hier wie in *orah* für *orěh*.

4) Vgl. über die Literatur bezüglich dieses Wortes Cancel, *Asupra temelor vechi slave bisericești în ŭ și asupra nasterei slavicului -y*, București 1920, 13 f., 23 f.

κυρικόν) zurück, sondern auf das durch das lat. Medium hindurchgegangene *ἡ κυριακή*[1]) (sc. *στοά*), einen griechischen calque linguistique des hebräischen Ausdrucks für das „Gotteshaus", vgl. wegen des Genus *ἡ βασιλική* (*στοά*) = lat. *basilica*. In der Latinisierung des griech. Wortes ist *υ* > *ẹ* (cf. *γύψος* > ital. *gesso*) vorauszusetzen, welcher Laut im Germ. regelrecht *i* ergab, *-ιακή* wurde durch lat. *-icus* ersetzt, vgl. den Heiligennamen *Κυριακός* < *Quiricus*, welchem bei den Lateinern *Dominicus* entspricht.

Dieser Exkurs über das deutsche Wort wird uns gleich bei der Erklärung des slavischen *crъky* behilflich sein.

Sowohl der griech. *Κυριακός* als der lat. *Dominicus* hat sich bei den katholischen Serbokroaten erhalten. Der Vokal des ersteren, und dieser interessiert uns hier bloß — ist einmal durch *ẹ* wie in der lateinischen Grundlage des deutschen Wortes wiedergegeben, daher *Cerjak*[2]), das andere mal durch *u* wie im Latein überhaupt, daher *Kurjak*[3]). Vgl. mit der ersten Wiedergabe die roman. Ortsnamen *Gerace* (in Sizilien) < *Ἁγία Κυριακή* und *Saint-Cergues*[4]) (Haute-Savoie, in Frankreich). Es besteht aber noch eine dritte und vierte Möglichkeit der Wiedergabe des griech. *υ* im Slavischen. Das ist *ъ*, vgl. *θυμίαμα* > **tъmjan*, skr. *tàmjan*, und *i*.

Die zwei Wiedergaben *ẹ* und *ъ* spiegelt das slav. Wort für „Kirche" wieder: 1. *v* > *ъ*: *crъky*; *c* anstatt *k* erklärt sich durch Kontamination mit 2. *v* > *ẹ*: poln. *cerkiew*, čakav. *crêkva*[5]), slov. *cẹrkev*, und mit 3. *v* > *i* wie teilweise auch im Vulgärlatein: čakav. *cȉrkva*, *crȋkva*, cf. den Ortsnamen *Crikvenica* und *Cirkvenica* im kroat. Küstenlande, čech. *církev* etc., *c* für *k* ist bei 2. und 3. regelrecht, vgl. *civitate* > *Captat*, *Celeiae* > *Cẹ̑le*.

Wie ersichtlich, kann das erschlossene gotische **kirikō̑* diesen

---

1) Belegt bei Cedrenus, vgl. Sophocles, *Greek lexicon* 698.

2) Erhalten als Kognomen bei den Kajkavci.

3) *Ak. Rj.* V 815, davon die Ortsnamen *Kurjakovac* und das Kognomen *Kurjaković*. Über *o-*, *u-*, *i̯u* und *i*-Vertretung des griech. *v* im Rom. vgl. *Archivum romanicum* VIII 153.

4) Longnom, *Les noms de lieu de la France*, n° 1688.

5) *Ak. Rj.* I 821; *AfslPh.* XXX 189; Mažuranić, *Prinosi za hrv. prav. povj. rječnik* 132.

lautlichen Verhältnissen nicht Genüge leisten. Man könnte sich zwar auf einige Wiedergaben von *i* in *skilling*[1]) berufen, aber auch dann wird alles nicht restlos erklärt.

Die lautlichen Verhältnisse nötigen uns nun zur Annahme, daß das griechische Wort am Balkan, sei es direkt (durch die Slavenapostel), sei es durch die lateinische Vermittlung, ins Slavische Eingang gefunden hat. Die lateinische Vermittlung scheint deswegen ausgeschlossen, weil im Balkanlatein nicht *κυριακή*, sondern *basilica*, wie es das Rum. (*biserică*), das Vegliotische (*basalca*) und das albanesische (*bješka*) lehren, oder *ecclesia*, wie es das alb. (*k'iše*) nahe legt, vorhanden waren.

Selbst wenn das Wort aus dem Griechischen gekommen ist, ist es möglich, die *ū*-Deklination zu erklären. Wie nämlich oben lat. *-as* > *i* den Anlaß zu diesem Deklinationsschema gab, so ist dasselbe auch bei *η* = *i* möglich. Allerdings frägt man sich dann, warum z. B. *καλύβη* > *koliba* nicht den gleichen Weg gegangen ist. Aber die gleiche Spaltung, wie oben bei den lateinischen Lehnwörtern, war auch hier möglich.

Es liegen noch zwei schwierigere Fälle für die Erklärung der *-va*-Endung in zwei serbokroat. Flußnamen vor. Es sind die Flüsse *Nèrētva* in der Hercegovina und *Cijevna* in Albanien. Den ersten Namen hat Oštir[2]) auf illyrisch **Narentū* zurückgeführt. Er macht sich hier die Aufgabe zu leicht. Man kann zwar sagen, daß die romanischen Formen *Narentum* für den Ort Gabela und *Narenta* für den Fluß dieser erschlossenen illyr. Form nicht widersprechen, cf. ital. *mano* und *mana* für *manus*. Da aber, wie *a* > *e* zeigt[3]), *Narenta* volksetymologisch mit *neriti* in Zusammenhang gebracht wurde, kann sich hier auch *-va* durch Analogie von *ponikva*, cf. auch *znȅtva* ‚Abgrund‘ in Žumberak erklären.

Anders scheint *Cijevna* geartet zu sein. Hier ist die Konsonantengruppe *vn* aus *mv* entstanden, vgl. damit auch kajkavisch *pȍmva* neben *póvna* in Žumberak < ahd. *panna*, *phanna* > **pannō*.

---

1) Vgl. *celesum*, *clez*, *celez* bei Jireček *Romanen* I 89.

2) Barić's Архив II 353.

3) *Glasnik zem. muzeja u Bos. i Herc.* XXIX 134; Maretić, *Nastavni Vjesnik* I 17.

A. 1335 heißt der Fluß *u Cĕm'vu*. Die albanische Form lautet *Cem*. Hier kann es sich tatsächlich um einen illyrischen *ū*-Stamm handeln. Das auslautende -*ū* ist im Albanischen natürlich geschwunden. Das Mißliche ist nur das, daß wir für die Existenz der *ū*-Stämme im Illyrischen bisher keine anderweitigen Beweise haben, es sei denn, daß die in den illyr. Ortsnamen massenhaft vorkommende -*ua*-Endung[1]) darauf zurückzuführen sei.

Agram P. Skok

Die Akzentzurückziehung im Slovenischen

Soweit es mir bekannt ist, hat über die sloven. Zurückziehung des Akzents von den auslautenden Silben auf die vorhergehenden zuletzt T. Lehr Ze studjów nad akzentem słowiańskim (Prace komisji językowej Akademji Umiejętności w Krakowie N 1 1917 S. 81—90) gehandelt. Die von M. Valjavec festgestellten Gruppen führte er auf folgende Grundkategorien zurück:

1. „Der Akzent verbleibt auf der letzten offenen Silbe, wenn diese im Slov. und Čak. (mitunter auch nur im Čak.) lang steigend ist. Dieser Akzent beweist, daß infolge von Kontraktion zweier Vokale oder aus Gründen, die bisher noch nicht in genügendem Maße geklärt sind, in solchen Stellungen ein neuer Akut aufkam." Hierher gehören: Gen. sg. der **ā* und *jā*-Stämme vom Typus *goré̜*, *zemljé̜*; Instr. sg. der gleichen Stämme *goró̜*, *zemljó̜*; Instr. pl. der *o*-Stämme *z bogí*, *z grobí* und **i*-, **u*-Stämme — *z nočmí*, *z sinmí*; Nom. sg. n. mit dem Suffix *-*ьje*: *barjè*, *klasjè*, dial. *cvę̄tjé̜*, *snę̄tjé̜* — čak. *zelí*, *kamení*, *pīćé*; Nom. sg. n. mit dem Suffix -(*ь*)*stvo*: *ljudstvò̜*, *moštvò̜*, dial. *gospodstvó̜*, *moštvó̜*; 3. sg. und 3. pl. der IV. Klasse: *loví*, *lo̜vé̜*; 3. pl. der I. Klasse: *pekó̜*, *pojó̜*.

2. „Der Akzent verblieb auf der letzten Silbe, die durch den Schwund von **ъ*, **ь* geschlossen wurde." Lehr rechnet hierzu Fälle wie *koláč*, *čudák*; Gen. pl. *nebę́s*, *otró̜k*[2]), *bobó̜v*; Loc. pl. auf *-*ěchъ*: pri *bobę́h*, v *zobę́h*; Part. praes. act. *mogó̜č*, *beró̜č*; Nom. sg. m. des Part. praet. pass. *držán*, *ravnán*; Nom. sg. m. der Substan-

1) *Glasnik zem. muzeja u Bos. i Herc.* XXXII 35 f.

2) Bei Lehr irrtümlicherweise *otró̜k*.

tiva wie *konòp, otròk*; Substantiva mit den Suffixen *-ьсь: *kupìc*, *-ъkъ (*ьkъ): *cvetìk* u. ä.; Adjektiva mit dem Suffix *-*enъ*: *črlèn, rumèn*; Part. praet. pass. von Verben der I. und IV. Klasse: *grebèn, pečèn* u. a.

Daß die Erhaltung des Akzents auf der Endsilbe nicht durch das Aufkommen des neuen Akuts bedingt ist, sondern durch die Geschlossenheit der Endsilbe, beweisen nach Lehr die im Urslav. auf der vorletzten Silbe betonten Typen: *bratàn, glavàn*; *modràs, razdràs*; *pęgàt, skržàt*; *črvìč, cvetìč*; *pijàn, bogàt, rogàt* usw.; die präfixalen Bildungen *zapàd, obràz*; die Zusammensetzungen *golo-bràd, bosopèt*; die Praet. sg. m. *imèl, pobìl, darovàl*; die 2. sg. Imperat. der von der III. Klasse abgeleiteten Verben *sedlàj, veljàj*.

3. „Der Akzent verblieb auf der auslautenden offenen Silbe, wenn die vorhergehende ursprünglich ein ъ oder ь hatte": *stьblò, dьnò, dìž : dьžù, bìč : bьčà*[1]), *godovnò, družbà, službà*.

4. In der vierten Gruppe behandelt Lehr Formen, „die schwer einer allgemeinen Regel unterzuordnen sind". Hierzu rechnet er: Gen. und Dat. sg. der Pronomina: *menè, tebè, sebè, menì, tebì, sebì, tegà, vsegà, njegà, temù* usw.; die 1. und 2. dual. und plur. von Verben der IV. Klasse: *letivà, letivę̀, letità, letitę̀, letimò, letitè*; die 2. sg. imperat. von Verben der IV. Klasse: *cędì, dęlì* u. ä.; Nom. sg. n. auf *-ę: *golobè, otročè*.

Gegen die Gruppe I lassen sich im allgemeinen keine Einwände machen. Bezüglich der drei anderen neige ich zu einer von Lehr abweichenden Erklärung.

Die für eine Akzenterhaltung auf der auslautenden kurzen geschlossenen Silbe sprechenden Tatsachen sind nicht einheitlich: vgl. die von M. Valjavec Rad CXXXII 179—199 angeführten Beispiele: *jéčmen*, Gen. sg. *ječmę́na, jélen — jelę́na, jérmen — jermę́na* (im Štok. übrigens *rȅmēn*), *krémen — kremę́na* (im Štok. *krȅmēn*), *pélin — pelína* (čak. *pelȉn*; vgl. auch *pélen — pelę́na* neben *pelèn, pelę́na* bei Pleteršnik), *jézik — jezíka* (vgl. resian. *jazìk*, štok. *jèzik — jèzika*), *médvęd — medvę́da, želod — želǫ́da* (čak. *želȕd*; russ. und štok. jedoch *жёлудь, žȅlūd*), *légen — legę́na, lépen —*

1) Bezüglich der ь oder *e* (= ь) behalte ich in den Beispielen die Orthographie der Quellen bei.

lepę̑na, šélin — šelína, petélin — petelína, césar — cesárja, bóžič — božíča, nóžic — nožíča, pólič — políča (čak. *pol̀ić*, neben štok. *pȍlić*), *pozóvič — pozovíča, prezóvič — prezovíča, člóvẹk — člověka, óręh — orę́ha, kóstanj — kostánja, kóžuh — kožúha* (russ. Gen. sg. *кожухá*, dagegen štok. *kòžuha*), *rógoz — rogǫ́za* (neben *rogòz — rogǫ́za*), *tópor — topóra* (russ. Gen. sg. *топорá*), *tóvar — továra, sókol — sokóla* (neben *sokòl — sokóla*, čak. *sokòl*, štok. *sòkō*; russ. *сокóл* und *сóкол*), *sŕšen — sršę́na* (vgl. *sьršèn* bei Metelko und *sršàn — sršána* im SO. von Steiermark), *strúmen — strumę́na*; die Adjektiva *bógat — bogáta* (neben *bogàt — bogáta*), *kósmat — kosmáta* (neben *kosmàt*; štok. jedoch *kȍsmat*), *rógat — rogáta* (neben *rogàt*), *zélen — zeléna* (neben *zelèn — zeléna*), *póšten — posténa* (neben *poštèn — pošténa*), *débel — debę́la* (neben *debél* bei Murko), *vélik — velíka* (vgl. dial. *velìk* bei Pleteršnik), *gótov — gotǫ́va* (neben *gotòv* und *gotǫ́v* Rad CXIX 166), *hrẹ́pav* (čak. *hrepȃv*), *bóbov* (neben *bobòv* Rad CXIX 165 und *bobǫ́v*), *grófov* (čak. *grofȏv*); die Infinitive mit kurzer Endung *tónit, létẹt, léžat, méjit, pepélit, bródit, césat, glódat, kraljévat* u. a.; die Praesentia *brédem, brédeš, bódem, bódeš, bérem, béreš, plóvem, plóveš*; die Partic. praet. *tónil, vélẹl* usw.

Hinzufügen lassen sich noch *jésen — jesę́na, jásen — jasę́na* (kroat. *jèsēn — jèsena* neben serb. *jȁsēn — jȁsena*, russ. *ясень*), *kǫ́kolj — kokǫ́lja* (neben *kǫ́kolja*), *kózol* (neben *kozòl — kozǫ́la* und *kozól*), *lémež — lemę́ža* (Murko; neben *lémež — lémeža* Pleteršnik), *méklẹn — meklę́na* (neben *meklę̀n*), *pòstol — postóla, snóbok — snobóka* (neben *snóboka*) und *snúbok — snubóka, šátor — šatóra, tálog — talóga, táleb — talę́ba, témelj — temę́lja* (aus dem Serb. entlehnt), *tópol — topóla* (vgl. čak. *topól — topolà bei* Njemanić Sitzungsbericht d. Wien. Ak. CIV [1883—1884] 405) u. a.[1]) Eine schwankende Gruppe bilden: *vísok — visóka* (neben *visòk*), *šírok — šíróka* (so im SO. von Steiermark) neben schriftsprachl. *širòk — šíróka*, jedoch nur *globòk — globóka* (Brandt Начертанie S. 101 gibt auch *glóbok*).

Auf Grund dieser langen Liste muß man an der Richtigkeit

1) R. Brandt Начертанie славянской акцентологiи 98 gibt *klóbuk — klobúka* (neben *klobúk*); vgl. auch *trę́buh — trebúha* neben *trębúh* Rad XLVI 46; vgl. ferner bei Brandt S. 99 und *bólvan, pógan* S. 276.

der Annahme Lehr's, daß die Erhaltung des Akzents auf auslautenden kurzen geschlossenen Silben lautgesetzlich ist, zweifeln. Die überwiegende Mehrzahl der für diese Erhaltung vorhandenen Beispiele läßt sich am leichtesten durch grammatische Analogie erklären — *bratàn* unter dem Einfluß des Gen. sg. *bratána*, des Dat. sg. *bratánu* usw., *bogàt* unter demjenigen von *bogáta*, *bogáto* usw.

Für die Beispiele der gegebenen Liste gibt es augenscheinlich keine andere Erklärung als diejenige, daß im Krainischen (und einigen anderen Dialekten) der Akzent von den auslautenden Silben auf die vorhergehenden zurückgezogen wurde, unabhängig davon, ob die auslautende Silbe offen oder geschlossen war.

Die Akzentzurückziehung von den auslautenden Silben wurde fast durchweg folgerichtig durchgeführt, weil die entsprechenden Kategorien, allgemein gesprochen, nicht unter dem Einfluß von Formen mit unbeweglichem Akzent auf Silben, von denen er zurückgezogen werden mußte, standen: Nom. sg. *gluhóta*, Dat. sg. *gluhóti*, Loc. sg. *gluhóti*, Acc. sg. *gluhóto* (neben altem *gluhotǫ̑*) u. ä.; Nom. sg. *višína*, Dat. sg. *višíni*, Loc. sg. *višíni* u. ä. Anders stand es um die meisten Formen mit geschlossener betonter auslautender Silbe: fast alle hatten sie im Paradigma Parallelformen mit der Betonung auf der vorletzten, der auslautenden betonten entsprechenden Silbe: *grajàn* — *grajána*, *grajánu* usw., *glavìč* — *glavíča*, *glavíču*, *ljubeznìv* — *ljubezníva*, *ljubeznívo*.

Die Akzentverschiebung hat bei ihnen nicht aus lautgesetzlichen, sondern semasiologischen Gründen stattgefunden; m. E. wurde nämlich der Akzent nicht von allen kurzen geschlossenen Endsilben zurückgezogen, sondern nur von denjenigen, die keine grammatisch genügend produktiven (bedeutungsbeladenen) Elemente darstellten und sich an andere produktive, auf der vorletzten Silbe betonte assoziierten. Für eine solche Annahme scheint mir die oben gegebene Liste in ihrer Gesamtheit zu sprechen[1]).

1) Lehr (S. 87—88) behandelt diese Tatsache allzu summarisch: „. . . Es muß hinzugefügt werden, daß im Slov. die Tendenz, den Akzent zurückzuziehen, ununterbrochen erstarkt und in starkem Maße auch die

Von Einzelheiten erwähne ich: *bóžič*, Gen. *božíča* ,Weihnachten', ein Wort, in dem die suffixale Bedeutung des *-ič* natürlich verloren gehen mußte.

Nóžič, Gen. *nožíča* (vgl. auch *nôžič*) ,das Messerlein' (neben dem gebräuchlicheren *nožìč* — *nožíča*) ist vielleicht, da dieses Verhältnis in anderen Fällen üblich ist, aus zwei Typen kontaminiert: *nóžič* — **nóžiča*, unter dem Einfluß des Grundwortes, und *nožìč* — *nožíča*: vgl. *sokolíč* — *sokolíča*, ,junger Falke' und *sokólič* — *sokóliča* oder *róvič* — *róviča*, Deminut. von *ròv* — *róva* ,Graben'.

Schwerer zu erklären ist gorenz. *róžìč* — *rožíča* neben dolenz. *rožìč* — *rožíca* (Murko führt außerdem *róshicz* = wahrscheinlich **rǫ̂žič* an). Unklar für mich ist ferner *pólič* — *políča* ,die halbe Maß' ,ein eine halbe Maß aufnehmendes Gefäß'1).

Aus den oststeirischen Dialekten gibt Pleteršnik *pozóvič* m. ,der Hochzeitsbitter'. Soweit die Dialekte, wo die Akzentzurückziehung überhaupt verbreiteter ist (bei R. Brandt Начертанiе славянской акцентологiи 1880 S. 283 — *pozovìč*). Da *pozóvič* in der Liste von Valjavec vorkommt, muß ihm auch der Gen. *pozovíča* bekannt gewesen sein. Augenscheinlich ist das Wort von *pozòv* — *pozóva* gebildet; die Varianten müssen durch Kontamination erklärt werden: vgl. auch *prezóvič* m. ,der Ausrufer', *pokópič* m. ,der Totengräber . . . der Leichenbegleiter' bei Pleteršnik und augenscheinlich *prezóvič* — *prezovíča* bei Valjavec. Man vergleiche *pogonìč*, *pogoníča*. Das bei Valjavec (Rad CXXXII 185) vorkommende *práščič* ist wohl kaum aus **praščìč* entstanden: vgl.

---

oben angegebenen oxytonierten Kategorien erfaßt. Aus den umfangreichen Listen von Valjavec (besonders auf S. 178—180) geht hervor, daß es eigentlich keine solche Wortkategorie gibt, bei der der Akzent ständig auf der letzten Silbe bleibt: fast eine jede Form kann fakultativ auch mit zurückgezogenem Akzent auftreten. Diese Unbeständigkeit beweist, daß die Erhaltung der Oxytonese im Slov. teilweise partiell ist, teilweise sich dadurch erklärt, daß es sich hierbei um die Betonung der Literatursprache handelt, die notwendig auf einer gewissen Dialektmischung beruhen muß. Die Dialekte von Nieder- und Oberkrain aber, aus denen die „knižna slovenština" erwachsen ist, bieten natürlich hinsichtlich der Betonung kein einheitliches Bild".

1) [Korrekturzusatz: Vgl. aber Miklosich Vrgl. Gramm. d. slav. Spr. II (1875), S. 198: „In *polič* media mensura wird die deminution nicht gefühlt"].

bei Pleteršnik ‚*práščič* m.‘ (d. h. auch im Gen. sg. die gleiche Betonung). Wahrscheinlich ist der Akzent von *prásec* übernommen wie bei *ogọ́rič* von *ogọ́r*.

Die etymologische Verblassung von *-in* in *petélin* (resian. *petelìn*) wird bewiesen durch den fehlenden Übergang zu *-în*: vgl. *gospodîn* (resian. *guspudìn* Baudouin de Courtenay Опыт фонетики резьянских говоров § 24, 137) und andere, die durch das italien. *-ino* beeinflußt worden sind: *svẹtlîn*, der Brillant, der Leuchtkäfer‘, *golîn* ‚der Bartlose‘, *bogatîn* ‚der Reiche‘ usw.

Der Zusammenhang zwischen *pošten* ‚geehrt’ und *štẹti* wird vom Sprachbewußtsein nicht mehr empfunden.

In *bóbov* (neben *bobọ́v* und *bobòv* Rad CXIX 165), *grófov* (fehlt bei Pleteršnik) liegt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ein zurückgezogener, sondern der Akzent des Grundwortes vor (*bòb* — *bóba*, *gròf* — *grófa*). Gleiches nehme ich auch bei *kósmat* an (vgl. štr. *kȍsmat*. Pleteršnik notiert nur *kosmàt*).

Unklar sind für mich *rógat* (bei Pleteršbik nur *rogàt*) und *rumèn*.

Denjenigen Formen, die auf Grund der oben gegebenen Hypothese zurückgezogenen Akzent haben, steht eine verhältnismäßig geringe Anzahl von größtenteils seltenen und wenig gebräuchlichen Wörtern gegenüber mit nicht erfolgter Akzentzurückziehung. Aus dem bei Valjavec angeführten Material (Rad CXXXII 124 bis 131) müssen noch erklärt werden die isolierten *cigàn* ‚der Zigeuner‘ (Einfluß des zahlreichen Typus mit produktivem *-an*?); *pẹgàt* ‚das Perlhuhn, der Perlhahn‘ augenscheinlich von einem Adjektiv gebildet, das mit *pẹ́ga* ‚der Fleck‘ zusammenhängt[1]); *bẹlẹ̀g* — eine neue Entlehnung (über *bělěg* vgl. Berneker EW. 55), *birìč* ‚der Scherge‘ vgl. das parallele *berìč* = *bьrìč*; *oplẹ́n* — *oplẹ́na* ‚pri vozu na prednji in zadnji premi on les, v kateri sta vtaknjeni ročici’ usw., daneben ist jedoch bekannt *óplẹn* — *oplẹ́na* und *óplẹn* — *óplẹna*; *smrdẹ̀l* ‚rhammus alpina‘ vgl. *smrdílj* mit gleicher Bedeutung; *goliùf* ‚der Betrüger‘ wohl eine verhältnismäßig späte Entlehnung aus ital. *gaglioffo*; *lopùč* — *lopúča* und *lopòč* — *lo-*

1) *skržàt* ‚die Singzikade (cicada plebeia)‘ hatte in der Wurzel ein ь vgl. *skržetáti* ‚zirpen‘. Beachtung verdient auch *skrzâd* ‚die Manazikade (cicada orni)‘.

póča ‚kał, močilo, *jedrìk* — *jedríka* ‚cichorium intibus‘ vgl. *lę̑drik*, *pelès* — *pelę̑sa* ‚der Blank (eine Rebenart)‘, *slęzèn* — *slęzę̑na* ‚neka rastlina‘ — diese dialektischen Formen sind für mich unklar; *trlę̀p* — *trlę́pa* ‚der Plumpe‘ (Etymologie?); *brlòg* — *brlǫ́ga* ‚das Lager eines Wildes, die Wildhöhle‘, *brtòz* — *brtǫ́za* ‚eine Vertiefung auf dem Fahrwege‘ — Fehlen der Zurückziehung auf das *r*? — *gramòz* — *gramǫ́za* ‚der Schotter‘, vgl. auch *grámoz* bei den Weiß-Krainern und das parallele *grámos* — *grámosa*. In diese Liste muß man ferner aufnehmen die von mir nicht erklärten Wörter *hobòt* — *hobóta*, ‚hohle ausgefressene Frucht‘ und *konòp* — *konópa* ‚der Strick‘; *metìlj* und *metùlj* ‚der Schmetterling‘, die wahrscheinlich von der Parallelform *metúlj* beeinflußt sind; *opìh* ‚apium graveolens‘ vgl. *opíh* in der Spavska dolina; *žerjàv* ‚der Kranich‘ vgl. bei Murko *sherjàv* mit einer Länge[1]); *kozòl* — *kozǫ́la* ‚das Rindenkörbchen‘ mit den Parallelformen *kózol* und *kozól*; ferner der ganze Typus wie *gomòt* — *gomóta* ‚das Gewühl in einem Haufen‘, *hohòt* ‚lautes Gelächter‘ usw., in dem ich eine deutliche Suffixanpassung sehe. Vereinzelt sind Abweichungen wie *sópot* — *sópota* und *sopóta* neben dem üblichen *sopòt* und dial. *tópot* — *topóta* neben dem üblichen *topòt*[2]).

Daß das von mir angenommene Erklärungsprinzip richtig ist, darin bestärkt mich auch das Schicksal der suffixbildenden „Nom. sg. *-ę̯, Gen. sg. usw. *-ę̯t-“. Es zeigt sich hier die gleiche Tendenz wie bei den Formen mit kurzer geschlossener Endsilbe: Wörter, in denen das Suffixelement als produktiv empfunden wird, sind, allgemein gesprochen, geneigt, den Akzent auf ihm im Nom. sg. zu bewahren; dort, wo eine solche Gegenüberstellung fehlt, fällt der Einfluß von Seiten der obliquen Kasus fort und der Akzent wird zurückgezogen: vgl. *golobè* — *golobę̯ta* (*golǫ̑b*),

1) Im deutsch-slov. Teil des Wörterbuches, wo die Unterscheidung von ˋ und ˊ sehr unkonsequent durchgeführt ist, jedoch *sherjàv*.

2) Suffix *-èt*, *-ę́ta* tritt in den Beispielen von Pleteršnik parallel mit *-òt*, *-ǫ́ta* auf, d. h. *trepèt* — *trepę́ta*, *rezgèt* — *rezgę́ta* u. ä. Dial. findet sich jedoch hier auch eine Zurückziehung (vgl. Brandt Начертанiе 284). Diese Tatsachen zeigen den Übergangscharakter des Suffixes im Sinne seiner Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit.

bravè — *bravę̇ta* (*brâv*), *dimè* — *dimę̇ta* ,schwarzroter Ochs' (*dı̀m*), *gosè* — *gosę̇ta* (*gộs*), *otročè* — *otročę̇ta* (*otròk*, *ótrok*), *brazdè*, *črnè*, *dęklè*, *fantè*, *hvalè*, *smolè*, *stradè* u. a.; aber nur *tę́le* — *telę̇ta*, *tére* — *terę̇ta*, *dẹ́te* — *dẹtę̇ta*, *kléče* — *klecę̇ta* (es kommt auch *kléčet* — *klečę̇ta* vor) ,die Klippenbank, die Sandbank', *pléče* — *plečéta* ,das Schulterstück; der Vorderschinken'. Neben *ščenè* — *ščenẹ̇ta*, findet sich auch das zu erwartende *ščéne* — *ščenę̇ta*. *Piščè* — *piščę̇ta* hat neben sich die Parallelform *píšče* (im südöstl. Steiermark), vgl. auch *píšče* — Nom. pl. *pîščeta* Rad CXXXII 159. *Piščè* ist eine verhältnismäßig späte Neubildung, wie auch *žrẹbè* — *žrẹbę̇ta*, vgl. *žrẹbę̂* — *žrẹbę̂ta*, das dem štok. *ждрѝјебе* — *ждрȅбета* und *prasè* — *prasę̇ta* entspricht, neben dem alten *prasę̂* — *prasę̇ta* aus **prâse*, **prâseta*, štok. *пра̂се* — *пра̏сета*. Eine ganz offensichtliche Neubildung ist ferner *jarè* — *jarę̇ta*, vgl. bei Pleteršnik „járe, tako govore vsi goriški gorjani", serb. *ја̏ре* — *ја̏рета*. *Óče* — *očę̇ta* unter dem Einfluß des alten Verhältnisses *óča* — *očę̇ta* (vgl. bei Pleteršnik unter *óča* mit dem Hinweis auf Oblak Let 1891, 82). — Unklar sind mir nur *kózle* — *kozlę̇ta*, *ósle* — *oslę̇ta* neben den üblichen *kozlè*, *oslè*.

Interessant ist es, mit diesen Bildungen die Gruppe „Nom. sg. *-ę* — Gen. sg. *-ene*" zu vergleichen, die ein nicht produktives Suffix hat: *bréme* — *bremę́na*, *pléme* — *plemę́na*, *stréme* — *stremę́na* (bei *strémen* — *stremę́na* und *stremę̂n* Rad CXXXII 200), *vréme* — *vremę́na* und folgerichtig die lautliche Tendenz verwirklicht. (Natürlich ist die Endbetonung bei den meisten Wörtern dieser Kategorie eine speziell sloven. Eigentümlichkeit).

Die Rolle des Bedeutungsfaktors in Fällen mit Beibehaltung der Betonung auf auslautender geschlossener Silbe zeigt sich deutlich in Komposita, deren zweiter Bestandteil zu den charakteristischen, bedeutungsvollen Elementen gehört.

Hier finden wir ausschließlich den Betonungstypus *listopàd* — *listopáda*, *vodonòs* — *vodonósa*, *blagoslòv* — *blagoslǫ́va*. Die einzige mir bekannte Abweichung ist *kolóvoz* neben *kóvoz* (vgl. Valjavec Rad XLV 72) ,1. die Radspur, das Wagengeleise . . ., 2. der durch öfteres Fahren gemachte Fahrweg'; bei Murko und Pleteršnik jedoch nur *kolovòz*.

In der oben gegebenen Liste von Wörtern mit einer Akzent-

zurückziehung von den geschlossenen Endsilben auf die vorhergehenden fehlen die suffixlosen, präfixalen *o*-stämmigen Bildungen. Sie stellen ein Material dar, das gleichfalls gegen die Ansicht von Lehr spricht. Da für mich hier einige Unklarheiten bestehen, kann ich nur einzelne Erklärungen vorlegen und auf die m. E. wichtigsten Eigentümlichkeiten verweisen.

Vor allen Dingen muß man die präfixalen Bildungen mit *u* und *iz* gesondert behandeln; mit Ausnahme eines speziellen Falles, der weiter unten zur Sprache kommt, kennen sie keine Akzentzurückziehung: *ubàd, ugìb, uglèd, ujẹ̀d, ukàz* usw., *ubòr, udòr, uklòn, ukòr* usw., *izbẹ̀g, izglèd, izkàz* usw., *izbòj, izbòr, izgòn* usw. Der Grund hierfür liegt wahrscheinlich in den anlautenden *u* und *i*, die bereits vor der Akzentzurückziehung in Präfixen reduziert wurden vgl. serb. *ỳбој* — *ỳбоја* neben *ýбој* — *ýбоја, ỳдес, ỳкор* u. a., *ѝзбор, ѝзвоз, ѝзвор* usw.[1])

Die übrigen Suffixe ziehen im Nom. sg. den Akzent auf sich. Die hierher gehörenden Tatsachen lassen sich in folgender Weise anordnen: als Beispiel sei das Präfix *na-* genommen.

Gruppe a: *nabàd* — *nabáda, nacìk* — *nacíka, načìn* — *načína, nadẹ̀l, nadẹ̀v, nadìh, nagìb, naglàs, naglèd, najẹ̀d, nakàn, nakàz, nakìt, naklàd, nakràs, nakùp, namàh, namẹ̀n, namèr, namìg, namìk, napàd, napẹ̀v, napìs, naplàv, napòk, napùh, naràst, nasẹ̀d, nasẹ̀k, nasẹ̀v, nasìp, naslẹ̀d, nastòp, našìv, natèg, natìsk, navàl, navràp, navràt.*

Gruppe b: *naklèp* — *naklẹ́pa, nalèt, namèt, naplèt, natèk.*

Gruppe c: 1. *nabòd* — *nabóda, namòk* — *namóka, nanòs* — *nanósa, napòn* — *napóna, naslòn* — *naslóna* (neben *naslọ́na* Rad CXXXII 150), *nastròj* — *nastrója, navòj* — *navója, nazòv* — *nazóva*; *nabòj* — *nabója* (nach Rad CXXXII 129 *nabọ́ja*), *naklòn* — *naklóna* (— *naklọ́na* Chostnik).

2. *nagòn* — *nagọ́na, nakòp* — *nakọ́pa, nalòm* — *nalọ́ma, naplòv* — *naplọ́va, naskòk* — *naskọ́ka, navòz* — *navọ́za.*

Gruppe d: *námaz* — *namáza, nápust* — *napústa, nástil* — *nastíla* (neben *nastìl* bei Chostnik), *nátič* — *natíča* (neben *natìč*),

1) Es ist beachtenswert, daß die anlautenden *u* und *i* im Serb. am Wortanfang nicht nur in Präfixen gekürzt werden: *ỳзда, ѝгра* u. ä.

nátik — *natíka* (neben *natìk*), *náuk* — *naúka,* vgl auch *násad* — *nasáda* (R. Brandt Начертанie 99; bei Pleteršnik *nasàd* — *nasáda* und *násad,* der Gen. sg. ist nicht angegeben, müßte aber nach dem von ihm durchgeführten System wahrscheinlich **násada* lauten).

Gruppe e: 1. *nábor* — *nabóra* (neben *nabòr*), *nápor* — *napóra* (neben *napòr* — *napóra*; bei Valjavec Rad CXXXII 130 *napọ́ra*), *názor* — *nazóra*, *nápoj* — *napója* (neben *napòj*).

2. *náhod* — *nahọ́da* (neben *náhoda*), *nálog* — *nalọ́ga* (neben *nalòg* — *nalọ́ga*), *národ* — *narọ́da*, *nátok* — *natọ́ka* (neben *natòk* — *natọ́ka*).

Es erscheint mir wahrscheinlich, daß ein gewisser Teil der Fälle mit dem Verhältnis „Zurückziehung auf das Präfix im Nom. sg. : Akzent auf der Wurzel in den obliquen Kasus“ auf Kontamination zweier Typen, des ursprünglich wurzelbetonten mit dem präfixbetonten, beruht. Die Verzeichnisse von Valjavec im Rad XLV 56—58, 61—62, 64—65, 68—72, 73, 75—76, 78—79, 80, 84 geben ein deutliches Bild von den dial. Schwankungen zwischen Wurzel- und Präfixbetonung. Daß die verhältnismäßig nicht zahlreichen Fälle einer Zurückziehung bei Reflexen früherer Längen wie *námaz* — *namáza*, *nápust* — *napústa*, *prísad* — *prisáda* (neben *prísad* — *prísada*) tatsächlich Kontaminationen sind — **námaz* : **námaza* und **namàz* : **namáza* u. ä., beweisen überzeugend *prẹ́dal* — *prẹdála* neben *prẹ́dala* mit einem *ẹ* und nicht *e*, das bei einer Zurückziehung zu erwarten wäre: vgl. auch *prẹ́laz* — *prẹláza* (Pleteršnik) neben *prẹ́laza* (Valjavec Rad CXXXII 141), *prẹ́grad* — *prẹ́grada* neben dial. *prégrad* ≤ **pregràd*, *prẹsad* (Škrabec Cv. siehe Dodatki in popravki bei Pleteršnik, vgl. auch Valjavec Rad XLV 57) neben *presàd* — *presáda* und *présad* — *presáda*. Beachtenswert ist ferner *pọ́dsed* (NB. geschlossenes *-ọ*) — *podsẹ́da* (oststeir. ‚der Keuschler, Halbhübler‘ neben *podsẹ̀d* — *podsẹ́da* ‚der Erdfall‘, ungr. *ógrad* — *ográda* neben *ọ́grad,* vgl. auch *ogràd* — *ográda*, *omòt* — *omọ́ta* neben *ómot* und *„ómot“*, *„vómot“* bei Murko ≤ **ọ́mot*, **vọ́mot*; dolenz. *ógled* — *oglẹ́da* neben schriftspr. *oglèd*, vgl. dial. iti na ọ́glede (wie Pleteršnik in seinen Quellen liest; man würde ein **-ọ́-* erwarten).

In Einzelfällen können auch Parallelen von Bedeutung ge-

wesen sein wie *nápust* — *napústa* ,der Vorsprung (arch.)' bei Cig. (Pleteršnik) — *napùšč* — *napúšča* und *nápušč* — **nápušča* (so lese ich *nápušč* bei Pleteršnik. Vgl. oben); zu *nástil* — *nastíla* und *nastìl* — *nastíla* (Chostnik) vgl. *nástel* — *nástla* (oststeir.) und *nástel* — *nástela*; zu *zatìk* — *zatíka* neben dial. *zátik* vgl. *zátek* — *zátka* (vgl. *zatìč* und *zátič*).

Falls diese Voraussetzungen richtig sind, so läßt sich daraus schließen, daß bei den Reflexen alter Länge in diesem Typus im allgemeinen der Akzent erhalten ist[1]).

Unklar sind die Gründe für die vorwiegende Akzentzurückziehung bei den *o*-Wurzeln (vgl. auch das Material bei Valjavec Rad XLV 68—71). Die am nächsten liegende Annahme, daß bei dem größten Teil dieses Typus die Assoziation der Betonung des Nom. sg. mit derjenigen des obliquen Kasus gering war, weil in diesem entsprechend dem *o* des Nom. sg. der Laut *ᵘo* aufkam, stößt auf eine Reihe von Schwierigkeiten: 1. bei vielen Wörtern mit zurückgezogenem Akzent im Nom. sg. haben der Gen. sg. und die anderen Kasus kein *ǫ*, sondern ein *o* (aus früherem vortonigen *o*); 2. urslav. **ǫ* müßte im Krain. das gleiche Resultat wie *o* ergeben; 3. die gleichen Verhältnisse wie bei „*-ò-* : *-ǫ́-*" hätte man auch bei „*-è-* : *-ę́-*" (aus **e* und **ę*) zu erwarten, was nicht zutrifft. Wenn man annimmt (und zu dieser Ansicht neige ich am ehesten), daß der Akzent erst von den Reflexen der Kürzen zurückgezogen wurde, d. h. vor dem quantitativen Zusammenfall der Reflexe von **o* mit den alten Längen, und daß dadurch eine größere Anzahl jener Bildungen von der Zurückziehung betroffen werden konnte, so darf bei den Wurzeln mit *-e-* nicht außer acht gelassen werden, daß die meisten dieser Formen einer jüngeren Zeit angehören: vgl. *pobèr* — *pobę́ra* (neben dial. *pǫ́ber* — *pǫ́bera)* ,collectura', *odlèg* — *odlę́ga* (vgl. *odlòg*) ,Aufschub' usw.; *potèk* — *potę́ka* ,1. der Herumschwärmer, der Lump ... 2. der Ablauf ... 3. die Herkunft', *otèk* — *otę́ka* = *otok* ,die Geschwulst', *naplèt* — *naplę́ta*

1) Von den mir unklar gebliebenen Fällen erwähne ich das südwestl. krain. (Notr.) *ómah* — *omáhu* neben *omàh* in den anderen Dialekten und das von Murko angeführte (bei Pleteršnik nicht verzeichnete) *ólup* — *olúpa*.

,1. das Geflecht des Holzschuhs . . . 2. der Anschlag, der Plan . . .', *oklèp* — *oklẹ́pa* ,der Panzer, der Harnisch' = *oklòp* — *oklópa.*

Liegen nicht etwa für das Unterbleiben der Zurückziehung Gründe ähnlich den oben für die nichtpräfixalen Substantiva angegebenen vor?[1]) Hierüber gibt das von mir gesammelte Material nicht genügend Aufschluß, aber dennoch beansprucht es eine gewisse Beachtung im Vergleich mit den anderen Gruppen: bei Vokalreflexen, die gewöhnlich im Nom. sg. den Akzent bewahren, tritt Zurückziehung am häufigsten bei Wörtern mit verdunkelter Wurzelbedeutung ein: *okràk* ,der Schweinskopf' neben *ókrak* (dial.); *oplàz* ,. . . die Stelle in einem Acker, über welche der Pflug hingleitet, ohne sie aufzureißen, die daher mit der Haue bearbeitet werden muß', neben dial. *óplaz* ,eine leere Stelle im Weingarten'; *podplàt* ,1. die Fußsohle . . . 2. die Sohle . . .' neben oststeir. *pódplat* — *podpláta* vgl. auch *póplat* — *popláta* mit gleicher Bedeutung; *povràz* ,1. das Band . . . der Strick, das Seil . . . 2. *póvraz* = držaj ali ročaj pri kotlu, jerbasu itd. . . . Gorenja šoška dol.-Erj. (Torb.); tudi *povràz* Tolm."; *prépad* — *prepáda* (neben *prepàd)* in der Bedeutung ,der Abgrund, die Kluft' (vgl. auch *prépad* — *prepâdi* f.); *prísad* — *prisáda*, der Brand am Körper' (möglich wäre hier übrigens auch eine Kontamination vgl. *prísada*); *zamàh* ,der Stöpsel' (dial.) und *zámah* — *zamáha* (dial.); *óblok* — *oblọ́ka* ,das Fenster'; *pórok* — *porọ́ka* ,der Bürge' neben altem *poròk*; *sọ́prog* — *soprọ́ga* ,der Gemahl'; neben *obẹ̀d* — *obẹ́da* ,das Mahl, das Essen' *óbẹd* — *obẹ́da* (in slov. Gorice in Steiermark); vielleicht dial. *pódsẹk* — *podsẹ́ka* und *pódsẹka* neben *podsẹ̀k* ,der Grundbalken, der Grundbaum, die Grundschwelle'; *sọ́sẹd* — *sosẹ́da* ,der Nachbar'; ungar. *zámer* — *zamẹ́ra* die Verübelung, die Verargung, der Verdruß, die Ungnade' falls es keine Kontamination ist (vgl. *zamèr* ,der bedungene Drescherlohn in natura . . .').

Ich führe noch einige Beispiele mit einem *o* in der Wurzel an, ohne ihnen natürlich nach dem oben Gesagten eine große Bedeutung zuzumessen: *próstor* — *prostọ́ra* ,der Raum, der Platz'; *pókoj* — *pokọ́ja* ,1. die Ruhe, die Rast . . . 2. der Ruhestand . . .'

1) Zu den Verben *pobȉl*, *pogrẹ̀l* u. ä. vgl. Rad CXXXII 131.

(neben *pokòj*); *ótor* — *otǫ́ra* neben *otòr* (vgl. auch *votòr*) ‚die Nut'; *préstol* — *prestóla* (neben *prẹ́stoł*) ‚der Thron'; *prérok* — *prerǫ́ka* und *prórok* — *prorǫ́ka* ‚der Prophet'; *prózor* — *prozóra* ‚das Fenster' (aus dem Serb.); *ótrok* — *otróka* (neben *otròk*) ‚das Kind'; *zákon* — *zakǫ́na* ‚1. das Gesetz, 2. die Ehe . . .'; *rázpoł* — *razpóla* ‚die Gattung'; *pónos* — *ponósa* (neben *ponòs*, aus dem Serb.) ‚der (edle) Stolz'; vielleicht auch *pónor* — *ponǫ́ra* ‚1. ponikva . . . 2. der Abgrund, der Schlund' (aus dem Serb.)[1]); *pózoj* — *pozǫ́ja* ‚der Drache' (neben *pozòj*) u. a.

Die dritte Gruppe von Lehr („Der Akzent verblieb auf der auslautenden offenen Silbe, wenn die vorhergehende ursprünglich ein ъ oder ь hatte") muß in einer Reihe von Einzelheiten erläutert werden. Unklar ist z. B. wie Lehr Fälle in der Art wie *bérnja*, *grǒžnja*, *vóžnja* auffaßt. Falls Vondrák (Vgl. Gramm. I 428) recht hat, wenn er für einige ähnliche Bildungen das Suffix *-nja* voraussetzt („Mitunter liegt vielleicht nur das Suffix *-nja* vor, das abstrahiert werden konnte: aksl. *jadnja* ‚cibus' sloven. *bernja* . . . ‚Sammlung'), so könnte man meinen, daß dieser Typus sich auch hinsichtlich der Bildungen auf **-ьnja* als induktiv erweisen konnte; die in den Listen von Valjavec (Rad CXXXII 178 ff.) vorkommenden Beispiele aus den anderen Kategorien mit auf diejenige Silbe verlegtem Akzent, nach der ein reduzierter Vokal geschwunden ist, könnte man durchweg als grammatische Angleichungen an den Nom. sg. auffassen: *hódьc* — *hódca* ≤ **hodь́c*, **hodьcá*; *kótьl* — *kótla* ≤ **kotь́l* — **kotьlá*, wenn man in *cvẹtь̀k* — *cvẹtkà*, *brẹžь̀k* — *brẹžká*[2]), *grozdь̀k* — *grozdkà* (neben *grózdьk*) u. ä. verhältnismäßig seltene Fälle eines in entgegengesetzter Richtung verschobenen Akzentes sieht[3]). Für die Adjektiva würde die Angleichung an den Nom. sg. m. ausschlaggebend sein: vgl. *dólžьn*

---

1) Im übrigen ist beachtenswert, daß sich diesem Akzenttypus Entlehnungen überhaupt leicht unterwerfen; vgl. noch aus dem Serb. *pózor* — *pozóra* (neben *pozòr*) ‚die Obacht, die Acht', *názor* — *nazóra* ‚die Anschauung, die Ansicht' (čech.) u. a.

2) ibidem.

3) *grozdь̀k* — *grozdkà*, *bobъ̀k* — *bobkà* u. ä., nach Brandt Начертание S. 278, sind „eine Eigentümlichkeit der oberkrainischen Rede", im Gorenzischen haben wir aber auch *konjà*, *ženà* u. ä.

— *dólžna*, *vrę́dьn* — *vrę́dna*, *krę́pьk* — *krę́pka* (neben *krępъ̀k* — *krępkà*), štok. *ду̏жан*, *вриjѐдан*, *róśьn* — *rósna*, *mőčьn* — *mőčna*.

Solchen Erklärungen kann ich jedoch nicht beipflichten, weil die Liste von Valjavec (Rad CXXXII 162), im Gegensatz zu derjenigen auf S. 178 u. w., mich mutmaßen läßt, daß der Akzent von der Endsilbe, vor der ein reduzierter Vokal geschwunden war, nur dann nicht auf die dieser letzteren vorhergehende (drittletzte) Silbe übertragen wurde, wenn auch sie urslav. oder sloven. einzelsprachlich reduziert war.

Unter den Abweichungen ist es bemerkenswert, daß neben *godovnǫ̀* Pleteršnik aus Bl. Kr. *godǫ́vno obhajati* anführt, neben *govnǫ̀* (Valjavec) bei Pleteršnik sich nur *gǫ́vno*, bei Murko dagegen nur *góvno* (nach seiner Bezeichnung *gòvno*) findet; neben *ljudstvǫ̀* (Valjavec) gibt Pleteršnik *ljûdstvo* (vgl. auch bei Murko „*Ljúdstvo*, gem. *ljústvo*"), neben *ženstvǫ̀* (Valj.) bei Pleteršnik *žę̂nstvǫ*. Ich erwähne ferner neben dem dial. *gumnǫ̀* das gewöhnliche *gúmno*, neben dem alten *rojstvǫ́* (XVII—XVIII. Jahrh.) das neue *rójstvo*. *Blažcè* hat wahrscheinlich den Akzent der Reihe *dьncè* u. ä.; gleiches gilt für *jedrcè* vgl. bei Pleteršnik *ję̂drce* und *jédrce* mit einem Hinweis auf Valjavec. In der Gruppe mit dem *-*ьje* Suffix bestanden durch den gespannten *ĭ* besondere Bedingungen, und es ist daher möglich, daß *klasjè*, *mladjè* lautgesetzliche Formen sind aus *-ję̀* (vgl. *veselję́*); man hat aber dialektisch auch eine andere Entwickelung: *vesélje* u. ä. — Die Adjektiva *krępъ̀k*, *krępkà* (neben *krę́pьk*, *krę́pka* und *krępâk*), *glasъ̀n*, *glasnà* (neben *glásьn*, *glásna* und *glasân*) u. ä. (Rad CXXXII 166) haben diese Akzentstelle unter dem Einfluß der Formen wie *krepkǫ̑*, *krępkǫ̑*, *glasnǫ̑*, *glasnǫ̑* usw. aus **krę̑pko*, **krę̑pkǫ* u. ä. bewahrt.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß ohne eine Einschränkung der Akzentverlegung in der Art, wie ich sie vorgenommen habe, die im Sloven. weit verbreiteten Typen schwer verständlich wären wie *óvca*, *nőčca*, *krílce*, *plátnǫ* u. ä. (vgl. auch *žénka* worauf übrigens *žéna* eingewirkt haben könnte: bei Murko *shénka* = *žę̂nka*). Was die vereinzelten Formen wie *mamkà* dem. von *máma*, *očkà* (neben *óčka*), *pečkà* ‚der Obstkern' anbetrifft, so gehören die zwei ersten der Kindersprache an, die zuletzt-

genannte ist wie auch das mit ihr verwandte *pečèk* — *pečkà* mit gleicher Bedeutung vom Verbum *pečkáti* — *pečkām* < ital. *pizzicare* und hat wahrscheinlich auch dessen Akzent übernommen.

Wie die Fälle *újem* : *újma*, *zájem* : *zájma* (cf. *zajèm* : *zajẹ́ma*) zeigen, ist die Betonung von reduziertem **i* < *jь* früher verschoben als von anderen Vokalen.

Ich komme nun endlich zur vierten Gruppe von Lehr. Die in der Schriftsprache endbetonten Pronomina (mit Akzentzurückziehung sind sie auch möglich [1]) nehmen, soweit es sich um die Personalpronomina und das Reflexivum handelt, eine Sonderstellung ein. Sie wird vielleicht teils durch den häufigen Gebrauch der den logischen Akzent tragenden Formen *mene, tebe, sebe* bedingt, teils durch die fragenden *kogá? komú?*, die dank der langen Endsilbe endbetont geblieben sind. Auf das Betonungssystem der anderen Pronomina haben wahrscheinlich die Dubletten mit Reduktionsstufe Einfluß gehabt: wenigstens kommen bei Metelko [2]) *tьga, tьmu* u. a. als schriftsprachlich neben *tega, temu* mit geschlossenem betonten *e* [3]) vor. Hinsichtlich der Pronomina hat also die Schriftsprache Dialektformen in stärkerem Maße herangezogen, als es sonst der Fall ist.

Die Akzenterhaltung im Imperativ bei *cẹdì, dẹlì, sadì, učì* scheint mir wie auch Lehr, durch den Einfluß des Duals und Plurals erklärt werden zu müssen. Gestützt wurde sie m. E. noch durch den Indikativ, der die Endungen *-ím, -íš* usw. hatte (vgl. die Zurückziehung bei *hváli* - *hvalíte*, wo dieser ergänzende Einfluß von Seiten des Indikativs fehlte).

Schwerer verständlich sind die gorenz. Formen *letivà, letivẹ̀ letimò, letitè.* Da es mir an anderen Erklärungen fehlt, meine ich, daß diese Formen aus Dialekten stammen, die im Imperativ bereits vor der Zurückziehung eine steigende Intonation durchgeführt hatten: *letíva, letíte* usw.; durch das Bestreben, den Unterschied zwischen Präs. ind. und Imperativ zu bewahren, wurde

---

1) Vgl. Rad CXXXII 163 und 180.

2) Metelko Lehrgebäude der slov. Sprache im Königreich Illyrien und in den benachbarten Provinzen. Laibach 1825.

3) Da Metelko in Charkov nicht vorhanden ist, mußte ich mich auf meine Notizen beschränken, in denen die Seitenangaben fehlen.

das Aufkommen von Formen mit zurückgezogenem Akzent verhindert. Da aller Wahrscheinlichkeit nach der Akzent zuerst auf die vorhergehende Länge zurückgezogen wurde (vgl. den Dialekt von Resia), ist die Akzenterhaltung auf der Endsilbe der Dual- und Pluralformen dieser Klasse vielleicht in diesem ersten Stadium durch den Einfluß von *pletemò*, *pletetè*[1]) zu erklären. Späterhin, als die Zurückziehung auch bei diesen eintrat, war das *i* in Formen wie *letivà* u. ä. bereits zu ь reduziert und der Zurückziehung stellten sich lautliche Schwierigkeiten in den Weg. Die noch heute existierenden dial. Formen *pletèm*, *pletèš*, *pletè*, *pletemò* usw. (vgl. Valjavec Rad LXIII 2—3, Breznik Archiv XXXII 410), gehen wahrscheinlich auf Dialekte zurück, die keine Zurückziehung auf Kürzen haben: vgl. darin *pletèn*, *pletenà*, *pletenò*.

Bei den Verbalformen vom Typus *končàl*, *blebetàl*, *darovàl*, *končàj* (Rad CXXXII 131) nehme ich neben einer Einwirkung von seiten der anderen Genera und Numera auch Beeinflussung durch die Akzentstelle der Infinitive an. Vgl. auch ihre Produktionsfähigkeit.

Charkov L. Bulachovskij

Betrachtung des Russischen

Vorbemerkungen

Bei der folgenden Betrachtung des Russischen ist gewiß der unwillkürlich gewählte, schwer zu vermeidende Ausgangspunkt der Betrachtung das Neuhochdeutsche, eben die Muttersprache des Betrachtenden. Es kann eben niemand, selbst der Verwandlungskünstler nicht, aus der eigenen Haut heraus, mag er sich auch noch so sehr bemühen, sich in andere Häute hineinzudenken und hineinzufühlen, hineinzuleben. Es ist vorläufig nicht zu vermeiden, daß für ein Bild einer Sprache von dem Darsteller wichtige Züge — wichtig für ihn nach seiner Vorbildung und nach seinem Wollen — ausgewählt werden, weil wir eben in dieser

1) Zu dem Einfluß dieses Typus auf den hier behandelten vgl. Breznik Archiv XXXII 428: unter dem Einfluß von *pletémo*, *pletéte* — *želémo*, *želéte* statt *želímo*, *želíte*.

Art Forschung noch sehr am Anfang stehen. Weiter kommen wir aber nur durch immer neue Versuche, nicht durch die immer wiederholte Überlegung, wie wir es machen sollen. Die Erscheinungen, die nun im folgenden besprochen werden, sind ja meist so bekannt, daß Beispiele anzuführen (ich möchte nicht auch den Tadel N. van Wijk's hervorrufen) eigentlich überflüssig wäre; doch dienen sie durch ihre Anschaulichkeit zur Verständlichmachung meiner Absichten. Mir sind aber auch — was nicht verschwiegen werden darf — die meisten der genannten Erscheinungen leider nicht beim Studium der Grammatiken problematisch geworden, sondern sie haben mein Nachdenken meist beim Lesen russischer Werke erfaßt. So viel abstrakte Phantasie, um aus den dürren Regeln und oft gar nicht charakteristischen Beispielen der Grammatiken ein Bild der Sprache zu gewinnen, besitze ich nicht; obwohl gewiß ein Sprachforscher so weit sein müßte, daß er aus Grammatik und Wörterbuch ein Bild einer Sprache gewinnen kann. Vielleicht liegt mein mir bekannter Mißerfolg, der mich immer zwingt, Texte über Texte durchzunehmen, aber auch an den Grammatiken, die eben das Wesentliche nicht hervorheben, sondern es im Schwall des Selbstverständlichen ertrinken lassen (vgl. Heusler, Altisl. Elementarbuch VII), so daß das aus der Grammatik Erlernte in so seltenen Fällen lebendiges Erlebnis wird. Auch die Erkenntnis, daß die Grammatik eine autonome Wissenschaft ist, und eine Grammatik ein Buch, das irgend welche Ziele außer sich ebenso wenig kennt, als ein Lehrbuch der Mathematik, ist noch wenig verbreitet, am wenigsten wohl unter den Verfassern von Grammatiken; und diese mangelnde Erkenntnis bringt eben die grammatischen Darstellungen nicht weiter und macht sie ungenießbar. So habe ich zwar manche Grammatiken benutzt, um meine Eindrücke nachzuprüfen, aber sie nicht systematisch durchgearbeitet, weil der Erkenntnisgewinn und der Zeitverbrauch in keinem rationalen Verhältnis zueinander stehen. Im allgemeinen genügte die hübsche kleine Grammatik von Berneker; von größeren ist das Lehrbuch von Körner öfter zitiert. Ein ganz unschätzbares Hilfsmittel beim Studium des Russischen sind für den, der sich nicht im Lande aufhalten konnte, — also auch für mich — die beiden Bändchen „Russische Literatur“ von E. Boehme in der

Sammlung Göschen, weil dort in den Anmerkungen viele Einzelheiten der Grammatik erwähnt werden, die man in den Grammatiken nicht findet. Die meisten Beispiele stammen aus den großen russischen Prosaepikern und den Märchen; eines (in Umschrift) aus persönlicher Erfahrung. Gehäuft sind sie nicht, weil sie überallher verzehn- und verhundertfacht werden können. Für einige der besprochenen Erscheinungen besitzen wir Materialsammlungen, die ich sofort erwähne: Instrumental als Subjektskasus Pedersen KZ. 40, Nominalsatz Gauthiot MSL. 15 und Berneker ASPh. 26, Parallelstellung der Nomina G. S. Keller, Das Asyndeton in den balt.-slav. Sprachen (1922). Hier wird auch S. 20 die Seltenheit der Komposita bemerkt, die bereits Jacobsohn *ΧΑΡΙΤΕΣ*, Festschrift für F. Leo (1911) 435, 450 besprochen hat. Für mich war von der allergrößten Wichtigkeit eine Bemerkung von A. Brückner, in meiner Arbeit Zur fi.-ugr. Wort- und Satzverbindung S. 100 Anm. zitiert, die mir vielleicht die Urzelle der ganzen Gedanken gewesen ist. Dennoch — und darauf selbst hinzuweisen muß ich mir erlauben — ist durchaus nicht der Teil der Arbeit, der eine Erklärung versucht, der, auf den ich Wert lege: das, was darin gesagt ist, hat sich mir nach meinen Vorarbeiten sozusagen von selbst ergeben und deckt sich ziemlich (nach den Angaben Jacobsohn's Festschrift f. Wackernagel 205; der Aufsatz Gauthiot's ist mir nicht mehr zugänglich) mit den Aufstellungen eben dieses Forschers; wichtig ist mir der Teil der Arbeit, wo ich den Zusammenhang verschiedener Erscheinungen aufzuzeigen (beweisen lassen sich ja solche Dinge nicht) mich bemüht habe. Die Notwendigkeit solchen Zusammenhanges ist noch nicht stillschweigend vorauszusetzendes Gemeingut; dennoch dränge ich alle prinzipiellen Auseinandersetzungen zurück. Nur ein Punkt muß mit aller Energie betont werden: wenn es zur Erklärung einer syntaktischen Erscheinung heißt: „Der Entstehungsgrund des Typus selbst liegt offenbar in der Undeutlichkeit, die sich bei der Anwendung des prädikativen Nominativs oder Akkusativs leicht ergibt" (Delbrück Syntax I 268), so bestreite ich, daß „offenbar" in einer sich ergebenden Undeutlichkeit der Grund für irgend eine spezielle sprachliche Änderung liegt. Nicht nur setzt dieses offenbar voraus, daß (die?) Sprachen „Undeutlichkeit" ver-

meiden (wobei auch wieder dieser Begriff „Undeutlichkeit" völlig vag ist); was völlig unbewiesen, eine Voraussetzung, genommen aus einem ganz bestimmten Begriff der Sprache, ist, sondern und das ist vielleicht noch wichtiger — es kann das Streben nach Deutlichkeit auch gar nicht eine Entwicklung gerade in dieser Richtung erklären. Es heißt doch eben mit vollster „Undeutlichkeit" im Lateinischen Darium regem salutant, und warum gerade im Slavischen und Baltischen und gerade der Instrumental an die Stelle des prädikativen Nominativs und Akkusativs getreten ist, das läßt auch die Annahme jener Voraussetzung völlig im Dunkeln. Mit dürren Worten sage ich, daß die Erklärungen syntaktischer Erscheinungen meist keine sind. Daß diese Bemerkungen durchaus nicht besonders gegen den verehrungswürdigen und liebenswerten Mann gerichtet sind, aus dessen hervorragendem Werke ich jenes so wertvolle — weil es dem Irrtum klassische Form verleiht — Zitat geholt habe, brauche ich kaum zu betonen. Keiner — auch wir nicht! — kann aus seiner Zeit heraus.

Für das Finnisch-ugrische ist natürlich in erster Linie auf Heinrich Winkler's Schriften zu verweisen, auf Misteli's Besprechung des Finnischen und Ungarischen und auch auf meine Skizzen des Mordwinischen und Ungarischen. Tief gehen die wenigen Bemerkungen über das Russische in Finck's „Deutschem Sprachbau"[1]).

I.

§ 1. Im Konsonantensystem des Russischen fallen auf die zahlreichen Zischlaute (*š*, *ž*, *č*, *šč* neben *s*, *z*, *c*), das dicke *ł*, der Mangel an Doppelkonsonanten (die, mit Ausnahme von *нн*, nur durch Komposition entstehen), das Fehlen oder die Seltenheit der Spiranten *þ* und des *h* (*x* ist vorhanden) und die Fülle der palatalisierten Konsonanten; bei den Vokalen das *y* und der Mangel an *u*-Diphthongen. Volle Vokale treten nur in betonten Silben des Wortes auf, da alle anderen etwas geschwächt werden, wodurch die Einheit des Wortes im Russischen geschaffen wird

1) Mehreres hat C. N. E. Eliot in seiner guten, mir erst jetzt wieder zugänglichen Arbeit A Finnish Grammar (Oxford 1890) betont (111—2, 149, 167, 169, 220), was ich aber nicht mehr voll verwerten kann.

(gegen die Einheit des Wortes richtet sich die Selbständigkeit der Endungen s. u. S. 430). Auch die Verteilung der Konsonantengruppen auf Anlaut, Inlaut, Auslaut der Worte ist bezeichnend für den Bau und Abschluß der Worte, doch seit den bedeutenden, in diese Richtung weisenden Anfängen durch Dobrovský wohl noch nicht ganz erforscht. *tk-* z. B. ist im Anlaut nicht ungewöhnlich, dagegen im Auslaut unbeliebt. Komplizierte Konsonantengruppen entstehen durch die Verbindung der oft einsilbigen Präpositionen mit einem mit mehreren Konsonanten anlautenden Nomen. Der in den einzelnen grammatischen Kategorien stark wechselnde Akzent schafft bei sonst gleichlautenden Worten auch grammatische Differenzen (дви́гать : двига́ть Körner S. 114) Phonetische Empfindlichkeit verbindet gewisse Konsonanten nur mit gewissen Vokalen: *k*, *g* nur mit *i* (nicht mit *y*), *č*, *šč* nur mit weichen, *š*, *č*, *c* nur mit harten Vokalen. Phonetische Empfindlichkeit zeigt sich weiter darin, daß vielfach Worte, besonders kürzere (Pronomina, Konjunktionen, Präpositionen) in zwei Formen auftreten, die durch andere Teile des Wortes oder durch das folgende Wort bedingt sind oder auch z. T. „willkürlich“ gewählt werden. Neben село́ : сёла, сонъ : сна, смерть : мёртвый vgl. man: ихъ : нихъ, его : него, хотя : хоть, бы : бъ, безъ : безо, прѣдъ : прѣдо, отъ : ото, изъ : изо, съ : со, противъ : противу, ли : ль, -ся : -сь. Das letzte Beispiel, die Endung des Passivums, führt schon in das Gebiet der Flexionsendungen, die vielfach in 2 (und 3) Gestalten auftreten; z. B. а : я G. Sg. mn. N. Pl. n., N. Sg. f.; омъ : ёмъ : емъ I. Sg. mn.; у : ю D. Sg. mn., A. Sg. f., 1. P. Sg. des Verbums; freilich immer unter bestimmten Bedingungen, die historisch faßbar sind. Ebenso stammen aus bekannten historiscnen Grundformen, wie das oben erwähnte сонъ : сна < сънъ : съна, Veränderungen des Wortes, wie возьму : взять < *vъzьmą* : *vъzęti*.

§ 2. Die Nominalbildung geschieht nur durch Suffixe und zwar häufig durch solche von großem Bedeutungsgehalt und großer Lautform. Man vgl. столовая ,Speisezimmer‘, кладовая ,Vorratskammer‘, спальня ,Schlafzimmer‘, косовище ,Sensenstiel‘, голубятня ,Taubenschlag‘; ferner висѣлица ,Galgen‘, волокита ,Verführer‘, лгунъ ,Lügner‘, бродяга ,Landstreicher‘, мачиха ,Stief-

mutter', баранина 'Hammelfleisch', потомство 'Nachkommenschaft'. Ähnliche, den Begriff weiter bestimmende Bildungen finden wir auch beim Adjektivum und Adverbium: чистенькая комнатка, новешенькій, веселешенькій, немножко, ранешенько, хорошенько, прямёхонько[1][2].

Neubildungen durch Zusammensetzung, dies die unerschöpfliche Quelle der neuen Worte sowohl im Alltagsleben als auch in der Dichtersprache in unserem Deutsch, gibt es im Russischen nicht; wo solche Bildungen auftreten, sind es entweder alte, verdunkelte Bildungen (медвѣдь, ястребъ), oder deutlich moderne, z. T. literarische[3] (человѣколюбіе, самолюбіе, хладнокровіе). (Nur bei wenigen kann man zunächst zweifeln, in welche von diesen beiden Gruppen sie gehören.) Die Notwendigkeiten, die

---

1) Diese Bildungen, z. gr. T. Diminutiva, geben der russischen Volkssprache (vgl. noch солнышко, волюшка) viel von ihrem unmittelbaren, zutraulichen Charakter, wozu sich besonders noch der Gebrauch der 2. P. Sg. des Verbums im Sinne von „man" fügt und vielleicht auch die vielen verblosen Sätze.

2) Im Märchen остались дѣти одни-одинехоньки; also verbunden mit der so überaus häufigen und mannigfach gewendeten Wiederholung.

3) Den deutschen Leser überrascht zweifellos, daß die Phraseologie des Russischen durchaus nicht so originell ist, wie man nach der Größe und Originalität der Prosadichtung erwartet. Zahlreiche Ausdrucksverbindungen stimmen mit den unseren ganz überein, und nicht etwa nur bei Turgenjev. Wir finden im Märchen сказано — сдѣлано 'gesagt — getan', потерялъ терпѣніе 'er verlor die Geduld', bei Puschkin мысли его приняли вскорѣ другое направленіе 'seine Gedanken nahmen schnell eine andere Richtung' мимоходомъ (думалъ) 'vorübergehend (dachte er)', сидѣла какъ на иголкахъ 'sie saß wie auf Nadeln', отчаяніе овладѣло имъ 'Verzweifelung bemächtigte sich seiner', Лиза не вѣрила своимъ ушамъ 'Lisa traute nicht ihren Ohren'. Aber diese Untersuchung reicht so tief in die ganze literarische Stilistik und in die Literaturgeschichte hinein, daß sie hier nicht geliefert werden kann, zumal sie unser Thema — die Form der russischen Sprache — nicht ganz berührt. Doch sei noch aus Puschkin zitiert блѣдное лицо покрылось багровымъ румянцемъ 'das bleiche Gesicht bedeckte sich mit Purpurröte', я могъ бы приписать умѣренность мою одному великодушію 'ich könnte die Mäßigung meiner Großmut allein zuschreiben'. Das klingt nach europäischer Romantik, tangiert aber als modische Entlehnung ebenso wenig den Sprachbau, wie die europäischen Kleider gebildeter Japaner den somatischen Typus dieses Volkes.

das Leben bietet, werden, soweit diese Suffixe nicht reichen[1]), durch Adjektivbildungen gedeckt, die in reichster Fülle vorhanden sind (vgl. z. B. соломенныя крыши ,Strohdächer', верховая лошадь ,Reitpferde', строевой лѣсъ ,Bauholz', сырный духъ ,Käseduft, Geruch des Käse', охотничiя рога „Jagdhorn' (ne. hunting horn), смертный одръ ,Totenbett' und auch in Fällen auftreten, die für uns einigermaßen überraschend sind (abgeleitet von Vornamen: тамъ покоилось тѣло Владимировой матери). Diese Bildungen treten eben oft da auf, wo wir einen Genetiv erwarten, dessen Gebiet also auf diese Weise eingeschränkt ist (s. § 5).

Nur eine Art von Zusammenrückungen[2]) ist beliebt, nämlich die zweier gleichgeordneter Nomina[3]), von denen das eine zum anderen oft in einem attributiven Verhältnisse steht, wodurch also der Gebrauch des attributiven Adjektivums eingeschränkt wird (vgl. француза-учителя ,des französischen Lehrers', старуха-мать, нѣмцами-ремесленниками, сосѣдей-помѣщиковъ, злодѣйка-западня); oft aber in einem für uns gar nicht kurz zu bezeichnenden Identitätsverhältnis (vgl. кресло-качалка, братъ-

1) Auch präpositionale Fügungen geben das, was wir durch Komposita geben: глаза на выкатѣ ,Glotzaugen', объясненіе въ любви ,Liebeserklärung'.

2) Den Charakter des Stammes des russischen Nomens kann man sich vielleicht anschaulich machen, wenn man einerseits die unbegrenzte Kompositionsfähigkeit des Sanskrit, die dann in dem Fehlen eines Nominativzeichens (z. B. im Bengalischen) endet, andererseits die scharfe Scheidung zwischen Stamm und Flexionsform im Altgriechischen, schließlich die bequeme Bindung der Nominalstämme durch das -s im Neuhochdeutschen sich vergegenwärtigt.

3) Diese Fügung, durchaus üblich in der Literatursprache, aber ganz ungeheuer verbreitet in der Volkspoesie und der Märchenprosa, zeigt etwa in dem gewöhnlichen путемъ-дорогою, въ путь-дорогу oder in съ той поры, съ того времени, daß es sich auch oft um eine Art Variation handelt. Es ist ohne weiteres klar, daß der Parallelismus in der Volkspoesie und die Variation des Verbums hierher gehören (vgl. онъ мнѣ надоѣлъ-опротивѣлъ совсѣмъ, стали они думать-горевать, бить-колотить, убрала-нарядила). Daß hier im allgemeinen (man vgl. Zur fi.-ugr. Wort- und Satzverbindung) zwischen den beiden parallelstehenden Worten kein ,und' zu erwarten ist, meine ich. Dennoch darf ein Fall wie не щадилъ пота-крови wohl besonders erwähnt werden.

товарищъ, двѣ внучки-сиротки, лисичка-сестричка, бѣдняка-крестьянина, своихъ товарищей-измѣнниковъ).[1])

§ 3. Die Verbalbildung, ebenso lebhaft als die Nominalbildung, geschieht mehr als durch verschiedenformige Suffixe, durch Variation der Stämme und durch Anwendung von untrennbaren Verbalpräfixen, von denen auch zwei verbunden auftreten. Stammveränderung, Suffixe und Präfixe dienen dazu die Aktionen, Aspekte (oder wie man es sonst nennt), kurz etwa die Art, wie der Vorgang vom Sprecher angeschaut und aufgefaßt wird, auszudrücken, Kategorieen jedenfalls, die mehr anschaulich, stimmungsmäßig als formal, logisch, begriffsmäßig zu fassen sind, und deren Ausdrucksart öfter auch dem individuellen Belieben anheimgegeben ist. Präfixe dienen auch dazu, um den Bedeutungskreis des Stammwortes zu erweitern. Tieferes Eingehen auf die Aktionen muß ich mir versagen, ich glaube, daß das erlösende Wort in dieser Frage noch nicht gesprochen ist, und gestehe, daß ich mir durch die Lektüre für diesen Punkt kein lebendiges Empfinden erworben habe, durch lebendigen Verkehr es zu erwerben aber nicht genug Gelegenheit hatte. Nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die zugrunde liegende Anschauungsart, die betont, ob ein Vorgang dauernd verläuft oder sein Ende erreicht, auch in ganz anderer Weise in die Erscheinung treten kann. Schon Wilhelm Schott, der mancherlei gesehen hat, was andere nicht gesehen haben, und der mit Böhtlingk's heftiger und scharfer, aber nicht in die Tiefe dringender Polemik nicht charakterisiert ist, bemerkte vollkommen richtig, daß der Infinitiv als Dauerkasus im Altaischen „ungefähr dasselbe, was die unvollendeten Verba der Slaven“, leistet (Altaische Studien V S. 8 [1872]). Man vgl. etwa finn. tyttö lakaisi paraillaan *pihaa*

---

1) Diese Bildungen sind fraglos sehr bequem, und würden sie in unseren Sprachbau passen, würden wir sie mit Freuden aufnehmen. Sie sind uns aber äußerst fremd: der ‚Knabe-Lenker‘ des II. Faust ist es ebenso, wie der ‚König-Lebemann‘ der Zeitungen. Es scheint mir bemerkenswert, daß A. Brückner in seiner so hervorragenden russischen Literaturgeschichte grade diese Fügung öfter gebraucht: Mönch-Annalist, des Dichter-Sehers (nicht ‚Dichters-Sehers‘), einer Maitresse-Tänzerin, bei den Gendarmen-Mimosen u. ö.

(Partitiv[1]) oder Infinitiv), kun avaisin veräjän ‚das Mädchen fegte gerade den Hof, als ich öffnete die Tür' und tytöt lakaisivat (ovat, olivat lakaisseet) *pihan* (Akkusativ) ‚die Mädchen fegten (haben, hatten gefegt) den Hof', Setälä, Suomen kielen lauseoppi S. 13, oder rakensi uutta huonettansa (Partitiv) ‚építette az új házát'. ‚er baute sein neues Haus' und rakensi uuden huoneensa (Akkusativ) ‚meg- oder föl-építette az új házát' ‚er erbaute sein neues Haus' Budenz Finn nyelvtan (2) 82. Diese mögliche Übereinstimmung im Wesen, bei ganz verschiedener äußerer Form, halte ich für wichtig in mehrfacher Hinsicht[2]).

§ 4. Zur Flexion im allgemeinen ist zu bemerken, daß die Nominal- und die Verbalform fast alle die Beziehungen umfaßt, die wir aus dem Altgriechischen oder Lateinischen gewohnt sind, d. h. das Nomen die Bezeichnung seiner Kategorien Kasus, Numerus, Genus, das Verbum besonders die des Subjekts (aber nicht des Objekts). Selbst das nomenartige Präteritum entbehrt oft zu unserer Überraschung des Subjektausdruckes. Nur die den Modus bezeichnenden Elemente sind abgelöst vom Verbalstamm (s. § 7). Innerhalb der Gruppen der nominalen Genera herrscht schon starke Uniformierung (s. S. 429 Anm. 1); Variation fast nur nach dem phonetischen Prinzip der alten Stammauslaute[3]). Substantiv, Adjektiv, Pronomina sind in der Flexion geschieden; entsprechend der Häufigkeit des Nominalsatzes (dem Fehlen der Kopula) ist neben der attributiven Flexion des Adjektivums eine eigene prädikative vorhanden. Doch ist die attributive Flexion des Adjektivums nicht ganz streng auf die attributive Funktion beschränkt (vgl. z. B. пряжа выходитъ ровная и тонкая; vgl. Körner 67).

---

1) Heute gebraucht man den Ausdruck: Partitiv lieber als den: Infinitiv. So klar, wie im Finnischen, liegen die Verhältnisse nicht überall. Auf die Verbalpräfixe des Ungarischen ist hier nicht der Ort einzugehen.

2) Der Genitiv des Objektes bei бояться, ужасаться, желать (Berneker 157) erinnert an den Partitiv bei den Verben lieben, hassen, wünschen im Finnischen (s. Budenz a. a. O.).

3) Die Doppelheit der Form im G. Pl. m. ist bemerkenswert: стол*овъ* : цар*ей*, weil nämlich das Ergebnis phonetisch gleich ist der Doppelheit im mordwinischen Illativ: erźa t'-*ej*, mokša ś-*ej* ‚hierhin'; t-*ov* ‚dorthin'.

§ 5. Bei der Flexion des Nomens kreuzt sich mit der alten Gruppierung in drei Klassen eine neue, die in belebte und unbelebte Wesen, die bei der Objektsbezeichnung ihre Rolle spielt, da das maskuline, belebte Objekt die Form des Genetivs erhält (Berneker § 20, 1). Daraus, daß der Genetiv zwar partitiv (много людей, несколько ихъ) funktioniert, nach Negationen und dem Komparativ steht, aber der subjektiv-objektive und der possessive[1]) selten ist und meist durch Adjektivbildungen und präpositionale Fügungen ersetzt wird (единственный сынъ у[2]) матери, Иванъ . . . поцѣловалъ у Натальи . . . руку, лошадиный слѣдъ; doch auch послѣ смерти жены), würde man heute[3]) schon auf den lokalen Ursprung des Genitivs schließen.

Aber nicht nur in dieser, in vergangener Zeit erfolgten Verdrängung eines oder sogar zweier grammatischen Kasus durch einen lokalen[4]), auch in dem heute bestehenden System sieht man ein Übergewicht der Lokale. Lokativ und Instrumental sind vorhanden, ein besonderer Partitiv ist beliebt (Berneker § 22, 1), und das „Subjekt impersoneller Verben“[5]) erscheint im Instrumental (s. Miklosich IV 353, Pedersen a. a. O.), der auch als Essiv[6]) (z. B. я воображалъ себя ея рыцаремъ, память показалась священною для Маши), Comparativ (z. B. глаза . . . сверкали . . . огнемъ), und Translativ (z. B. будь ты моею женою, наряжусь я крестьянкою), kurz gesagt als Modal, gebraucht wird[7]).

---

1) Demgemäß existiert ein dreifacher (adjektivischer) Ausdruck für den Begriff ‚wessen‘?: чей, чья, чьё. Vgl. span. cuyo, cuya.

2) Dieselbe präpositionale Fügung dient zum Ausdruck des Besitzes in verbaler Funktion: у меня много денегъ ‚ich habe . . .‘

3) Methodologisch sehr lehrreich ist es zu sehen, wie Bopp und Schleicher mit der Form des slav. Genitivs fertig wurden.

4) Wir sprechen wohl am besten von lokalen, modalen, grammatischen Kasus.

5) Man verzeihe diesen Ausdruck.

6) Zur Bezeichnung des vorübergehenden Zustandes (Berneker § 83 V 1). Es scheint also auch hier die Kategorie: „vollendet und unvollendet“ eine Rolle zu spielen, wie in § 3 beim Verbum.

7) Vielleicht wäre in diesem Zusammenhang noch zu erwähnen der Gebrauch der Präposition въ mit dem pluralen Akkusativ und Lokativ (vgl. Körner 197, 198). Z. B. Дай Богъ тебѣ въ женихи добраго человѣка; я тебя пожалую и въ фельдмаршалы и въ князья; исправ-

Auch ein sozusagen innerer Instrumental tritt auf (z. B. всю ночь спала сладкимъ сномъ, русскимъ духомъ пахнетъ, бѣгомъ пустилась Василиса).

§ 6. Die attributive Flexion des Adjektivums steht der pronominalen, die selbst wiederum in verschiedene Reihen gegliedert ist, nahe. Die Adjektivbildung spielt naturgemäß eine große Rolle, weil das Adjektiv vielfach den Genitiv und Komposita (s. o. S. 421) ersetzt. Beim Pronomen ist etwa noch hervorzuheben der Gebrauch der Possessivbildung statt des Personalpronomens: по моему ‚nach dem meinigen' d. h. nach meiner Ansicht, больше твоего ‚größer als du' Boehme II 91, 3, я знаю лучше твоего, что нужно для твоего счастія; der Gebrauch von что als allgemeines Relativum: слушай, ты знаешь старый дубъ съ дупломъ, что у бесѣдки? und die bekannte Fügung Жили мы съ старикомъ (vgl. Sittig KZ. 50, 64).

§ 7. Das Formensystem des Verbums ist, abgesehen von den mehr anschauliche Verhältnisse darstellenden Bildungen (s. o. § 3), überaus einfach. Nur Präsens und Präteritum erscheinen, daneben zusammengesetzte Bildungen (z. B. любопытство мое было сильно возбуждено; онъ въ нашемъ полку принятъ былъ), als „Tempora"; als „Modi" nur der Imperativ[1]), dieser auch mit einer 1. Person Pluralis. Alle anderen modalen Bestimmungen werden durch besondere Wörtchen ausgedrückt. Eine sehr einfache Bildung fungiert als Reflexivum-Passivum: da, altes Erbteil, das Reflexivpronomen aller drei Personen nur eines ist, wird an alle drei Personen des Verbums, nur phonetisch variierend, -ся, -сь gefügt, auch an die Partizipia und Gerundia.

Von den modalen Elementen hat да- optativischen Sinn (Ber-

никъ казался въ дуракахъ; поставленнаго . . . въ коменданты; я шелъ въ гусары; живётъ онъ у меня въ работникахъ. Den Gebrauch der Präpositionen möchte ich nicht weiter verfolgen. Vielleicht ergibt sich auf diesem Gebiete noch merkwürdigstes; doch bin ich noch zu keinem Resultate gelangt. Nur einige Beispiele führe ich an, um anzudeuten, in welcher Richtung m. A. n. zu suchen ist: ранить въ ногу (Körner 196), смотрѣть въ окно, вѣрить въ Бога, баба съ тремя ребятишками въ чесоткѣ, сожгло ихъ въ уголь, вся въ покойницу мать. [Vgl. Eliot 149 Kn.]

1) Gibt es eine Sprache, die Formen hat, ohne Imperativform?

NEKER § 91), -бы, -бъ[1]) konditionalen und konjunktivischen (онъ бы упалъ, если бъ сынъ не поддержалъ его; я-бы дорого далъ, чтобы найти . . . хоть одного человѣка, на котораго я могъ-бы положиться; старикъ притворился, будто бы не слыхалъ моего вопроса). Recht ähnlich diesen Gebilden sind aber noch einige andere, zunächst das die Frage bezeichnende ли (узналъ ли ты меня); das schwach inchoative было (собаки было залаяли; я было думалъ, что злодѣи опять тебя подхватили), das iterative бывало; die imperativischen давай, давайте, пусть (давай попробуемъ, давайте же подумаемъ, давай обухомъ гвоздить его въ голову, пусть же узнаетъ). Auffordernd wirkt -ка, nicht nur am Imperativ (засвѣти-ка фонарь, подкрадусь-ка къ этому зайцу, затянемъ-ка . . . мою любимую пѣсеньку, побѣжимъ-ка, ну-ка), schwach anschließend oder deutend -то, -что, же.

Das Element бы, бъ ist, auch modusbildend, wichtig für die Bildung der Periode und tritt an pronominale Elemente: чтобы, чтобъ, дабы. Da sowohl eine finite, als auch eine infinite Verbalform folgen kann, entspricht чтобы nicht ganz einer unserer Konjunktionen, eher wohl griechischen ὡς oder πρίν.

Das Präteritum ist eine durchaus nominale Bildung, so nominal, daß auch die Genusunterscheidung an ihm ausgedrückt wird.

Die Partizipia, für Präsens und Präteritum im Aktivum und Passivum vorhanden, werden wenig gebraucht, und es fehlt eine absolute Partizipialkonstruktion; dagegen sind die Gerundia (Präs. und Prät.) sehr häufig und machen konjunktionale Nebensätze so oft entbehrlich (бабы . . . кричатъ, завидя сѣраго).

§ 8. Daß ein russischer Satz zu stande kommt, dazu ist eine finite Verbalform durchaus nicht nötig[2]). Die Zweiteilung der

1) Dessen Stellung aber nicht ganz fest ist.

2) Die Kopula existiert ja und wird, im allgemeinen mit etwas stärkerer Betonung, angewandt; z. B.: тамъ яма есть глубока, широка; дочь . . . есть героиня нашей повѣсти; еще есть надежда; въ каждомъ домѣ есть дѣти. Dennoch vermeide ich die Ausdrucksweise: „die Kopula fehlt . . .“ noch gerne (vgl. KELETI SZEMLE 17, 215), obwohl der eigenartige Gebrauch von есть sowohl für den Plural als auch für die 2. Pers. (s. KÖRNER 456—57), sie vielleicht gestattet.

Adjektivflexion erleichtert schon sehr die Existenz des Nominalsatzes[1]). Mit Beispielen, wie солдатъ храбръ, ist aber das Gebiet solcher Sätze noch nicht umschrieben (vgl. Misteli Typen 55—56). Einige ganz einfache Beispiele seien angeführt, um zu zeigen, wie mannigfache Satzgestaltungen da möglich sind: вы такъ веселы; это мои братья и сестры; это твоя дочка; тебѣ какое дѣло? я въ дому; стѣны обиты обоями; что съ тобой? правда твоя; экой я дуракъ; а зачѣмъ съ тобою топоръ? зачѣмъ ты здѣсь? кто ты? я пришелъ было провѣдать, всѣ ли дома? далеко Ротшильду до того мужика; ему очень весело; мнѣ жаль воробышокъ; надобно вамъ знать. Dazu kommt die überaus häufige Anwendung des Infinitivs, die mit dem dem Deutschen ganz entsprechenden что дѣлать? nicht erledigt ist. Man vgl. z. B. что мнѣ дѣлать безъ нихъ? а кому же и быть, какъ не ему, у насъ господиномъ? но, право, кромѣ васъ . . . не къ кому обратиться; въ вѣкъ мнѣ не забыть выраженія ея лица.

Bei diesen Sätzen ist noch zu bemerken, daß auch kein Nominativ, kein Subjektskasus und kein Subjekt in ihnen erforderlich ist. So dürfen wir wohl in diesen Zusammenhang bringen die beliebte impersonelle und passive Ausdrucksweise (die sich auch schon in einigen der oben angeführten Beispiele findet): мнѣ пить хочется, ему стало стыдно, жалко ихъ стало Машѣ, (за)хотѣлось, вздумалось, приходилось, снилось мнѣ, (сдѣлалась такая метель . . .) въ одну минуту дорогу занесло.

§ 9. Zu einem Übergewichte der nominalen Formen wirkt die Häufigkeit und Mannigfaltigkeit des Nominalsatzes und der Gerundia, die gleichzeitig den Gebrauch finiter Verbalformen in Nebensätzen einschränken. Selten wird im Russischen ein Nebensatz angewendet, wo wir einen Infinitiv brauchen, wie z. B. hier: объявилъ, что . . . не выпуститъ. Überhaupt sind die Nebensätze, zum mindesten gegenüber dem Nhd., schwach charakterisiert. Die abhängige Frage wird nicht besonders bezeichnet; ent-

1) Mir scheint, daß hierher die Existenz der parallelen Zusammenrückungen und das Fehlen anderer Komposita auch irgendwie zu ziehen, hier anzuknüpfen ist; ich sehe aber diese Verbindungslinien selbst noch nicht in voller, ausdrückbarer Klarheit.

sprechend fehlt ein besonderer Ausdruck der indirekten Rede. Einfache Parataxe zur Bezeichnung eines konditionalen Satzes ist beliebt: пріѣдутъ гости, сейчасъ бьютъ барана или двухъ; прочтёте-очумѣете Boehme I 7, 12. Es sind zwar subordinierende Konjunktionen verhanden; aber чтобы entspricht sowohl deutschem ‚damit' als auch ‚um-zu'. Ebenso folgt auf будто der Infinitiv: господа . . . останавливались, будто бы пообѣдать und auch das Gerundium: . . . проговорилъ Иванъ . . . какъ будто засыпая. Schließlich scheinen die nebensatzeinleitenden Konjunktionen vielfach noch leicht analysierbare, junge Bildungen: если (Berneker Et. Wb. 265), хотя : хоть (ebd. 398), будто < будь + то, чтобы < что + бы[1]).

§ 10. Die Wortstellung ist überaus frei und bietet, abgesehen davon, daß sie nicht zur Scheidung der Haupt- und Nebensätze verwendet wird, für den Deutschen wenig Fremdartiges (s. Berneker's Buch). Nur einige, wie es scheint, beliebte Regelungen müssen erwähnt werden.

1. Enklitika werden oft zwischen zwei, sachlich zusammengehörige Worte geschoben. Марья-то Ивановна; на семъ-то странномъ военномъ совѣтѣ; близъ деревянной же церкви; какимъ же обравамъ. So auch andere schwachbetonte Worte: одинъ только человѣкъ; человѣкъ былъ хорошій; легко ли дѣло? странное готовилось ему пробужденіе.

2. Das Possessivpronomen tritt gern hinter das vor dem Nomen stehende Adjektiv: незнакомой своей покровительницѣ; честное ваше слово; всю его семью; по всѣмъ ея строгимъ чертамъ; настоящее ея имя[2]). Doch kommen auch andere

1) Auch Adverbia neuer Bildung fallen auf: почти, почитай Berneker 174, чуть ebd. 162, чай ebd. 133. Daß auch diese häufig wie Imperative aussehen, möchte man auf die Beliebtheit der 2. Ps. Sing. als Ausdruck des Begriffes „man" beziehen. Sinnreich ist или aus и „und" und der Fragepartikel zusammengesetzt, eine nahezu „phänomenologische" Analyse des Begriffes „oder".

2) Ähnlich weicht von unserer Ausdrucksart ab: всѣ мы были увѣрены. Die gewöhnliche Stellung des Attributs vor dem Nomen weicht in Erregung der entgegengesetzten: другъ мой, братецъ ты мой, мысль эта ужаснула Лизу. Vgl. schwed. *Mamma lilla* in der Anrede.

Stellungen vor: мое доброе согласіе; о странномъ знакомствѣ моемъ съ Пугачевымъ.

3. Zwei zusammengehörige Worte werden durch eine zu dem zweiten gehörige nähere Bestimmung getrennt: по полученіи отъ меня письма; безъ всякаго на то права; съ надвинутой на лобъ шляпой; свои поднесенныя къ губамъ руки. Vgl. noch я-было замучилъ его; какимъ же это образомъ.

4. Der Genetiv des Relativums steht nicht an der Spitze des Relativsatzes: цыганку, пѣніе и чтеніе, и самая наружность которой ему не нравились; и свѣтъ, часть котораго онъ улицезрѣлъ у нея въ домѣ, отталкивалъ его больше чѣмъ когда-либо; и теперь, съ заговѣнъ, во время которыхъ онъ пропилъ съ себя поддевку и кожанные сапоги, онъ зарекся пить.

Ich möchte glauben, daß alle vier Erscheinungen auf eine Tendenz zurückzuführen sind; was vielleicht negativ am leichtesten auszudrücken ist: gegen das scheinbar logisch naheliegende. Dieselbe Tendenz — um durch eine Vergleichung die Sache deutlicher zu machen —, die im Altnordischen sagen läßt: gott verk ok ástsamt, Haralds saga hins hárfagra (Rask, Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog [1811] 192)[1]).

II.

Erwägen wir das hier in großen Zügen entworfene Bild der russischen Sprache, so erblicken wir zunächst die Fülle der Züge, die wir als altindogermanisches Erbteil betrachten müssen, weil sie für den dieser ganzen Sprachgruppe aufgeprägten Typus der „wortflektierenden“ und „formvariierenden“[2]) Sprachform wesent-

1) Die Beobachtungen Rask's an dieser Stelle gelten heute noch, die Erklärung (Grunden hertil er visten Velklang . . .) ist heute noch (oder wieder?) unrichtig.

2) Dieser Terminus ist wohl zu erläutern. Eine grammatische Beziehung wird in allen Fällen, wo sie auftreten kann, durch ein Zeichen ausgedrückt; z. B. der Dativ im Tscheremissischen durch *-lan*. Eine phonetische Variation liegt im Finnischen vor, wo das Suffix des Inessivs *-ssa* oder *-ssä* lautet. Hier dürfen wir, mit der gegebenen Einschränkung, von „Uniformierung“ sprechen. Wenn die 1. Pers. Sing. durch *-o*, *-m*, *-i* (*amo*, *amabam*, *amavi*) bezeichnet wird, so darf man von „Formvariierung“ sprechen. Keine Sprache, selbstverständlich ist

lich sind. Das zu belegen ist wohl kaum nötig; welche Fülle des altertümlichsten hier bewahrt ist, tritt immer mehr hervor. Dennoch ist es bei immer erneuter Betrachtung unmöglich zu verkennen, daß einige Reihen von Zügen vom altindogermanischen abweichen. Zunächst sehen wir die Zweiheit der Lautform bei gleichem Bedeutungsgehalt, nach phonetischen Prinzipien geregelt (§§ 1, 4). Weiter scheint der großen Bedeutungsfülle der wortbildenden Suffixe (§ 2) eine verhältnismäßig große Selbständigkeit auch mancher Flexionselemente zu entsprechen, die sich in ihrer Ablösbarkeit und Häufung äußert: пойдёмте, умрёмте, поѣдемте (bem. auch ѣшьте); вытить < выйти + ть Berneker, Slav. Chr. 98; dial. *pogl'ad'ikate* < поглядите-ка. Drittens tritt die Tendenz, die lokalen Verhältnisse zu betonen, in der nominalen Flexion in verschiedener Richtung hervor (§ 5), wobei auch die Fülle der abgeleiteten Adjektiva (§§ 4, 6) und der parallelen Zusammenrückungen (§ 2) den Genetiv einschränkt; in der verbalen, neben der großen Einfachheit in temporaler und modaler Hinsicht (§ 7), die große Lebhaftigkeit der Stammbildung (§ 3) und die Betonung der Vollendetheit oder Unvollendetheit der Handlung oder des Vorgangs (§ 3). Viertens tritt im ganzen Satzbau durch das ganz nominal geformte Präteritum, durch den Mangel einer absoluten Partizipialkonstruktion, durch die Anwendung von Gerundien (d. h. auf einen bestimmten Ausgangspunkt nicht bezogener verbaler Bildungen) (§ 7), durch den Mangel der Kopula und durch den weiten Gebrauch des Infinitivs (§ 8) die Tendenz zutage, den Satzvorgang in nominaler Form auszudrücken. Schließlich und fünftens reiht sich, bei der Verknüpfung von Vorgängen, an den Gebrauch der Gerundia die Neuheit oder das Fehlen der Konjunktionen (§ 9), die sich vielleicht auch berührt mit der Eigenart des Modus- und Tempusausdrucks.

Daß die hier noch einmal zusammengestellten und in Gruppen verknüpften Züge nicht altindogermanisches Erbteil sind, dem mit

---

konsequent „uniformierend“, keine konsequent „formvariierend“ gebaut. Wenn „wo?“ finn. *missä* heißt, d. h. an den Interrogativstamm das Inessivsuffix antritt, so ist das gewiß noch uniformer zu nennen, als das russische гдѣ. Dies weiterzuspinnen ist unnötig.

großer Wahrscheinlichkeit rekonstruierten Urindogermanischen nicht angehören, ist wohl sicher; wenn auch für einzelnes im Urindogermanischen Ansätze aufzuweisen sind, wie für den Mangel der Kopula, die Aktionen und die reichen Lokale, die wir wohl als Erbteil der *satem*-Gruppe zu betrachten haben (s. Jacobsohn, Festschrift für Wackernagel S. 209), als Erbteil freilich, das eben so wie der Mangel der Kopula und die Aktionen weiter entwickelt und gepflegt ist auf günstigem Boden. Und zwar in einer ganz bestimmten Richtung. Die eben in fünf Gruppen aufgeführten nichtindogermanischen Eigentümlichkeiten des Russischen bilden die Charakteristik auch einer bestimmten Sprachform, und zwar die der finnisch-ugrischen, fast bis in die Einzelheiten. Wir besitzen zwar leider ebensowenig wie für das Indogermanische eine durchgeführte und allseitige Charakteristik dieser Sprachform und aller ihrer Ausbildungen und können im einzelnen die fi.-ugr. Ursprache noch nicht so gut rekonstruieren wie die idg.; aber, weil sich die heutigen fi.-ugr. Sprachen im Typus näher stehen als die idg., und vielleicht, weil allgemein sprachwissenschaftlich geschulte Forscher wie Misteli und besonders Winkler dies Gebiet bearbeitet haben, sehen wir hier manches klarer als auf idg. Die phonetische Doppelgestalt in bezug auf Stamm und Endungen tritt vielleicht am schönsten im Finnischen zutage, wo wir neben der Vokalharmonie den Stufenwechsel in reicher Entwickelung haben. Daß dieser, geregelt durch Silbenbildung und -betonung, urfi.-ugr. ist, ist überaus wahrscheinlich; daß auch die Vokalharmonie alt ist, zu dieser Erkenntnis ist man nun nach mancher Skepsis auch gelangt (s. Kannisto, FUF. 14, 81). Im Wesen, vielleicht dürfte man auch sagen in der inneren Form, haben wir hier ganz dasselbe wie im Russischen — bei ganz verschiedener Ausprägung, „äußerer Form“.

Die Selbständigkeit der Endungen im Fi.-ugr., die sich äußert in der einmaligen Setzung bei parallel stehenden Nomina, aber auch sonst (s. Zur fi.-ugr. Wort- u. Satzverbindung 22), wird wohl heute kaum noch als eine allgemein und urfi.-ugr. Eigentümlichkeit bezweifelt (vgl. Trócsányi in Magyar Nyelv 7, 424; Beke, Cseremisz nyelvtan 227—28).

Die überaus reiche Entwickelung der Lokalkasus und das

Zurücktreten der grammatischen gehört, ebenso wie die reiche Entwickelung der abgeleiteten Verba, zu den Eigenheiten des fi.-ugr. Sprachtypus, die allbekannt sind, und über die man sich aus jeder fi.-ugr. Grammatik die Belege holen kann (vgl. immerhin Keleti Szemle 17, 212, 215). Auch die Einfachheit im Tempussystem ist auf den beiden hier verglichenen Sprachgebieten gleich, nicht aber der Aufbau des Modussystems. Auf die Identität der inneren, bei völliger Verschiedenheit der äußeren Form bei der Bezeichnung der unvollendeten Handlung ist oben (§ 3) hingewiesen. Bei völlig verschiedenem Sprachbau kann dieselbe Tendenz nicht gleiche äußere Gestalt gewinnen.

Wenn auch das alte Erbteil des idg. Typus, das subjektive Verbum, im Präsens im Russischen nicht zerstört ist, zeigt sich in ihm der nominal gerichtete Satzbau des Finnisch-Ugrischen doch ausgeprägt. Im Finnisch-Ugrischen tritt diese Tendenz im ganzen Verbalsystem zutage, insofern als alle oder nahezu alle Formen nominale, teilweise auch partizipiale Bildungen sind, die mit pronominalen, meist possessiven Suffixen versehen sind (hierüber gibt, besonders nach Setälä's bekannter Arbeit, schon ein Handbuch wie Szinnyei's Fi.-Ugr. Sprachwissenschaft[1] 148,[2] 128 Auskunft). Nur die 3. Pers. Sg. ist vielfach, entsprechend dem „Nom. Sing.", ohne Zeichen geblieben. Absolute Partizipialkonstruktionen sind im Finnisch-Ugrischen ganz undenkbar; um so häufiger sind die, sehr oft noch mit possessiven Suffixen, meist mit lokalen Suffixen versehenen infinitivischen, gerundialen Konstruktionen, die ausführlich von H. Winkler behandelt worden sind (s. z. B. sein „Der altaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische"). Ich führe ein paar finnische Beispiele an: tila astui . . ., yöllä valvo-e-ssa-ni, silmäin eteen „die Lage trat, bei-Nacht aufwach-en-in-meinem, Augen vor", d. h. als ich nachts aufwachte, trat die Lage mir vor Augen; kuulin minä heidän keskusteleva-n keskenänsä „hörte ich ihr (Gen. Plur.) verhandelnd (+ Suffix des Akk. Sing.) unter-sich"; olin aamusta iltaan katse-ma-ssa „ich-war vom-Morgen bis-zum-Abend prüf-en-in". Aus allen fi.-ugr. Sprachen, mit Ausnahme wohl des Ungarischen, wo diese Fügungen seltener werden, lassen sich derartige Beispiele in, ich möchte sagen, beliebiger Anzahl aufführen. Die

Kopula fehlt in allen fi.-ugr. Sprachen, außer dem Finnischen[1]); aber auch befördert vielfach das Verbum *olla* den nominalen Charakter des Satzes (vgl. z. B. ruis on lao-ssa „der-Roggen ist im-Niedergeschlagensein" [lako-]). Die Fülle der substantivischen Bildungen des Verbums ist so groß, daß z. B. in der finnischen Grammatik heutzutage vier Infinitive aufgeführt werden. Einen Satz nur mit dem Infinitiv bilden, wie im Russischen, ist aber, meines Wissens, ungewohnt, jene Fügung des Russischen ja auch nicht selbständig, sondern nur in der ganzen Tendenz zu verstehen.

Daß bei der Fülle der Verbalnomina für subordinierende Konjunktionen gar kein, bei der Beliebtheit asyndetischer Parallelstellung der Sätze und Satzteile für koordinierende kaum ein Platz im fi.-ugr. Sprachbau ist, ist wohl evident, und auch schon oft bemerkt worden.

Es scheint mir nach dem bis jetzt ausgeführten nicht möglich, die Identität einer Anzahl charakteristischer Züge des Russischen mit Zügen des Finnisch-Ugrischen zu bestreiten. Es handelt sich m. A. nach nur darum, diese Übereinstimmungen zu „erklären". Daß es sich hier nicht um „Berührungen" der beiden Sprachen handeln kann, ist klar; solche Berührungen schaffen nicht solche Anähnlichung der Typen. Es kann sich hier nur um eine ganz intensive Mischung — der Sprachen, sagen wir nur gleichnishaft, wir meinen — der Völker handeln; in diesem Falle also um die Ausbreitung der Russen über ein von Finno-Ugriern besetztes Gebiet. Die Sprachmischung, um die es sich hier handelt, ist die, die Humboldt theoretisch vollkommen richtig bereits 1820 in seiner Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium § 14 als ein wichtigstes Mittel der Sprachentwickelung erkannt hat: „Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüte der Rede und des Gesanges in lange darauffolgenden Jahrhunder-

---

1) Das Finnische hat den urfinnisch-ugrischen Sprachbau in wunderbarer Weise bewahrt oder ausgeprägt. Nur in zwei Punkten hat es sich westlichem Vorbild genähert: in der Flexion des attributiven Adjektivums und im Gebrauch der Kopula — nach den Grammatiken zu urteilen. Die Sprache selbst wirkt auch in diesen beiden Punkten bei weitem nicht so gewohnt für uns, als man vorher denken sollte.

ten vor", und die in neuester Zeit 1913 ich, 1917 Brøndal stark betont haben, ich besonders von dem Gesichtspunkt aus, daß die Eigenheiten der einen Sprache erst in späteren Epochen der anderen hervortreten können. Daß es sich bei dem ganzen Vorgang um das Durchdringen zweier geistiger Systeme mit einander handelt, um den Ersatz eines Systems durch ein anderes, hoffe ich dem, der diesen oft vielleicht etwas schwierigen Auseinandersetzungen zu folgen willig und freundlich war, einigermaßen anschaulich gemacht zu haben.

Dennoch sind noch eine Anzahl Einwände zu bezeichnen.

Wir sind über die Verbreitung der Finno-Ugrier in alten Zeiten, soviel ich weiß, nicht so gut unterrichtet, daß wir mit voller Sicherheit angeben könnten, wie weit nach Süden und Westen sie gereicht haben. Ebenso sind die Forschungen über die Heimat der Slaven und der Russen wohl noch nicht abgeschlossen, wenn auch stark im Fortschreiten begriffen. Ich kann also die historischen Hintergründe meiner Aufstellungen nicht genug erhellen. Die Vergleichung des Russischen mit den anderen slavischen Sprachen kann ich auch nicht leisten, es ist bemerkenswert, daß die Ellipse des Verbums gerade am häufigsten im Russischen zu beobachten ist (Berneker AfslavPhil. 26, 482), und daß das Asyndeton nach Keller ebenfalls am häufigsten im Russischen ist. Das würde ja gut stimmen, zu dem, was ich erwarte; doch bleibt hier anderen genug zu tun, wenn vielleicht auch die Grundzüge der Erkenntnis gezogen sind. Ich halte es, um das nicht zu verhehlen, für durchaus möglich, daß Finno-Ugrier bis nach Oberschlesien gewohnt haben, aus anthropologischen Gründen, halte also finno-ugrisches im gemeinslavischen für denkbar. Ich glaube aber nicht, daß nun alles und jedes aus dem Finno-Ugrischen herzuleiten ist; ausdrücklich hervorheben möchte ich, daß ich den Instrumental als Subjektskasus im speziellen die Teilung der Nomina in belebte und unbelebte, und die Ablösung der modalen Elemente nicht mit irgendwelchen fi.-ugr. Sprachzügen verknüpfen kann[1]. Mit der finno-ugrischen und den

---

1) Was aber auch in eine bestimmte Richtung zu weisen scheint. Am meisten tappen wir noch im dunkeln in betreff der Phonetik der

slavischen Volksteilen ist aber sicher nicht alles Volksmäßige zwischen Karpaten und Ural bezeichnet!

Aber auch eine auf den ersten Blick so nahe liegende Kombination, wie die des russischen und des finnischen Passivums halte ich für verfrüht und durchaus ungewiß; und zwar, weil dieselbe Bildung im Nordgermanischen und im Baltischen auftritt, und sie in den anderen fi.-ugr. Sprachen keine sichere Entsprechung findet. Es liegt hier eine eigenartige Bildung auf einem zusammenhängenden geographischen Gebiete vor, deren Ausgangspunkt oder systemmäßige Zugehörigkeit ich noch keineswegs bestimmen kann.

Darauf haben wir wahrscheinlich, sollte die hier geübte Methode zukunftsreich sein, am meisten zu achten, daß wir die Beziehungen der einzelnen Züge der Sprachen zu einander erfassen lernen. Dann wird auch die Sicherheit, mit der wir einen Zug einer bestimmten Sprache oder Sprachgruppe zuweisen können, sehr wachsen und die fraglos zunächst überraschend wirkende Anschauung, daß formal durchaus einander fernstehende Züge zweier Sprachen doch innerlich und wesentlich identisch sein können, ihr fremdartiges verlieren und als notwendig erscheinen.

Dann auch wird erst klar werden, wie man die Ausprägung eines Sprachzuges in einem fremden Typus zu erwarten hat. Wer etwa die reichhaltige Arbeit von Beke, „Übereinstimmende Zusammensetzungen in den fi.-ugr. Sprachen“ (Keleti Szemle 13, 99—128; vgl. Nyelvtudományi Közlemények 42, 345—426) gelesen hat, den wird es wundern — zunächst —, daß in dem angeblich so finnougrisierten Russischen Zusammensetzungen so spärlich existieren, wenn ihn auch sofort nachdenklich stimmen dürfte das Vorhandensein von zahlreichen Parallelkomposita (Beke ebd. 100—102). Wir können aber fi.-ugr. und idg. Komposita gar nicht ohne weiteres vergleichen; wir müssen erst ins Auge fassen, was denn eigentlich in den beiden Sprachgruppen komponiert wird. Da ergibt sich, daß im Finnisch-Ugrischen die

---

einzelnen Sprachgruppen. Ich verzichte darauf, einige sehr nahe liegende Vergleichungen auszusprechen, da ich sofort auf für mich noch nicht lösbare Schwierigkeiten stoße.

einzelnen Glieder des Kompositums keinerlei formales Zeichen an sich tragen, während das alt-idg. Verfahren durch einen besonderen Kompositionsstamm gekennzeichnet ist. Im Finnisch-Ugrischen tritt der in der Komposition auftretende Stamm auch als Nominativ und auch sonst auf, im Indogermanischen nur im allgemeinen im Kompositum. Es sind also im Finnisch-Ugrischen die Komposita fast immer etwas formal ganz anderes, als die im Indogermanischen. Wir dürfen also, wenn wir uns vorstellen, wie etwa in fi.-ugr. Sprachgeist (der Einfachheit halber benutze ich hier diesen gewiß nicht einwandfreien Terminus) Komposita mit idg. Sprachmaterial aussehen würden, kaum etwas anderes erwarten, als daß es keine Komposita gibt; nur jene zahlreichen parallelgestellten Nomina des Russischen, die ja keine Komposita im altidg. Sinne sind, wären vielleicht zu erwarten. Die gewöhnlichen sonstigen Komposita aber können nicht gebildet werden, und so werden entsprechend der Richtung auf Kongruenz in den idg. Sprachen, adjektivische Bildungen geschaffen. Es wird aber noch dauern, ehe wir wissen, was bei solchen Sprachmischungen bleibt, was verdrängt wird.

Ebenso müßte man sich vorstellen, wie etwa eine Sprache mit Vokalharmonie idg. Sprachmaterial umgestalten würde. Doch will ich diese Fragestellung nicht zu beantworten versuchen, da nach dem bisher gesagten das, was ich meine, sich jeder selbst sagen kann, und eine größere Sicherheit ich noch nicht schaffen kann.

Zum Schlusse will ich noch mit einigen Worten auf eine Anschauung eingehen, die heute wohl niemand mehr vertreten wird, die aber vor einigen Jahren ein allerdings unterdessen verstorbener bekannter Forscher in einem ähnlichen Falle mir gegenüber mündlich vertreten hat. Nämlich die Anschauung, daß das Russische die gebende Sprache wäre und sie es wäre, die alle fi.-ugr. Sprachen beeinflußt und nach ihrem Bilde gemodelt hat. M. A. nach ist aber eine so tiefgehende Einwirkung einer Sprache auf eine andere Sprache etwas unerhörtes[1]), und dann teilt das

---

1) Eine Beeinflussung einer Sprache durch eine andere in formaler Hinsicht, die sozusagen als Paradebeispiel galt, hat E. Öhmann mit Glück beseitigt in seiner Arbeit über den „*s*-Plural im Deutschen" (Helsingfors 1924).

Finnisch-Ugrische seine Eigentümlichkeiten mit mehreren anderen Sprachstämmen, am meisten mit dem Samojedischen, auf dem eine solche Einwirkung des Russischen sozusagen ausgeschlossen ist. Daß die besondere Gestalt des Russischen im idg. Typus so auch unerklärt bliebe, brauche ich kaum hinzuzufügen. Denn — allerdings — durch die Gegenüberstellung der Sprache eines Volkes und seiner Kultur ist es m. A. nach unmöglich, das Formale einer Sprache zu erklären; das stammt aus Quellen, aus Wurzeln, die wohl noch tiefer liegen als alle Kultur und aller Kulturwandel.

Wechterswinkel (Unterfranken) — Berlin Ernst Lewy

Untersuchung des gemeinrussischen Versrhythmus mit Hilfe des Rosapelly'schen Lippenapparates

Sowohl die Dichtung wie auch die Kunstprosa weisen ein inneres, künstlerisch-gedankliches Element auf und ein äußeres, artikulatorisches. Das innere Element ist in jenen beiden Dichtungsarten im allgemeinen gleichartig, während das äußere, in der gebundenen Dichtung als Rhythmus zum Teil auch als Reim auftretend eine angeborene Fähigkeit für sprachlichen Rhythmus verlangt. Gleichzeitig setzt es ein Vertrautsein voraus mit den in der gegebenen Sprache bestehenden Versmaßen, die sich nach dem Gedanken-Gehalt der Dichtungsart differenzieren. Ferner erfordert das äußere Element die besondere sprachliche Geschmeidigkeit ohne Änderung des Sinnes, ein und denselben Gedanken verschieden auszudrücken mit Rücksicht auf die Anforderungen von Rhythmus und Reim. Das innere Element habe ich behandelt in meinem Aufsatz Психология поэтического творчества (Уч. Зап. Казан. Унив. 1900 = Очерки по языковедению и русскому языку 2. und 3. Aufl. = Статьи по первоначальному преподаванию русской грамматики и изучению художественно-литературных произведений. Kazan' 1919). An dieser Stelle will ich das äußere Element behandeln und zwar nicht als nacktes Schema der Versmaße, sondern vom Standpunkte der Artikulation, die eine experimentelle Untersuchung in verschiedenen Beziehungen zuläßt. So wurde im Institut für experimentelle Phonetik an

der Universität Kazan' nicht nur die Aussprache im allgemeinen untersucht, sondern auch der Rhythmus. Unter anderem stellte im Februar 1919 die nunmehr verstorbene Assistentin M. Berg sowie K. Čirkova-Andreeva Versuche mit dem Lippenapparat Rosapelly[1]) an. Bei langsamer Zylinderrotation wurde die wiederholt artikulierte Lautverbindung *pa* aufgenommen, die in der Weise vorgesprochen wurde, daß betonte und unbetonte Wortsilben nach bestimmten Versmaßen untereinander abwechselten. Ausgewählt wurde hierzu ein Daktylus vom Typus „Вы́рыта за́ступом я́ма глубо́кая" (Nikitin) und ein Amphibrachys wie „По си́ним волна́м океа́на" (Lermontov). Durch die Bedeutungslosigkeit der sich rhythmisch wiederholenden gleichen, offenen Silbe, wurde eine Beeinflussung des Rhythmus durch den gedanklichen Faktor und die qualitative Verschiedenheit der Vokale ausgeschaltet. An der so entstandenen Zeichnung maß Frau Berg mit einem Millimetermaß die Höhe der Ausbuchtungen beim Vokal *a*, die der Stärke der artikulierten Silben entsprachen und errechnete dann den Durchschnitt für eine jede Silbe eines jeden Versfußes. M. E. lassen sich aus diesen Resultaten einige allgemeine Schlüsse ziehen, wie aus der weiteren Darlegung hervorgehen soll.

a) Daktylus.

Die nachstehende Tabelle enthält die betreffenden Zahlengrößen (trägt man sie in ein Koordinatensystem ein, so werden die daraus möglichen Schlüsse ganz offensichtlich).

1. Versfuß			2. Versfuß			3. Versfuß			4. Versfuß			
–	⌣	⌣	–	⌣	⌣	·	⌣	⌣	–	⌣	⌣	
12½	6	7	10	5¼	6¼	9	5½	6	10	5	10	1. Zeile
13	4	7	11	5	8	10	6	6½	11	—	—	2. Zeile
12½	5	8	10½	4¼	6¼	8¼	2	5½	9½	5	9½	3. Zeile
11	4	5½	9½	2	5¼	8	3½	5¾	7	—	—	4. Zeile

1) Vgl. die Beschreibung dieses Apparates in den Darstellungen von Rousselot, Scripture und Poirot; desgl. Verf. Курс экспериментальной фонетики Lief. I Kazan' 1917 S. 67—70, Lief. II Kazan 1922 S. 45—48.

Aus der Tabelle geht hervor, daß sich außer der nicht zu vermeidenden stärksten Vorstülpung am Anfang eines jeden Versfußes, die der betonten Silbe entspricht, noch folgende für den betr. Rhythmus charakteristische Merkmale ergeben.

Die Ausbuchtung (Öffnung der Lippen und des Mundes) bei der ersten nachtonigen Silbe im Versfuß ist immer geringer als diejenige bei der zweiten des gleichen Versfußes. Daher hat man die Gipfelrichtung der Ausbuchtungen eines jeden Versfußes für fallend-steigend (◦⟍◦⟋◦) zu halten. Außerdem ist die letzte Ausbuchtung gewöhnlich niedriger als diejenige der betonten Silbe, nur beim letzten Versfuß der ersten und dritten Zeile sind die Gipfel der Ausbuchtungen der ersten betonten und letzten unbetonten Silbe gleich hoch (◦⟍◦⟋◦). Die zweite und vierte Zeile hatte ein abgehacktes Ende, d. h. ihr letzter Versfuß enthielt nur eine betonte Silbe. Als einmal jedoch der letzte Versfuß versehentlich ganz ausgesprochen wurde, veränderten sich dadurch die Höhen der Ausbuchtungen. Nach der stärksten Ausbuchtung beim betonten *a* folgt eine etwas niedrigere beim ersten unbetonten *a* und darauf die niedrigste des Versfußes beim zweiten unbetonten *a*, so daß hier die Gipfelrichtung eine einfach fallende ist (◦⟍◦⟍◦).

Vergleicht man nur die Ausbuchtungshöhen der betonten Silben, so bemerkt man eine gewisse Konsequenz. Die Ausbuchtung der ersten betonten Silbe in der Zeile ist stets die höchste und zwar übersteigt ihre Höhe wesentlich diejenige der anderen betonten Silben; die zweite betonte ist niedriger, die dritte wiederum niedriger. Bei der vierten betonten Silbe der Zeile tritt in den ersten drei Teilen eine Vergrößerung der Ausbuchtung ein und nur in der letzten (abschließenden) Zeile ist die Ausbuchtungshöhe am niedrigsten: *1.* $12^1/_2$, 10, 9, 10; *2.* 13, 11, 10, 11; *3.* $12^1/_2$, $10^1/_2$, $8^1/_4$, $9^1/_2$; *4.* 11, $9^1/_2$, 8, 7.

Die der Lippenöffnung bei den unbetonten Silben einer jeden Zeile entsprechenden Ausbuchtungen bilden scheinbar keine sich regelmäßig wiederholenden Größen, wenigstens scheint es so nach den verhältnismäßig wenigen Versuchen, die bisher gemacht wurden. Übrigens ist der dritte Versfuß einer jeden Zeile wohl der niedrigste hinsichtlich der Lippenöffnung.

b) Amphibrachys.

Für den Amphibrachys ist, wie es aus der Tabelle hervorgeht, charakteristisch, daß die erste unbetonte vortonige Silbe

1. Versfuß			2. Versfuß			3. Versfuß			
unbetont	betont	unbetont	unbetont	betont	unbetont	unbetont	betont	unbetont	
9	$10\frac{1}{2}$	$7\frac{1}{4}$	7	$9\frac{1}{4}$	$5\frac{1}{2}$	8	$10\frac{1}{2}$	7	1. Zeile
9	10	$5\frac{1}{4}$	$6\frac{3}{4}$	$9\frac{3}{4}$	$6\frac{1}{4}$	7	8	—	2. Zeile
$8\frac{1}{4}$	10	7	6	7	$5\frac{1}{2}$	$6\frac{3}{4}$	8	$6\frac{3}{4}$	3. Zeile
6	9	$5\frac{1}{2}$	5	10	3	8	8	—	4. Zeile

eines jeden Versfußes eine stärkere Lippenöffnung verlangt, als die unbetonte nachtonige, so daß die Richtung der Ausbuchtungshöhen eines jeden Versfußes steigend-fallend ist (◦⁄°⁀◦). Dabei zeichnet sich die dritte Silbe des Versfußes, der fallende Teil, durch bedeutend geringere Lippenöffnung aus (besonders in den Anfangsversfüßen) im Verhältnis zur ersten Silbe des gleichen Versfußes (die Ausbuchtungshöhen der beiden unbetonten Silben im dritten Versfuß der dritten Zeile erwiesen sich übrigens als gleich stark). Die letzten Versfüße der zweiten und vierten Zeile waren abgehackt; bei ihnen waren die Ausbuchtungshöhen der betonten und unbetonten Silben entweder gleich (in der vierten Zeile) oder der Unterschied zwischen ihnen war nur gering (in der zweiten Zeile). Bei einem Vergleich der betonten oder der unbetonten Silben untereinander läßt sich keine Gesetzmäßigkeit für die Höhen der Ausbuchtungen feststellen.

Am bezeichnendsten für die behandelten Versmaße ist die eigenartige Verteilung der Lippenöffnungen und folglich auch der Artikulationsstärke bei den Silben der entsprechenden Versfüße: im Daktylus ist sie fallend-steigend mit einer mäßigen Verstärkung des steigenden Teiles; im Amphibrachys dagegen steigend-fallend mit einer bedeutenden Schwächung des fallenden Teiles. Diese Verschiedenheit in der Verteilung der Lippenöffnung und zugleich der Artikulationsstärke bei den genannten Versmaßen nach den Silben der Versfüße hängt mit der anthropophonischen Wortgestalt in der gemeinrussischen Aussprache

zusammen: in dreisilbigen anfangsbetonten Wörtern wird im Russischen die letzte Silbe überhaupt schwach gesprochen; in gebundener Rede gehört sie aber in silbischer Hinsicht zum folgenden Wort, wenn dieses anfangsbetont ist — und bekommt somit eine vortonige und verhältnismäßig starke Stellung; bei der Daktyluskurve finden wir daher eine verstärkte Lippenausbuchtung für die zweite unbetonte Silbe. Statt dessen trifft im Amphibrachys die nachtonige Silbe auf eine unbetonte Anfangssilbe des folgenden Versfußes und gelangt dadurch in die schwächste Stellung, was auch aus den Zahlenresultaten für die Lippenöffnungen hervorgeht. Wir ersehen somit den Zusammenhang von Rhythmus in der lebenden Aussprache und anthropophonischem System der Sprache, nämlich der Verteilung der Artikulationsstärke der unbetonten Vokale nach der verschiedenen Stellung im Worte. Da diese Verteilung in den einzelnen Sprachen eine verschiedene ist, muß der gleiche Rhythmus in der lebenden Aussprache der verschiedenen Sprachen variieren in Abhängigkeit von den Eigenarten des betreffenden anthropophonischen Systems (vgl.: die unmittelbar vortonige Silbe wird im Russischen verhältnismäßig stark, im Deutschen dagegen schwach gesprochen; offensichtlich muß hierdurch auch die Sprechweise bei Versfüßen beeinflußt werden). Außerdem, glaube ich, muß die verschiedene Betonungsweise (freier oder gebundener Akzent) der einzelnen Sprachen eine Bevorzugung des einen oder anderen Versmaßes für diese Sprache hervorrufen (diese Frage wird noch dadurch erschwert, daß in einer jeden Sprache die Möglichkeit besteht, Wörter von einer, zwei oder mehr Silben verschiedenartig zu verbinden); so ist z. B. das Französische mit seiner Endbetonung besonders für den Jambus und Anapäst geeignet, das Lettische mit typischer Anfangsbetonung für den Choreus, Spondeus und Daktylus, wie auch teilweise das Deutsche; dagegen eignet sich das Russische dank seiner freien Akzentstelle für eine größere Anzahl von Versmaßen; andererseits findet sich darin nicht der Unterschied zwischen unabhängig langen und kurzen Vokalen, wie auch derjenige verschiedener selbständiger Intonationen. Diese Eigentümlichkeiten bieten in anderen Sprachen wiederum neue Möglichkeiten in der lebenden Aussprache für rhythmische

Verschiedenheiten. Es bleibt noch hinzuzufügen, daß eine Bearbeitung von Fragen der Versrhythmik vom Standpunkt der zeitlichen Dauer der Versfüße und der Tonbewegung in Zukunft geplant wird.

Kazan′ V. Bogorodickij

Johann Lasitius

Ein Beitrag zur Kirchen- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts

Teil II.[1])

Auch England sollte sein Schüler kennen lernen. Gleich nach der Hochzeit des Hugenottenhauptes Heinrich von Navarra mit Margarete von Valois am 18. August wollte er nach dem Inselreiche aufbrechen. Da seine Abreise um einige Tage sich verzögerte, wurde er Augenzeuge des Furchtbaren, das die Bartholomäusnacht über die Evangelischen Frankreichs brachte. Von seinen Bekannten fiel Ramus ihr zum Opfer, Wechel, durch Languet gerettet, entging der Mörderhand. Wie entrann Lasitius? Schützte ihn seine polnische Nationalität? Die Reise nach England gab er jedenfalls auf und flüchtete mit den Tausenden, die in der Schweiz Rettung suchten. Von hier ging er über Mailand nach Padua Am 21. Oktober traf er hier ein, wo kurz zuvor drei Evangelische ihren Glauben mit dem Tode besiegelt hatten. Zur polnischen Königswahl, die anfänglich im Februar, dann im April (1573) erfolgen sollte, wollte er mit dem jungen Krotowski daheim sein. Sein Zögling sollte auf dem Reichstage die führenden Männer persönlich kennen lernen, auch wollte er vor ihnen von seinem Pariser Erlebnisse sprechen, um die bereits geplante Wahl Heinrichs von Valois zu vereiteln. Er kürzte deshalb seinen Aufenthalt in Padua ab, eilte zum Wahlreichstage nach Warschau und erlebte hier den Schmerz, daß am 12. Mai 1573 die meisten Stimmen auf Heinrich sich vereinigten. Nach Schluß des Reichtages ging er nach Bartschin, dem Sitze der Krotowski. Dorthin sandte ihm Thretius die Briefe, die für ihn von Simler in Krakau eintrafen.

---

1) Vgl. Zeitschr. II S. 77 ff.

Im folgenden Jahre (1574) sehen wir unseren Lasitius schon wieder in Heidelberg. Mit Thretius reiste er nach Zürich, dann mit ihm zur Neckarstadt, wo Beza zu ihnen stieß. Am 29. August gab ihnen die Universität ein Abendessen. Zwei Tage später ließ sich Lasitius mit Martin Tarnowski von neuem in die Studentenliste eintragen. In erster Linie verfolgte seine Reise diesmal einen politischen Zweck. Sie galt einem Zusammenschluß der französischen und polnischen Protestanten und des Kurfürsten von der Pfalz. Mit Thretius bestimmte er Zanchi, am 1. September an Dudith[1]) einen Mahnbrief zu richten, während Erast seine Bitte ablehnte[2]). Verschiedene Schüler zog er nach sich zur Ruperta, im Mai 1575 Johannes Myszkowski[3]), im folgenden September Johann Ephorin, einen Sohn des schon verstorbenen Arztes Anselm Ephorin, des Erasmusverehrers, -freundes und -hausgenossen[4]), der gelegentlich auch mit Melanchthon korrespondiert hat, und im Oktober Johann und Sigismund Myszkowski mit ihrem Präzeptor Joh. Bargelius, dazu den Bürgersohn Paul Pernus, dessen Vater der evangelischen Gemeinde als Ältester diente, schließlich noch Paul Gieraltowski[5]), den Sohn des Erbherrn

1) Dieser hatte im November 1573 seine Gattin durch den Tod verloren und schien jetzt sich der Kirchenlehre wieder zu nähern.

2) Ende 1571 hatte Erast auf Empfehlung des Thretius und Lasitius Andreas Zebrzydowski, den Sohn des Brester Wojewoden Balthasar Zebrzydowski, mit seinen vier Begleitern etliche Wochen, denn die jungen Polen zogen bald nach Basel weiter, in sein Haus aufgenommen.

3) Aus der Familie des evangelischen Krakauer Wojewoden Stanislaus Myszkowski († 1570), der mit Bullinger, Wolph, Simler, Beza in Briefwechsel stand.

4) Vgl. Miaskowski Die Korrespondenz des Erasmus mit Polen S. 16 ff. Verschiedene Briefe Ephorin's an Bonifaz Amerbach bietet Miaskowski Listy polaków do Bonifacego Amerbacha. Posen 1917. Als Joh. Ephorin nach Basel ging, empfahl ihn Thretius unter dem 21. Oktober 1580 dem Arzte Theodor Zwinger. Vgl. des Basilius Amerbach Notiz: „Anno 1581 24. Januarii Joanni Ephorino, Anselmi Ephorini amici olim Erasmi filio, studiorum causa huc venienti et ob morbum diuturnum viatico fere omni exhausto mutuo dedi thaleros philippicos quattuor." Miaskowski S. 9. Wintersemester 1591 ließ sich Anselm in Wittenberg inskribieren.

5) Ein Stanislaus Gieraltowski am 14. Mai 1551 in Wittenberg inskribiert.

auf Głębowice. Die Krakauer Achatius[1]), Georg und Lukas Guttheter[2]) gingen mit Friedrich Schilling dagegen in derselben Zeit auffälliger Weise nach Tübingen. Erst Januar 1578 kam Schilling zur Neckarstadt. Andreas Firlej[3]), der Sohn des trefflichen Krakauer Wojewoden, des Thretiusgönners, den am 27. Aug. 1574 ein früher Tod seinen Glaubensgenossen genommen hatte, war mit seinem Vetter Felix im Herbst 1571 nach Wittenberg gezogen, hier aber erst eingetroffen, als Lasitius schon auf der Reise nach Paris war. Jetzt (1575) zog er wohl auf dessen Empfehlung nach Basel[4]). Wie Lasitius schätzte der spätere Radomer Kastellan die böhmischen Brüder. Eine Tochter der Unität Marianne von Lissa, des trefflichen Raphael treffliche Tochter, wurde seine Gattin.

Ende 1575 mag Lasitius mit Simlers Polemik wider den Unitarier Budny, die der Züricher Theologe unter dem 31. Juli 1575 dem Minsker Kastellan Johann Chlebowicz, dem Schwiegersohne des eben verstorbenen Krotowski gewidmet hatte, nach Polen zurückgekehrt sein. Hier stand nach der Flucht König Heinrichs die Wahl eines neuen Herrschers bevor[5]). Die kaiserliche Partei

---

1) Am 9. Juli 1577 in Tübingen, am folgenden 26. September in Ingolstadt.

2) Über die Guttheter vgl. Wotschke Thretius S. 89.

3) Seine Mutter Sophie († 11. Juni 1565) war eine Tochter des oben S. 81 erwähnten Severin Boner, des großen Humanistenfreundes. Vgl. das Epicedium, das ihr der Renaissancedichter Trzecieski gewidmet hat. Tricesii epigrammatum liber I S. 5. Da Johann Boner († 1561), auch seine Brüder Stanislaus und Severin († 1593) kinderlos waren, fielen die Boner'schen Güter meist an die Söhne ihrer Schwester Sophie, die Firlej, welche nach ihrem Übergang zum Katholizismus die Gotteshäuser auf denselben, auch die schöne Begräbniskirche der Boner in Kromołów, etliche Meilen nördlich von Krakau, dem Meßgottesdienst öffneten.

4) Seine Brüder Johannes und Petrus seit dem 2. Juli 1577 in Altdorf mit ihrem Vetter Andreas Boner, mit diesem auch 1579 in Leipzig. In Rom, wohin Johann und Petrus Firlej ihre Schritte weiterhin lenkten, schworen sie das evangelische Bekenntnis ab. Andreas Boner, Sohn des Franz Boner, war ein Neffe des Erasmusschülers Johann Boner. Von seinen Brüdern sehen wir Adam seit dem 13. Okt. 1589 in Heidelberg, Severin 1608 in Danzig unter Keckermann, seit dem 21. Mai 1611 an der Ruperta.

5) Anfänglich hoffte man in Polen noch auf eine Rückkehr des Königs. Verschiedene Gesandtschaften gingen an ihn. Leipzig, den

entschied sich am 12. Dez. 1575 für Maximilian II., die Gegenpartei vereinigte ihre Stimmen auf dem Siebenbürger Stephan Bathori, den am 1. Mai 1576 auch der Leslauer Bischof Karnkowski krönte. Sollte es zum Kriege zwischen dem Kaiser und Bathori kommen? Um ihn zu verhindern, dem Kaiser die Unterstützung der Fürsten zu nehmen, schickten die Magnaten und ihr König verschiedene Gesandte nach Deutschland. Einer von diesen war Lasitius, der als Verehrer Sturms, als Freund des Thretius nicht ohne politischen Ehrgeiz war. Vom 21. Mai 1576 ist sein Beglaubigungsschreiben an den Kurfürsten Johann Georg von dem Krakauer Wojewoden Peter Zborowski datiert. Anfang Juni erhob er hiernach in Berlin Vorstellungen, dann an anderen Höfen. Im Juli sehen wir ihn in Heidelberg, wo er Friedrich III. für eine polenfreundliche Politik gewann.

Das mächtige Danzig versagte Bathory die Anerkennung, Anfang 1577 zog dieser darum mit Heeresmacht wider die Seestadt. Johann Zborowski, 1559 des Lasitius Gefährte in Frankreich, befehligte die Truppen. Unser Pole eilte zu ihm und beschrieb den Feldzug in einer Schrift, die er Bartschin, den 20. Mai 1578 Zborowski widmete. Sie erschien in demselben Jahre in Posen bei Melchior Nehring und in Frankfurt a. M. bei Wechel, dem einstigen Pariser Freunde unseres Lasitius, 1578 auch schon in Königsberg in einer deutschen Übersetzung: „Dem weitberümbten Herrn Leonhardt Thurneisser zum Thurn, churf. brandenburgischen bestalten Leibsmedico zu Ehren vnd gantzer teutscher Nation zum Wohlgefallen treulich verdeutscht". Der Übersetzer ist in dem Büchlein nicht genannt, doch kennen wir ihn. Es ist Johann Theobaldus Blasius[1]) aus Straßburg im Elsaß, der in Heidelberg, seit Wintersemester 1569 in Leipzig studiert, dann bis Herbst 1577, wo er nach Krakau ging, die Schule in Lissa

19. Februar 1575 berichtet Simon Simonius dem Kurfürsten August: „Gestern ist hier durchzogen einer vom Adel des Grafen von Gurka mit Briefen an den König von Frankreich abgefertigt. Derselbe sagt von einer herrlichen Legation von dem Moskowitter an die Polacken abgefertigt".

1) Nähere Nachrichten über diesen bisher unbekannten Lissaer Rektor werde ich demnächst geben.

geleitet hat[1]). In einer zweiten kleinen geschichtlichen Schrift des Jahres 1577 führt Lasitius nach der Südostgrenze Polens. Da schildert er den Einbruch des polnischen Heeres unter Mielecki in die Walachei und die Einsetzung des Bogdan zum Hospodar. Oktober 1577 hat er sie dem polnischen Heerführer Nikolaus Mielecki, dem damals noch evangelischen Wojewoden von Podolien († 1585), gewidmet und dem Hauptmann von Stryje Nikolaus Sieniawski, dem Schutzherrn der Gemeinden in Lemberg und Brzeżany an der Złota Lipa. Auch dieses Buch ist in Posen und in Frankfurt bei Wechel 1578 erschienen, eine deutsche Übersetzung in demselben Jahre auch in Basel. Gleichzeitig pflückten des Lasitius Freunde Franz Gosław[2]), Bernhard Górecki und

---

1) Krakau, den 22. Jan. 1578 schreibt Theobald Blasius an Thurneisser nach Berlin: „Die historie betreffend des preußischen kriegs habe ich zwar schon vorlengst dieselbige biß auff die große schlacht aus dem latein vertirt gehabt. Thu sie hier Eurer Achtbarkeit übersenden. Aber ohne vorred, denn es mir widerraten worden, dieselbige vnder meinem namen trucken zu lassen. Weil es auch nur eine version, acht mans für vnnötig, eines anderen namen außerhalb des, der sie im latein beschrieben, zu vermelden. Möchte derhalben nur also schlecht für sich inn truck geben werden, biß, wills gott, die ganze historie, die schon in der feder, auß königlichem befehl herfürkompt. Alsdann will ich daran sein, das ich der erste sei, der sie bald vertire vnd E. A. zusende sampt einer füglichen präfation.“ Am folgenden 27. Febr. schreibt Theobald an Thurneisser; „Die historie vom bello Gedanensi ist noch nit herfür kommen. Ich laborire aber vnderdessen ettwas anders dem herrn zugefallen, nemlich ich vertire die historie von des Bogdans abzug auß der Walachei vnd des Juons einzug, welche historie füglich wirdt mögen neben der vorigen getruckten historie vom Juon gesetzt werden“ und am 22. April: „Die historie von dem Danziger tumult, dann also laut der tittel, ist ausgangen, aber weil der frid beschlossen worden, vnvollkommen verblieben, sondern nur bis auf die zeit, da der Rosenberger vnd Ferber verstrickt, contexirt. Was hernach geschehen, ist alles nit vorhanden anderst, als wie es E. A. schon vorhin haben von mir mehrmals aus Krackaw empfangen. Wie wol ich nit gedenke, das E. A. das letzte werden lassen trucken, hab ich es doch angefangen zu vertiren. Wo E. A. es also gefällig, will ichs absoluieren vnd vbersenden: Die andere historie vom Bogdan hab ich auch fertig, aber nit außgeschrieben.“

2) Gosław ließ 1574 bei Nehring in Posen erscheinen „De iudiciis et moribus corrigendis“ sowie „De bello adversus Moschos oratio.“

Daniel Prinz[1]) literarische Lorbeeren. In Verbindung mit dem „bellum Ivoniae" Góreckis[2]) erschien des Lasitius „ingressus Polonorum".

Hat Lasitius die Drucklegung seiner Bücher in Frankfurt selbst überwacht? Jedenfalls zog er 1578 mit dem zweiten Sohne des Wojewoden von Hohensalza Andreas, dem späteren Kastellan von Kalisch († 1621), wieder nach Süddeutschland. In Heidelberg regierte seit 1576 der Kurfürst Ludwig. Der Ruperta hatte er den reformierten Charakter genommen, die Professoren Ursin Zanchi, Tremellius ihrer Ämter enthoben. Zur geliebten Neckarstadt mochte Lasitius deshalb nicht ziehen[3]). Er wandte sich nach Altdorf[4]), wohin in den nächsten 40 Jahren viele Polen ihre Schritte lenkten. Am 22. Juni wurde sein Zögling an der Paläocome eingeschrieben, aber schon nach einigen Monaten ging er mit ihm nach Straßburg. Im Hause des Professors der Rechte Lorenz Tuppius, der einst Melanchthons Schüler und Hausgenosse gewesen, nahm er Wohnung. Eng schloß er sich an den längst verehrten Rektor Sturm an, dessen Schrift über den Rhetor Hermogenes sein Freund Thretius 1575, dessen Rhetorik ebenderselbe 1576 herausgegeben hatte. Auf seiner Seite stand er selbstverständlich im Kampfe wider den Lutheraner Pappus. Gegen die Gnesiolutheraner, die seine Schweizer Freunde bekämpften, seinen böhmischen Brüdern die Bruderhand verweigerten,

---

1) Seine Schrift „De Moscoviae ortu et progressu" erschien 1579.

2) Górecki hat sein Buch aus Soniki den 15. Okt. 1577 datiert und dem Meseritzer Kastellan gewidmet. Der Posener Arzt Kaspar Lindner, der mit Paul Eber in Wittenberg im Briefwechsel stand, hat ihm etliche Verse beigegeben. Vgl. Wotschke Der Posener Arzt Kaspar Lindner. Posener Monatsblätter 1912 S. 183.

3) Oder hatte er vielleicht doch eine kirchenpolitische Mission für Heidelberg, sollte er dort für eine Union werben, wie sie in Polen seit 1570 bestand? Von der Warschauer Generalsynode Februar 1578 hatten die evangelischen Herren und Geistlichen auch an den Kurfürsten Ludwig geschrieben. Der Brief bei Poreus, Irenicum S. 137.

4) Der Sohn des Krakauer Unterhauptmanns Sigismund Palzewski, Przeslaus ging 1579 nach Zürich, August 1580 nach Basel. Ein Darlehn, das Grynäus ihm gewährt hatte, gab noch 1586 zu Verhandlungen Anlaß. Vgl. Wotschke, Erasmus Glitzner. Aus Posens kirchl. Vergangenheit 1918 S. 60f.

hatte er eine tiefe Abneigung. Brenz Ubiquitätslehre schien ihm ganz absurd. Als Pappus einige ihn befremdende Ansichten äußerte, meldete er sie am 3. Mai 1580 dem Baseler Theologen Joh. Jak. Grynäus, den er einst im Hause des Erast kennen gelernt hatte und zu dem jetzt sein junger Landsmann Goraiski ging. Neun Tage später (12. Mai) da er ihm seinen jüngeren Freund und Schüler Stephan Aichler[1]) empfahl, der ihn von Basel aus bald wieder besuchte, sandte er ihm verschiedene paradoxe Aussprüche dieses leidenschaftlichen Gegners seines verehrten Lehrers, um ihn wider Pappus auf den Plan zu rufen. Einen Straßburger Gegner des Pappus, der diesem in einer Disputation über die Ubiquität leidenschaftlich entgegen getreten war, Joh. Knoll aus der Wetterau, empfahl er am 16. Okt. 1580 an Erast. Mit seinen Landsleuten, die Sturms Name, die sein Werben nach Straßburg gelockt hatte, stand er in engster Verbindung. Ich nenne die

1) Aus Krakau schrieb für Aichler Johann Bonifazius, der flüchtige Italiener, der schließlich in Danzig seine letzte Ruhestätte gefunden hat. an Amerbach. Natürlich nahm sich dieser um der Freundschaft der Väter willen des Studenten an. Sein Neffe Ludwig Iselin wurde diesem ein lieber Freund. Vgl. Aichlers Brief vom 27. Dez. 1580. Wotschke Briefwechsel S. 414. Am 1. Febr. 1581 schreibt Aichler ihm: „Salvum te venisse Genevam gaudeo, pro libro psalmorum tuae matri reddidi sex pationes . . . De compactura libri eiusdem, quem bis habeo, sed tertio adhuc habere cupio, quaero te, ut meis verbis ex hac epistola recitatis d. Joannem Heidenstein Borussum, amicum meum singularem, roges, ut hac pecunia, quam in hac epistola inclusam tibi mitto. emat mihi tertium exemplar et suo sumptu, qui tamen non excedat 3 pationes, mihi compactum more gallico cum delineatis (?) foliis mittat . . . 28. Martii circiter hinc discedam in Bohemiam.“ Am folgenden 10. März sendet er ihm einen Dankbrief. „Officium valde mihi gratum perfecisti, quod paginas, quae desiderabantur in libro psalmorum abs te misso, una cum altero exemplari pulchre compacto praeter opinionem tempestive receperim, dum nondum Basilea discessi . . . De altero exemplari d. Heidensteinio ipse gratias agam per alias literas. Proficiscitur istuc nobilis et eruditissimus iuvenis d. Jacobus Reichel ex praeclara familia Reichelorum in Silesia, cuius patruus fuit praefectus, pater autem nunc est senator amplissimus inclytae rei publicae Vratislaviensis, qui meum fratrem, tuum cognominem Ludovicum, educavit et optime de multis agnatis meis est meritus.“ Johann Heidenstein, später Kastellan von Danzig, war ein Sohn des großen Historikers Reinhold Heidenstein, der zweifellos auch zu den Bekannten unseres Lasitius gehörte.

Grätzer Grafen Johann und Nikolaus Ostrorog[1]) mit ihrem Lehrer Johann Jonas[2]) und ihrem Famulus Christoph Lubieniecki[3]), die Litauer Paul Naruszewicz und Adam Talwosz[4]),

1) Es waren die Vettern jener Ostrorog, mit denen Lasitius 1563 in Heidelberg gelebt hatte. Vgl. über sie WOTSCHKE Stanislaus Ostrorog S. 47.

2) Sturms Zeugnis für Ionas bei WOTSCHKE Die religiöse Stellung der Grafen Latalski. Aus Posens kirchl. Vergangenheit 191 S. 50.

3) Seit dem 27. Mai 1578 mit den Ostrorogen schon in Altdorf, 1581 in Genf, seit dem 24. Sept. 1582 wieder in Altdorf, Vater des bekannten Kirchenhistorikers.

4) A. Kalagius aus Breslau, seit August 1568 in Wittenberg, 1574 bis 1576 Lehrer in Wieruszów bei Kempen, dann in Fraustadt, schließlich in Breslau, widmete ihnen eine kleine Dichtung: „Generosis ac magnificis d. d. Paulc Naruszovitio, capitaneo Marcoviensi, et dn. Adamo Talwois, castellanidae Samogitiae, Vratislavia in Germaniam ulteriorem se conferentibus. 1579. 2. Octobris". Adam Talwosz, Sohn des Kastellans von Samogitien Nikolaus Talwosz, studierte mit den Söhnen des litauischen Schatzmeisters Nikolaus Naruszewicz, Johann und Christoph, seit dem 21. Juni 1577 schon in Königsberg. Samuel und Albert Naruszewicz 1592 in Heidelberg, 1596 in Basel, dort 1597 auch Andreas Naruszewicz aus Kupiski; 1610 in Altdorf die Söhne des Oberjägermeisters Johann Naruszewicz, die 1602 in Königsberg, 1608 in Heidelberg und Marburg sich einschreiben ließen. Dem Andreas Naruszewicz aus Kupiski widmete Amandus Polan sein 1600 erschienenes Buch „de aeterna dei praedestinatione." „Impulit me," schreibt Polan unter dem 3. Febr. 1598 „eximium et singulare erga religionem studium inclytae tuae familiae, in qua frater tuus d. Nicolaus Narussevicius, Samogitiae castellanus, Uzpolensis capitaneus tanquam sidus quoddam emicat. Impulit me tuum in cognoscendis theologicis controversiis desiderium. Impulit me amabilis ille amor vestrae familiae in nostram academiam, nam in ea versantur tecum patrueles tui Samuel et Albertus. Impulit hortamentum frequens M. Salomonis Neugebaueri." Von Neugebauer, der uns noch weiter unten begegnen wird, findet sich am Schluß des Buches ein lateinisches Gedicht auf Polans Ausführungen. Daniel Naborowski, der am 15. Jan. 1590 die Leucorea bezogen hatte, 1592 nach Basel gegangen war, widmete den drei in Basel studierenden Naruszewicz eine Disputation. Vgl. „De venenis theoremata haec *ἰατροφιλοσοφικά* in inclyta Rauracorum academia publice disputanda proposuit Daniel Naborovius ad diem 16. Septembris Basileae 1594". Als Andreas Naruszewicz sich 1605 in Wilna mit Katharina Franczkiewicz von Radzimin verheiratete, erschienen in Liegnitz bei Nikolaus Sartorius Hochzeitsgedichte von Severin Konrad Martens, dem Breslauer Arzte Karl Greuser und dem Litauer Reinhold Eggerd. Letzterer hat 1608 Alex-

den Labischiner Grafensohn Latalski mit seinem Lehrer Adam Thobolski[1]).

Während sein Schüler Andreas Krotowski noch in Straßburg blieb, dann 1582 mit Jakob Broniewski nach Basel, 1584 nach Genf ging, kehrte Lasitius in die Heimat zurück. Anfang des Jahres 1581 sehen wir ihn in Prag, wohin ihm der geliebte Aichler aus Basel im März folgte[2]). Ein Gespräch mit dem ge-

ander und Georg Naruszewicz nach Heidelberg und Marburg geleitet. Dieser Alexander N. veröffentlichte: „Oratio de munitionibus publice habita in academia Marpurgensi a. 1609. Marpurgi Hessorum." Vgl. schließlich noch das Epigramm „Alexandro et Georgio Narussovitiis Vratislaviam venientibus anno 1604". Kalagius, Centuriae continuatio. Olsnae 1605 S. 30.

1) Vgl. seinen Brief vom 18. März 1581 an Reineccius aus Prag. In Wittenberg hatte Aichler mit Friedrich Holstein, einem vertrauten Freunde des Reineccius, zusammengelebt und auf dessen Veranlassung diesen in Leipzig aufgesucht und begrüßt, von ihm sein Werk „de historia Mysnica et nobilitate" geschenkt erhalten. Von anderen näheren Bekannten unseres Lasitius stand auch Daniel Prinz mit Reineccius in Briefwechsel.

2) Thobolski war ähnlich wie Lasitius der Präzeptor und Begleiter junger polnischer Edelleute auf ihren Auslandsreisen. Im Jahrbuche „Aus Posens kirchlicher Vergangenheit" 1916 S. 36 ff. habe ich nähere Nachrichten über ihn gegeben. Zur Ergänzung des dort Mitgeteilten bemerke ich, daß Thobolski aus Ratibor stammte und am 16. Juni 1571 die Leukorea bezogen hat. Mit Nikolaus und Stanislaus Latalski, Abraham Zbański, Christoph Drohojowski und Christoph Męciński, dem Sohne des Wieluner Kastellans, kam er Sept. 1589 nach Straßburg. Anläßlich des Todes des Rektors Sturm schrieb er ein Trauergedicht wie sein Landsmann Johann Turnowski, der spätere Senior der böhmischen Brüder und Andreas Voidowski, der spätere Lehrer am Gymnasium zu Lewartowa und unitarische Wanderapostel. Als Christoph Męciński am 4. Aug. 1590 gestorben war, erschien die Schrift: „Epitaphia Christophori Meczinii a Kurozweki, haeredis in Klunow partim a quibusdam clarissimis viris partim ab aliis eius amicis scripta cum praefatione Adami Thobolii ad d. Andream Meczinium a Kurozweki, castellanum Velunensem. Argentorati. Excudebat Antonius Bertramus 1590. Später war Thobolski Lehrer am Gymnasium zu Thorn. Hier erschien: „Cicero. Trium de officiis librorum trilinguis eaque brevis epitome ... studio Adami Thobolii Thorunii ex typographia Augustini Ferberi a. 1611" mit Widmung an Stanislaus und Johann Zbański, den Söhnen des Abraham Zbański.

lehrten Buchdrucker Thomas Mitis aus Naumburg, der in Prag tätig war, über Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung gab ihm Veranlassung, am 23. Jan. (1581) bei dem Historiker Reiner Reineccius anzufragen, ob die Slavenchronik Helmolds, die er bearbeitet habe und die demnächst in Frankfurt bei Wechel erscheinen werden, identisch sei mit der 1556 ebendort von Brubach gedruckten. Er hätte sich hierüber auch bei seinem Freunde Wechel erkundigen können, aber er meinte, daß Reineccius demnächst noch weiteres veröffentlichen werde, und wollte ihm empfehlen, dem Fürsten zu Sluzk Alexander eine Schrift zuzueignen. Auf seiner Rundreise an den Universitäten Deutschlands oder vielmehr Europas war dieser zur Zeit in Ingolstadt studierende Fürst Lasitius begegnet, und sein Hofmeister Johann Dzerziek[1]) hatte ihn aufgefordert, seinem Herrn ein Buch zu widmen oder andere dazu zu veranlassen, wie denn Sturm dem Fürsten von Sluzk unter dem 27. Mai (1581) sein Buch über Prinzenerziehung zugeeignet hat[2]). Die polnischen Edelsöhne wollten gern als Mäzene gelten, gern an dem Anfang guter Bücher ihren Namen sehen. Bitter klagt der Lehrer am Casimirianum zu Neustadt a. H. Johann Jungnitz am 1. Sept. 1584 vor dem Breslauer Crato über die Aufdringlichkeit des Polen Thobolski, der Ursins nachgelassene Schriften seinem Zögling Latalski gewidmet wissen wolle.

Der Mahnung, selbst dem Sluzker Fürsten ein Buch zuzuschreiben, hatte Lasitius anfänglich nicht entsprechen wollen. „Ego mea premo. Satis est dedisse me hominibus cladem Gedanensem et Valachica“. Aber dann griff er doch zur Feder und schrieb zwei kleine Abhandlungen, für den Fürsten Alexander, „de diis Samogitarum ceterorumque Sarmatarum et falsorum christianorum item de religione Armeniorum“ und mit Zueignung

1) Seit dem 22. Mai 1577 in Altdorf, seit dem 28. Mai 1580 in Ingolstadt.

2) Vgl. auch die kleine lateinische Dichtung: Illustrissimo principi ac domino d. Georgio, dei gratia duci Slucensi et Copulenci, Andreas Calagius Vratislaviensis. Vratislaviae excudebat Johannes Scharffenberg 1580 die 10. Maii. Am 26. Juni 1591 starb Fürst Alexander in Krakau. Vgl. auch WOTSCHKE Erasmus Glitzner S. 3.

an den Posener Vizehauptmann Gajewski[1]) „de initio regiminis Stephani Batorii". Zur Drucklegung sandte er sie nach Basel an den ihm seit vielen Jahren wohlbekannten Typographen Peter Perna. Aber ihre Veröffentlichung unterblieb, wir wissen nicht aus welchen Gründen. Nach mehr denn drei Jahrzehnten fand die Handschrift der Baseler Professor Jakob Grasser[2]) und veröffentlichte sie zusammen mit des Litauers Michal „de moribus Tartarorum, Lituanorum et Moschorum fragmenta X" unter Zueignung an den Fürsten Alexander Prońskі[3]), den Sohn des 1596 verstorbenen Kastellans von Troki, der zusammen mit seinem Bruder Julius 1609 die Baseler Hochschule besucht hatte[4]).

1) Grasser druckt „ad. d. Johannem Gaieroski, surrogatum et vicecapitaneum Posnaniensem." Natürlich ist Gajewski gemeint, ein bekannter Gönner der Brüder. Ostern 1580 übernahm Gajewski die Vormundschaft über den einst namhaften, jetzt altersschwachen Arzt Stanislaus Niger. Vgl. Wotschke in den Posener Monatsblättern 1912 S. 184. Ein Erasmus Gajewski hat am 16. Juli 1569 die Leukorea, ein Albert Gajewski 1592 die Baseler Hochschule bezogen, ein Samuel Gajowski ließ sich 1613 in Wittenberg, am 13. März 1614 in Altdorf, 1615/16 in Herborn einschreiben. Der Disputation seines Altdorfer und Herborner Studienfreundes Andreas Gołuchowski und des Johann Domaradzki, des Schwestersohnes des Sanoker Kämmerers Peter Bal von Hoczew, der Febr. 1584 die Paläocome bezogen hat, hat er lateinische Verse beigegeben.

2) Grasser schreibt unter dem 1. Okt. 1614: „prior libellus (Michalonis) anno 1550 in gratiam Sigismundi Augusti, Poloniae regnum suscipientis, alter (Lasitii) vero anno 1580 Alexandri duci Slucensis conscriptus fuit. Deprehendi utrumque manuscriptum apud amicum quendam inter chartas celeberrimi quondam nostri typographi Petri Pernae, cui, ut ederetur, ex Polonia missus fuit.

3) Ihm hat auch Samuel Makowski aus Lobsens, der Lubliner Arzt und Konfessor, der jüngste Bruder des bekannten Franeker Theologen Johann Makowski, seine Doktordisputation gewidmet: „Disputatio medica de ephïalte . . . pro summis honoribus doctoralibus consequendis. Basileae 1618." Wie sein Bruder Julius hat er 1610 anläßlich des Heimganges des Baseler Professors Polanus ein Epicedion verfaßt. Vgl. „Lachrumae piis manibus Amandi Polani a Polansdorf . . . dicatae".

4) Ephorus der jungen Fürsten war Christoph Heinicke. Vgl. Wotschke Das Lissaer Gymnasium S. 17. Der Vater der Fürsten hat eine Zeitlang am Hofe Karls IX. von Frankreich gelebt und mit seinem Schwager Johann Zborowski 1573 zu der Gesandtschaft gehört, die Heinrich von Valois die polnische Krone anbot. Zur Thorner General-

Seine Reise durch Böhmen und Mähren benutzte Lasitius, um sich über die Vergangenheit der Brüder näher zu unterrichten, Nachrichten zu sammeln, seine Unitätsgeschichte zu vervollständigen. Sein Studienaufenthalt in Jung-Bunzlau ist uns bezeugt. Auch nach Leipnik mag er geeilt sein und dort den fast achtzigjährigen Georg Israel aufgesucht haben, den ersten Senior der Brüder, der Ende 1579 aus Großpolen nach Mähren zurückgekehrt war, den Apostel Großpolens, der auch ein Freund der Geschichte war, über die Anfänge und die Entwicklung der Unität in Polen, also über sein eigenes Lebenswerk, Aufzeichnungen hinterlassen hat.

1582 sehen wir Lasitius bei seinem Freunde Thretius in Krakau. Mit tiefem Schmerze hörte er, daß König Stephan seit dem 12. März in Riga, dort die Auslieferung der Kirchen St. Jakob und Maria Magdalena an die Katholiken unter Drohungen verlangt habe. Den frommen Hauptmann von Ojców Stanislaus Plaza[1]), den Schutzherrn der Gemeinde in Mstyczów, der den Krakauer Glaubensgenossen so manchen Beweis seines guten Herzens gegeben hatte, bestimmte er seinen Sohn Stanislaus[2]) auf

---

synode sandte er, schon krank, das Jahr darauf starb er, in Christoph Krainski, dem Lubliner Pfarrer und Postillenschreiber einen Gesandten. Sein Vater Friedrich war Wojewode von Kijew und hatte eine Tochter des litauischen Schatzmeisters Bogus Bohowitius zur Frau, dessen andere Tochter in erster Ehe mit dem Krakauer Wojewoden Tenczyński, in zweiter Ehe mit dem Wilnaer Wojewoden Radziwill verbunden war. Vgl. Wotschke Aus dem Posener Lande 1914 S. 40.

1) Neben Rej und Kochanowski wurde er von der evangelischen Adelsversammlung zu Chmielnik am 25. Juli 1591 zum Könige geschickt, um über die Zerstörung des Krakauer Gotteshauses Beschwerde zu führen.

2) Mit Petrus Philippowski aus Bobrowniki und Joh. Lukowski ließ er sich am 28. Juli 1582 in Altdorf inskribieren. 1584 sehen wir ihn mit Andreas Krotowski, Petrus Gołuchowski, Petrus Grabski, dazu mit Johann Wunsam, einem Krakauer Patriziersohn, in Genf. Der Vater dieses Wunsam, der mit Herzog Albrecht von Preußen in Verbindung stand, ihm z. B. am 12. Dez. 1547 meldete, daß er die beiden für Stanislaus Bojanowski bestimmten Schreiben diesem nach Posen nachgesandt habe, unter dem 19. Mai 1550 berichtete, daß Stanislaus Cikowski, der spätere Unitarier, dem Herzog seine Schuld von 1000 Gulden zurückzahlen wolle, hat im Auftrage des Herzogs Juni

die Universitäten des Westens zu senden. Er selbst schrieb eine Schrift über die Religion der Russen, Moskowiter und Tataren[1]) und widmete sie Februar dieses Jahres dem Minsker Kastellan Johann Chlebowicz, der eine Schwester seiner beiden letzten Zöglinge Krotowski, Katharina, zur Frau hatte. Die Gesandtschaftsreise seines 1575 verstorbenen Herrn Krotowski mit dem Grafen Raphael von Lissa 1570 nach Moskau, das religiöse Gespräch des Brüderpredigers Johann Rokita bei dieser Gelegenheit mit Iwan dem Schrecklichen gab ihm Anlaß zu dieser Schrift. An erster Stelle bietet er deshalb auch Rokitas Bericht über seine Unterredung mit dem Zaren, ihm schließt er aus eigener Feder eine Verteidigung der wahren evangelischen Religion und Widerlegung der falschen griechischen an und bringt dann eine Zusammenstellung von sieben verschiedenen Nachrichten über die russische Kirche, doch auch über die Religion der alten Preußen, über den russisch-polnischen Frieden vom 15. Jan. d. J., schließlich Christoph Warszewickis[2]) Beglückwünschungsrede an den König Stephan über diesen Frieden. Die Narratio de Russorum et Tartarorum religione, die er S. 235 in Gestalt eines unter dem

---

1550 für den Transport der Bücher des Stancaro von Pinczów nach Königsberg gesorgt. Krakau, den 17. Febr. 1551 schreibt er dem Herzog: „Mir ist vonn e. f. d. ein brieff wordenn beim herrn doctor Frantz [Stancaro], der mich nit daheim funden hatt, denn ich mit weib vnd kind im dorff bin gewest. Bin ein newer wirt vff dem lande, mus mich itzt zu wenigem einrichten vnd holcz vnd andere notturfft bestellen, das ich vff den summer was mecht bawen. Bit vffs vnterthenigst, das nit wider e. f. d. wer, das er in ein ander herberge ist zogen. Ich het mich so balde keiner botschaft von e. f. d. versehen, sunst het ich im hause bestellt, das er seine bequemlichkeit hett gehabt.“ Nach diesem Schreiben hat sich Stancaro also Februar 1551 noch einmal nach Krakau zurückgewagt.

1) Vgl. S. J. Baumgarten, Nachrichten von merkwürdigen Büchern VI S. 115—118.

2) Er hat sich in Leipzig 1556, in demselben Jahre auch in Wittenberg, wo wir seinen Bruder Stanislaus, den späteren Jesuiten, schon seit dem 2. Febr. 1550 sehen, einschreiben lassen. Er war ein Sohn des Kastellans von Warschau Johann W., ein Enkel des Palatius von Masowien Stanislaus W. Er wurde königlicher Sekretär und Kanonikus in Krakau.

25. Juli 1581 an Chyträus gerichteten Briefes bietet, ist aus der Feder des Paul Oderborn, des lutherischen Pfarrers in Kauen. Da Lasitius Freund Wechel in Frankfurt im Oktober 1581 verstorben war, erschien die Schrift in Speier.

Mit der Zueignung dieser Arbeit an Chlebowski leitet Lasitius seinen Eintritt in dessen Haus ein. Etwa in derselben Zeit, da sein ehemaliger Freund, der Arzt Simonius, königlich polnische Dienste nahm und von Breslau nach Krakau übersiedelte[1]), zog

1) Dudith am 21. Jan. 1583 an Thomas Jordan: „Simonius a rege Sarmatarum 600 talerorum stipendio proposito et aliis commodis, quae maioris etiam sunt hac summa, evocatus hinc est et habetur ibi perquam honorifice. Si diu consistet, opes cumulabit. Cur tu locum illum non affectasti?“ Bezüglich des Simonius hatte Kurfürst August unter dem 18. Nov. 1580 verfügt: „Weil D. Simonius ausdrücklich zu verstehen gibt, das er dem Concordienbuche nicht vnterschreiben wolle, so sindt wir nicht bedacht, jhn lenger vor vnsern Diener zu haben. Werdet ihn demnach darauff zu bescheiden vnd den Dienst auffzuschreiben wissen.“ Am 15. Nov. hatte Simonius dem Kurfürsten geschrieben: „E. K. G. als meinem Herren vnd Obrigkeit weiß vnd erkenne ich mich schuldig vnd verpflichtet in allen Dingen, wo ich auch Leib vnd Leben, Weib vnd Kind zusetzen vnd verlieren sollte, mit aller Vntertänigkeit zu gehorsamen, aber was die Seele und Gewissen, ewiges Leben vnd Verdammnis antrifft, bitte ich dieselbige als meinen frommen christlichen Fürsten durch Gottes Willen, daß sie nicht leiden wolle, daß ich auf einigerlei Weise falle vnd dürfe mein Gewissen beschweren. Damit aber E. K. G. erkennen, daß bis anhero keine Ketzerei in mir gesteckt vnd ich in die 12 Jahr, welche Zeit über ich in E. K. G. Dienst gewesen, keines anderen Glaubens vnd Religion gewesen, auch meine Kinder in keinem anderen Glauben vnd Religion habe vnterweisen lassen, denn in diesem, welcher in dem kleinen Katechismo Lutheri, Augustana Confessione, Schmalkaldischen Artikeln vnd Apologie verfasset ist, so offerire ich mich, diese Stunde ohne allen Verzug vnd Limitation diese Bücher zu approbieren.“ Er will die Concordienformel nicht vnterschreiben, „weil solche disputationes erstlichen außerhalb meines Beruffs, zum andern mir ganz vnd gar, so wahr als Gott lebet, vnbekannt sein, zum dritten, daß ob mir wol die deutsche Sprach so viel als mir zum täglichen reden von Nötten bekannt, doch viel Wort vnd deutsche Reden zu selbigen disputationibus gefunden mögen werden, welche ich nicht allerhand verstehen können, zum vierten, weil ich mir darob Gewissen nehme, mit meiner Subskription, eher ich die Sache wohl verstehe, so viele andere deutsche Fürsten, fromme vnd verständige Leute, welche den Calvinismum vnd alle andere Ketzerei öffentlich detestieren vnd doch sich diesem Buch zu vnterschreiben geweigert, zu verdammen, geschweige itzo die 5. Vrsache, daß

er nach Wilna, wo der litauische Magnat gegenüber dem Marienkloster ein eigenes Haus besaß, und wurde der Erzieher seiner Söhne Johann und Nikolaus. Wenig später gründete der Fünfzigjährige einen eigenen Hausstand. Wie er Freunden schrieb, wollte er im zunehmenden Alter eine Pflegerin haben. Eng schloß er sich den theologischen Führern der litauischen Reformierten an, Andreas Chrząstowski, Stanislaus Sudrowski, Andreas Wolan, Cyprian Basilikus. Später trat in seinen litauischen Freundeskreis noch Johann Jonas, der Bekannte der Straßburger Tage, der nach der Unruhe des akademischen Wanderlebens das Rektorat der Wilnaer Schule übernahm und hier Sturms Geist pflegte[1]).

Als Wolan 1584 seine Schrift wider Skarga veröffentlichte, gab ihr Lasitius eine Ausgang 1583 datierte Zuschrift an Wolan[2])

---

es mir, der ich noch eine Mutter, Schwester, Blutsfreunde im Bapsttum habe, nicht die schlechteste vnd geringste Vrsache ist."

Als er am 24. Nov. dem Kurfürsten seine beiden Bestallungen zurücksendet, — er war seit einem Jahre auch Wundarzt — spricht er dem Kurfürsten seinen Dank für das Wohlwollen aus, das er ihm elf Jahre erzeigt habe, und versichert wieder, kein Ketzer zu sein, „es sei denn, das dieses vor Ketzerei gehalten wird, so einer den kleinen Katechismum Lutheri, Augustanam Confessionem, Apologie, schmalkaldische Artikel vornehme vnd vnterschreibe." „Bitte, E. K. G. wollen mir aus Erbarmung meiner vnd meiner armen Kinder ein schriftlich Zeugnis geben lassen, daraus zu vernehmen, daß gegen E. K. G. ich in die ganz elf vnd zum Teil schon zwölf Jahr in meinem Dienst treulich, fleißig vnd vntertänig mich verhalten. Dieweil ich dieses Quartal Lucae der Universität in der chirurgischen Profession gedient vnd die Studenten mich bitten, daß ich die anatomiam ossium halten vnd dazu etzliche chirurgicas lectiones, ehe dann ich mich wegbegebe, zu Ende bringen wolle, welches, so ich 6 mal in der Woche allezeit lese, ich innerhalb zweier Monate vollbringen kann, so bitte ich, daß E. K. G. mir wolle folgen lassen die 150 fl., welche mir aus der Schulpforten den künftigen Margt gebüren, vnd zugleich das geringe Geld, weilches ich vor diese Zeit von der Academie vberkommen. So E. K. G. mir dies vorgönnen, will ich die zwei oder drei Monate noch lesen."

1) Neben dem Wilnaer wurde im Osten noch das Thorner und Lewartowaer Gymnasium, dazu die evangelische Schule in Krakau im Geist und Sinne Sturms geleitet. Als der große Straßburger Rektor am 3. März 1589 starb, sprachen Johann Turnowski, Adam Thobolski, Andreas Voidowski die Dankesschuld des Ostens aus.

2) Wolans Sohn Johann studierte zusammen mit dem Litauer Joh. Jrzykowicz seit dem 29. April 1583 in Wittenberg. Der Thomas

bei, vor allem aber verteidigte er ihn in einer kleinen Streitschrift wider die Angriffe des Jesuiten Antonius Possevin, der Herbst 1583 als polnischer Gesandter nach Dresden gegangen war[1]) und hier wie schon vorher ein anderer polnischer Geschäftsträger, der Lasitiusschüler Johann Myskowski[2]) für den Arzt Simonius wirken sollte[3]). Unter dem 10. Mai 1584 widmete

---

Wolan, der mit dem Litauer Joh. Voinovius am 23. Nov. 1605 in Heidelberg sich einschreiben ließ, war wohl ein Enkel des litauischen Theologen, ebenso der Georg Wolan, der mit Janusz Radziwill, dem späteren Wilnaer Wojewoden, 1628 in Leipzig, am 20. Januar 1631 in Altdorf, am 14. April 1631 in Leyden sich immatrikulieren ließ.

1) Possevins Buch „Capita, quibus Graeci et Rutheni a Latinis in rebus fidei dissenserunt", dem Fürsten Janusz von Ostrog gewidmet, 1583 in Posen bei Wolrab erschienen, ist datiert „Posnaniae ex itinere mense Januario 1583. Krakau, den 23. Februar 1584 empfiehlt die Königin Anna dem Kurfürsten August Possevin von neuem.

2) Vgl. oben S. 97. Über sein und seines Bruders Petrus Spiel anläßlich der Hochzeit des Johann Zamoiski mit der Nichte des Königs Stephan Griseldis Juni 1583 vgl. Scriptores rerum Polonicarum VII S. 47. Der Krakauer Bischof Petrus Myszkowski hat die beiden Brüder, seine Neffen, wieder dem Katholizismus zugeführt.

3) Brest, den 27. Okt. 1583 schrieb der König Stephan dem Kurfürsten: „Dederamus negotium generoso Joanni Myszkowski, secretario nostro, ut, cum internuntii munere fungebatur, de doctoris Simonii medici causa nostro nomine cum Ill. V. ageret. Cum autem is propter absentiam Ill. V. id exsequi non potuisset, hoc ipsum Simonii negocium venerabili patri Antonio Possevino ad Ill. V. eunti iterum commisimus." Dresden, den 29. April 1584 schrieb darauf der Kurfürst dem Leipziger Rate: „Es hat der König zu Polen bei vns suchen lassen, daß wir Doctori Simoni Simonio erleuben wollten, sich zur Richtigmachung seiner Sachen gegen Leipzig zu begeben vnd, so lange seine Notdurft erfordert, daselbst zu verharren, ihme auch seine Kinder und Bücher vnd anders in Polen von dannen abfahren zu lassen, welches wir aus bewegenden Vrsachen zu thun Bedenken tragen. Haben derowegen Kön. Maj. geantwortet, wir wollten euch schreiben, mit des Simonii Kinder Großvater Adrian von Hilsten zu handeln vnd ihn zu vermögen, daß er nicht jhme, dem Simonio, sondern dem Könige die Bücher vnd etliche chirurgische Instrumente folgen lassen wolle." Leipzig, den 2. Mai 1584 antworteten Abraham von Hilst, Ulrich Wolf und Martin Kirsten dem Leipziger Rate, die Kinder könnten sie nicht ausliefern. „Vnd ob wir wohl Vrsache hätten, alles dasjenige, so gedachter D. Simonius alhier hinderlassen, den Kindern zum Besten zu halten, damit es aber nicht das Ansehen haben möge, daß es vns mehr daselbst um, als um die

Lasitius die kleine Schrift dem Hauptmann von Stryje und Nurzec Hieronymus Philippowski. Daniel von Lenschitz, der bekannte reformierte Typograph, der 1558 ff. seine Presse in Pinczów gehabt hatte, seit einem Jahrzehnt aber in Wilna arbeitete, druckte sie mit Unterstützung des Minsker Kastellans Chlebowicz und gab sie dem Buche Wolans wider Skarga bei. Auch gegen die litauischen Unitarier, besonders gegen ihren Superintendenten Lorenz Krzyskowski, mit dessen Bruder er 1562 ff. in Heidelberg zusammen gewesen war, scheint unser Pole die Feder gespitzt, an dem Religionsgespräch der reformierten Theologen mit den lutherischen zu Wilna am 14. Juni 1585, auf dem sein Freund Wolan vornehmlich das Wort führte, sich aber nicht beteiligt zu haben[1]).

Manche Enttäuschung brachten ihm die Jahre. Er sah, wie der von ihm so geliebte König Stephan auf jede Weise das Evangelium zurückzudrängen suchte, er erlebte, wie Abfall und Tod die Reihe des evangelischen Hochadels lichtete. Der Wojewode Mielecki, dem er seinen Einbruch in die Walachei gewidmet, hatte den Künsten des Seelenbezwingers Skarga widerstanden, dann aber doch den Einflüsterungen des Benedikt Herbst Gehör geschenkt. Selbst seine Gattin Elisabeth, die älteste Tochter des großen Nikolaus Radziwill, die gründliche Bibelkennerin, die eine Zeitlang zu den unitarischen Täufern sich gehalten hatte, wurde katholisch, desgleichen 1587 der eben erwähnte Philippowski, 1589 Hieronymus Gostomski, der Nakeler Kastellan. Auch der junge Grätzer Graf Johann Ostrorog, dem sein Freund Wolan 1581 seine „Paraenesis ad omnes samosatenianae vel ebioniticae doctrinae professores" gewidmet, den bei seiner Rückkehr von der Auslandsreise 1583 aus den Reihen der Brüderunität Johann

armen Kinder zu tun gewesen, erklären wir uns dahin, daß zu jeder Zeit der königlichen Würde in Polen, wann solch Instrument vnd Bücher von vns abgefordert werden, wir folgen lassen wollen der vntertänigen Hoffnung, seine königliche Würde hiergegen die armen Kinder gnedigst bedenken werde."

1) Über das Gespräch vgl. Hartknoch, Preußische Kirchenhistorie S. 496. Der Tribunalsassessor Andreas Zawisza, dessen Teilnahme am Gespräche Hartknoch erwähnt, hatte am 18. Febr. 1583 die Paläocome bezogen.

Rybiński mit einem schwungvollen Gedichte begrüßt hatte, fand den Weg zur alten Kirche wieder. Und wieviel vom evangelischen hohen Beamtenadel starben und erhielten Altgläubige zum Nachfolger! Schon 1580 hatten der Krakauer Wojewode Peter Zborowski und der Schatzmeister Buzeński ihre Augen geschlossen 1582 der Hauptmann von Stenczyc Johann Ostrorog aus dem Hause Scharfenort, 1583 der Meseritzer Kastellan Andreas Górka[1]) und der Smolensker Georg Zienowicz, 1584 Nikolaus Radziwill Rufus. Das Jahr 1587 raubte den Evangelischen sechs mächtige Patrone, Anselm Gostomski, Nikolaus Sieniawski, Andreas Wisniowiecki, Johann Tarło und Eustachius Wołłowicz und zum besonderen Schmerz unseres Lasitius auch seinem Schüler Johann Krotowski, seit 1573 Kastellan von Hohensalza, vier auch das folgende Jahr, Nikolaus Firlej, den Lubliner Wojewoden, den Nakeler Kastellan Stephan Grudziński, den Brester Wojewoden Hornostaj und den Melanchthonschüler Johann Christoporski[2]), Kastellan von Sieradź.

Schon am 12. Dez. 1586 war König Stephan gestorben. Da Chlebowicz, der 1585 Kastellan, im folgenden Jahre Wojewode von Troki geworden war, im Sommer 1587 zum Wahlreichstage nach Warschau zog, begleitete ihn Lasitius. In der Hauptstadt Masowiens traf er seinen Freund Thretius, der vor den versammelten Magnaten über die am 8. Mai erfolgte Plünderung und Zerstörung des Krakauer Gotteshauses Klage führte. Hier fand er auch einen anderen werten Freund, den Brüdersenior Simeon Theophil Turnovius aus Scharfenort. Aus diesem kleinen Posener Städtchen, dem Vororte der Brüdergemeinden, war ein begabter Jüngling Johann Amplias Soszyński als Lehrer des Wojewodensohnes Petrus Jazłowiecki und des Albert Witoslawski schon 1583 nach Altdorf, als Lehrer des jungen Scharfenorter Grafen Stanislaus Ostrorog 1585 nach Heidelberg, im September des

1) Ihm hatte Lasitius Freund Leonhard Górecki unter dem 15. Okt. 1577 seinen „bellum Ivoniae" gewidmet.

2) Christoporski hat 1537—1539 in Wittenberg studiert. Melanchthon, dem Christoporski durch Andreas Fricius Modrzewski zugeführt war, schrieb ihm über das Fegefeuer. Corp. ref. III Nr. 1607. Er schuf dem Evangelium in Bogdanów (Kr. Petrikau) eine Stätte.

folgenden Jahres nach Basel gegangen. In Heidelberg wie in Basel hatte er sich zu dem Professor Grynäus gehalten. In Gesprächen mit ihm hatte der bekannte Theologe seines Freundes im fernen Osten gedacht, ihm für diesen auch einen Brief eingehändigt. In Warschau konnte ihn Turnowski unserem Lasitius einhändigen. Hochbeglückt über die Zeilen, die ihn an sein schönes Wanderleben und den Verkehr mit den Reformatoren erinnerten, die ihn der Zuneigung eines alten Freundes von neuem gewiß machten, schrieb er am 4. Aug. zurück[1]). Er sandte Nachrichten über die politische Lage in Polen, er wies einen Weg, auf dem ihm unschwer weitere Berufe zukommen könnten. Amplias hatte Basel verlassen, um erst 1597 dorthin zurückzukehren. Stanislaus Skorulski[2]), der als Lehrer des Petrus Wołłowicz[3]), des Smolensker Wojewodensohnes, seit dem 4. Mai 1586 in Heidelberg weile, sei ihm tief verbunden und werde gern Schreiben an ihn befördern. Da Skorulski bis 1591 in der Neckarstadt blieb, seit 1589 Joh. Skumin[4]), den Sohn des Wojewoden von Nowogródek, und die Brüder Lukas und Georg Massalski[5]) überwachte, 1591 mit ihnen selbst nach Basel kam, hatten Grynäus wie auch Lasitius für die Beförderung ihrer Schreiben bequeme Gelegenheit. Aber haben sie sie ausgenutzt? Weitere Briefe sind uns nicht erhalten.

---

1) Warschau, den 10. Aug. 1587 antwortete auch Turnowski Grynäus auf sein Schreiben vom 23. Mai. Vgl. Wotschke, Erasmus Glitzner. Aus Posens kirchl. Vergangenheit 1918 S. 70.

2) An der Thorner Synode 1595 nahm Skorulski, ein Bruder des Andreas Skorulski, der 1583 Nikolaus Christoph Radziwill auf seiner Jerusalemer Reise begleitete, als Gesandter des Brester Wojewoden Christoph Zienowicz teil, den Lasitius 1563 in Basel getroffen hatte.

3) Schon 1589 wurde er litauischer Mundschenk, † 1624. Seine Vettern Johann und Joseph, Söhne des litauischen Kanzlers Eustachius Wołłowicz, waren schon 1560 mit Stanislaus Kmita, Friedrich Skumin, Petrus und Johannes Wiesiełowski Vergerio nach Tübingen gefolgt, Winter 1564/5 studierten sie in Wittenberg. Hieronymus Wołłowicz studierte seit dem 7. April 1578 in Altdorf, seit dem 27. März 1579 in Ingolstadt, Nikolaus W. seit dem 3. Okt. 1581 in Altdorf.

4) Grynäus widmete ihm unter dem 1. April 1591 seine physiologia theologica.

5) Als filii Georgii Masalski am 22. Aug. 1584 in Königsberg eingeschrieben.

Als im Sommer 1591 die beiden Zöglinge unseres Lasitius Johann und Nikolaus Chlebowicz unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters sich zu einer Auslandsreise rüsteten, blieb er in Litauen zurück. Der 57jährige mochte wohl die Ruhe und Behaglichkeit des Familienlebens nicht aufgeben. Mit Jakob Broniewski[1]), der ihn schon 1582 Andreas Krotowski gegenüber ersetzt hatte, mit Nikolaus Potocki und dem Breslauer Johann Tostius gingen die Chlebowicz nach Heidelberg, 1592 nach Padua, schließlich nach Rom[2]). Franz Junius, seit 1573 Lehrer an der Ruperta, also ein alter Bekannter des Lasitius, widmete ihnen seine „defensio catholicae doctrinae de s. trinitate adversus Samosatenicas interpretationes et corruptiones locorum in scripturis sacris ad orthodoxam de deo doctrinam pertinentium". Sie hatten ihm im Auftrage ihres Erziehers die in Polen und Litauen weit verbreitete Schrift „brevis explicatio in primum caput evangelii Joannis" Sozinos übergeben und um ihre Widerlegung gebeten. Wollte Lasitius mit der Polemik des Junius das Ansehen der Ruperta wider die Antitrinitarier ausspielen, so vergaß er auch den Verteidigungskampf wider die Römischen nicht. Von dem bellum jesuiticum seines Freundes Chrząstowski widmete er den zweiten Teil Wilna, den 10. Juni 1592 dem Kastellan von Samogitien Nikolaus Naruszewicz[3]) und veranlaste, da der Wilnaer

1) Ein Petrus Broniewski seit dem 13. Jan. 1579 in Basel, 1585 in Leipzig, ein Martin B. seit dem 13. Mai 1581 in Wittenberg, seit dem 6. Oktober 1585 in Heidelberg, hier wie dort mit den Brüdern Andreas und Johann Miękicki, ein Johann B. 1578 in Leipzig, ein Prokopius 1612 in Marburg.

2) Im Jahre 1595 waren sie heimgekehrt, so daß Broniewski an der Thorner Generalsynode teilnehmen konnte.

3) Diesem Naruszewicz hat auch Vincenz Liskovitius aus Krakau, der mit seinem Bruder Jakob in Begleitung des Samuel und Albert Naruszewicz seit dem 12. Juli 1592 in Heidelberg studierte, dann in Straßburg, 1598 ff. in Basel, die Thesen einer Disputation gewidmet, die er im März 1595 in Straßburg gehalten hat. Vgl. Theses physicae de generatione et corruptione ex duobus libris Aristotelis desumptae, quas in Argentinensi academia defendit Vincentius Liscovicius. Mense Martis Argentorati 1593. Thesen einer am 20. September 1599 in Basel „de lethargo" gehaltenen Disputation hat er den vier Söhnen des Belzer Kämmerers Johann Lipski von Gorai, Erbherrn auf Lipsko und Krasno-

Typograph katholisch geworden war, die Drucklegung des ganzen umfangreichen Werkes in Basel bei Konrad Waldkirch. Seine Baseler Freunde werden bei Gewinnung des Typographen mitgewirkt, das Gefolge des Samuel und des Albert Naruszewicz[1]), die seit dem 12. Juli 1592 in Heidelberg studierten, nach Basel aber erst 1596 kamen, oder die Söhne der Brüderkirche Johann Amplias und Martian Gratian Gertich werden die Handschrift nach Basel übermittelt haben.

Mit seinem „Commentarius de origine et institutis fratrum" hatte Lasitius wenig Anklang gefunden, aber, wie wir oben verschiedentlich sahen, dadurch von weiteren Studien zur Brüdergeschichte sich nicht abhalten lassen, 1585 auch bereits einen Teil seiner neuen Darstellung der Unität gesandt, sie gebeten, sein Werk zu prüfen, event. zu verbessern und die Drucklegung des ganzen zu veranlassen. In den Jahren 1592 und 1597 schickte er weitere Abschnitte und erneuerte seine Bitte, aber trotz der Fürsprache seines Freundes Simeon Theophil Turnowski[2]), der

bród, Stanislaus, Johann, Zbigniew und Adam gewidmet, deren Studien er in Basel leitete. Den drei jüngeren Brüdern hat noch 1602 in Basel Joh. Musonius aus Koźminek, der Sohn des Konseniors Christoph Musonius (siehe oben S. 93) theologische Thesen zugeeignet.

1) Als Alexander Naruszewicz, der Direktor der Wilnaer Synode 1652, und sein Bruder Georg, die Söhne des Oberjägermeisters Johann N. 1604 nach Breslau kamen, begrüßte sie der Humanist Andreas Kalagius mit lateinischen Versen, wie er unter dem 25. Aug. 1580 Johann und Christoph Naruszewicz ein Gedicht gewidmet hatte. Alexander und Georg Naruszewicz studierten seit dem 15. Febr. 1602 in Königsberg; seit dem 2. März 1608 in Heidelberg, seit dem 23. Sept. desselben Jahres in Marburg, seit dem 16. April 1610 in Altdorf. Vgl. Kalagius „Epigrammata. Francofurti 1602" S. 42 und Centuriae continuatio Ölsnae 1605 S. 30.

2) Auch mit Petrus Sebastian Turnowski, dem Pfarrer in Dembnica bei Gnesen († 2. Juni 1597), der 1564 in Genf studiert hatte, stand Lasitius dauernd in Verbindung. Vgl. Turnowski's Brief an Gualther vom 5. März 1582. Vgl. Wotschke Die religiöse Stellung der Grafen Latalski, Aus Posens kirchl. Vergangenheit 1916 S. 47. Auch Johann Turnowski, ein Neffe des Simeon Theophil Turnowski, später auch Senior der Brüder, 1588 ff. in Genf, Straßburg und Zürich gebildet, war Lasitius aufs Beste bekannt. Dieser hat den Bartschiner Pfarrerssohn schon als Kind gekannt; sein Hausgenosse in Paris Wilhelm Stucki war Turnowski's Lehrer in Zürich.

die Arbeit schätzte, konnte sich die Unität zu ihrer Veröffentlichung nicht entschließen. Die Vorliebe, die Lasitius für die Brüder empfand, hatte nach ihrem Empfinden die Darstellung zu stark beeinflußt, sie fast zu einer Lobrede gestaltet. Auf den Rat Turnowskis widmete darauf Lasitius am 12. Jan. 1599 aus Zasław in Litauen, bereits gedrückt von der Schwäche des nahenden Alters, das Manuskript dem großen Schutzherrn der böhmischen Brüder Baron Karl von Zierotin, der auf seinem Schlosse zu Kralitz in Mähren eine eigene Druckerei besaß. Seinem Freunde Turnowski in Scharfenort sandte er es zur Weiterbeförderung. Am 20. April meldete dieser den Empfang, und von der Bunzlauer Synode schrieb er am 12. Juli 1599 an Zierotin. Durch die Drucklegung der Brüdergeschichte würde er der Ehre Gottes und Ausbreitung der Kirche dienen, sich selbst einen unsterblichen Namen machen. Trotzdem unterblieb die Veröffentlichung, wir wissen nicht aus welchen Gründen. Erst Comenius, der das Manuskript im Archiv der Unität in Lissa fand, wohin es durch eine spätere Schenkung Zierotins gekommen war, und sich an ihm freute, gab von ihm 1649 das letzte Buch, das achte, das die Kirchenverfassung der Unität darstellt, heraus und fügte ein Inhaltsverzeichnis der anderen sieben Bücher mit Auszügen bei. Handschriftlich ist das Werk wie der Kommentar in Herrnhut, Göttingen und Prag[1]) vorhanden.

Werfen wir noch einen Blick auf den Lebensabend unseres Historikers. Er verlebte ihn auf dem Erbsitze der Chlebowicz in Zasław zwischen Smorgoń, wo im Weltkriege unsere Kanonen donnerten, und Minsk, also in einer der östlichsten der evangelischen Gemeinden, still und zurückgezogen. Der Thorner Generalsynode, zu der im August 1595 so viele seiner Bekannten

---

1) Die Herrnhuter Handschrift, einst im Besitze Jabłoński's und Siegm. J. Baumgarten's, hat letzterer in seinen Nachrichten von merkwürdigen Büchern Bd. VI S. 139 ff. beschrieben. Daniel Gleinig, ein Sohn des Adelnauer, dann Orzeschkowoer Pfarrers, auch Konseniors Georg Gleinig, der am 14. Juli 1687 Konrektor in Lissa wurde, aber schon am 30. Okt. 1689 im Alter von nur 28 Jahren starb, hat sie aus einer Lissaer Vorlage für den Professor Ch. Beckmann in Frankfurt abgeschrieben.

und Freunde, auch sein Schüler Andreas Krotowski, sein Freund Skorulski sich einfanden, blieb er fern. Selbst an den Verhandlungen der Evangelischen mit den Griechisch-Orthodoxen, der sogenannten Konföderation, in Wilna Mai und Juni 1599, zu denen sein Freund Turnowski und Gratian, der Herbst 1596 aus Basel heimgekehrt war, erschienen, beteiligte er sich nicht.

Mit seinen alten Freunden im Westen war er ohne jede Verbindung. Viele von ihnen waren auch schon heimgegangen, aber unermüdlich wies er wie sein Freund Thretius[1]) auf die reformierten Hochschulen hin und mahnte, dort aus dem Wissensborn zu schöpfen. Noch pilgerten auch Magnatensöhne und junge Theologen nach Heidelberg und Basel. Zur Ruperta zogen 1595 Johann Tarlo[2]), der Sohn des schon 1587 verstorbenen Lubliner Wojewoden und Daniel Korsak[3]), 1600 Johann und Nikolaus Potocki, 1601 Johann und Andreas Firlej[4]) mit ihrem Ephorus Salomon Neugebauer[5]), dem späteren Lehrer in Kozk im Luzker Lande und bekannten Geschichtschreiber. Nach Basel zogen 1595 Stanislaus Zieliński[6]), 1596 Georg und Johann Radziwill, ersterer

1) An seinen Freund Thretius schrieb der Straßburger Rektor Sturm unter dem 20. Okt. 1577: „Nullus annus labitur, quo non aliquos ad nos ducas et mittas“.

2) Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg. Dort widmete ihm ein Theodor Hyllenberg eine Dissertation.

3) Seit dem 24. Jan. 1597 in Altdorf, ein Adam Korsak dort schon seit dem 9. Aug. 1594.

4) Vgl. Joh. Firlej, „Valedictio ad Heidelbergam in solemni academiae panegyri recitata. Mense Sextili d. 16 a. 1604. Basileae typis Conradi Waldkirchii“, dem Kurfürsten Friedrich IV. unter dem 6. Sept. 1604 aus Basel gewidmet, und „Academiae Heidelbergensis vota, quibus Joh. et Andr. Firleios post triennium ibidem exactum Basileam tendentes prosequitur. Heidelbergae 1604“. Ferner „Oratio de studio historico scripta et publice recitata a Joanne Firleio. 1604 Heidelbergae VIII. Kal. April.“ von Firlej seinem Vater, dem Radomer Kastellan Andreas F., zugeeignet. Vgl. im übrigen WOTSCHKE, Aus Posens kirchlicher Vergangenheit, 1913, S. 23.

5) Sein „Tractatus de peregrinatione methodo naturali conscriptus“ in Basel 1605 erschienen, ist seinen beiden Schülern gewidmet. Auch seine 1618 herausgekommene „Historia rerum polonicarum“ ist ihnen zugeeignet.

6) Dieser spätere bekannte Senior des Krakauer Kreises, Schutzherr des Evangeliums in Lucjanowice östlich von Krakau, hat schon

ein Sohn des 1589 verstorbenen Wojewoden von Nowogródek[1])

1589 sich in Leipzig, am 13. Okt. 1593 in Heidelberg, am 24. Mai 1595 in Freiberg, am 10. Nov. 1598 in Neapel, schließlich noch am 24. Mai 1600 in Altdorf und einen Monat später wieder in Heidelberg einschreiben lassen. Über seine große Auslandsreise sind wir etwas genauer durch das Schreiben unterrichtet, das sein Lehrer und Freund Christoph Koler, der ihm nach Polen folgte und einige Zeit in Lucjanowice sein Gast war, unter dem 31. Okt. 1601 von eben diesem seinem Rittersitze an ihn sandte. Da lesen wir: „Vidisti Italiam, Germaniam, Galliam et vidisti non ut advena sed ut civis. Publicos et clarissimos Italiae, Galliae, Germaniae doctores auscultasti. Riccobono Patavii etiam privatam dedisti operam, Neapolitanum Portam frequenter accessisti. In eodem celeberrimo loco, Neapoli inquam, Stanislaum Rescium, regis vestri legatum, in oculis habuisti. Ille vero ex uberrimo quodam prudentiae fonte, quo eruditum illud pectus irrigabatur, agenda excolendaque vitae praecepta suis Polonis propinare consueverat. Narravit id mihi totius itineris tui comes aut dux potius Johannes Blotnicius. [Als dominorum Chlewiciorum ex Sandomerensi districtu famulus schon am 20. Sept. 1585 in Heidelberg eingeschrieben, und wieder am 13. Okt. 1593 als praeceptor des Zieliński.] Gentilem et Schorbium mensae socios habuisti. Ille iurisconsultus et poeta ingeniosissimus est, hic philosophus gravissimus. Conradus Rittershusius nescio an tibi familiaris fuerit. Probus vir est .... Quid autem palatini illi videntur? Nonne musarum quoddam palatium egredi videbare, cum isthinc discederes? Freheri et Gothofredi consuetudinem recordaris quotidie. Melissum tu ut vatum principem admirabare, ille te non amavit tantum, sed etiam carmine abeuntem prosequebatur. Sapiebas autem egregie, cum Gruterum non cum multis sapere diceres. Multum deberes fortasse an oculis et auribus, si Hippolytus a Collibus legatione tum in patria tua non abfuisset. Prudentiam Jacobi Bongarsii, Galliarum regis legati, satis animadvertisti Francofurti. Ego tibi Pragae factum eum talem praedicaveram. Idem de clarissimo Gifanio dices". Von seinem Schwestersohne Stephan Chełmski, 1619 in Herborn, erhielt Zieliński die Dissertation „Miscellanea oeconomica et politica" zugeeignet. Noch sei bemerkt, daß ein Zieliński, ein Sohn des Radomer Unterrichters Adam Zieliński zusammen mit dem Sohne des Dichters Rey 1563 am herzoglichen Hofe in Königsberg erzogen wurde. Vgl. WOTSCHKE, Stanislaus Ostrorog S. 70.

1) In Nowogródek hielt der Pfarrer Zygrovius 1616 eine Disputation mit dem Jesuiten Briwitius. Der Sekretär dieser Disputation war Lukas Wandlowski. Seinen Sohn Andreas sehen wir seit dem 28. Mai 1601 in Heidelberg, 1606 in Leyden, hier wie dort mit Söhnen der Familie Potocki. Von seinen Brüdern studierte Lukas seit dem 19. Okt. 1618 in Heidelberg, Nikolaus seit demselben Jahre in Herborn. Der Disputation seines Freundes Stanislaus Zająskowicz, des Rektorsohnes aus Wieruszów bei Kempen und späteren Pastors in Krasnobród

Nikolaus Radziwill[1]), sowie drei Söhne der Familie Naruszewicz, 1599 Johann Radzimiński, Sohn des Wojewoden von Podlasien, 1600 Nikolaus Zienowicz, dessen Vater, der Brester Wojewode 1563 selbst in Basel studiert hatte, ferner 1603 Christoph Radziwill, der spätere Wilnaer Wojewode und Hetmann († 1640) mit dem Präfekten Samuel Philippowski und Salomo Rydziński (Risinius) und vielen anderen Begleitern, schließlich 1605 Nikolaus Ossoliński, Roman Hojski, der spätere Kastellan von Kijew, Schutzherr der Gemeinde in Hoszcza in Wolhynien[2]), dazu Christoph, Paul und Stanis-

---

im Chelmer Lande, hat dieser Nikolaus Wandlowski etliche lateinische Verse beigegeben.

1) Von Basel gingen die beiden Radziwill nach Straßburg. Dort widmete ihnen (Georgio Radzivil, palatinidae Nowogrodiensi, et Joanni Radzivil, palatinidae Vilnensi patruelibus) ein Ungar Johann Melzer unter dem 17. Jan. die zweite Disputation des Juristen Georg Obrecht. Samuel Naruszewicz, der Sohn des Smolensker Kastellans, und der Litauer Bielicowicz, der sich am 12. Juli 1592 im Gefolge des Samuel und Albert Naruszewicz schon in Heidelberg hatte einschreiben lassen, gaben ihr lateinische Verse bei.

Während des Baseler Studiums des Joh. Radziwill starb am 20. Nov. 1603 sein Vater Christoph. Die Universität veranstaltete eine Trauerfeier. Vgl. „Epicedia in ill. principis d. d. Christophori Radzivili, palatini Vilnensis, vita pie functi obitum ad d. Januschium et d. Christophorum, magni herois magnos filios scripta a rectore magnifico et professoribus. Basileae". Die Rede ist von Grynäus unterzeichnet. Vgl. ferner: „Rerum ab ill. principe Christophoro Radivilo, palatino Vilnensi, exercituum magni ducatus Lituaniae praefecto generali, gestarum epitome conscripta sub eiusdem principis exequias ab Salomone Rysinio. Lubecae ad Chronum 1614 Mense Maio", gleichfalls den beiden Söhnen gewidmet. Ein Gedicht trägt hier die Überschrift „ad tristissimum nuntium de morte ill. principis Heidelbergam allatum *αὐτοσχεδίως*". Da Christoph Radziwill 1601 die Leipziger Hochschule besucht hatte — sein Sohn Janusz wurde 1629 ihr Rektor, während Polycarp Leyser als Prorektor die Geschäfte wahrnahm — veranstaltete auch diese Universität eine Trauerfeier. Vgl. *Θρῆνοι* in obitum ill. principis d. Christophori Radziuili . . . autorum diversorum et professorum in academia Lipsiaca a. 1604" und „Justa funeri ill. principis Christophori Radzivili . . . soluta in academia Lipsiensi a. 1604 mense Januario a Matthaeo Dressero-Lipsiae imprimebat Michael Lantzenberger a. 1604".

2) Am 7. Jan. 1604 hat er sich zusammen mit seinem Verwandten Stephan Niemirysz, der ihm auch, von der Paläocome verwiesen, nach Basel folgte, in Altdorf einschreiben lassen. Wie die Familie Niemirysz hat sich Hojski später den Unitariern angeschlossen. Georg Niemirysz

laus Niszczycki, Söhne des Belzer Wojewoden[1]). Von Theologen wanderten nach Basel 1596 Johann Balthasar Lutomirski, der spätere Senior in Samogitien, 1599 Kaspar Chrząstowski, 1600 Balthasar Krosniewicius[2]), 1602 Lukas Bochwicz[3]). Der Vater dieses letzten, Philipp Bochwicz, Pfarrer in Koydanów, einem Radziwillschen Städtchen nicht weit von Zasław, war einer der wenigen reformierten Nachbargeistlichen, mit denen unser Lasitius verkehren konnte. Er ist sein letzter litauischer Bekannter, von dem wir wissen.

Am 3. April 1602 verschied Simon Simonius, der Arzt, der Lasitius einst nahegestanden, 70 Jahre alt. Um dieselbe Zeit wird

widmete ihm 1632 seinen „discursus de bello Moscovitico". Vgl. auch WOTSCHKE, Wittenberg und die Unitarier Polens. Archiv f. Reformationsgesch. XIV 131.

1) Der Belzer Wojewode, Gründer der Kirche in Niszczyce, des einzigen evangelischen Gotteshauses in der Plozker Wojewodschaft, hat 1573 in Leipzig studiert. Seine beiden Söhne sandte er 1600 auf das Thorner Gymnasium, 1603 nach Frankfurt, 1608 nach Leipzig und Basel. In Thorn erhielten sie zugeeignet „Conclusiones quaedam ex dialogo part. orationum Ciceronis in disputationem publicam in gymnasio Thoruniensi propositae a. M. Cunrado Bavaro, eiusdem gymnasii rectore, disputabitur ad diem Martii Thorunii 1602".

2) Unter seinem Vorsitz verteidigte Johann Musonius, ein Sohn der Posener Unität 1602 in Basel etliche Thesen. Er selbst veröffentlichte 1603 in Nürnberg „Introductio in octo libros politicos Aristotelis" mit Widmung an Peter Goraiski. Die „theses logicae de digressionibus a forma syllogismi", welche unter seinem Vorsitz Wilhelm Puperellus aus Rhätien 1601 in Basel vertrat, sind von ihm Alexander Słupecki zugeeignet.

3) Lukas Bochwicz, 1570 in Krakau geboren, ließ sich am 2. Juni 1606 mit seinen Schülern Nikolaus und Stanislaus Potocki in Leyden einschreiben. Sein Sohn Samuel Bochwicz wurde zusammen mit dem Wilnaer Joh. Karlowicz am 29. Juni 1619 in Heidelberg, 1622 in Frankfurt, in demselben Jahre auch in Herborn inskribiert. Am 24. Aug. d. J. hielt er eine Disputation, deren Thesen er gewidmet hat dem Radziwillschen Rat Salomo Rysinius, dem Administrator bei der Witwe des Janusz Radziwill, Daniel Naborowski aus Krakau, der 1589 die Wittenberger, 1592 die Baseler Hochschule bezogen, hier 1593 und 1594 auch disputiert hat, dem Pfarrer in Birze Krosniewicius und dem Pfarrer in Nowogródek Joh. Zygrovius. Paul Bochwicz, der spätere Senior von Reußen und Podolien (vgl. Wengierski S. 421 f.) studierte seit dem 31. Aug. 1619 in Heidelberg.

auch Lasitius heimgegangen sein. Hat er in Frieden in Zasław sterben können, oder hat der Abfall seines Zöglings Nikolaus Chlebowicz[1]), die Rekatholisierung der Kirche und Gemeinde in Zasław, ihn noch kurz vor seinem Tode heimatlos gemacht?

Mit den Reformatoren der Schweiz, den Heidelberger Professoren, den Wittenberger Philippisten, den Senioren der böhmischen Brüder und den polnischen reformierten Theologen, mit den Schulmännern Sturm und Camerarius, zweifellos auch mit den Historikern Sarnicki, Gosław, Górecki, Prinz, Heidenstein, dazu mit vielen Magnaten hat Lasitius in ständigem Briefwechsel gestanden. Doch sind uns leider aus seiner großen Korrespondenz nur etliche wenige Schreiben an Bullinger und Wolph, an Beza und Grynäus erhalten. Besäßen wir seine sämtlichen Briefe, wir hätten in ihnen eine außerordentlich reiche Fundgrube für die historische Forschung. Seine Geschichtwerke sind heute, wo uns die zeitgenössischen Quellen zugänglich sind, natürlich veraltet, aber immerhin noch nicht völlig wertlos. Für manche wichtige Nachricht ist Lasitius allein unser Gewährsmann. Durch die Veröffentlichung des achten Buches seines zweiten Werkes zur Brüdergeschichte hat sich Comenius einst wirklich ein Verdienst erworben. Seine theologische Stellung, bei eigenem schweizerischen Bekenntnis die große Vorliebe für die böhmischen Brüder, kündigt die folgende Entwicklung an, die Verschmelzung der Reformierten im Osten mit der Unität zu einer Kirche.

Beilagen

I.

In Ergänzung der oben über Simonius gegebenen Nachrichten seien noch einige Briefauszüge mitgeteilt. Grodno, den 23. Okt. 1584 schreibt

---

1) Georg Karl Chlebowicz, der Sohn des Wilnaer Kastellans Nikolaus Chlebowicz, der mit verschiedenen vornehmen Litauern am 4. Juni 1635 die Universität Leyden bezogen hat, war katholisch. Als Schüler der Posener Jesuitenschule hat er mit Georg Rydziński und Adam Grabski dem Posener Bischof Nowodworski zu seinem Amtsantritt beglückwünscht. Vgl. „Ill. et rev. d. d. Adamo Nowodworski faustum in suum episcopatum Posnaniensun ingressum studiosa iuventus academiae Posnaniensis apprecatur 1631“.

König Stephan dem Kurfürsten August von Sachsen: „Mittimus cubicularium nostrum, nobilem Lampertum Vrader, qui libros ceteraque iam ab Ill. V. concessa Simonio reducat [1]). De ceteris Simonii negotiis nostram ad Ill. V. petitionem alteri tempori sumamus" [2]). Warschau, den 5. März 1585 dankt König Stephan dem Kurfürsten für die gesandten Bücher. „Cum vero doctoris Simonii doctrina et fides in dies magis nobis probetur, facere non possumus, quin denuo pro eo Ill. V. appellamus, utque ad superiora beneficia in illum sua novum etiam cumulum adicere nunc velit, amanter ab ea contendamus idque eo diligentius, quo libris liberi cariores sint nexusque iste filiorum erga patrem naturalis satis nobis persuadeat, ut etsi difficultatis aliquid hac in re esset, facile tamen omnia superatura sit cum aequitas tum eadem erga nos Ill. Vrae benevolentia, qua nec patiemur nos vinci et quae non incommode pueris illis cadet, quos patris doctrina et ministerium nobis quoque commendabunt, cumque Hilstius ipse non invitus, quemadmodum ad nos refertur, huic rei assensus sit, intelliget clementiam nostram regiam haud sibi defuturam.

Postscriptum. Dum adiunctae sereniss. regis literae scriberentur, nondum huc libri Simonii fuerant. Tantum senatus Lipsensis praemissum inventarium acceperamus, iuxta quod cubiculario isthuc misso traditos fuisse libros omnino sperabamus. Sed allatis paulo post atque apertis vasis (duo fuere) deprehensum magno cum nostro dolore fucum esse nobis nescio quorum iniquitate factum et pro medicis philosophicisque bonis libris per ludibrium transmissa antiqua monasteriorum diurnalia aliquot aliaque id genus, chartacea multa, cistas mutilas et vacuas. Ea de re, quia ab affinibus Simonii sereniss. regis maiestas hoc pacto irrisa non nihil videatur, expostulatum per literas cum senatu Lipsensi, serenissimus rex denuo cubicularium Lipsiam misit, ut cum senatu agat et libros recuperet [3]).

II.

Zur Geschichte der Lissaer Lasitiushandschrift

Die Lissaer Geistlichen an Christoph Beckmann [4])

Ex singulari munere benignissimi numinis diebus hisce congregati ad proponenda in medium consilia, per quae gloria dei in cara patria

---

1) Schon unter dem 26. Aug. 1584 hatte König Stephan dem Kurfürsten seinen Dank für die Gewährung seiner Bitte vom vergangenen Jahre gesandt: „Amorem Ill. Vrae inde cognoscere potuimus, quod medico nostro Simonio bibliothecam et chirurgica instrumenta sua tollendi potestatem se facere literis suis nobis ostendit".

2) Dieser und der folgende Briefauszug ist dem Hauptstaatsarchiv in Dresden entnommen.

3) Am 12. Dez. 1586 starb König Stephan in Grodno „morbo imprudentia medici neglecto". Über seinen Tod entbrannte eine literarische Fehde zwischen dem Hofarzte Nikolaus Buccella aus Padua und Simonius.

4) Aus dem Archiv der Johanniskirche in Lissa. Ich verdanke die Abschrift der Liebenswürdigkeit Herrn Pastors Lic. Bickerich.

nostra porro conservari possit, partem curarum nostrarum haud minimam destinaveramus perlustrandis scriniis atque in his reconditis chartis variisque unitatis nostrae monumentis. Inprimis admodum reverendus in Christo frater dominus Jablonski sedulus fuit in adagando opere quodam manuscripto, quod titulo Lasitii historiae unitatis inscribitur, ut hoc adminiculo omnium ecclesiarum polonicarum votis expetitam historiae Regenvolscii continuationem eo felicius augere, illustrare preloque denuo committere possit. Sed non minore ipsius admodum rev. fratris quam totius synodi dolore deprehendimus, spem nostram nos prorsus fefellisse, cum ne minimum quidem praedicti scriptoris vestigium in omnibus, quas operose excussimus, chartis reperire contigerit. Quantopere ex iactura tam pretiosi cimelii et tantum non unici antiquitatis nostrae monumenti confundamur, Tua Excell^a facile intelliget, praesertim quod nullam omnino coniecturam assequi possimus, qua ratione liber hic ex tam arcta custodia amitti potuerit. At unum superest, quod in praesenti dolore spes nostras erigit, videlicet occurrit animis ante annos non paucos p. m. rev. dn. Hartmannum[1]) nostrum opus hoc cum Excell^a Tua communicasse atque ad illud describendum p. m. fratrem nostrum Gleinigium Francofurti[2]) tum degentem ab Excell^a Tua adhibitum fuisse. An vero iam laudatus p. m. dominus senior Hartmannus volumen hoc ab Excell. Tua repetierit aut repetiti cuipiam alii copiam fecerit, illud quidem nos omnes prorsus fugit. Non tamen sine singulari providentia domini factum arbitramur, volumen hoc aliquando periturum per Excell^am Tuam ab interitu fuisse vindicatum, cum licetsi in autographo illud iam non possideamus, possidemus tamen in exemplo privatis Excell^ae Tuae scriniis adservato, ad quae etiam nunc audacter accedere minime dubitamus fiduciaque nostra in Excell^ae Tuae humanitate atque non vulgari in unitatem nostram favore defixa submisse rogamus, ut qua facilitate p. m. dominus Hartmannus codicem hunc quondam Excell^ae Tuae utendum commodaverat, eadem apographi ab Exell^a Tua copia nobis fieri possit. Peccaremus non leviter, si nostra haec desideria in tam benevolo Excell^ae Tuae pectore locum non repertura cogitaremus. Tenerrime nos chartis hisce usuros easdemque illibatas Excell^ae Tuae remissuros fidem nostram vadem praedemque hisce literis damus, parati, si ita visum fuerit, etiam peculiari syngrapha Excell^ae Tuae cavere, aut quaequae alia securitatis ratione a nobis praestanda requisita fuerint. Arbitrio Excell^ae Tuae permittimus, sive hunc codicem ad nos Lesnam sive Berolinum ad admodum rev. d. Jablonski transmittere placuerit. Quemadmodum igitur de benignitate Excell^ae Tuae nulli prorsus dubitamus, ita ut vicissim aliquo officiorum genere assurgendi Excell^ae Tuae occasio nobis sese offerat, in parte summa votorum nostrorum reponimus. Nunc ut

---

1) Adam Samuel Hartmann (1627—1648), 1651 Rektor und Pastor in Lissa, 1673 Senior.

2) In der Universitätsmatrikel habe ich seinen Namen nicht gefunden.

deus Excell^am^ Tuam in perenni firmae valetudinis omniquaeque felicitatis flore benigne tueri bonoque publico diutissime conservare dignetur, affectu intimo precamur. Lesnae 12. Martii 1699.

Pratau bei Wittenberg — Theodor Wotschke

Slov. *p* > altbair. *p* (> *b, w*).

Während slov. *p* im Anlaut im Bair. immer als *p* wiedergegeben wird und weiterhin bleibt (vgl. Poneggen 1297 *Poeniken*, zu slov. *ponikva* „Stelle, wo sich Wasser in der Erde verliert"; die vielen Pölling, Pöllau in den Alpenländern, zu asl. *poľe* „Feld" u. v. a.), kann es im Inlaut eine andere Entwicklung nehmen.

Das althochd. *b* ist im Altbairischen im 8. Jahrh. an allen Stellen des Wortes zur stimmlosen Fortis *p* verschoben worden (Schatz Altbair. Gr. § 69). Gerade die aus dem Altbair. stammenden Lehnwörter des Slov. und Čech. zeigen, daß nicht etwa nur eine altbair. Orthographie, sondern wirklich eine ihr entsprechende stimmlose Aussprache vorliegt: slov. *škǒpa* „Schaube", *hervpri̯e* „Herberge", *u̯ópa* „Laube" (< abair. *skoup*, *heriperga*, *loupa*. Lessiak PBBeitr. 28, 112 f.). Auch čech. *pápež* „Papst" setzt abair. *pāpes* voraus. Im 11. Jahrh. ist dieses abair. *p* im In- und Auslaut nach Vokal sowie *l, r, n* zum schwach gebildeten *b* geworden, wie aus der in dieser Zeit wieder konsequent eintretenden Scheibung *b*, aber auch den slov. Lehnwörtern dieser Jahrh. zu ersehen ist: während *šīpa* „Scheibe" noch abair. *schīpa* voraussetzt, weisen wohl auch *šrībatə* „schreiben" und *rībatə* „reiben" noch undiphthongiertes *ī*, aber schon *b* auf. Die Diphthongierung beginnt im Südbair. am Ende des 11. Jahrh. und setzt sich im 12. Jahrh. durch. Weiterhin erfolgt im 13. Jahrh. Aufgabe des Verschlusses in derselben Stellung und Wandlung zum heutigen bilabialen *w* (vgl. mundartl. *hirwe* „Herberge").

In derselben Zeit, in der ein abair. *p* durch altslov. oder altčech. *p* wiedergegeben werden konnte, war es auch als Ersatzlaut für das *p* dieser Sprachen möglich. Dann mußte es aber inlautend in den genannten Stellungen den Wandel zu *b, w* mit-

machen, immer natürlich vorausgesetzt, daß es bis zum 11. Jahrh. übernommen wurde. Diese Erscheinung ist tatsächlich einigemal in steirischen und kärntischen ON. zu beobachten. Leibnitz 970 *Lipnizza* 1135 *Libniz* 1136 *Libeniz* 1138 *Libinizze* 1144 *Libeniz* > asl. **Līpьnića* „Lindenbach“ zeigt deutlich den im 12. Jahrh. eintretenden Übergang zu *b*, vgl. auch kärnt. Leibnitz, ma. *lœiwnəts*. Bei Stolling im Mürztale 1187 *Stulbenich* ca. 1300 *Stolnich* 1421 *Stolming* 1443 *Stolinkch* 1446 *das Stollnig* und Stullingereck, Gegend südwestl. D.-Landsberg 1443 *der Stulmig* 1471 *auf dem Stulbnigkh* 1478 *am Stulmegkh* 1484 *der Stulmyg* 1498 *der Stulbnikh, der alt Stulnikh* könnten Zweifel bestehen, ob slov. *stolba* „Stufe“ oder *stólp* „Säule“ vorliegen. Aber der čech. Flußname *Sloupnice*, ON. *Sloup*, die norddeutschen ON. Stolpen, besonders aber der in ältere Zeit zurückreichende Beleg des Stulmeckbaches nördl. von Schwanberg ca. 1070 *flumen Stulpnik* 1443 *die Stulbnikch* (Zahn ONB. der Steierm. 300, 450, 455) zeigen, daß asl. *stъlpъ* „Säule“ häufig in der Namengebung Verwendung gefunden hat. Die Feminina gehen auf **Stъlpьnika*, die Maskulina auf **Stъlpьnikъ* zurück. Der mundartliche bair. Wandel erfolgte über *stulpnikch, stulbnikch*, mit Assimilation *stullnikch*, mit Angleichung an die *ing*-Namen *stulling*, an die *-eck*-Namen anderseits *stulmeck*. In Kärnten gehört Lebmach 979 *Lebeniah*, später *Lepenach, Lebnah* zu slov. *lépen* „großes Blatt“ (< *lepénjach*, Lessiak Kärnt. Stationsnamen 81) und Preggam, mundartl. *prekkǫm* zu slov. *prekopa* „Graben“, (bair. **prekkopen* > *-ben* > *-m*). Lessiak PBBeitr. 28, 121 möchte diese Erscheinung teilweise dadurch erklären, daß der Akzent im Slov. auf der dem *p* folgenden Silbe lag, teilweise das *p* in nebentoniger Silbe stand. Auch lateinische Lehnwörter machen den Übergang *p* > *b*, *w* mit, vgl. lat. **capūtium, lapátium*, **tapētum* > oberkärnt. *khǫwəs* „Kraut“, *lǫwəsn* „Huflattich“, *tōwəch* „Teppich“, auch *ǫlbm* „Alpe“ (mhd. *albe*; Lessiak PBBeitr. 28, 117).

Nach dem Übergang von inlautendem *p* > *b* > *w* konnte dann für fremdes *p* in den erwähnten Stellungen nur die Geminata *pp* verwendet werden, vgl. kärnt. *pǫppl* „Pappel“, *khǫppl* „Kapelle“ (die Stellung vor *l* bewirkt allerdings auch sonst im Bair. Verhärtung).

Wenn in den aslov. Freisinger Denkmälern der Schreiber von II statt des slov. *p* oft *b* setzt (in den 54 vorhandenen Fällen steht 36 mal *p*, 18 mal *b*, davon 17 im Anlaut, z. B. *bak* = abg. *pakъ*, im Silbenanlaut *gozbod* = abg. *gospodъ*, sonst *gozpodi*, Braune PBBeitr. 1, 533), so erklärt sich diese Schreibweise aus der abair. Orthographie des 8.—11. Jahrh., wo auch im Anlaut *p* und *b* als gleichwertig gebraucht werden.

Prag — Ernst Schwarz

Etymologisches. 8. lett. *lānis.*

lett. *lānis* ‚unwegsamer Wald, Bruch', *lāņi* ‚Pfützen' (s. Ulmann-Bielenstein Wb. I *s. v.*), wird gewöhnlich mit lett. *lāma* ‚niedrige Stelle, Einsenkung auf dem Acker ohne Abfluß, Pfütze, Grube', lit. *lóma* ‚niedrige Stelle auf dem Acker' verbunden und als idg. Erbwort angesehen (so Berneker EW. *s. v. lomъ*, Walde EW.[2] 409 u. a.). Für die Wörter mit *m* ist das auch unzweifelhaft richtig. Sie sind indogermanisch und lassen sich mit lat. *lama* ‚Lache, Morast, Sumpf', slav. *lomъ* ‚sumpfiger Ort' usw. verknüpfen. Skeptisch wird man aber bei lett. *lānis* usw., weil diese Form nur im Lettischen auftritt und dem Lit. und Apreuss. fehlt. Ich halte es für ein Lehnwort aus den obliquen Kasus von estn. *laaź*, G. *laane*, 1. ‚dichter Laubwald auf feuchtem Boden', 2. ‚ausgedehnte Fläche, Einöde' (s. Wiedemann Estn. Wb. 472).

Das estnische Wort kann unter keinen Umständen aus dem Lettischen entlehnt sein, da es im Finnisch-Ugrischen weit verbreitet ist. Vgl. das lautgesetzlich genau entsprechende finn. *lansi* (*lante-*) ‚niedrig gelegenes Land', finn. *lantea* ‚niedrig', *lantua* ‚langsam sinken, niederfallen', mordw. *lańd'a* ‚sich setzen, sich senken', wotj. *lud* ‚Feld, Opferhain', syrjän. *lud* ‚Wiese, Waldwiese, Weide', s. Paasonen Beiträge zur finnisch-ugrisch-samojedischen Lautgeschichte (Budapest 1917) S. 37 und 85. Die Wortsippe gehört ohne Frage zum ältesten Bestande des Finnisch-Ugrischen, da Paasonen a. O. dafür auch samojedische Entsprechungen nachgewiesen hat: jurak-samojed. *lamdo* ‚niedrig' usw.

Berlin — M. Vasmer

Besprechungen

Die altrussische Kunst in der wissenschaftlichen Forschung seit 1914

Teil 1.

Literaturbericht über altrussische Kunst seit 1914.

Im Laufe der letzten 10 Jahre ist in Rußland sehr viel für eine wissenschaftliche Geschichte der altrussischen Kunst gemacht worden, und man kann sich auch nicht genug freuen, daß die abendländischen Forscher mit Interesse an dieses neue Gebiet der mittelalterlichen Kunstgeschichte herantreten und die Ergebnisse der letzten Forschungen russischer Kunsthistoriker kennen lernen. Nun soll aber von Anfang an gesagt werden: wie anziehend und künstlerisch wertvoll an sich die neuentdeckten Werke der altrussischen Kunst sein mögen, so bleibt doch an den Untersuchungen, die bisher diesen Denkmälern gewidmet waren, noch vieles auszusetzen. Die wichtigsten von den letzten Entdeckungen sind noch unediert; und wer weiß nach wieviel Jahren das gesamte in Rußland verborgene Material dem freien Urteil sowohl der einheimischen als auch der ausländischen Forscher zugänglich werden wird. Der größte Teil der hier notierten Werke gehört den ersten 5 Jahren an, die wichtigsten Entdeckungen aber — der zweiten Hälfte dieser Periode, als die Veröffentlichung spezieller Studien ins Stocken geraten war. — In der folgenden Übersicht werden nur die wichtigsten Publikationen und Aufsätze erwähnt, die auch für die Orientierung der abendländischen Forscher wichtig sind; einige provinzielle Ausgaben fehlen auch in den öffentlichen Bibliotheken Moskau's, sie werden bloß notiert.

I. Allgemeines, einzelne Gegenden und Zeitabschnitte.

An erster Stelle soll D. AINALOV's История древне-русского искусства, Petersburg 1914, erwähnt werden, deren I. Bd. Kiew behandelt. Es sind eigentlich Vorlesungen, gehalten an der Petersburger Universität, aber die Gründlichkeit, mit der der Verfasser seine Aufgabe faßte, macht sie zu einer der wichtigsten Quellen für das Studium der altrussischen Kunst. Es werden vor allem die Nachrichten über die älteste Kunst Rußland's in vorchristlicher Zeit nachgeprüft, sodann wird

das Vorhandensein nicht nur von heidnischen Götzenbildern, sondern auch von Tempeln festgestellt. Der Darlegung des byzantinischen Einflusses in der Kunst Kiew's geht eine ausführliche Untersuchung der Verbindungen russischer Fürsten mit Byzanz voraus; dadurch erhält die kunstgeschichtliche Besprechung einzelner Werke eine breite kulturgeschichtliche Grundlage. Der Hinweis auf die Ähnlichkeit der Mosaiken der Sophienkathedrale mit den Mosaiken von Saloniki (hlg. Demetriusbasilika, nicht Georgskirche!) ist sehr wertvoll; dort finden sich auch die übermäßig großen Augen, die in der Sophienkathedrale auffallen; aber kaum ist es möglich, diesen Kunstgriff durch die Absicht zu erklären, sie auch bei Fernsicht deutlich und sichtbar zu machen; denn ähnliche Deformationen finden sich auch in den auf Nahsicht berechneten gleichzeitigen Werken, und sie sind dem Wunsche entsprungen den Gesichtern eine übersinnliche Ausdruckskraft zu verleihen. Weitere Bände von Ainalov's Geschichte (vgl. noch Известия Таврич. Архивн. Ком. 57. 1920) sind noch nicht erschienen. Einen kurz gefaßten, die Ergebnisse früherer Forschungen zusammenfassenden, im Grunde aber sehr selbständigen Abriß liefert A. Nekrasov: „Конспект курса истории древне-русского искусства“ (Moskau 1917), dem drei Hefte mit Abbildungen der im Texte erwähnten Werke beiliegen. Trotz einer Reihe von Versehen ist der Text wegen der methodischen Seite und der gleichmäßigen Berücksichtigung der wichtigsten Denkmäler wertvoll. Bedenken erregt aber vor allem, daß den äußeren Einflüssen — vor allem den abendländischen — eine zu große Bedeutung zugewiesen, die innere und selbständige Entwicklung aber vernachlässigt wird; so werden die deutschen Magdeburger Türen in Novgorod ausführlich besprochen, obgleich sie ganz zufällig nach Novgorod kamen und in keinem Zusammenhange mit dessen Kunst stehen (dasselbe auch bei Réau), dagegen wird die Ikonenmalerei sehr kurz behandelt. Eine kurze, rein sachliche Zusammenstellung der Denkmäler findet sich bei N. Pokrovskij. Церковная археология в связи с историей христианского искусства. Pburg 1916 (417 Abb., 226 S.). Allgemeine Angaben und einige wertvolle Aufnahmen (z. B. der Kirche aus dem 12. Jahrh. in Ovruč vor der Restauration von A. Šusev [vgl. Grabar I 153 sqq.], welche anschaulich zeigt, daß der ganze obere Teil des Gebäudes modern und nicht in den Ruinen begründet ist) finden sich bei D. Bagalej, Исторuи России I (bis Ivan III), Moskau 1914, (VIII + 513 S. mit viel. Abb.). Th. Schmitt, Программа по исторiи искусства русскаго, курсъ 1915—1916 г. Записки Импер. Харьковскаго Унив. X 1, 1916, S. 1—8 enthält eine kurzgefaßte allgemeine Bibliographie, nach Problemen und Zeitabschnitten geordnet.

Im Gegensatz zu den beiden zuerst besprochenen Werken ist die 1923 in Berlin erschienene „История русского искусства“ von V. Nikolskij (S. 237 u. Abb.) völlig unbefriedigend; eine auf der Höhe der neuen Forschung stehende Geschichte der altrussischen Kunst — darauf wird in P. Muratov's Vorwort Anspruch erhoben — ist es keinenfalls; denn der Verf. hat weder selbständig die Denkmäler durchgearbeitet, noch

kennt er die Ergebnisse der letzten erschienenen, wie auch der wegen äußerer Umstände unedierten Studien. In seiner Darstellung stößt man auf ungeheure Lücken: z. B. sind die vielen Baudenkmäler Südrußlands, nach dem Verf., alle zu Grunde gegangen (S. 69—70) während sie wertvolle Aufschlüsse gewähren und wenigstens die Grundrisse aller veröffentlicht sind. Wenn der Verf. eine Theorie in der Literatur vorfindet (z. B. kaukas. Einflüsse in der südruss. Baukunst bei Schmitt, oder der novgoroder Ursprung von Rublev bei Muratov usw.) nimmt er sie ohne Kritik auf. Die kunstwissenschaftliche Methode beherrscht der Verf. nicht und kann nicht einmal eine Stilanalyse durchführen. Einerseits ist der Verf. von den Denkmälern entzückt, andererseits verliert er sich in Einzelheiten und im Technischen; im Vergleich mit seiner 1915 erschienenen Исторія русскаго искусства I, findet sich hier kaum irgend ein Fortschritt.

Die abendländischen Verf. von Werken über altrussische Kunst befinden sich in einer schwierigen Lage. Sie stellen sich gewöhnlich die dankenswerte Aufgabe, die Ergebnisse der in russischer Sprache erschienenen Untersuchungen zu vereinigen und dem Ausländer zugänglich zu machen; es werden aber eo ipso auch alle die Unzulänglichkeiten der russischen Publikationen ohne Kritik aufgenommen, so daß ein zufälliger Fehler einer russischen Arbeit nach einigen Jahren im Auslande als etwas ganz Sicheres vorgetragen wird. Das gilt vor allem von L. Réau's sorgfältigem: „*L'art russe*", Paris, H. Laurens, 1921. (387 S. und 104 Taf.). Er hat sich Grabar's unbeendete russ. Kunstgeschichte zum Führer gewählt: deshalb finden wir in seinem Abbildungsmaterial kein einziges altrussisches Handschriftornament und keine Miniatur, obgleich diese sehr oft datiert sind und abgesehen von ihrem künstlerischen Wert, wichtige Aufschlüsse über die Entwicklung der Ikonenmalerei geben; deshalb fehlen Stickereien des 14.—16. Jahrh.; von der altrussischen Plastik heißt es, sie existierte überhaupt nicht usw. Was die selbständigen Versuche Réau's anbetrifft, so erregt vor allem die Aufnahme der antiken Kunst Süd-Rußland's Widerspruch, deren Zusammenhang mit der eigentlich russischen Kultur nicht bewiesen werden kann. Weshalb hat Réau die prähistorischen Funde nicht behandelt? Sein Werk hieße in diesem Fall: Kunstdenkmäler auf dem Boden des heutigen Rußland. Auch die Behandlung der Kunst von Suzdal im Abschnitt „Moskau" ist gezwungen. Die Bezeichnung der Malerei des 15. Jahrh. (II. Partie) als „L'art byzantin à Kiev et à Novgorod", zeigt, daß dem Verf. die selbständige Entwicklung der russischen Kunst im Rahmen der aus Byzanz entlehnten ikonographischen Voraussetzungen, entgangen ist. Wir stimmen Réau's Bedenken zu, wenn er die Hypothesen des kaukasischen Einflusses in Kiev und des italienischen — in der Ikonenmalerei des 14.—15. Jahrh. anzweifelt. In der Baukunst will Réau das selbständige in den aus der Holzbaukunst stammenden Formen sehen; eine ausführliche Stilanalyse der Kunstwerke selbst im Vergleich mit den byzantinischen Vorlagen könnte aber am besten das

spezifisch Russische in allen den auch ihn entzückenden Werken erweisen; bis jetzt wird es aber nur dunkel empfunden. In dieser Hinsicht ist das kleine Buch desselben Verf.s „*Russie. Art ancien*". (L'art et les artistes" 1917) viel einheitlicher und weitaus innerlicher, um so mehr da es keinen Anspruch darauf erhebt, eine Geschichte der altrussischen Kunst zu sein; auch die Abbildungen sind hier sorgfältiger. (Vgl. noch L. RÉAU „*Les charactères généraux de l'art russe*" „Revue de synt. hist." XXX. 1920, 171—84.)

Die Einführung von F. HALLE zu den nach GRABAR, LICHAČEV und nach sehr wertvollen Aufnahmen der Steindekorationen in Vladimir-Suzdal verfertigten Tafeln, die als II. Bd. der Serie Orbis pictus (E. WASMUTH) 1921 unter dem Titel „*Altrussische Kunst*" erschienen sind, behandelt hauptsächlich die altrussische Ikonenmalerei, stellt sich aber eine recht schwierige Aufgabe, das innere Wesen der russischen Kunst zu definieren. Mit einem Schlage läßt sich das aber nicht so leicht tun; in der Tat, die Gegenüberstellung der ernsten Religiosität der auf russischen Boden entstandenen byzantinischen Werke des 11.—12. Jahrh., und der Freudigkeit der national-russischen Ikonen des 15.—16. Jahrh. vernachlässigt die Tatsache, daß diese letzteren nicht nur mit dem 11.—12. Jahrh., sondern vor allem mit der Renaissance im Zeitalter der Paläologen verglichen werden müssen, die die frühere düstere Stimmung aufgehoben hat. Solch ein Vergleich könnte eine schärfere Bestimmung der altrussischen Kunst bringen. Auch die Ähnlichkeit der Soester Heiligenbilder des 13. Jahrh. mit denjenigen von Novgorod des 15.—16. Jahrh. hätte sich bei näherer Untersuchung als Folge einer parallelen Entwicklung der von Süden mitgebrachten Vorlagen im Norden erweisen müssen. Die Werke von A. ELIASBERG „*Russische Kunst*". Ein Beitrag zur Charakteristik des Russentums. (München 1915. 120 S. u. 89 Abb.) (Rez. Monatsschr. f. Kunstw. 1916. S. 269) und von FR. TÁBORSKÝ „*Ruské umění*" (Prag, Verl. Štenc.) sind uns nicht zugegangen; wir wissen nicht, ob das erstere dieser Werke, worauf K. WÖRMANN in der 2. Auflage seiner „*Geschichte der Kunst*" Bezug nimmt, ihm so schlechte Dienste erwiesen hat; denn die der altrussischen Kunst gewidmeten Abschnitte dieses sonst vortrefflichen Werkes sind von ärgerlichen Fehlern nicht frei (der Novgoroder Panagiar v. 1436 wird als ein Taufbecken bezeichnet u. a.). H. GLÜCK ließ sich in dem Kapitel „Osteuropa. Kloster und Volk" des Buches „*Die christliche Kunst des Ostens*" (Berlin. 1923. Bd. VIII. der Serie „Die Kunst des Ostens" von W. COLM) von der bisherigen Literatur nicht irreführen, und tritt an die Denkmäler unmittelbar heran; in der Tat ist es ihm gelungen, einiges, so z. B. den volkstümlichen Geist, der in schroffem Gegensatz zu der Raffiniertheit der byzantinischen Kunst steht — aus ihnen heraus zu lesen; aber auch hier äußert sich der Mangel an einer Vorarbeit in mancherlei Fehlern. Griechische Ikonen Taf. 117 u. 120 gelten für russisch (dasselbe auch bei F. HALLE), als Dreieinigkeitsbild von RUBLEV wird eine spätere Ikone desselben Klosters abgebildet (Taf. 116).

Wertvolle Gedanken finden sich in der Skizze von A. GRABAR. Начало русского искусства. „Звено". Paris, 27. Okt. 1924. GRABAR verweist auf die Tatsache, daß die Feststellung der fremden Einflüsse das Wesen der altrussischen Kunst nicht berührt. Verf. spricht von der grundlegenden Gegenüberstellung der Konstantinopolitanischen Schule des 10.—12. Jahrh., die bewußt das antike Ideal zu erreichen strebte, und der gesamten gleichzeitigen außerkonstantinopolitanischen Kunst, in der die antike Tradition frei fortlebte. Beide Richtungen sind auch für die russische Kunst maßgebend.

Einem Zeitabschnitt — der Kunst des großfürstlichen Kiev — ist TH. SCHMITT's Искусство древней Руси-Украины. Charkov. 1919. (112 S. u. 25 Abb.) gewidmet. Der im Buche durchgeführte Standpunkt, wonach in der ukrainischen Holzbaukunst des 17. Jahrh. eine vorbyzantinische Tradition zu sehen sei, ist gezwungen den gemeinsamen Ursprung dieser Baukunst mit derjenigen Nordrußlands anzunehmen. Somit kann die Forschung auf vergleichenden Studien der Denkmäler selbst fußen. Das Ergebnis muß aber ablehnend ausfallen, es besteht keine Möglichkeit die Holzbaukunst des russischen Nordens von der ukrainischen herzuleiten, die vom Verf. als primär betrachtet wird. In der Besprechung der vormongolischen südrussischen Baukunst und Malerei wird deren kaukasischer Ursprung angenommen. Der Verf. aber, bestrebt die Baukunst und die Malerei als Kunstwerke zu behandeln, verweilt auf rein äußerlichen Einzelheiten, ikonographischen Bemerkungen und historischen Nachrichten, die schon früher in dem Aufsatz „Заметки о поздне-византийских храмовых росписях" „Визант. Временник" XXII 1916 S. 62—126, dargelegt waren, und gibt keine eigentliche Stilanalyse der Denkmäler. So weit er aber auf diese letzteren eingegangen ist, stehen seine trefflichen Bemerkungen über die Köpfe der Kirchenväter der Sophienkathedrale und deren illusionistische und porträthafte Züge (S. 53) in gar keinem Zusammenhang mit der kaukasischen Hypothese. Denn es ist hellenistisches, aus Byzanz übernommenes, wenn auch von orientalischen Zügen nicht freies Erbe, im Kaukasus findet man nichts Ähnliches. Kaum zutreffend ist auch die Bewertung der ausgezeichneten Mosaiken des Michaelklosters. Sind es vergrößerte Miniaturen in der Art des Cod. 74 der Pariser Nationalbibliothek? Wir schlagen vor, den Christus der Eucharistie (links) mit der in gleicher Wendung dargestellten Gestalt des Heilands der Anastasis in Daphni zu vergleichen, um den richtigen Weg einer kunstgeschichtlichen Untersuchung der Wurzeln dieses Stils zu betreten.

Drei Büchlein von A. NEKRASOV „Псков" (Moskau, 1923. S. 74 u. Abb.), „Великий Новгород" (1924. S. 95 u. 99 Abb.), „Подмосковныя Александрова Слобода, Коломенское, Измайлово" (1923. S. 68 und 20 Abb.), bieten weder im Abbildungsmaterial, noch in ihrem Inhalt (namentlich gilt das für die zwei ersten Bücher) viel Neues im Vergleich mit dem oben notierten Конспект. Es sind einzelne Beobachtungen über die an einem Ort zuweilen zufällig vereinigten Kunstwerke, die

mit den allgemeinen kunsthistorischen Ansichten des Verf.s kein einheitliches Bild der Kunst einer Stadt ergeben können. Weit ferner hält sich von kunsthistorischen Aufgaben das Buch von Šamurin „Великий Новгород" (1914. Moskau), dessen Aufnahmen aber zu beachten sind.

Reiseeindrücke aus dem Gebiet von Suzdal-Vladimir und eine Anzahl von unedierten Aufnahmen brachte A. Nekrasov „Из Суздальско-Владимирских впечатлений" (Sredi Kollekcionerov. 1924 N. 3—4 S. 29—34 u. N. 5—6. S. 33—41). Hier wird der Versuch gemacht, die Entwicklung der Baukunst auf diesem Gebiet zu verfolgen; in der Besprechung der romanischen und orientalischen Einflüsse (N. 5—6. S. 34) wäre vor allem auch der örtliche Charakter der Skulpturen zu berücksichtigen, hat doch Kondakov schon längst die spezifisch russischen Züge dieser Werke erkannt, die nur sehr ferne Vorläufer in den anderen Ländern haben.

Es sei noch die Schrift von A. Nekrasov „Костромская область в истории древне-русского искусства" Труды Костр. Научн. Общ. по ист. мест. края XXX S. 1—12 Kostroma 1923 erwähnt. Der Verf. sagt selbst, daß die Studie keine neuen Forschungen im Gebiete der Denkmäler, und keine systematische Übersicht der lokalen Altertümer gibt, sondern der Gegend ihren Platz in der Geschichte der altrussischen Kunst zu weisen und die wichtigsten Probleme der weiteren Studien anzudeuten, bestrebt ist. Der Aufsatz gibt einzelne fragmentarische Bemerkungen und noch mehr Vermutungen ohne ein Gesamtbild zu ergeben. Uns scheint es, daß eine Berücksichtigung einer Anzahl an Ort und Stelle erhaltener Kunstwerke mehr positive und allgemeine Aufschlüsse liefern könnte. Der Aufsatz ist leider von Fehlern im einzelnen nicht frei (die Türen Lichačev's, vgl. unten, gehören dem 14. Jahrh. an usw.).

Nordrußland hat N. Makarenko „Путевые заметки и наброски о русском искусстве I. Белоозерский край" (1914) und Искусство древней Руси у Соли Вычегодской (1917) besucht. Seine Publikationen geben aber kaum mehr als Bemerkungen zu den zufälligen, aber im ersten Buch sehr gelungenen Abbildungen. Unverständlich bleibt es uns, wie Verf. in Bělozersk das wichtigste Denkmal — die Kathedrale des 16. Jahrh. — nicht gesehen hat. Das letztgenannte Buch muß mit großer Vorsicht benutzt werden: es werden völlig übermalte und entstellte Ikonen unkritisch wiedergegeben (Verkündigung und ein hl. Krieger in der Kathedrale); andere vortrefflich erhaltene Werke fehlen (Marienlegende des 17. Jahrh., Barlaam und Prokopios 1544 datiert in der Borisoglěbskaja Kirche). Eine größere Publikation Север в истории древне-русского искусства" gehört J. Jevdokimov an (Vologda, 1921. 230 S. u. 48 Abb.). Die allgemeinen kunstgeschichtlichen Ansichten dieses in weitschweifig affektiertem Ton gehaltenen Buches sind Grabar entlehnt, nicht dem reichhaltigen dem Verf. zur Verfügung stehenden Material entnommen. Hier findet man die Hypothese eines starken Einflusses der Holzbaukunst auf die Steinbaukunst; die Behand-

lung der letzteren ist nichts als eine rein zufällige Beschreibung einzelner Denkmäler. Dasselbe gilt von den Abschnitten über Plastik und Malerei. Statt eine positive Untersuchung einer Reihe von wertvollen z. T. datierten Ikonen zu geben, die Aufschlüsse über das Selbständige der Vologdaer Schule geben können (z. B. v. J. 1549 Vladimirskaja, eine schöne Ikone Johannis des Theol. und seines Lebens des 17. Jahrh. in der gleichnamigen Kirche usw.), verfällt der Verf. in einen sentimentalen Ton, der weder einen künstlerischen Selbstwert, noch die Möglichkeit wissenschaftlichen Fortschrittes in sich birgt (Bespr. v. ŽIDKOV „Печать и Революция" 1922, 333). Wir notieren noch zwei wertvolle Cicerone: J. L. TOMSKIJ Путеводитель по Сѣверу Россіи (Solvyčegodsk, 1920) und A. SVIRIN Сергіевскій Ист. Худ. Музей (die ehemalige Sergievo-Troickaja Lavra, Moskau 1925. 1—93 und eine Anzahl wertvoller Aufnahmen).

Weitere Möglichkeiten hätte der Forschung ein leider aufgehobenes Unternehmen des verstorbenen B. VON EDING eröffnet. Von seiner Serie von Aufnahmen der wichtigsten Denkmäler mit kurzem erläuterndem Text dazu „Художественное достоянiе России" ist nur die I. Lief. erschienen (1918 Moskau). Sie enthält schöne Abbildungen der Apsiden der Koimesiskathedrale in Rostov und die bis jetzt unedierte Fassade der Johannis-Kirche des Kyrillos-Klosters (1530—4); sodann eine Ikone des Erzengels Michael aus dem Ende des 14. Jahrh. in Rostov und der Gottesmutter Hodegetria im Kyrillos-Kloster. Sie wurde 1919 gereinigt und befindet sich im Moskauer Historischen Museum.

Die Periode der aktiven Restaurationstätigkeit, die sich in den ersten Jahren der Revolution breit entfaltete, mußte den Weg der früheren Forschung betreten, um die sich eröffnenden Möglichkeiten auszunutzen. Wir verweisen auf folgende Notizen, die einige Nachrichten über Art und Weise solcher Arbeiten enthalten ANISIMOV „Известия Общ. Археол. при Казанск. Унив." 1920. XXX. 274. GRABAR daselbst 281—6. SYČOV „Наука и ее работники" 1921 N. 4. 25—8; PORFIRIDOV „Казанский Музейный Вестник" 1921 N. 3. 121—8; ŽIDKOV Среди Коллекционеров 1922 N. 4 p. 71; Дѣла и дни I. S. 353—64. B. ADLER. Das Museumwesen in Rußland während der Revolution. Museumkunde XVII. G. LUKOMSKIJ. Les Musées d'Etat en Russie. „Revue de l'art anc. et mod." 1925 Febr. p. 92—100 u. August p. 247—52. Bibliographische Notizen über die hier behandelten Fragen finden sich in der Библиографическая летопись" I. 30—36, II. 27, III. 26—33 von D. AINALOV und Древний мир I. 5 von A. NEKRASOV, sodann in den Zeitschriften: „Светильник" 1914—15, „София" 1914—15, „Русская Икона" 1914—15, Печать и Революция" 1918—26. Kritische Berichte „Probleme der byzantinischen und russischen Kunstgeschichte" brachten über Architektur N. BRUNOV („Belvedere" 1925 [6]. Forum S. 49—57) und über Malerei M. ALPATOV („Belvedere" 1924. Dec. Forum 84—91); auch dieselben im Jahrbuch für Kunstwissenschaft (im Erscheinen).

II. Baukunst.

Für die unzähligen, in Rußland erschienenen Beschreibungen einzelner Städte, die eine geschichtliche Bedeutung haben und Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst bewahren, oder eines einzigen Baues, ist die Zusammenstellung historischer Nachrichten typisch, der eine völlig unkritische und rein äußerliche Beschreibung der Denkmäler selbst beigefügt ist. Auch die Büchlein von E. Nelidova Киев Petersburg 1915 und A. Ikonnikov Киев Kiev 1915 enthalten nicht mehr als populäre historische Beschreibungen. Demgegenüber ist der Führer von K. Šerockij Киев Kiev 1918 (II + 346 + X, mit vielen Abbildungen) für den Kunsthistoriker von großer Bedeutung, obgleich er auch eine große Anzahl Einzelversehen enthält. Das Buch gibt eine von einem Fachmanne zusammengestellte Beschreibung aller erhaltenen Reste der vormongolischen Periode, faßt die Ergebnisse der neuesten Forschungen zusammen und veröffentlicht mehrere wichtige unedierte Grundrisse. Es hat noch dadurch erhöhte Bedeutung bekommen, daß die in Rußland während der letzten zehn Jahre erschienene Literatur nur in geringem Grade die geleistete Arbeit im Gebiete der Geschichte der altrussischen Baukunst widerspiegelt. Für die letzte Zeit liegt die Erklärung in der völligen Einstellung der Drucklegung in unserem Gebiete. Aber auch in den vorhergehenden Jahren sind die unternommenen Forschungen nicht genügend veröffentlicht worden. Der Grund liegt im Vorherrschen der Architekten mit ihrer höchst wertvollen monographischen Behandlung der einzelnen Denkmäler. Es wird gewöhnlich der „völlige Abschluß“ der Arbeit abgewartet und dadurch die Publikation in die Länge gezogen oder überhaupt auf die Veröffentlichung verzichtet, da das Interesse für Fragen der Restauration überwiegt und die Arbeit am Denkmal selbst als Hauptsache gilt, die kunstwissenschaftlichen Probleme aber eine untergeordnete Stelle einnehmen. Leider ist die Erkenntnis des großen Schadens, der dadurch der Wissenschaft verursacht wird, noch nicht durchgedrungen. An Beispielen fehlt es nicht. Die Sophien-Kathedrale von Novgorod wurde von Suslov restauriert, der Bericht blieb unveröffentlicht, Suslov ist seitdem gestorben, es besteht jetzt keine Möglichkeit, den Lauf der Arbeiten festzustellen. Die Desatinnaja-Kirche wurde von D. Milejev teilweise ausgegraben; das nach seinem Tode gebliebene Material ist zerstreut und unzugänglich. P. Pokryškin hat eine außerordentlich große Arbeit geleistet und war einer der besten Kenner der altrussischen Baukunst. Es besteht keine Hoffnung, die ausführlichen Berichte über die von diesem Architekten durchgeführten Restaurationen einmal gedruckt zu sehen. Es herrscht eben auch bei den zur Zeit arbeitenden Architekten, die gleichzeitig auch Kunsthistoriker sein wollen, also Unvereinbares zu umfassen versuchen, eine Furcht, dem Kunsthistoriker ihr Material zu zeigen, es entsteht somit eine für die Sache schädliche Konkurrenz an Stelle einer fruchtbaren Zusammenarbeit. So kommt es,

daß die bei Šerockij sich vorfindenden kurzen Bemerkungen oft die einzige Quelle für die Bekanntschaft mit den ausgeführten Arbeiten in Kiev sind. So ist die Beschreibung des Goldenen Tores vor 1037 wichtig, in der die einzelnen Bauperioden der spärlichen Reste geschieden werden. Über die Sophien-Kathedrale handelt S. 27—73. Die von Morgilevskij (vgl. unten) entdeckten Strebehalbbogen werden schon hier erwähnt. Von abendländischen Zügen kann, m. E., in der ursprünglichen Sophienkirche nicht geredet werden, auch nicht in den vormongolischen Anbauten. Wichtige Tatsachen, die letzten Ausgrabungen betreffend, findet der Leser bei der Besprechung der Deśatinnaja-Kirche (noch aus dem 10. Jahrh.), wobei die Feststellung wichtig ist, daß der Bau ursprünglich nur drei Schiffe besaß. Sollte der nach 1017 hinzugefügte Umgang nicht von der Sophienkirche ähnlichen Strebehalbbogen gebildet gewesen sein? Das hätte damit zusammenhängen können, daß auf die ursprüngliche Basilika eine Kuppel aufgesetzt wurde. Von der Basiliuskirche 1189 wird ein neuer Grundriß gegeben mit Aussonderung der späteren Anbauten. Die Leisten auf den Absiden gehören jedoch dem ursprünglichen Baue an. Wichtig ist der Grundriß der Kathedrale des Michailovskij-Klosters mit dem vor Kurzem gefundenen, zur Zeit nicht mehr bestehenden runden Turm und der Nebenkirche: danach wäre die Kathedrale des Antonius-Klosters in Novgorod ausgeführt. Auch die Beschreibung der Koimesiskirche im Podol (1131 bis 32) und der des Kyrill-Klosters (1140) enthalten wichtige Bemerkungen. Die Vermutung einer sich auf Holzbalken stützenden Empore in der erstgenannten Kirche ist nicht begründet. Sehr wichtig ist die Beschreibung der Berestovskaja-Kathedrale, der beiden alten Kirchen der Pečerskaja-Lavra und der Vidubickaja-Kathedrale, wobei die beigegebenen Grundrisse mit Ausscheidung der Bauperioden wichtig sind. Über das Buch von G. Lukomskij Kiev, München, 1923 (deutsch) vgl. Byz. Zeitschr. XXV S. 232—233. Unter den Tafeln finden sich auch Aufnahmen der Bauten des 11.—12. Jahrh. (z. B. Sophien-Kathedrale Taf. zu S. 7, Taf. 1—11, Absiden der Kathedrale des Michael-Klosters Taf. 27, die der Lavra-Kirche Taf. 36, die Berestovskaja-Kirche Taf. 44, 123, die Kirche über den Toren der Lavra Taf. 46, 47, Kirche des Kyrill-Klosters Taf. 76—78 und des Vidubeckij-Klosters Taf. 110).

Zwei kurze Bemerkungen in den Извѣстія Археологической Коммиссіи bieten wichtige Tatsachen. Im Jahrg. 1914 ist die Beschreibung der Arbeiten in der Deśatinnaja-Kirche gegeben (S. 48—62), im Jahrgang 1918 (167—8) ein Grundriß der Irenen-Kirche, welche die für die byzantinische Baukunst seltene Form der fünfschiffigen Kreuzkuppelkirche aufweist. Die Deśatinnaja-Kirche wird außerdem eingehend von Th. Schmitt Заметки о поздневизантийских храмовых росписях Визант. Временник XXII, 1916, S. 103—112, behandelt, der an eine basilikale Form denkt. Die Holzbalken in den Fundamenten sprechen weder für russische Holzbaumeister noch für kaukasischen Einfluß und finden sich auch in der römischen Baukunst.

Wichtige Beobachtungen über die Architektur der Sophien-Kirche gibt N. Okunev. Крещальня Софийского собора в Киеве. Сборник в честь Д. В. Айналова, Pet. 1916, S. 113—137 (Abb. 37—41, Taf. XXII—XXVIII). Eine eingehende Analyse der aus verschiedenen Bauperioden stammenden Wände eines kleinen an die südliche Partie der Westwand der Kathedrale anstoßenden Raumes führt den Verf. zum richtigen Schluß, daß das ursprüngliche fünfschiffige Gebäude von einer offenen Gallerie umgeben war und daran noch in der vormongolischen Periode eine zweite offene Gallerie angebaut wurde. Sehr wichtig ist die Heranziehung der von J. Smirnov veröffentlichten Zeichnungen von 1651 (Труды XIII. Археолог. Съезда в Екатеринославе II. Moskau 1908), welche die Kathedrale darstellen. Der Schluß, die Sophien-Kathedrale sei aus der Vereinigung orientalischer, byzantinischer und abendländischer Eigentümlichkeiten entstanden, kann nicht aufrecht erhalten werden, die zu diesem Schlusse führenden Betrachtungen sind zu flüchtig, geben jedoch neue Zusammenstellungen im Gegensatz zu N. Palmov. К предстоящей реставрации Киево-Софийского собора. Kiev 1915, der nur alte Anschauungen wiederholt. Eine eingehende Erforschung der Sophien-Kathedrale wurde von I. Morgilevskij durchgeführt, jedoch noch nicht veröffentlicht. Vergl. vorläufig darüber Th. Schmitt. Объ изслѣдованіи и изданіи памятниковъ древнерусскаго искусства. Наука на Украинѣ. Charkov 1922 N. 3 S. 125 bis 145. I. Morgilevskij. Об изучении Софийского Собора в Киеве. Русское Искусство I. Berlin 1923, S. 85 sqq. und N. Brunov. *Probleme der byzantinischen und russischen Kunstgeschichte.* Belvedere (6) 1925, Forum, S. 51—2. Für die Datierung der Sophien-Kathedrale sind die Ausführungen von D. Ainalov. К вопросу о строительной деятельности св. Владимира. Сборник в память св. равноапост. князя Владимира 1. Pet. 1917, S. 21—39 grundlegend, welcher bewiesen hat, daß die Kathedrale um 1017 gegründet war. (Vgl. V. Zavitnevič. К вопросу о времени сооружения храма св. Софии в Киеве. Труды Киевской Духовной Академии 1916).

Ein weiterer für die Geschichte der byzantinischen und russischen Baukunst höchst wichtiger Bau ist die Erlöser-Kathedrale von Černigov (um 1036). N. Petrov widmet ihr mehrere Schriften О черниговском Спасо-Преображенском соборе и его архитектурных особенностях. Светильник 1914 N 9—12, S. 110—114. Unter demselben Titel in den Труды Киевской Духовной Академии 1917 LVII I—II, III, S. 21—44, 183—196 (unbeendet). Черниговское церковное зодчество XI—XII в. Černigov 1915 (52 S. 16⁰), deren Hauptteil die Erlöser-Kathedrale behandelt. Die Studien geben eine sorgfältige Zusammenstellung der historischen Nachrichten und Literatur und vergleichende Studien der Formen der Kirchen von Kiev und Černigov. Es ist jedoch unmöglich, die Besonderheiten der Erlöser-Kathedrale als spezifisch für Černigov anzusehen und den Kiever Kirchen gegenüberzustellen. Der Verf. stellt eine sehr glaubwürdige Hypothese vom Zusammenhang der Kathedrale von

Černigov mit der zu Grunde gegangenen Gottesmutter-Kirche in Tmutarakań auf (1022, am Schwarzen Meer, unweit von Kertsch), die vom selben Fürsten Mstislav Udaloj gebaut worden ist. Die Vermutung, daß in Tmutarakań sich Elemente kleinasiatischer, konstantinopolitanischer und kaukasischer Architektur vereinigten, ist nicht annehmbar, da z. B. keine Tatsachen für den kaukasischen Einfluß sprechen und sich überhaupt in Tmutarakań keine eigenartige Schule ausbilden konnte. Eine eingehende Untersuchung der Kathedrale ist von Morgilevskij durchgeführt worden. Vgl. vorläufig I. MORGILEVSKYJ Про історично-архитектурний дослід над собором Спаса у Чернігові. (Записки історично-філологічного відділу Всеукр. Ак. Н. IV.) Kiev 1924, S. 244—5 und Belvedere (6) 1925, Forum S. 53—4.

N. MAKARENKO Древнейший памятник искусства Переяславского Княжества. Сборник в честь графини П. С. Уваровой, Moskau 1916, S. 373—404 (Abb. 1—19, Taf. A, Б, B.) behandelt die Reste der kleinen Michael-Kirche im Dorfe Starogorodka zwischen Kiev und Černigov 1098—1152 und bietet eine Beschreibung der Reste, ausgezeichnete Risse, nur die erhaltene Absis betreffend, von P. POKRYŠKIN und einige gute Photographien. Der von KONSTANTINOVIČ (Киевская Старина 1896) veröffentlichte Gesamtgrundriß des Baues müßte auch wiedergegeben werden. Eine kunsthistorische Besprechung fehlt ganz, obgleich das Denkmal für die altrussische Baukunst von Bedeutung ist. Wichtig ist die Form der nördlichen Nebenabsis, die im Inneren halbkreisförmig, im Äußeren rechteckig ist. Die Form ist für die Baukunst der Fürstentümer Polock und Smolensk charakteristisch und findet sich vereinzelt auch in Novgorod (Kirche der hl. Paraskovija 1156, wo gerade die Nordabsis diese Form aufweist, der ihr südlich entsprechende Raum, wie in Starogorodka, auch im Inneren rechteckig ist). Die Gesamtformen der Bauten zwingen jedoch für West- und Nordwestrußland eine Beeinflussung vom Abendlande her anzunehmen, für Starogorodka kleinasiatischen Einfluß (nicht kaukasischen wie vermutet wird).

Eine erschöpfende Zusammenstellung der Literatur gibt die ausgezeichnete Studie N. POLONSKAJA. К вопросу о христианстве на Руси до Владимира. Журнал Министерства Народного Просвещения. N. S., LXXI, 1917 Sept., S. 33—80, wo auch die Frage von den ersten Kirchen in Kiev und der Bedeutung der Zusammenhänge mit Tmutarakań erörtet werden. Wichtig ist der Hinweis auf die Ausbreitung des Christentums in der Zeit vor Vladimir hauptsächlich in den Volksmassen. Es sei noch der Aufsatz von N. PETROV. Ученые труды по изследованию новооткрытых в Киеве Звериницких пещер. Известия Отд. русск. языка и словесности Росс. Акад. Наукъ XXII, 2, 1917, notiert.

Auch jetzt noch muß behauptet werden, daß die südrussischen Denkmäler des 10.—12. Jahrh. eigentlich noch nicht in die Geschichte der byzantinischen Baukunst eingeführt worden sind. Die von vielen wiederholte Behauptung von STRZYGOWSKI, die Kiever Sophien-Kathe-

drale stamme aus dem Kaukasus, welcher sich auf den Vergleich mit der Kirche von Mokvi stützt (Armenien, S. 878—9), muß bis zu einem gewissen Grade gerade dadurch erklärt werden, daß die beiden Denkmäler in Westeuropa nur nach ungenügenden Publikationen bekannt sind. Das gilt auch für die bei Millet. Ecole grècque 1916 geäußerten Ansichten. Das Problem der Quellen der sich auf russischem Boden befindenden Bauten ist ganz besonders wichtig für die byzantinische Architektur, da sich in Byzanz ganz gleiche Bauten nicht vorfinden und somit die Möglichkeit entsteht, daß die ersten südrussischen Kirchen den Stil einer Gegend abspiegeln, deren Baukunst bis jetzt unbekannt geblieben oder untergegangen ist. Es ist sehr bezeichnend für die oben gestreifte Teilung der russischen Forscher in Architekten und Kunsthistoriker, wie gerade ein Architekt an dieses Problem herantritt. Die allgemeine Aufgabe von M. KRASOVSKIJ. Планы древне-русских храмов. Pet. 1915 (239 S., 106 Abb. — hauptsächlich Grundrisse und Schnitte), welcher eine zweimonatliche Studienreise im Sommer 1908 nach Konstantinopel, Smyrna, Athen und Saloniki unternahm, war es, die Grundrisse der byzantinischen Kirchen zu studieren, um Material zum Vergleich mit den Grundrissen der russischen Denkmäler zu gewinnen. Die gestellte Aufgabe ist an und für sich verfehlt, da KRASOVSKIJ's Studien nicht auf das Kunstwerk selbst, sondern auf ein von Architekten eingeführtes Abstraktum gerichtet sind, was ihn zu rein äußerlichen Zusammenstellungen führt. Die vom Verf. vorgeschlagene Klassifikation der byzantinischen Denkmäler in 9 Gruppen beruht auf Nebenmerkmalen und bringt für das Studium der Denkmäler nichts als eine Verwirrung. In den Kapiteln über die byzantinische Baukunst (I—VI, S. 1—171) bringt KRASOVSKIJ nichts Neues, weder für die byzantinische noch für die russische Baukunst. Dabei ist Verf. so wenig mit der Literatur bekannt, daß er die Basilika des Studiten-Klosters für die Johannes-Kirche im Hebdomon hält(!!!) und ähnliche „Versehen“ kommen bei ihm in großer Anzahl vor. Die Behandlung der Grundrisse der russischen Bauten (S. 171—238) zerfällt in weitschweifige, rein äußerliche Beschreibungen einzelner Grundrisse, welche nichts Neues bringen; zum Vergleich sind meistens nicht dazu gehörende byzantinische Denkmäler herangezogen, dabei muß auch hier die ungenügende Bekanntschaft mit der Literatur hervorgehoben werden. Kapitel VII (S. 232—8) enthält die Endergebnisse, wonach die Abweichungen der russischen Grundrisse von den byzantinischen durch 1. eigenartige Züge und 2. abendländischen Einfluß zu erklären seien. Die byzantinische Baukunst wird dabei als eine Einheit angesehen. Die kunsthistorische Methode fehlt dem Verf. ganz.

Am wenigsten wurde während der letzten Jahre in den ehemaligen Fürstentümern von Vladimir-Suzdal' und Polock-Smolensk gearbeitet, die beide große Bedeutung haben. Das ersterwähnte Gebiet ist auch für den Byzantinisten von Interesse. Die Baukunst von Polock-Smolensk nimmt aber eine ganz ausschließliche Rolle in der Entwicklung des

eigenartigen russischen Stiles ein, welche bis jetzt gar nicht aufgeklärt worden ist. Für Vladimir-Suzdal' sind außer historischen Beschreibungen, wie z. B. W. Kosatkin. Дмитриевский собор в г. Владимире. Vladimir 1914, E. Nelidova. Владимир. Pet. 1916, D. Solovjev. Владимир на Клязьме. Jaroslavlj 1916 (mit schlechten Abb.), eigentlich nur die Einzelbeobachtungen von L. Maculevič Хронология рельефов Дмитровского собора во Владимире Зал. Ежегодник Росс. Инст. Ист. Иск. I_2, Pet.-Moskau 1922, S. 253—299 und A. Nekrasov. Из суздальско-владимирских впечатлений. Среди Коллекционеров 1924 N 3—4, S. 29—34, N 5—6, S. 33—40 (mit Abb.) zu nennen. Maculevič veröffentlicht wichtiges Material zur Frage nach den ursprünglichen Eingängen auf die Emporen der Kirchen von Vlad.-Suzd. und deren Verbindung mit Palastbauten. (Vgl. dazu die Bemerkungen von N. Malickij. Поздние рельефы Дмитриевского собора в г. Владимире. Труды Влад. Научн. Общ. по изучению местного края V, 1923, S. 1—46). Die Koimesiskathedrale von Vladimir müßte hier auch herangezogen werden: es haben sich deutliche Spuren eines hölzernen Überganges in ein Nachbargebäude in der Mitte der Westwand des ursprünglichen Baues erhalten. Die Studie von Nekrasov enthält mehrere wertvolle Feststellungen, z. B. die Untersuchung der älteren Teile der Kirche in Bogoljubovo, die Datierung der Kirche im Knjaginin-Kloster von Vladimir in eine viel spätere Zeit als sonst vermutet wird (aber nicht „15.—16. Jahrh.", sondern ganz gewiß erste Hälfte des 16. Jahrh.). Bei Behandlung der Kathedrale von Suzdal' hätte auf Suslov verwiesen werden müssen, der den Grundriß in seinen Denkmälern der altrussischen Baukunst veröffentlichte. Ganz falsch ist die Definierung der Bautätigkeit von Vsevolod III (1175—1212) als „Vergröberung" des Stiles der vorhergehenden Epoche, da sich gerade damals ein einheimischer Stil deutlich durcharbeitet. Bei Besprechung der Quellen der Baukunst von Suzdal'-Vladimir fehlen Hinweise auf die südrussischen Bauten (z. B. Abstufungen der Portale).

In Polock wurde eigentlich nur die Sophien-Kathedrale sehr eingehend von P. Pokryškin erforscht. N. Kaigorodov Полоцк и его церковно-исторические древности. I. София. Светильник 1914 N. 2, S. 7—37 gibt eine Zusammenstellung der historischen Nachrichten. Die Beschreibung der Architektur ist veraltet nach dem Erscheinen der Studie von K. Šerockij. Софийский Собор в Полоцке. Сборник в честь Д. В. Айналова. Pet. 1916, S. 77—90 (Abb. 20—27), wo die Ergebnisse der Untersuchung von Pokryškin dargelegt werden, Abb. 22 den Grundriß des byzantinischen Baues gibt, von dem nur einzelne Mauerfragmente sich erhalten haben, die eine genaue Wiederherstellung des Grundrisses erlauben (der Grundriß ist wiedergegeben bei N. Brunov, Belvedere [6] 1925 Forum, Abb. 4.). (Bespr. von D. Gordeev. Византийское Обозрение I, 1915, Abt. II, S. 58—71.) Die Datierung mit der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. könnte durch eingehenderen Vergleich mit anderen Denkmälern auf russischem Boden

gestützt werden. Wichtig wäre die Erklärung der westlichen Gruppe der Absiden vom Standpunkte des Stils. Zusammen mit anderen Eigentümlichkeiten des völlig symmetrischen Grundrisses ergeben sie nämlich ein Vorherrschen der äußeren Komposition der Massen, was einen Zusammenhang mit späteren Bauten von Polock (Erlöser-Kathedrale im Kloster der hl. Euphrosyne) und Moskau (15. Jahrh.) ergibt. Einen Beitrag zur Frage nach den Quellen der Baukunst von Polock-Smolensk gibt die Studie von N. BRUNOV. *Un nouveau type d'église dans la Russie du nord-ouest au XIIème siècle.* Årsbok der Vetenskaps-Societeten i Lund, 1925, S. 3—38 (kurze Inhaltsangabe in der Byz. Zeitschr. XXV S. 261).

In Novgorod und Pskov, den beiden Republiken Nordwestrußlands, wurde viel gearbeitet, jedoch auch von diesen Arbeiten ist nur wenig veröffentlicht worden. Eine interessante Studie gibt A. KAPUSTINA. К вопросу об архитектуре Софии новгородской. Записки отделения русской и славянской археологии Русского Археолог. Общества XII (1918) 107—115. Die Beweisführung spitzt sich dahin zu, daß in der Sophien-Kathedrale von Novgorod (1045—52) sich zu den byzantinischen abendländische Züge gesellen, die der Verf. in den stark aus der Wand vorspringenden Pilastern, die an romanische Strebepfeiler erinnern, in den Halbtonnen und der Fassadenkrönung sieht, welche mehrmals die Gruppe eines von zwei Halbrunden flankierten Giebels wiederholt. Schade, daß der interessante Gedanke nur an Einzelheiten verfolgt wird und die Grundelemente des Stiles nicht berücksichtigt werden. Auch müßte dem Orient mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, wo das angedeutete Motiv der Fassadenkrönung als Ornament oft vorkommt (auch im Abendlande wird vom Verf. auf Analogien nur im Gebiete des architektonischen Ornaments verwiesen). Die Wandpilaster der Novgoroder Sophien-Kirche finden sich z. B. auch im älteren gleichnamigen Bau von Kiev. Vor allem aber unterscheidet der Verf. nicht die einzelnen Bauperioden. So sind die Halbtonnen erst eine spätere Zutat. Es ist ja für die vormongolische Baukunst Rußlands bezeichnend, daß bei Aufkommen von Formen, die der byzantinischen Hauptstadt fremd sind, immer wieder die Frage „Orient oder Abendland?" aufgeworfen werden muß. Wertvolle Hinweise auf die Entstehungszeit der einzelnen Teile der Sophien-Kathedrale von Novgorod können der Schrift von I. ROMANCEV О местах погребения новгородских владык в Софийском Соборе. Новгородская Церковная Старина I (Novgorod 1914) 108—125, entnommen werden.

L. MACULEVIČ. О времени разрушения Борисоглебской церкви в Новгородском детинце. Новгородская Церковная Старина. I. (Novgorod 1914) 185—8 liefert den Beweis, daß die gesamte Kirche erst nach 1652 verschwunden ist, was für die Datierung einiger älterer Pläne von Novgorod von Bedeutung ist. N. GUSEV Новгородский детинец по изображению на иконе Михайловской церкви. Вестник Археологии и Истории XXII (Pet. 1914) 46—82 gibt eine vom kunsthisto-

rischen Standpunkte aus keinesfalls erschöpfende Bearbeitung des Gegenstandes. Das Original der Darstellung muß in die erste Hälfte des 17. Jahrh. versetzt werden. Es sei hier auf die Bedachung des Uhrturmes im Kreml (1436) mittels aufeinandergetürmter Halbrunde verwiesen, nicht mit einem Zeltdache, wie mitunter vermutet wird. Somit besteht ein Zusammenhang mit den Glockentürmen des 16. Jahrh. Auf der wiedergegebenen Darstellung Novgorods des Geographen N. WITSEN aus dem Jahre 1664 ist die Krönung einer Kirche mit dreilappigem Bogen interessant. N. GUSEV. Іоанновскій корпус новгородского Владычного двора, как памятник искусства. Труды XV археол. съезда в Новгороде, I, Moskau 1911, S. 224—229 verweist ganz richtig auf Elemente der Gotik, die aber ganz gewiß nicht dem 19. Jahrh., sondern dem 15. — der Entstehungszeit des Baues — angehören. V. MJASOJEDOV. Два погибших памятника новгородской старины. Сборник в честь Д. В. Айналова (Pet. 1916), 105—112 (Abb. 31—36, Taf. XX, XXI) zieht Zeichnungen von MARTYNOV heran, um das ehemalige Bild der Jakobs-Kathedrale 1226 (besonders wichtig, da aus dem 13. Jahrh. in Novgorod nur noch drei Denkmäler bekannt sind) und der Lazarus-Kirche (um 1384) wiederherzustellen. Es wird eine erschöpfende kunsthistorische Würdigung der beiden Bauten gegeben, wobei in der Jakobs-Kathedrale der Übergang vom vormongolischen Typus der Novgoroder Kirche zu dem des 14. Jahrh. erblickt wird, in der Lazarus-Kirche die viellappigen Fassadenkrönungen hervorgehoben werden, welche, wie die neuesten Untersuchungen von K. ROMANOV anzunehmen erlauben, viel öfter in Novgorod angewandt wurde, als das vermutet wird, ja vielleicht gerade die charakteristische Form der Novgoroder Bauten war (vgl. M. ALPATOV und N. BRUNOV in dem Jahrb. f. Kunstw. [im Erscheinen] wo die Lazarus-Kirche abgebildet ist).

N. RĚPNIKOV. Упраздненный Николо-Сторожевский Монастырь. Известия Импер. Археологич. Комиссии LII (Pet. 1914) S. 173—9 (gelegen am Ladoga-See) gibt eine wertvolle Ansicht (Abb. 4) der Kloster-Kirche, welche den Novgoroder Typus mit achtabschüssigem Dache aufweist, zweistöckig ist, jedoch der Absiden und Wandpilaster überhaupt entbehrt. Die Kirche stammt aus dem 16. Jahrh. und ist eine provinzielle Umbildung des im 15. Jahrh. in Novgorod aufgekommenen neuen Stiles.

V. PYLAJEV. Старая Русса. Sergiev 1916 (mit phot. Abb.) enthält u. A. historische Beschreibungen der Kirchen, unter denen die Menaskirche in der Stadt selbst und die Kirche des Kosinskij-Klosters hervorzuheben sind. Der erstgenannte Bau ist wohl eine eigenartige Umbildung des Novgoroder Typus, die dem 15. Jahrh. angehören könnte. Die Klosterkirche muß eingehend untersucht werden: falls sich die Möglichkeit bietet, den erhaltenen Bau in die erste Hälfte des 13. Jahrh. zu versetzen (hist. Nachrichten!), erhält seine Zusammenstellung mit der Kirche in Bojana in Bulgarien (11.—12. Jahrh.) eine außerordentliche Bedeutung für die Frage nach der Entstehung des Novgoroder

Kirchentypus des 14. Jahrh. Schade, daß E. LEBEDEV. Порхов. Novgorod 1915 die Kirche fast gar nicht berücksichtigt, welche, nach der beigegebenen Photographie zu urteilen, alt ist und interessante Eigentümlichkeiten aufweist.

Sehr wichtige Bemerkungen über Datierungsfragen der Kirchenbauten von Pskov finden sich bei L. MACULEVIČ. Фрагменты стенописи в соборе Снетогорского монастыря. Записки Отд. русск. и слав. археол. Имп. Русск. Археол. Общ. X, 1914, S. 35—57, wo festgestellt, wird, daß aus dem 14. Jahrh. nur die Kathedrale des Snètogorskij-Klosters (1310. Die Datierung wird bestätigt durch die Ausführungen von A. NEKRASOV. Среди коллекцион. 1922 N. 11—12) erhalten ist, der nächste datierte Bau ist erst die Basiliuskirche (1413). Die Einwände dagegen von A. NEKRASOV sind nicht überzeugend. Dagegen enthält die Verkündigungskirche „На Городище" in Novgorod unzweifelhaft Teile der vormongolischen Periode. Псков и его пригороды. Сборник Московского архива Министерства Юстиции. VI, Moskau 1914, veröffentlicht Urkunden, die es ermöglichen, die kleine Koimesiskirche von Pskov ins 16. Jahrh. zu versetzen, was für eine richtige Bewertung der Baukunst von Pskov von Bedeutung ist.

Einen interessanten Beitrag gibt I. RYLSKIJ. Гражданское зодчество в Пскове. Древности. Труды Комиссии по сохранению древних памятников при Имп. Моск. Археол. Обществе VI (Mosk. 1915) Bd. XXXV—LIII (mit 6 Taf. von Rissen und einer Handzeichnung im Text). Es werden Aufnahmen einer Reihe von Privathäusern veröffentlicht und die Gebäude beschrieben, wobei der Verf. einen Teil der Bauten nach ihrer Ähnlichkeit mit dem bekannten Hause der „Pogankiny" (GRABAR I, S. 286 sqq.) noch ins 16., das übrige ins 17. Jahrh. versetzt. Neueste Untersuchungen stellten jedoch fest, daß auch das Haus der Pogankiny dem 17. Jahrh. angehört.

Eine allgemeine Übersicht der Baukunst von Pskov gibt NEKRASOV's Skizze (vgl. Abt. I unseres Berichtes). Der *Führer durch Pleskau*, Wilna 1918, folgt dem ausgezeichneten Buche von OKULIČ-KAZARINOV (1913 [2]). Wichtige Fragen, wie das gegenseitige Verhältnis der Baukunst von Novgorod und Pskov, die Evolution der Architektur in Pskov und ihr Verhältnis zum Abendlande und zu Moskau, sollten auf dem durch den Krieg verhinderten XVI. Archäologenkongreß in Pskov (Herbst 1914) behandelt werden, vgl. Правила XVI. археолог. съезда во Пскове. Moskau 1914. Dieselben Probleme werden im Aufsatze von K. ROMANOV. Псков, Новгород и Москва в их культурно-художественных взаимоотношениях. Известия Российской Академии Истории Материальной Культуры IV. Leningrad 1925, S. 209—241 behandelt. Die Studie bietet nur eine kurze Zusammenfassung einer großen und überaus dankenswerten Arbeit des Verfassers auf dem Gebiete der angedeuteten Fragen. Eine sehr große Anzahl selbständiger Untersuchungen der Denkmäler selbst und der historischen Nachrichten bringt wichtige Ergebnisse. So vor allem ist von außerordentlicher Bedeutung die

Feststellung, daß bis ins 16. Jahrh. die Wände der Kirchen Novgorods durchwegs mit viellappigen Bogen gekrönt waren und nicht mit Giebeln, wie es allgemein angenommen wurde, dann auch der Hinweis, daß die Baukunst Moskaus und Novgorods bis ins Ende des 15. Jahrh. keine gegenseitigen Beziehungen aufweist und die Richtigstellung einer Reihe von Daten der erhaltenen Bauten von Pskov. Keinesfalls ist es jedoch möglich die vom Verf. behauptete außerordentlich große Bedeutung der Baukunst von Pskov im 15. und 16. Jahrh. anzuerkennen. Ein solcher Schluß erklärt sich dadurch, daß die Denkmäler Moskaus noch immer nicht in genügenden Publikationen vorliegen, ferner dadurch, daß Verf. keine Stilanalyse durchführt und die Betrachtung der Konstruktion von einem rein technischen Standpunkte aus überwiegt. Im Gegensatze zum Verf. möchten wir die dominierende Rolle der Moskauer Baukunst des 15—16. Jahrh. betonen und diejenige von Pskov als eine rein lokale Erscheinung bezeichnen und auf eine sehr starke Beeinflussung von Seiten Novgorods und Moskaus noch im 14—15. Jahrh. verweisen. Bezeichnend für Pskov ist überhaupt der Mangel an Entwicklungsfähigkeit und ein starres Festhalten an alten Formen. Pskov kann keinesfalls zu den führenden Zentren gerechnet werden, der Stil der Bauten blieb stets archaisch. Die Denkmäler Moskaus werden vom Verf. meistens falsch datiert. So gehört die Kathedrale des Trinitätsklosters des hl. Sergios unweit von Moskau ganz gewiß den Jahren 1422—3 an; Verf. vergißt die außerordentlich wichtige Kathedrale des Savva-Klosters in Zvenigorod 1405 und das Zeugnis des nach ihrem Vorbilde ausgeführten Rauchfasses 1405 des hl. Nikon. Die ursprüngliche Form der zerstörten Trinitäts-Kathedrale in Pskov (1365—7) kann keinesfalls sicher festgestellt werden. Für die kleinen Kirchen ohne Innenpfeiler hat Verf. nicht bemerkt, daß die Kirche des hl. Nikita in Pskov 1472 ursprünglich eine von der heutigen abweichende Bedachung hatte, welche Aufschlüsse gewährt über die Entstehung des Typus und den Zeitansatz derselben. Die Baumeister aus Pskov Ende des 15. und im 16. Jahrh., welche in Mittelrußland arbeiteten, übernahmen durchweg die Formen der Moskauer Architektur.

Im Allgemeinen muß ein für die russische Architekturforschung charakteristischer Zug hervorgehoben werden, der wiederum im Vorherrschen der Architekten seine Erklärung findet. Der Forschung fehlt ein auf breiter Bekanntschaft mit den Denkmälern aufgebauter Arbeitsplan. Den Fachleuten fehlt ein Überblick über das gesamte noch unedierte Material, ein jeder beschäftigt sich mit einigen mehr oder weniger zufällig ausgewählten Denkmälern oder Denkmälergruppen. Diese Zufälligkeit der Auswahl des Gegenstandes führt zur Ablenkung der Aufmerksamkeit von den Hauptproblemen auf Nebensachen. Damit hängt das Fehlen einer eigentlichen architekturgeschichtlichen Schulung zusammen. Die Kunsthistoriker arbeiten gewöhnlich hauptsächlich auf dem Gebiete der Malerei und Skulptur, es herrscht die ganz falsche Ansicht, daß die Geschichte der Architektur den Architekten überlassen

werden muß, wobei der Kunsthistoriker eine unerklärbare Schüchternheit offenbart, den Denkmälern der Baukunst vom Standpunkt der ihm eigenen Methode, der Stilanalyse, näher zu treten und sich sehr leicht vom Architekten ins Technische verirren läßt, er vergißt, daß es seine Aufgabe ist, auch die technischen Eigentümlichkeiten mit den von ihm festgestellten Stilprinzipien in Zusammenhang zu bringen.

Der Zersplitterung des russischen Lebens in mehrere Zentren, in denen sich von einander ganz verschiedene baukünstlerische Organismen ausbildeten, wird durch die von Moskau ausgehenden zentralisierenden Tendenzen ein Ende gemacht, die zum neuen russischen Zarentum führten. Das 16. und 17. Jahrh. weisen mit voller Klarheit einen einheitlichen allgemein-russischen Stil auf, dessen Wurzeln im Moskau des 14. und 15. Jahrh. liegen. Es sei hier vor allem auf die sehr wertvolle Zusammenstellung der Denkmäler bei M. Aleksandrovskij. Указатель московских церквей. Moskau 1915 hingewiesen (letzte vermehrte Auflage 1919). Eine für die Kunstforschung sehr fruchtbare Richtung wurde von A. Nekrasov in seiner in den Ergebnissen leider verfehlten Schrift: Московское каменное церковное зодчество до Аристотеля Фиоравенти. Moskau 1915, S. 3—15, eingeschlagen, dessen rein historisches Interesse sich den ersten Schritten der Moskauer Baumeister zuwendet Keine der Behauptungen dieser Studie kann aufrecht erhalten werden. Vor allem zeigen neue Forschungen, daß ein Teil der Denkmäler, die der Verf. zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen wählt, falsch datiert wurden, so gehören die Erlöser-Kathedrale „im Walde“ und die Kirche der Geburt Johannes des Täufers, beide im Moskauer Kreml, und die Kirche in Alt-Simonovo alle erst dem 16. Jahrh. an. Für die Verkündigungs-Kathedrale 1397 im Kreml blieben dem Verf. die wertvollen Bemerkungen von A. Uspenskij: Древности. Труды Комиссии III (1909) (S. 153 sqq.) und die Risse von Suslov (Пам.) unbekannt. In der Behandlung der zwei Kathedralen von Zvenigorod (vom Verf. um 1400 angesetzt) kann der Einfluß der Holzbaukunst keineswegs bewiesen werden. Auch offenbart sich der Einfluß Novgorods nicht in den frühmoskovitischen Bauten. Eine große Anzahl von Mißverständnissen müßten dadurch erklärt werden, daß der Verf. nicht selbst die herangezogenen Denkmäler eingehend untersucht hat. Die Hauptthese des Verf., in den frühmoskovitischen Bauten sei der Einfluß der nationalen Holzbaukunst zu verspüren, muß abgelehnt werden, vgl. darüber kurz N. Brunov, Byz Zeitschr. 24 (1924) 492—5. Somit fällt der letzte Beweis für die allgemein angenommene Theorie, welche die turmartigen Kirchenbauten Moskaus des 16. Jahrh. als Übertragung der in Holz entstandenen Formen in Stein erklärt. Bezeichnend ist es, daß Nekrasov in einem 1925 gehaltenen Vortrag selbst seinen ehemaligen Standpunkt über den Einfluß der Holzbauten aufgegeben hat.

Einzelne wichtige Sonderuntersuchungen müssen erwähnt werden. N. Protasov. Фрески на алтарных столпах Успенского собора в Звенигороде. Светильник, 1915, N 9—12, S. 26—48 (vgl. noch Ико-

нология нижняго яруса иконостаса XIV—XV в im Богословский Вестник 1916, I, S. 63—76 und Алтарные преграды в пещерных храмах Апулии Светильник, 1915 N 9—12, S. 49—69), gibt im Grunde richtige Bemerkungen über die Kathedrale, deren Pfeiler er als ursprünglich ansieht, und einen Beitrag zur Erforschung der eigenartigen Altarscheidewände, welche in der frühen Baukunst Moskaus zum ersten Male in der russischen Architektur auftreten. A. Nekrasov. Троицкий Собор Александровской Слободы. Известия Общества преподавателей графических искусств 1914 N 4, 5, 6, S. 22—30 (mit 1 Abb.) versetzt mit Recht die Kathedrale, bisher stets 1565—70 datiert, in die Jahre 1428—34, wodurch die kunsthistorische Bedeutung des Denkmals sehr gehoben wird. Zu wenig Aufmerksamkeit ist jedoch in der Erforschung des Denkmals den Umbauten des 16. Jahrh. gewidmet, die sehr tiefgreifend sind, besonders im System der ganz dem 16. Jahrh. angehörenden Gewölbe, die auch den Anlaß zur früheren Datierung gegeben haben, so auch in der Ausstattung der Außenwände, die im oberen Stockwerk ein folgerichtiges System von Steinpilaster auf Ziegelmauern aufweisen (vgl. die nach dem Muster der alten Kathedrale erbaute Kirche in Možaisk). Der Verf. irrt sich, wenn er die Altarscheidewand als Merkmal ausschließlich des 15. Jahrh. ansieht, da sie noch in der Mitte des 16. Jahrh. vorkommt (Vvedenskaja-Kirche in Sergievo) und ganz besonders, wenn die Fresken der Westwand als Skulptur des hl. Georg (??) erklärt werden. Es fehlt der Hinweis auf die „Памятники“ von Suslov, wo Abb. der Kathedrale teilweise veröffentlicht wurden. N. Sobolev. Русский зодчий XV века Василий Димитриевич Ермолин. Старая Москва II (Moskau 1914) S. 16 bis 23 (2 Abb.) handelt von einem während der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. in Moskau tätigen Baumeister, also in der den Italienern Iwans III. unmittelbar vorangehende Periode (seine Arbeiten sind von 1462 an bekannt, er starb 1481—5). Der Aufsatz gibt eine Zusammenstellung der historischen Nachrichten. In der letzten Zeit wurde von A. Sedel'nikov die Herkunft Jermolins aus den westlichen Gebieten festgestellt. Wichtig wäre eine kunsthistorische Würdigung seiner Tätigkeit, von der eigentlich nur die Kathedrale von Jurjev-Pol'skoj, 1471 von ihm bloß umgebaut, erhalten ist. Jermolin baute schon aus Ziegeln, was durch die Nachricht von seinen Arbeiten 1467 im Voznesenskij-Kloster des Moskauer Kreml erwiesen wird. Seine Bedeutung für die Moskauer Baukunst liegt, allem Anschein nach, in der Vermittlung abendländischer Züge, die die Tätigkeit der Italiener vorbereitete. M. Losewa. Образец русского серебряного мастерства XV в . . . Сборник оружейной Палаты. Moskau 1925, S. 113—117 veröffentlicht ein Rauchfaß von 1469 aus dem Pešnoškij Kloster. A. Nekrasov versuchte in einem Vortrage die Wiederherstellung einer Kirche des Klosters auf Grund der Formeln dieses Rauchfaßes, was jedoch nicht überzeugend ist (vgl. dagegen das von Makarenko. Белоз. край. veröffentl. Rauchfaß von 1496 (S. 51).

Für die Feststellung der abendländischen Quellen der russischen Baukunst ist die Studie von I. Jodkovskij. Церкви, приспособленные к обороне в Литве и Литовской Руси. Древности. Труды Комиссии по сохранению древних памятников при Имп. Московск. Археологич. Обществе VI (1915) 249—312 wichtig. Die veröffentlichten Denkmäler vereinigen abendländische Züge mit byzantinischen. Die Form der Sechspfeiler-Hallenkirche legte unzweifelhaft dem Bolognesen Aristoteles Fioravanti den allgemeinen Gedanken der Moskauer Koimesis-Kathedrale nahe. Für die turmartigen Kirchen Moskaus in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., welche (vor allem die Kirche in Djakovo 1529) Elemente militärischer Architektur aufweisen, ist die „Inkastellation“ der gleichzeitigen und etwas früheren litauischen Kirchen von großer Wichtigkeit. Die Komposition von fünf Türmen ist für sie sehr charakteristisch. Es findet sich auch der Aufbau der aufeinandergetürmten viereckigen und achteckigen Baukörper. Hier muß noch das Kirchenmodell in der Hand des „Nikola Možaiskij“ (Holzskulptur) im Museum von Pskov herangezogen werden. Endlich ist das aus der romanischen Kunst herstammende Backsteinornament (Nischen, gekrönt von zwei Bogen auf einer Konsole) aus den westlichen Gebieten im 16. Jahrh. nach Novgorod gelangt (Kathedrale des Chutynskij-Klosters [1508—10] und spätere Bauten). Interessant ist auch der Kielbogen über einem Portal, mit einer Kreuzblume darauf, was auf gotischen Ursprung des Kielbogens in der früh-moskovitischen Baukunst hinweist (schon vom Grafen A. Uvarov vermutet).

Eine sehr kurz gefaßte Übersicht der Moskauer Baukunst vom Ende des 15. Jahrh. an gibt B. von Eding. Московская архитектура до конца 17 века. Moskau 1915, S. 323—335 (mit 3 Abb.). Die Zusammenfassung bleibt bis jetzt nützlich, dank der sich darin äußernden einheitlichen organischen Auffassung des behandelten Zeitabschnittes und einer Reihe selbständiger Betrachtungen und Ergebnisse. Besonders wichtig sind die Bemerkungen über den Stil der Koimesis-Kathedrale im Kreml und des Vasilij Blažennyj, dem der Verf. eine eingehende höchst wertvolle Studie gewidmet hat, welche leider unveröffentlicht geblieben ist, ferner die Ausführungen über die allgemeine Entwicklung der russischen Baukunst des 17. Jahrh. Unverständlich ist die Zusammenstellung der Michaels-Kathedrale im Kreml 1505—9 mit den späteren turmartigen Kirchen. Auch B. von Eding *Abriß einer Geschichte Moskaus bis zur Mitte d. XVII. Jahrh.* Moskauer Almanach. Moskau 1917, S. 17—32 enthält ausgezeichnete knappe Beschreibungen der wichtigsten Bauten. Demgegenüber ist der Aufsatz von Th. Gornostajev. Архитектура Москвы. По Москве. Moskau 1917, S. 50 bis 120, für einen Architekten typisch. Die Bauten werden nach einzelnen Typen besprochen, wobei äußerliche Merkmale die Klassifikation bestimmen. So wird z. B. die Putinkovskaja-Kirche in Moskau aus dem 17. Jahrh. nur deshalb zusammen mit den turmartigen Kirchen besprochen, weil auf ihrem Dach dekorative Zeltdächer aufgesetzt sind.

Die Gegenüberstellung von „konstruktiv" und „dekorativ" bestimmt die gesamte Darstellung. Die Hauptwendepunkte der Entwicklung werden jedesmal mit äußerlichen Tatsachen in Verbindung gesetzt: dem Eintreffen der Italiener in Moskau am Ende des 15. Jahrh., dem vermuteten Einfluß der Holzbaukunst in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., dem Verbote des Patriarchen in der Mitte des 17. Jahrh., turmartige Kirchen zu bauen, dem abendländischen Einfluß am Ende des 17. Jahrh. Bezeichnend ist die „naturalistische" Auffassung der architektonischen Formen und der Mangel an Stilgefühl. Es wird gänzlich außer Acht gelassen, daß eine und dieselbe Form von verschiedenen Stilen ganz verschieden interpretiert wird, somit die typengeschichtliche Klassifikation auf einem Nebenmerkmale beruht und die Hauptsache außer Acht läßt. Der Führer von V. Nikolskij: Старая Москва. Leningrad 1924 enthält nur spärliche Hinweise auf alte Denkmäler. So werden z. B. bei der Beschreibung des Simonov-Klosters allerlei Nebenbauten aufgezählt, der Hauptbau jedoch, die Kathedrale des 16. Jahrh., vergessen usw.

Die Überlieferung von Aristoteles Fioraventi, dem ersten bedeutenden italienischen Baumeister am Moskauer Hofe wird vom Grafen R. Chreptovič-Butenev. Аристотель Фиоравенти, строитель Успенского Собора. Старая Москва II (Moskau 1914) 24—49 (3 Abb.), zusammengestellt. Wichtig ist der Hinweis auf den Zusammenhang der Moskauer Koimesis-Kathedrale (1475—9) mit der Sophien-Kathedrale von Novgorod. Die Beobachtungen des Verf. in diesem Sinne könnten weiter verfolgt werden. Überzeugend ist die Vermutung, daß Aristoteles 1475 zweimal Novgorod besuchte. Der zweiten großen, von einem Italiener im Moskauer Kreml errichteten Kathedrale, derjenigen des hl. Michael (1505—9) ist die interessante Arbeit von S. Šervinskij gewidmet: Венецианизмы Московского Архангельского Собора. Сборники Московского Меркурия I (Moskau 1917) 191—204 (1 Textabb., Taf. III—IV). Ein eingehender, ins einzelne durchgeführter Vergleich der Dekoration der Kathedrale, welche, wie es in der Chronik heißt, vom Mailänder Aloiso Novi ausgeführt wurde, mit den Formen der italienischen Renaissance führt den Verf. zum Schluß, daß wir es in der Wandbehandlung der Moskauer Kathedrale mit Venezianischer Kunst zu tun haben. Die Zusammenstellung mit Sta. Maria dei Miracoli, Scuola di San Giovanni, S. Zaccaria, mit der Scuola di San Marco und dem Dogenpalast erlaubt jedoch, m. E., nur venezianische Motive in den Einzelheiten festzustellen, wogegen der Stil der Kathedrale in seinen Hauptzügen vor allem mit toskanischen Palastanlagen verglichen werden muß (s. besonders J. Raschdorff. *Palast-Architektur von Ober-Italien und Toscana.* Toscana. Berl. 1888, Taf. 60). Bei Bearbeitung der historischen Überlieferung müßte unbedingt die Chronik herangezogen werden. Höchst wichtig für die Geschichte der russischen Baukunst wäre die Feststellung des eigenartigen russischen Formwillens, der sich in der Kathedrale klar offenbart, auf den ersten Blick als altrussischer Bau kenntlich. Es fallen z. B. die kleinen Fensteröffnungen der russischen Kirche auf. Zwischen ihnen und

den Pilastern bleiben so große Wandflächen übrig, daß, im Gegensatz zur italienischen Kunst, die ununterbrochene Wand wiederhergestellt wird und die antiken Ordnungen bis zu einem gewissen Grade ihren tektonischen Charakter eingebüßt haben. Der Unterschied ist bezeichnend und kann weiter verfolgt werden.

Gleichzeitig mit den Italienern arbeiteten auch russische Baumeister. Die von K. Romanov schon früher genau erforschte und aufgenommene hochbedeutende Kathedrale des Therapontos-Kloster in Nordrußland wird von ihm in einer Studie: Антиминсы 15.—17. вв. собора Рождества пресв. Богородицы в Ѳерапонтове-Белозерском Монастыре. Известия Комитета изучения древне-русской живописи I (Pet. 1921) S. 21—46, genau mit dem Jahre 1490 datiert. Die Arbeit von I. Maškov Воскресенский Собор в Волоколамске. Сборник в честь графини П. С. Уваровой (Moskau 1916) 295—310 (Abb. 1—16, Taf. 14, 15) gibt eine Beschreibung des interessanten Denkmals und eine Rekonstruktion des ursprünglichen Baues. Die Datierung „etwa vor 1515" scheint richtig, jedoch zu wenig begründet. Dagegen ist die Rekonstruktion auf Taf. 15, was die Bedachung anbetrifft, ganz gewiß falsch. Unzweifelhaft bestanden ursprünglich mehrere Reihen sich verjüngender Halbkreise, wie in der eben erwähnten Kathedrale des Therapontos-Klosters. Schon die sehr entwickelte Form von „Stufenbogen" der Kirche von Volokolamsk weist darauf hin (die Bogen unter der Kuppeltrommel liegen viel höher als die Tonnen der Kreuzarme und bilden eine Art hohlen Postamentes), die als Vorläufer der „großen" Stufenbogen der Kirchen von Pskov wichtig sind. Die kunsthistorische Bedeutung des Denkmals, auf die in der Studie nicht eingegangen wird, besteht in der provinziellen Umarbeitung im Sinne einer älteren einheimischen Kunstströmung des unter Anlehnung an Bauten der Italiener in Moskau entstandenen Stiles. N. Izvekov. Московские кремлевские дворцовые церкви, упраздненные в конце 18 и начале 19 в. Чтения въ Общ. люб. духовн. просвещ. 1914 und 1915 stellt die historischen Nachrichten zusammen. Wir verweisen vor Allem auf die Sretenskij-Kathedrale, noch aus dem 16. Jahrh., deren Grundriß (Hist. Mus.: Кремль, Здания 178) kaukasische Elemente zu vermuten erlaubt.

Eine Prachtausgabe ist das Werk von S. Bartenev. Московский Кремль в старину и теперь, von dem der 1. Band noch 1912 in Moskau erschienen ist (259 S. 4° mit einer sehr großen Anzahl von Abb.). Er enthält eine Zusammenstellung der geschichtlichen Nachrichten und eine ausführliche Beschreibung (mit einer großen Anzahl von Rissen und Photographien) der Wehrbauten des Kreml. Band II, Moskau 1916 (339 S. 4°) behandelt den Moskauer Hof und gibt eine große Anzahl wertvoller Photographien nach alten Zeichnungen, die zum Teile schon verschwundene Bauten wiedergeben, und Photographien nach alten Geräten und Kleidungen der Oružejnaja Palata. Graf R. Chreptovič-Butenev. Латинская надпись на Спасских Воротах и их творец Петр Антоний Солари. Сборник в честь графини

П. С. Уваровой. Moskau 1916, S. 215—23 (1 Abb.) (mit Zusatz der Redaktion über die russische Inschrift desselben Tores) handelt über die Inschrift, die die Errichtung der Türme des Kreml im Jahre 1491 bezeugt. Interessant ist die Vermutung des Verf.s, daß die Abreise des Solari nach Rußland dadurch erklärt werden muß, daß er als Anhänger mittelalterlicher Traditionen im Italien der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. nicht am Platze war. I. STELLECKIJ handelt über Китайгородская стена (erste Umfassungsmauer außerhalb des Moskauer Kreml). Старая Москва, II (Moskau 1914) S. 53—67 (6 Abb.). Es wird die Beschreibung und Geschichte der 1534 errichteten Mauer gegeben. Es gibt keinen Anhaltspunkt, den Erbauer „Peter den Kleinen" für einen Genuesen zu halten, wie es Verf. will, da die Bezeichnung фрязинъ überhaupt „Abendländer" bedeutet.

Das 16. Jahrh. ist die Zeit einer Ausbreitung des in Moskau ausgebildeten Stils durch das neu entstandene Zarenreich. Die Baukunst der Hauptstadt machte jedoch selbst einen beständigen Wechsel der Stilprinzipien durch. An einer architektonischen Einzelheit werden diese von B. VON EDING. Очерки древне-русской архитектуры. Наличник. София 1914 N 2, S. 19—33 (mit 11 Abb.) verfolgt. Der Verf. erforschte im Laufe von mehreren Jahren die Denkmäler der altrussischen Baukunst, indem er systematisch die einzelnen Gebiete Rußlands durchreiste, photographierte und Risse aufnahm. So sammelte er ein außerordentlich großes und meistenteils neues Material, das die Basis für seine eigenartige, höchst organische und einheitliche Auffassung der altrussischen Kunst abgibt. Der frühzeitig verstorbene Gelehrte hinterließ sehr wenig gedruckte Arbeiten (eine Monographie über Rostov und Uglič 1913 und mehrere kleinere Studien). Die vorliegende Arbeit ist eine populäre Skizze, die jedoch den dem Verf. zur Verfügung stehenden Reichtum an Material deutlich offenbart. Besonders wichtig ist das große Abbildungsmaterial. Da der Verf. seine Anschauungen über die allgemeine Entwicklung der altrussischen Baukunst nicht in zusammenhängender Form dargelegt hat, sind die einzelnen Bemerkungen darüber in der vorliegenden Studie wichtig. Verf. scheidet die erste Hälfte des 16. Jahrh. von der zweiten, als Moskau die Vorherrschaft verlor und eine Generation von Architekten sich in ganz Rußland zerstreute und eine Reihe provinzieller Schulen gründete, die im 17. Jahrh. öfters eine Rückwirkung auf die Hauptstadt ausübten. Wichtig ist die Scheidung des Stils Ende des 16. bis Anfang des 17. Jahrh. einerseits und der 40—50er Jahre des 17. Jahrh. andererseits, die 20—30er Jahre werden als Übergangsperiode bezeichnet. Die Flächenhaftigkeit, Einfachheit und Klarheit wird durch das Spiel von Hell und Dunkel und den Reichtum an bauchigen Dekorationsgliedern ersetzt, wobei dieser letztere Stil in der Provinz früher auftaucht als in Moskau. Verf. verweist auf die innere Verwandtschaft mit dem abendländischen Barock. Sehr wichtig ist der Hinweis auf die Abschwächung dieser Stilrichtung in den 70er Jahren und auf das Auftauchen eines neuen Prinzips — der Zerlegung der Wand mittels

Vergrößerung der Fensteröffnung. Die Fensterumrahmung wird vom Verf. ausschließlich als dekorative Umrahmung der Fensteröffnung aufgefaßt, die bestimmt ist, die Vermittlung zwischen der Wandfläche und der Wanddurchbrechung herzustellen. Die Fensterumrahmung beherrscht am Anfange des 17. Jahrh. die Öffnung, erlebt in den 70er Jahren die größte Entwicklung komplizierter Formen. Das Anwachsen der Fensteröffnungen führt zum Schwund der Umrahmung, die nicht imstande ist, die kolossalen Öffnungen zu beherrschen. Es wäre wichtig, sich nicht auf eine der vielen möglichen Interpretationen der Fensterumrahmung zu beschränken, sondern ihre verschiedenen Bedeutungen zu verfolgen. Auf Grund der dem Aufsatze beigegebenen Abbildungen erscheinen z. B. die Fensteröffnungen in den verschiedenen Bauten als ein die Wandfläche gliederndes Element, als aus der Wandmasse herausgeschiedene Bauteile, die die Wand zu ersetzen haben; sie sind ein selbständiger architektonischer Aufbau über dem Raume der Öffnung, ein den dunklen Fleck der Öffnung zusammenfassender Rahmen und erscheinen auch als ein Element, dem eine selbständige Ausdruckskraft eigen ist.

Eine Reihe von Studien behandelt die einzelnen Gebiete der provinziellen Baukunst. B. DUNAJEV. **Соловецкая обитель. Баянъ**, 1914 N. 4 u. 5, bespricht, leider nur flüchtig, sehr wichtige Denkmäler, vor allem die Verklärungskathedrale des Klosters (1558), einen hochbedeutenden Bau, welcher bis jetzt noch nicht die ihm gebürende Stelle in der Geschichte der altrussischen Baukunst eingenommen hat. Die Zusammenfassung von G. LUKOMSKIJ **Памятники старинной архитектуры въ Россіи. I. Русская Провинция** Pet. 1915 gibt einzelne ganz zufällige Aufnahmen, die keinen Zusammenhang mit dem Texte aufweisen. Aus dem Buche von P. DULSKIJ **Памятники казанской старины.** Kazań 1914 (231 S. 16°, mit viel. Abb. + Bibliographie) kommt hier das Kapitel „16. bis 17. Jahrh.“ in Betracht (S. 31—87) auch „Die Umgebung von Kazań“ (S. 156—170) und vor allem „Sviažsk“ (S. 171—186), die eine Aufzählung der Denkmäler und historischen Nachrichten enthalten. Wertvoll sind die Photographien, besonders im letztgenannten Kapitel. Im 16. Jahrh. arbeiteten in Kazań Baumeister aus Pskov, in deren Architektur sich jedoch einheimische Elemente mit moskovitischen kreuzen. Schade, daß die daraus hervorgehenden, für die Geschichte der russischen Baukunst des 16. Jahrh. (und auch andere, das 17. Jahrh. betreffende) sehr wichtigen Probleme, im Buche nicht gestellt werden. P. DULSKIJ. **Зилант и Кизицы.** Kazań 1917 (S. A. aus **Чтения в церковн. истор.-археол. Общ. Казанской Епархии**) veröffentlicht eine interessante Kathedrale von 1625. MEL'NIKOV **Нижегородская старина.** Nižnij-Novgorod 1923 gibt eine unkritische Aufzählung der die Denkmäler betreffenden historischen Nachrichten. Drei Monographien über Kirchen von Jaroslavlj von Pervuchin handeln leider hauptsächlich über Malerei und werden im III. T. des Berichtes gewürdigt. Die Abbildungen bei G. LUKOMSKIJ **Старинные церкви Костромской Губернии** Pet. 1916 sind schlecht, der Text — noch schlechter. In der Studie von TH. ROERBERG **Балахна. Светильник** 1915

N. 9—12 S. 6—14 wird eine Reihe Photographien und Zeichnungen interessanter Denkmäler veröffentlicht, die ein synthetisches Bild der Kirchen und der sie umgebenden Landschaft sowie Detailansichten bieten. Es sei besonders auf die Nikolaus-Kirche 1600 hingewiesen, die ganz richtig mit der Michaels-Kathedrale in Nižnij-Novgorod verglichen wird. Der Arbeit von A. Veršinskij Микулинский Собор, как памятник древнерусского зодчества. Tver' 1914 folgend, gibt L. Pogoževa Микулино Городище и его древний собор. Светильник 1914 N. 4 S. 7—22 (mit 3 schlechten Aufnahmen der Kathedrale auf Tafeln), eine Zusammenstellung der historischen Nachrichten und eine Beschreibung. Die übliche Datierung mit dem 14. Jahrh. wird abgelehnt und die Kathedrale mit Recht in die Mitte des 16. Jahrh. versetzt. Der kunstwissenschaftliche Teil ist schwach, wichtig wäre eine Prüfung des hochinteressanten Grundrisses des Baues bei Martynov Русские Древности, welcher von der Tradition des Fioraventi zeugt. Einen anderen wichtigen Bau behandelt L. Pogoževa in ihrer Studie: Церковь Белой Троицы в Твери. Светильник 1914 N. 8 S. 35—43 (mit 2 ungenügenden Gesamtaufnahmen und 1 Detailaufnahme). Die Datierung 1564 wird auf Grund einer Inschrift vorgenommen. Wichtig ist die Technik, die sich auch in der eben erwähnten Kirche des Mikulino Gorodišče vorfindet: die Wände bestehen nämlich aus zwei dünnen Ziegelschichten, zwischen denen sich ein Verband aus Rohsteinen und Schutt befindet, somit Gußmauerwerk mit Ziegelverkleidung, die die Tradition der Bauten von Vladimir-Suzdal' des 12. Jahrh. (Gußmauerwerk mit Hausteinverkleidung) bis ins 16. Jahrh. hinein weiterführt. Es sei noch der kurze Aufsatz von A. W.. Матерьялы по истории архитектуры в пределах Тверской Губернии. Тверская Старина III (1913) Jan-Febr. S. 14 bis 19 erwähnt, der die Schriftquellen aufzählt. Für das Gouvernement Olonec vgl. das Verzeichnis der vor dem 19. Jahrh. im Gouvernement Olonec gebauten Kirchen. Древности. Труды Комиссии по сохранению древних памятников при Императорском Московском Археологическом Обществе V (Moskau 1914) S. 83—96 und Описание памятников по губерниям IV. Олонецкая Губерния. Известия Археологич. Комиссии LII (1914) 128—172, LVII (1915) S. 125—177 (mit einer sehr großen Anzahl von Abb.). Hervorzuheben sind aus der letztgenannten Publikation die Pokrovskaja-Kirche des Alexander-Svirskij-Klosters (begonnen um 1533), die mit dem spätnovgoroder Stil in Zusammenhang gebracht werden muß (vgl. die Sretenskaja-Kirche im Antonius-Kloster zu Novgorod) und eine Gruppe von Holzkirchen, deren Hauptteil ein außerordentlich in die Höhe gezogenes Quadrat ist, an das zwei niedrigere Bauteile im Osten und Westen angelehnt sind (Kirche von Konduši — eher 1613 als 1698, von Šamenskij Pogost 1612 [nicht 1522], Pogost Juksovskij 1632 [nicht 1493 und also, trotz Dahl, nicht die älteste russische Holzkirche]). Die einzelnen Beschreibungen der Denkmäler enthalten eingehende Literaturangaben. Mehrere Schriften sind dem Gouvernement Vologda gewidmet. G. Lukomskij Вологда в ее старине

Pet. 1914 (363 S. 16⁰, eine große Anzahl von Textabbildungen auf sehr gutem Papier. Vgl. die Besprechung von D. Grigorov in den Известия Волог. Общ. изучения северного края II, 1915, S. 143—7). Die ganze Arbeit der Zusammenstellung dieses Buches ist von Mitgliedern des Северное Общество Любителей изящных искусств geleistet worden, wie viel zu wenig im Text betont wird, die nicht nur das photographische Material, sondern auch die geschichtlichen Nachrichten über die einzelnen Denkmäler gesammelt haben. Der Verfasser hat eigentlich nur die Publikation organisiert, denn eine kunsthistorische Behandlung der Denkmäler fehlt darin. Ein dilettantischer Zug beherrscht den Text, der vor allem weitschweifige Begeisterung enthält. Schade, daß eine so gute Ausgabe nicht mehr als einen von Abbildungen begleiteten Katalog der Denkmäler bietet, Risse fehlen ganz. Die Aufnahmen sind ziemlich gut, enthalten aber mehr allgemeine, sich oft wiederholende Ansichten, als wirklich im wissenschaftlichen Sinne brauchbare Detailaufnahmen der einzelnen Denkmäler. Vor allem müßte die Aufmerksamkeit auf die wenigen Reste aus dem 16. Jahrh. gerichtet werden, die noch fast gar nicht erforscht und für die Geschichte der russischen Baukunst von großer Wichtigkeit sind. Es sind das die Kathedrale des Priluckij-Klosters 1537—42, die Sophien-Kathedrale der Stadt selbst 1567—1571, die Himmelfahrts- und Vvedenskaja-Kirche im selben Kloster aus dem Ende des 16. Jahrh. Detailaufnahmen dieser Bauten, auch im Inneren, wären sehr willkommen. Aber auch die Bauten des 17. Jahrh. (alle aus der zweiten Hälfte), die vor allem guter Gesamtaufnahmen bedürfen, sind in zufälligen Photographien dargestellt, so daß das Buch kein klares allgemeines Bild der örtlichen Baukunst gibt. Architekturgeschichtliche Probleme existieren für den Verfasser gar nicht. Dabei wäre für das 17. Jahrh. gerade die monographische Behandlung der Provinzialstädte das Richtige, da im Gegensatz zum 16. Jahrh., sich klar ausgesprochene Provinzialschulen ausgebildet haben. Dieselben Denkmäler werden auch von B. Dunajev. Северно-русское гражданское и церковное зодчество. Гор. Вологда. Древности. Труды Комиссии по сохранению древних памятников ИМАО V (Mosk. 1914) S. 113—145 (Abb. 13—36, Taf. IX bis XVIII) behandelt. Es werden hier kurze Beschreibungen gegeben. Wichtig für die Datierung einzelner Denkmäler ist ein Verzeichnis der Kirchen aus dem Jahre 1691. Ein gewisser „C. C . . . гъ gibt im Vorwort zu S. Ernst. Церковь Святого Николы во Владычной слободе. (Vologda.) Временник (сев. кружка любителей изящных искусств), I, Vologda 1916, S. 35—39, eine völlig falsche Interpretation der Architektur der Kirche (um 1669), welche in ihren Hauptzügen ganz gewiß während einer einzigen Bauperiode entstanden ist. I. Jevdokimov Два памятника зодчества в Вологде Памятники художественной культуры на севере I Vologda 1922 (99 S.), ist die erste Lieferung einer Serie, die nichts Wertvolles verspricht. Die Denkmäler sind zufällig ausgewählt, der dem ersten gewidmete Text (das

zweite gehört dem 18. Jahrh. an) auf S. 5—25 enthält die Geschichte des Klosters S. 5—22, die Veröffentlichung einer nichts beitragenden alten Beschreibung auf S. 23—25 und eine ganz kurze, rein äußerliche Beschreibung des Denkmals selbst auf S. 22—23. Verfasser hat dennoch den Mut, im Vorwort daran zu mahnen, man solle die alten Denkmäler nicht vergessen! Aus dem Описание памятников русской архитектуры по губерниям V. Вологодская губерния. Известия Археологич. Комиссии LXI (1916) S. 1—61, LXIV (1917) S. 1—31, muß die Verkündigungs-Kathedrale von Sol'vyčegodsk 1560—1584 hervorgehoben werden (vgl. N. MAKARENKO [im I. T. uns. Ber.] und B. DUNAJEV. Город Сольвычегодск. S.-A. aus Баян 1914 N. 1 u. 3) dann die Voznesenskaja-Kirche in Velikij Ust'ug 1648, die der Putinkowskaja-Kirche in Moskau nahe steht und eine Umarbeitung des Moskauer Stiles bietet. B. DUNAJEV widmet der Stadt Velikij Ust'ug eine besondere Studie: Северно-русское гражданское и церковное зодчество. Гор. Великий Устюг. Древности. Труды Комиссии по сохранению древних памятников VI (Moskau 1915) S. 333—389, wo die vielen Abbildungen durchaus wertvoll sind und eine Vorstellung von der Baukunst des 17. Jahrh. in diesem sehr wichtigen nördlichen Kunstzentrum geben. Es sei noch die Studie von V. VORONOV erwähnt über die Керамика Вяжищского монастыря Известия Археологич. Комиссии LXIV (Pet. 1917) S. 32—9. Die Kirchen des Klosters in der Umgebung von Novgorod stammen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. und gehören der Moskauer Kunst an, die jedoch einen gewissen lokalen Stempel angenommen hat. K. ROMANOV. О времени построения звонницы Успенского собора в Звенигороде. Известия Росс. Академии Истории Материальной Культуры I (1921) 203—216 (Taf. 21, 22) liefert den überzeugenden Beweis, daß das Glockengerüst (aus Ziegeln) abgeb. bei E. GRABAR I S. 323 nicht dem 17., wie allgemein angenommen wurde, sondern dem Anfang des 19. Jahrh. angehört.

Zwei Denkmälern des ausgehenden 17. Jahrh. ist die Studie von B. DUNAJEV Русский Барокко. Строгановские церкви Н.-Новгорода и Сольвычегодска. S.-A. aus dem Экскурсионнный Вестник 3 (1915) S. 2—15 (des S.-A.), gewidmet. Die Vvedenskij-Kathedrale in Sol'vyčegodsk (gegründet in den 80 er Jahren des 17. Jahrh.) und die Geburts-Kirche in Nižnij-Novgorod (gegr. am Ende des 17. Jahrh., beendet 1719) sind beide vom bekannten Mäzen und Mitarbeiter Peters des Großen Grigorij Stroganov (1650—1715) errichtet. Eine kunstwissenschaftliche Stellung des interessanten Problems des „russischen Barock“ fehlt ganz, was auch vom tüchtigen Aufsatz von S. ŠIRJAEV. Памятники барокко и влияние зодчества Москвы в архитектуре Смоленска 17—18 вв. Труды Смол. госуд. музеев I Smolensk 1924, S. 1—45, gesagt werden muß, der eine rein sachliche Scheidung von abendländischen und der Moskauer Baukunst entnommenen Formen vornimmt. Demgegenüber vergleiche man D. VON EDING Московское зодчество с конца 17. века до последняго времени Moskau 1915, S. 336—368. Die Vereinigung

der russischen Bauten vom Ende des 17. Jahrh. mit denen des 18. in ein Kapitel ist nicht annehmbar, da die ersten ein unzertrennbares Ganzes mit der alt-russischen Architektur bilden. Sehr lehrreich ist in diesem Sinne die wertvolle Untersuchung von N. KOŽIN. Памятник русской псевдоготики 18 в. села Знаменки Тамбовской губернии, Leningrad 1924, wo das Nachleben der altrussischen Formenwelt im 18. Jahrh. nachgewiesen wird und eine kunstwissenschaftliche Analyse Kompositionsprinzipien aufweist, welche einige Denkmäler des 18. Jahrh. mit denen des 17. und sogar des 16. verbindet Auch N. BAKLANOV. Эволюция архитектурных форм в провинциальном русском церковном зодчестве 18. века. Известия Росс. Академии Истории Материальной Культуры II (Pet. 1922) verfolgt das Nachleben der alt-russischen Formen, diesmal in der provinziellen Baukunst des 18. Jahrh. I. GRABAR veröffentlicht Древние дома Голицына и Троекурова в Охотном Ряду. Строительство Москвы. 1925 N. 10, S. 11—15 interessante Restaurationszeichnungen zweier Prachthäuser aus den 1680er Jahren und um 1689 von D. SUCHOV, gibt aber leider keine Grundrisse und keine kunsthistorische Würdigung. Im Gegensatz dazu gibt die ernste Untersuchung von I. ARTOBOLEVSKIJ. Храм в Петровско-Разумовском. Moskau 1915 (S.-A. aus dem Сборник в память 50-летия высшей сельско-хозяйственной школы в Петровско-Разумовском) eine dankenswerte Besprechung des Denkmals und interessante allgemeine Ansichten. Vor allem wertvoll ist die Aufklärung der Zusammenhänge der Kirchen Ende des 17. Jahrh. mit den turmartigen Kirchen des 16. Jahrh.

Bis jetzt herrscht noch in der Geschichte der alt-russischen Baukunst die Ansicht, die Holzbaukunst habe eine ausschlaggebende Bedeutung für die Steinbaukunst gehabt. Neueste, noch unedierte Forschungen haben an den von den Anhängern dieser Theorie herangezogenen Tatsachen gerüttelt und deren methodologische Unhaltbarkeit gezeigt. Im Gegensatz zu der in den Handbüchern vertretenen Auffassung gebührt der Holzbaukunst eine sehr bescheidene Rolle als dem bei weitem nicht wichtigsten Kapitel der Baukunst des 17. Jahrh. Dementsprechend fassen wir am Ende des vorliegenden Berichtes die Publikationen über Holzbaukunst zusammen. Eine sehr gute Zusammenstellung der Mehrzahl der edierten Denkmäler bietet M. KRASOVSKIJ Курс истории русской архитектуры I. Деревянное зодчество. Pet. 1916 (S. 1—408, 4°, 549 Phot. und Risse im Texte), der sie systematisch anordnet. Kap. I und II behandelt Dorf- und Städtehäuser, Kap. III die Wehrbauten, Kap. IV Glockentürme, Grabmäler, Kapellen und Umzäunungen, Kap. V—VIII (S. 167—351) die kirchlichen Bauten des Nordens, Kap. IX (S. 352—404) die ukraïnische Holzbaukunst. Auf eine kunsthistorische Behandlung wird zwar so gut wie gänzlich verzichtet und die alte Anschauung von der Starrheit der Holzbaukunst angenommen, deren Formen sich mindestens vom 10. Jahrh. bis ins 17. und 18. Jahrh. unverändert erhalten haben sollen. Der Text bietet einen systematischen Vergleich und Besprechung der Formen. Das

Buch ist eine tüchtige Zusammenstellung des Materials, die eine Hauptquelle für das Studium der Holzbaukunst geworden ist. Schade nur, daß den Datierungsfragen so wenig Platz eingeräumt wird. Einen allgemeinen ganz kurzen Überblick gibt A. KARETNIKOV Деревянное церковное строительство в старину на севере России. Светильник 1914 N. 7 S. 37—45 (6 Taf.) und hebt gerade die Evolution der Holzbaukunst hervor. Wichtig ist der Hinweis, daß die Kirchenbaukunst Nordrußlands erst mit dem 15. Jahrh. und dem seitdem schnell anwachsenden Einflusse Moskaus beginnt.

In den 33 Taf. der Памятники русского искусства Вологодской губернии Сольвычегодского уезда. Moskau 1914 werden Neuaufnahmen hauptsächlich der Holzbaudenkmäler veröffentlicht. B. DUNAJEV handelt über Деревянное водчество северо-востока Костромской губернии. Древности. Труды Комиссии по сохранению древних памятников VI (Moskau 1915) S. 313—332, wo mehrere Denkmäler abgebildet werden. W. KOPJATKEVIČ Олонецкая художественная старина. Petrozavodsk 1914 (14 S.) tritt an die Baukunst mit großer Liebe heran, ihm fehlt jedoch die kunstwissenschaftliche Methode. I. SEREBRENNIKOV Памятники старинного деревянного водчества Иркутской губернии. Irkutsk 1915 (S. 1—11 Taf. I—X 4°), veröffentlicht mehrere Denkmäler des 17. Jahrh., unter denen das hölzerne Tor in Kirensk mit Kirche darüber wegen seines Zusammenhanges mit den Steinkirchen des ausgehenden 17. Jahrh. hervorzuheben ist. S. ŠIRJAEV. Деревянные церкви белорусской Смоленщины съ базиликальным планом. Труды смол. госуд. музеев I Smolensk 1924, S. 47—87 behandelt ein Gebiet, das auch für Zentralrußland von Bedeutung ist. Interessante Bauten werden von N. SLASTICHIN. Церкви-сказки русского севера. Русская Иллюстрация, Moskau 1915, N. 21, S. 10—14 und A. NAPEIN. Дерев. церк. на севере. Изв. волог. общ. изучения сев. края III Wologda 1916, S. 65—71 veröffentlicht. Eine interessante Studie gibt M. FRIEDE Русские деревянные укрепления по древним литературным источникам. Известия Росс. Акад. Истории Матер. Культуры III (Pburg. 1924) 113—143. Die Zusammenstellung der historischen Nachrichten gibt ein allgemeines Bild der alt-russischen Holzfestung, wobei angenommen wird, daß die Formen während mehrerer Jahrhunderte fast unverändert blieben, es wird auch auf den Einfluß des Steinbaues hingewiesen. Kurze populäre Aufsätze, welche gewöhnlich die Kunstdenkmäler einzelner Örtlichkeiten berücksichtigen, findet der Leser in den Zeitschriften Русский Экскурсант 1914—16 und Экскурсионный Вестник 1914 bis 1916 (beide mit Abbild.). A. NEKRASOV. Русское народное искусство. Moskau 1924 spricht u. a. über das Prinzip des Aufbaues eines altrussischen Dorfes. Das Buch enthält interessante Beobachtungen und Hinweise, unverständlich bleibt uns, wie Verf. auf S. 22 die Komposition des Dorfes statisch nennen kann, wenn er auf S. 23 selbst von „malerischer Unordnung“ spricht.

Einige wenige allgemeine Bemerkungen aus dem Gebiete des Tech-

nischen — über die Anwendung von Holz in den Fundamenten von Steinkirchen im Laufe der ganzen Entwicklung der altrussischen Baukunst, über die Bearbeitung der Außenwände der Bauten u. a. — findet der Leser im Aufsatz von P. Pokryškin. Краткие Советы по вопросам ремонта памятников старины и искусства. Известия Археологич. Комиссии LVII (Pet. 1915) 178—90. Eine zusammenhängende Geschichte der russischen Baukunst gibt das Buch von A. Nekrasov. Византийское и русское искусство. Moskau 1924. Die Arbeit bietet eine Erweiterung der Zusammenfassung von 1917 (vgl. Teil I unseres Berichtes) und behandelt fast ausschließlich die Baukunst. Hier kommen nur die Kap. 3—5 in Betracht, die eine Darstellung der altrussischen Baukunst enthalten (S. 53—152, Abb. 78—261). Die architekturgeschichtlichen Studien von A. Nekrasov fußen hauptsächlich auf Bearbeitung des veröffentlichten Materials und werden nur in geringem Grade durch die Erforschung der Denkmäler selbst unterstützt. Die angewandte Methode ist die typengeschichtliche Analyse, es wird die Entwicklung der einzelnen Formen und die gegenseitige Beeinflussung der verschiedenen Gebiete nach Möglichkeit verfolgt. Eine kunstwissenschaftliche Problemstellung fehlt ganz. Die Darstellung gibt kein einheitliches Gesamtbild der Entwicklung und zerfällt in eine Reihe Einzelstudien, von denen eigentlich nur wenige dem Verf. selbst gehören. Schon die Gesamteinteilung des Materials in die 1. vormongolische; 2. mongolische uud 3. Moskauer Periode ist eine rein äußerliche (findet sich schon in der Geschichte der russischen Baukunst von Pavlinov [1894]). Die einzelnen aufgeführten Teile vereinigen oft innerlich ganz fremde Erscheinungen, während andere in zwei Abteilungen zerstückelt werden. Die Baukunst von Kiev-Černigov (11.—12. Jahrh.) und die von Vladimir-Suzdal (12.—13. Jahrh.) wird im ersten Kapitel behandelt. Die vormongolische südrussische Baukunst ist nicht eingehend genug durchgearbeitet, nicht einmal alle publizierten Denkmäler wurden berücksichtigt. (Irenen-Kirche, Fundamente im Garten der Sophien-Kathedrale, die Heilands-Kirche „Berestovskaja“, diejenige des Vidubickij-Klosters, um nur die wichtigsten zu nennen.) Der Grundriß der Desátinnaja-Kirche, des einzigen Denkmals des 10. Jahrh., muß durch den nach den letzten Grabungen veröffentlichten ersetzt werden, der eine ganz neue Vorstellung vom Bau gibt. Die Entstehung der Halbrunde über den Wänden der Kirchengebäude ist ganz unzutreffend mit dem Abendlande in Verbindung gesetzt. Die Sophien-Kirche wurde, wie Ainalov feststellte (vgl. oben), schon 1017 begonnen und besaß nie 11, sondern von Anfang an 13 Kuppeln. Ganz falsch ist die Behandlung der östlichen Partie der Borisoglĕbskaja-Kathedrale in Černigov, die erst in viel späterer Zeit dem ursprünglichen Gebäude hinzugefügt wurde. Das Endergebnis, die südrussische Baukunst stamme aus Kleinasien, ist zwar richtig, die einzelnen angeführten Beweise jedoch sind völlig unzutreffend. Die Erlöser-Kathedrale in Černigov kann, z. B., keinesfalls eine Kuppelbasilika genannt werden, da sie das entwickelte

System der Kreuzkuppelkirche aufweist. Vor allem entspricht die Verminderung der Bedeutung Konstantinopels für die Entstehung der altrussischen Baukunst nicht dem Tatbestande. Bezeichnend für das mehr analytische Verfahren des Verf. ist die Behauptung, daß die südrussische Baukunst nicht einheitlich war, während gerade dieselbe deutlich einen einheitlichen, eigenartigen Formwillen offenbart. Rein äußerlich sind der südrussischen Baukunst die Denkmäler von Polock-Smolensk angeknüpft, deren ausschließliche Bedeutung für die russische Baukunst vom Verf. nicht aufgeklärt wird. Die Besprechung der Baukunst von Vladimir-Suzdal′ ist das Beste im Buche. Alle Denkmäler sind berücksichtigt, einige vom Verf. selbst erforscht, wobei Neues gegeben wird (die Bauten von Bogoljubovo). Was jedoch die Gesamtauffassung betrifft, so erweist es sich, daß die Zeit Vsevolod III und seiner Nachfolger als „Vergröberung“ und „Ausartung“ angesehen wird, die durchaus einheitliche innere Entwicklung wird vom Verf. völlig übersehen. In der Darstellung der Baukunst von Novgorod wird die Bedeutung des durch die Kathedrale des Miroškij-Klosters in Pskov dargestellten kreuzförmigen Typus überschätzt, was darin seine Erklärung findet, daß der Verf. den gegen Mitte des 12. Jahrh. stattgefundenen Umschwung unbedingt durch eine äußere Beeinflussung erklären will. Das Wesen dieses Umschwunges und die innere Einheit der Entwicklung in Novgorod von der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. an bis ins 16. Jahrh. bleibt unaufgeklärt, der einheitliche Bauorganismus wird in zwei Kapitel zerstückelt, wobei am Ende des 13. Jahrh. der Akzent wieder auf eine äußere, diesmal abendländische Beeinflussung verlegt wird. Das Kapitel über die „mongolische“ Periode ist überhaupt am wenigsten einheitlich und vereinigt rein künstlich die Entwicklung Novgorods und Moskaus im 13.—15. Jahrh.; ja hier wird auch noch, aus völlig unverständlichen Gründen, die Baukunst Moskaus unter Ivan III. und die Novgoroder des 16. Jahrh. mit einbezogen, wobei in Novgorod wiederum fremder Einfluß (Moskau) ausschlaggebend gewesen sein soll. Das III. Kapitel wird von einer recht verwirrten Darstellung der Holzbaukunst eingeleitet, die Moskauer Baukunst bezeichnender Weise als Kombination verschiedener russischer und abendländischer Einflüsse mit der Holzbaukunst, die nicht Volksbaukunst gewesen sein soll (?), definiert. Schon im vorliegenden Buche werden Formen der Holzbaukunst S. 115 von solchen der Steinbaukunst (Kielbogen) abgeleitet, während S. 100 auf die Möglichkeit eines umgekehrten Verhältnisses verwiesen wird. Seitdem hat der Verf. den Standpunkt des Einflusses der Holzbaukunst auf den Steinbau bis zu einem gewissen Grade verlassen (vgl. oben). Somit muß die ganze Auffassung der turmartigen Kirchen des 16. Jahrh. und die gesamte Komposition des Kapitels umgearbeitet werden. Wertvoll sind die Hinweise auf deutsche, polnische und holländische Einflüsse im 16.—17. Jahrh. Die Darstellung der zweiten Hälfte des 16. und des ganzen 17. Jahrh. ist der schlechteste Teil des Buches. Die sich dort äußernden neuen Stilprinzipien (vgl. oben B. von Eding) werden gar

nicht gestreift, die Besprechung stützt sich auf eine sehr geringe Anzahl von Denkmälern. Die Baukunst des Nordens, die einen ausgesprochenen, eigenartigen Charakter aufweist, wird fast gar nicht erwähnt. Die Baukunst des ausgehenden 17. Jahrh. in Moskau wird nach der dem Verf. üblichen Weise durch ukrainischen Einfluß erklärt. Die Hervorhebung des dekorativen Elementes in der Moskauer Baukunst, worauf übrigens schon längst verwiesen wurde, ist eine recht spärliche Charakteristik. Kleinere Versehen können in allen Kapiteln festgestellt werden. Das Buch liefert trotzdem die beste Zusammenstellung der veröffentlichten Denkmäler und zeichnet sich vor Allem durch einen streng wissenschaftlichen Charakter aus. Im Gegensatz zu der im Buche von NEKRASOV vorgenommenen Zerstücklung des altrussischen Kirchengebäudes findet der Leser wertvolle Ansätze zu dessen synthetischer Auffassung in der Broschüre von Fürst E. TRUBECKOJ. Умозрение в красках. Moskau 1916, S. 7 sq., der das Kirchengebäude mit seiner ganzen Ausstattung und im Zusammenhange mit der umgebenden Natur als einheitlichen Ausdruck der religiösen Weltanschauung des russischen Volkes faßt. Es sei noch verwiesen auf die Schrift von I. SIBIRCEV. О старинном устройстве деревянных церквей на севере в идейном и эстетическом отношениях (S. A. aus den Извѣстія О-ва изученія русского сѣвера, VI 13). Archangelsk 1914, und besonders N. TROICKIJ. Христианский православный храм в его идее. Тульские Епархиальные Ведомости 1916 N 3—4, S. 27—40, N 5—6, S. 63—77, N 7—8, S. 90—103. Für die Auffassung des Kirchengebäudes als eines lebendigen Organismus sind die Ideen wichtig, die in der Vorstellung von Alt-Rußland mit seinen einzelnen Teilen verknüpft waren. Das Kirchengebäude symbolisierte nämlich das Weltall. Der westliche Teil bedeutete die Hölle, der östliche Teil das Paradies, die Mitte die Erde. Solcher Auffassung war auch die Bemalung und innere Ausstattung unterworfen. Wir Modernen vergessen, daß das Kirchengebäude nicht formal aufgefaßt wurde. Die an seine einzelnen Teile geknüpften Vorstellungen verleihen den Bauten eine außerordentliche Kompliziertheit und den materiellen Formen ein erhöhtes geistiges Leben.

Im allgemeinen muß gesagt werden, daß heutzutage in Rußland ein ungesundes Streben nach Auffindung unbedingt neuer Denkmäler herrscht und dieses zum Selbstzweck erhoben worden ist, was im Mangel einer kunstwissenschaftlichen Schulung vieler sich mit der Geschichte der altrussischen Baukunst Befassender seine Erklärung findet. Die Bearbeitung der Denkmäler muß von der schädlichen Vorherrschaft einer technischen und konstruktiven Analyse einerseits, eines völlig unfruchtbaren weitschweifigen Ästhetisierens andererseits befreit werden. Die nächste und wichtigste Aufgabe der Geschichte der altrussischen Baukunst ist die Einführung der Stilanalyse und eine grundlegende Umarbeitung der Darstellung in diesem Sinne.

Moskau — M. ALPATOV und N. BRUNOV

Die bulgarische Sprachwissenschaft[1]) 1914—1924

Teil 1.

Trotz der sehr ungünstigen Verhältnisse während des Weltkrieges und danach sind auch auf dem Gebiete der bulgarischen Sprachwissenschaft ziemlich viele Leistungen zu verzeichnen, von denen die wichtigsten in den Publikationen der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, der Universität in Sofia, der Nationalbibliotheken in Sofia und Plovdiv (Philippopel) erschienen sind. Es sind sprachwissenschaftliche Aufsätze und Rezensionen auch im Organ des Unterrichtsministeriums in Sofia — Училищенъ прегледъ vorhanden und es wurde sogar im Jahre 1921 eine spezielle Zeitschrift — Българска речь gegründet, die aber nur in einem einzigen Jahrgang vorliegt. Andere Vereinigungen, z. B. der Verband der bulgarischen Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, und selbst Privatgelehrte haben auch manches veröffentlicht, in dem etwas der Sprachwissenschaft zugute kommt.

In dem Dezennium 1914—1924 hat die bulgarische Sprachwissenschaft namentlich das Erscheinen des ersten Bandes einer groß angelegten Geschichte des Bulgarischen, die selbst von einem Bulgaren herrührt, zu verzeichnen. Das ist B. CONEV's: История на българский езикъ. Обща часть. Томъ 1. Издание на Софийския Университетъ. София, Държавна Печатница, 1919. In 8°, X + 530 SS. (= Университетска Библиотека Band 8). Unter dem Titel: „Die erste, von einem Bulgaren geschriebene Geschichte des Bulgarischen" habe ich anderswo (Slavia II 404—430) in deutscher Sprache über dieses Werk gehandelt, und daher könnte ich mich hier kürzer aussprechen. Im großen und ganzen ist CONEV's Buch eine dankenswerte und verdienstvolle Leistung, trotz ihrer verschiedenartigen Mängel, insbesondere falscher Auffassungen und allerlei Versehen. „Das vorliegende Buch ist, sagt C., der erste Band des Werkes, welches ich mir als Endziel meiner wissenschaftlichen Tätigkeit gestellt habe und welches all das umfassen wird, was unsere bulgarische, geschriebene und ungeschriebene, Muttersprache, in ihrer Vergangenheit und Gegenwart betrifft. Mit einem Worte, soll das eine vollständige Erforschung der Entwickelung dieser Sprache, nach Zeit und Ort sein", Vorw. S. III. Das ganze Werk wird nach dem Plane CONEV's aus sieben Hauptteilen und zwar einem allgemeinen und sechs speziellen bestehen. Der erste Band des allgemeinen Teiles ist eben 1919 erschienen; er soll nur „einleitende Kapitel zum Ganzen" enthalten und soll an und für sich eine Geschichte der bulgarischen Sprache in kürzerer Fassung bilden! Daß aber aus solchen nicht zusammenhängenden „einleitenden Kapiteln" auf keine Weise eine syste-

1) Berücksichtigt ist die einheimische Literatur; fremde Publikationen werden nur insofern erwähnt, als darüber einheimische Gelehrte besonders in einheimischen Zeitschriften geschrieben haben.

matische Geschichte einer Sprache entstehen kann, ist wohl dem Verfasser entgangen: nach den wirklich einleitenden Kapiteln über Sprachgeschichte und Dialektologie (Kap. I, S. 1—10), über die Beziehungen des Bulgarischen zu den übrigen Slavinen (Kap. II, S. 11—62), über Alt- und Neubulgarisch (Kap. III, S. 63—113) und über das bulgarische und slavische Alphabet (Kap. IV, S. 114—135) kommen auf einmal Kap. V—VII, die eben in die speziellen Teile des Werkes gehören. So gibt Kap. V unter dem Titel „Quellen und Hilfsmittel zur Geschichte der bulgarischen Sprache" eine ziemlich ausführliche Beschreibung und Würdigung aller abg. und fast aller mbg. und neubg. Sprachdenkmäler bis zum Ende des 18. Jahrh. mit besonderer Rücksicht auf die sogen. Damaskini, denen allein beinahe 100 Druckseiten gewidmet sind. Dieses Kapitel hat u. a. gegenüber den andern den großen Vorzug, daß sich hier weniger bekannte und von C. früher anderswo gedruckte Sachen finden, obgleich solche auch hier nicht fehlen. Der Wiederabdruck läßt sich aber leicht rechtfertigen, da die Publikationen, in denen Conev's Arbeiten zuerst erschienen, nicht immer und überall zugänglich sind. Die Übersicht der mbg. Denkmäler weist eine große und bedauerliche Lücke auf: die hochwichtigen Urkunden der mbg. Zaren, sowie die zahlreichen wlachobulgarischen Urkunden werden von Conev nicht einmal erwähnt! . . . Kap. VI führt den Titel „Grenzen der bulgarischen Sprache und Nationalität" und ist von hohem Interesse. Die Bestimmung der bulgarischen Sprachgrenze im Westen macht bekanntlich große Schwierigkeiten, da es sich hier um Dialekte handelt, die in einigen Spracherscheinungen mit dem Bulgarischen, in anderen aber mit dem Serbischen übereinstimmen, und daher von beiden Seiten revindiziert werden. Sehr lesenswert ist nun die Darstellung der Frage von der Zusammengehörigkeit der nordwestlichen Dialekte des Morava-Gebietes und der südwestlichen (mazedonischen) Dialekte mit dem Bulgarischen, s. Slavia a. a. O. 426—28. Beachtenswert sind Conev's Ansichten über die serbisch-bulgarische Sprachgrenze und über das Gebiet der serbisch-bulgarischen Übergangsdialekte. Dieses Gebiet wird westlich, d. h. serbischerseits, mit der Linie Smederevo—Kragujevac—Trstenik—Kuršumlija—Priština—Prizren und östlich, das ist bulgarischerseits, mit der Linie Bosilevgrad—Breznik—Caribrod—Bělogradčik begrenzt. Der Frage der Mundarten des Morava-Gebietes hat Conev auch ein besonderes Buch gewidmet, das weiter unten erwähnt wird. Auch die Frage nach den Haupteigentümlichkeiten der mazedonischen Dialekte wird kurz berührt, indem mit Recht auf die typischen nichtserbischen Reflexe von ѫ (ъ bezw. *ън*, *ъм*, *а*, *о*, also ръ(н)ка, мъ(н)ка, зъ(м)би, рака, мака, заби, рока, мока, зоби), von ъ > *о* und ь > *е* (бочва, токмо, денес, темно), auf den vollständigen Verlust der Quantitäten, auf die nichtserbischen Betonungsverhältnisse, auf die für das Bulgarische charakteristischen „Reduktionen" der unbetonten Vokale usw. hingewiesen wird. Endlich bietet das letzte (VII) Kapitel einen ein wenig umgearbeiteten und erweiterten Wiederabdruck von zwei Ab-

handlungen CONEV's im Сборникъ за народни умотворения, наука и книжнина Bd. XVIII u. XIX. CONEV wiederholt also seine Übersicht der bulgarischen Mundarten auf Grund von vier phonetischen Merkmalen: 1. nach der Aussprache von abg. ъ; 2. nach den Reflexen von ursl. *tj (kt'), *dj; 3. nach der Betonung und 4. nach der Aussprache von abg. ѫ. S. eine Kritik von A. DORIČ in der Zeitschr. Слънце II (1920), 143—149 u. weiter unten in Славянски гласъ.

An Wichtigkeit sind hier gleich zwei dialektologische Werke zu nennen, die von fremden Gelehrten herrühren und zu den fundamentalsten Werken auf dem Gebiete der bulgarischen Sprachwissenschaft gehören: in Kazań 1918 erschienen A. M. SELIŠČEV, Очерки по македонской діалектологии Bd. I und bald darauf A. MAZON, *Contes slaves de la Macédoine sud-occidentale.* Étude linguistique; textes et traduction; notes de folklore. Paris 1923. SELIŠČEV, der jetzt den Lehrstuhl des verstorbenen V. N. ŠČEPKIN an der Universität Moskau inne hat, besuchte Nordmazedonien im Jahre 1914[1]) und gab eine kurze Beschreibung der nordmazedonischen Mundart von Tetovo (Dolni Polog), der Heimat des bulgarischen Schriftstellers Kiril Pejčinovič. Nach seiner Rückkehr hat sich SELIŠČEV zur Aufgabe gestellt, die Haupteigentümlichkeiten der mazedonischen Dialektgruppen darzustellen, und das nicht nur auf Grund der heutzutage zu beobachtenden Tatsachen, sondern auch der Angaben der mazedonischen Literaturdenkmäler der 2. Hälfte des 18. und der 1. Hälfte des 19. Jahrh. Als Quelle für jene diente ihm der bulgarische Teil des berühmten *Λεξικὸν τετράγλωσσον*, das der Moschopolis'sche Aromune Hadži Daniil verfaßt und in seinem Buche *Εἰσαγωγικὴ Διδασκαλία* veröffentlicht hat. Die „*Βουλγαρικὰ*" dieser Didaskalia erweisen sich als höchst wichtiges Material zur Charakteristik der Mundarten Südwestmazedoniens in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. (Vorw. S. IV). Aus dem Nachwort des erschienenen Buches SELIŠČEV's erfahren wir, daß der 2. Band des Werkes eine spezielle Untersuchung über die Sprache des aus dem Gebiet von Tetovo stammenden bulgarischen Schriftstellers Kiril Pejčinovič enthält, daß die Schriften Pejčinovič's sehr schätzenswertes Material in vielen Hinsichten (ethnographisch, kulturell, in bezug auf die Geschichte der bulgarischen Literatursprache und namentlich in dialektologischer Hinsicht) bieten, daß der Untersuchung der nordmazedonischen Mundarten des Dolni Polog drei Skizzen (1. über die Sprache des berühmten Abagar des bulgarisch-katholischen Bischofs Filip Stanislavov vom Jahre 1651, des Zarcalo istine Krъstjo Pejkič' v. J. 1714, s. darüber CONEV, Сборникъ на Българ. Академия на Науките I 50—54, des anonymen Molitvenyj krin v. J. 1806 und des Kiriakodromions Sofronios' von Vraca; 2. die Sprache des anderen mazedonischen Schriftstellers aus dem Anfang des

1) Im folgenden Jahre veröffentlichte er seinen Отчетъ о занятіяхъ за границею въ лѣтнее вакаціонное время 1914 года. Kazań 1915. Dieser Отчетъ ist mir nicht zugekommen.

19. Jahrh. — des Daskalos Hadži Joakim Kъrčovski, von dessen einem Buch schon Vuk Karadžić in seinem verdienstlichen „Dodatak“ sprach; 3. bibliographisch-ethnographische Skizze im Zusammenhang mit Pejčinovič's Tätigkeit) vorangehen und, was mit dem Verfasser sehr zu bedauern ist, daß der Verf. infolge des Fehlens von Geldmitteln außerstande ist, den Druck des II. Bandes vorzunehmen.

Man darf nicht glauben, daß diese Inhaltsangabe des unveröffentlichten Buches von Seliščev hier ganz belanglos oder selbst unangebracht wäre. Im Gegenteil, es ist hochwichtig zu wissen, daß Seliščev zur richtigen Erkenntnis des unzertrennbaren Zusammenhangs der neubg. Dialektologie und der Geschichte der neubg. Literatursprache gekommen ist und auf diesem Gebiete schon gearbeitet hat. Das ist hier um so mehr hervorzuheben, daß es kein anderer als der Verfasser der ersten bulgarisch geschriebenen Geschichte des Bulgarischen, Conev war, der eine „wahre Geschichte des Bulgarischen“ und „bulgarische Dialektologie“ voneinander unterscheidet; die Dialektologie sollte nach ihm also eine Art „unechter“ Sprachgeschichte sein, siehe Slavia II 409.

Über den reichen Inhalt der Seliščev'schen Skizzen habe ich schon anderswo in deutscher Sprache referiert (Roczn. Slaw. IX 199—204), hier will ich nur betonen, daß Seliščev die phonetischen und morphologischen Eigentümlichkeiten der mazedonischen Mundarten nicht für sich allein, sondern fast immer in ausführlichem Vergleich mit den andern west- und ostbulgarischen Mundarten behandelt. Beinahe zwei Drittel des Werkes (bis S. 169) sind der Phonetik, ein Drittel der Morphologie (S. 169—246) gewidmet; Syntaktisches (Wiederholung der Personalpronomina: *tebe v raj te ne puštaat* „dich wird man in das Paradies nicht einlassen“; *mene me on saka* „mich will er“) wird auf S. 246—259 und die Betonung der mazedonischen Mundarten auf S. 259—262 besprochen. Das Buch schließt mit einer allgemeinen Charakteristik der mazedonischen Mundarten, in welcher nicht weniger als 47 allgemeinmazedonische Eigentümlichkeiten angeführt werden, die fast ausnahmslos auch für das Bulgarische im allgemeinen charakteristisch sind (S. 262—265). Es wird auch ein beachtenswerter Klassifikationsversuch der mazedonischen Mundarten geboten, wobei der große Zusammenhang der Erscheinungen nicht vergessen wird. So wird bei der nordostmazedonischen Gruppe (Štip, Radoviždi, Maleševo, Pijanec) bemerkt: „Dieselbe Welle ъ $=$ *a* umfaßt auch die Mundarten der Gebiete Südwestbulgariens und des nächstliegenden Ostbulgariens“. Wenn man das ostbulgarische *a* für ъ aus abg. ѫ im Auslaut berücksichtigt (*plъtá*, *pletá* in Stara Zagora, Sliven usw.), so könnte man statt „nächstliegenden“ lieber „des entferntesten Ostbulgariens“ sagen. Auf S. 278 bis 279 werden 32 wirkliche Grundcharakteristika aller Mundarten der ganzen bulgarisch-mazedonischen Sprachgruppe gegeben.

Seliščev's „Skizzen“ sind das wichtigste Werk auf dem Gebiete der bulgarischen Dialektologie seit dem Weltkriege, insbesondere durch

die weite Umschau der am weitesten liegenden Mundarten des nordostbulgarischen Gebietes.

Das fünf Jahre nach SELIŠČEV's Skizzen erschienene Buch von A. MAZON ist ebenso von größter Wichtigkeit für die bulgarische Sprachwissenschaft. Es enthält nicht nur phonetisch aufgezeichnete und mit schöner französischer Übersetzung versehene Texte aus dem Gebiete von Kostur und Lerin in Südwestmazedonien, „l'extrême pointe, vers le Sud-Ouest, du bulgare occidental“ p. 4, sondern auch eine kurze, in ethnographisch-statistischer Beziehung interessante Einleitung, nach der die Étude linguistique folgt, wo ziemlich ausführlich die Laut- (p. 13—36) und Formenlehre (p. 36—53) dargestellt und ganz kurz die Syntax (p. 54—55) und der Wortschatz (p. 56—59) gestreift wird; mehr darüber s. VERF. Zeitschr. I 504 ff., früher ausführlicher DERS. in Македонски прегледъ Списание за наука, литература и културенъ животъ I (София 1924) S. 101—123.

Die Quellenkunde der bulgarischen Sprachgeschichte hat sich in der Periode 1914—1924 um zwei große Werke von B. CONEV bereichert. Im J. 1910 wurde von der Nationalbibliothek in Sofia die von CONEV verfaßte Beschreibung der darin befindlichen Handschriften und alten Drucke herausgegeben. Der zweite Band dieser Beschreibung erschien 1923 in Sofia, wieder als Publikation der Bibliothek — B. CONEV: Опис на славянските ръкописи в Софийската Народна Библиотека. Bd. II mit 52 autotypischen Tafeln. Sofia. Издание на Библиотеката. Държавна Печатница 1923. Es werden im ganzen mehr als 350 Manuskripte, gewöhnlich sehr ausführlich, mit langen Exzerpten und Inhaltsangaben beschrieben. Darunter sind zwei Nummern aus dem 12. bis 13. Jahrh., über 20 d. 13. Jahrh., um 30 aus dem 14. usw. Fast die Hälfte der Manuskripte sind rein bulgarischer Redaktion, die übrigen mit Spuren russischer und serbischer Redaktion. Auf S. X schreibt CONEV: „От сръбска редакция има 149 ръкописа“. Das, was er aber „serbische Redaktion“ nennt, ist nicht immer serbischer Provenienz: wir haben hier zu tun mit westbulgarischen und noch genauer mit nordwestbulgarischen Sprachdenkmälern bzw. mit nordwestbulgarischem Einfluß auf die Sprache der aus allen Teilen Bulgariens herstammenden Schreiber der mittel- und neubulgarischen Sprachdenkmäler. Eine Revision des Terminus „serbische Redaktion“ bei CONEV dürfte schon unentbehrlich sein: є statt ѧ oder оу für abg. ѫ sind auch nordwestbulgarische, ersteres auch ostbulgarisches Merkmal!

Es sind interessante Belege zur bulg. Sprachgeschichte aus einem mbg. Apostolus 14. Jahrh. zu verzeichnen: прѣмьдрь u. прѣмъдрыѧ, мьжии u. мъжь mit ь, ъ für abg. ѫ, und umgekehrt сѫнмища, сѫзвашѫ, мѫзды, мѫсть mit ѫ für abg. ъ u. ь, ja sogar оу мажа mit а statt ъ aus abg. ѫ, abg. мѫжа! In demselben Denkmal wird Бртоломеи statt Бартоломеи geschrieben, was nicht nur für Volksetymologie spricht, sondern auch die alte Reduktion unbetonter Vokale

bestätigt. Vgl. noch die Besprechung von V. Pogorělov Zschr. II 281 ff. Ebenfalls von Conev stammt die Beschreibung der slavischen Handschriften und alten gedruckten Bücher der Nationalbibliothek in Plovdiv (Philippopel): Славянски ржкописи и старопечатни книги на Народната Библиотека въ Пловдивъ. Sofia. Издание на Библиотеката. Mit 40 phototyp. Tafeln. София, Държавна Печатница 1920. In 4°. XVI + 291 pp. Es werden etwa 130 Manuskripte und 40 Inkunabeln beschrieben. In allen beiden Kategorien sind alte und interessante Werke vorhanden. Aus dem 12. Jahrh. stammen Nrr. 7 u. 25, letztere bilden 9 Pergamentblätter des berühmten Slěpčenski Apostol. Dem 13. Jahrh. gehören 6 Manuskripte an, wiederum mit wichtigen Schreibungen: нѣсжмь пришжль, недьжни, сжньмь! usw. S. 7. Die älteren Kirchendrucke sind sehr bunt: aus Cetinje, Venedig, Wilno, Tъrgovište in Rumänien, ein Neues Testament mit kroatischer Glagolica aus Tübingen von Truber, Dalmatin u. St. Istrijanin, Lemberg usw. Das Horologium Nr. 161 („Часословецъ, Венециански печатъ отъ 1566 г.") ist von einem gewissen Jakov aus Kamena Reka herausgegeben. Aus dem Schlußwort erfahren wir, daß dieser Jakov родомъ и ѿчтвомь иже вь подькрыли великие гори Ѡсоговъцеи близъ Колосискаго града ѿ места нарицаема Камена река stammte. Die Behauptung Karatajev's, daß dieser Herausgeber Jakov aus Montenegro oder aus Hercegovina gebürtig wäre, muß jetzt fallen: Osogovo ist ein Berg in Bulgarien und Nordmazedonien; selbst Jakov schreibt einige Zeilen früher „изидохъ ѿ Македоние ѿчства моего и вьнидохъ вь западних странахъ". Die Sprache verrät wieder den Bulgaren. „Kolasijski grad" hat nichts mit Kolašin in Montenegro zu tun: schon Golubinskij, Jastrebov, Ruvarac und Jireček, Периодич. Списание LV—LVI 241—242 haben richtig erkannt, daß darunter die westbulgarische Stadt Küstendil, unweit von Sofia zu verstehen ist. In einem anderen Venediger Kirchendruck vom Jahre 1569 finden wir fast dieselben Worte von einem Іаковь от прѣделѣхь Македоньскихь от места зовомь Софиа Краиковь синь in der Vorrede, und in der Schlußbemerkung: „Азь Іаковь Краиковъ синь от места нарицаема Софїа сьпісахъ сьи псалтирь въ лѣть (7078) . . . Бенеѳїа". Nach dem, was Novaković, Drinov u. Conev darüber geschrieben haben, ist heute absolut ausgemacht, daß Jakov Krajkov oder Trajkov ein Westbulgare war und Kirchenbücher für die Bulgaren verfertigte, die von dem bulgarischen Buchhändler Kara Trifon in Skopie verbreitet wurden. „И аще комоу коıа потрѣба, вьсхощеть от светыхь книгь, то вьса сїа соуть принисена вь место Скопїе оу Каратрифоуна"; s. darüber M. Drinov, Яковъ Трайковъ отъ София и Кара-Трифунъ отъ Скопие (Български книжари въ 16 ти вѣкъ in Drinov Съчинения II (София 1911) 492—501 und die dort in der Anmerkung zitierte Arbeit St. Novaković: Stara štamparija za Bugare im Rad XXXVII 28—32. — Zur Quellenkunde

der neubg. Sprache gehört die von der Nationalbibliothek in Sofia herausgegebene Beschreibung der neubg. Drucke von 1802—1877 von V. POGORĚLOV: Опис на старите печатани български книги (1802 bis 1877) Sofia Държавна Печатница 1923. 8°. VI + 795. Über diese verdienstvolle Arbeit s. VERF., Arch. f. slav. Philol. XXXIX 118—124.

Die Hauptzentren der bulgarischen Gelehrten sind die Българска Академия на Науките, welche seit 1911 an die Stelle des ehemaligen Българско Книжовно Дружество trat und die Tätigkeit ihres Vorgängers fortsetzte, sowie die Universität Sofia aus der ehemaligen Hochschule (Висше Училище) hervorgegangen. Sie gibt seit mehr als zwei Dezennien ihr Jahrbuch (Годишникъ на Софийския Университетъ) und die Serie wissenschaftlicher Werke und Hilfsmittel Университетска Библиотека heraus. In allen Publikationen der Akademie im verflossenen Dezennium sind zahlreiche Beiträge zur bulgarischen Sprachwissenschaft erschienen.

Publikationen der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften

Von der Serie Български Старини, wo früher, in dem Jahre 1906, 1907 u. 1908 als NN. 1—3 das mbg. Dobrějšovo Evangelie, der mbg. Apostolus von Ochrid und der neubg. Damaskin von Koprivštica erschien, ist als Buch IV im Jahre 1914 ein interessantes mbg. Denkmal des 13. Jahrh. von CONEV veröffentlicht worden: Врачанско евангеле. Срѣднобългарски паметникъ отъ XIII вѣкъ (Софийска Народна Библиотека Nr. 19). София, Държавна Печатница 1914. Kl. 4°, VI + 236 SS. mit 10 phototypischen Beilagen. Der Herausgabe des Textes (S. 65—220) wird eine paläographische und grammatische Untersuchung vorausgeschickt (Палеографско и граматично изслѣдване S. 1—64), in der u. a. die phonetischen und morphologischen Eigentümlichkeiten des Denkmals ziemlich ausführlich behandelt werden. Ein Nachtrag („Допълнение къмъ стр. 34—47") kommt auf S. 221 bis 232, wo u. a. Beispiele aus dem mbg. Chludov'schen Paremejnik zur Frage der Entwicklung der nasalierten Vokale im Mittel- und Neubulgarischen angeführt werden. CONEV hat sich der richtigen Erkenntnis des mbg. Nasalwechsels am meisten genähert, wie das unlängst EKBLOM zugestanden hat, s. weiter u.

Von den Български Старини enthält weiter Buch VI: L. MILETIČ Два български ръкописа съ гръцко писмо 1. Недѣлни поучения отъ XVIII вѣкъ. 2. Търлиско евангелие отъ 1861 год. София, Държ. печ. 1920 III + 176 SS. mit 8 phototypischen Beilagen. Buch VII, von demselben Verfasser, enthält wieder ein neubg. Sprachdenkmal, den Damaskin von Svištov: Свищовски дамаскинъ Новобългарски паметникъ отъ XVIII вѣкъ. София, Придворна печатница 1923 IV + 308 SS. mit elf Reproduktionen von Seiten des Manuskriptes. In dem Vorwort zu

Buch VI, wo zwei neubulgarische mit griechischen Buchstaben geschriebene Sprachdenkmäler ediert werden, spricht Miletič von der Verwendung des griechischen Alphabets zur Schreibung bulgarischer Texte und weist u. a. darauf hin, daß im 18. Jahrh. das bekannte Moschopol'sche *Λεξικὸν τετράγλωσσον* ziemlich gut eine westbulgarische Aussprache bezeichnet, trotz der Unzulänglichkeit des griechischen Alphabets. Selbst die Sammlung bulgarischer Volkslieder der Miladinovci im 19. Jahrh. war ursprünglich mit griechischen Lettern geschrieben. Der Text der Sonntagspredigten ist bei Miletič auf S. 25—70 mit bulgarischen Buchstaben gedruckt, auf S. 6—24 steht die Einleitung mit Bemerkungen über Phonetik, Morphologie, Syntax und Wortschatz der nordostbulgarischen Mundart des Verfassers der Predigten. Der andere Text, das Evangelium von Tъrlis, Dorf im Bezirk von Nevrokop, weist eine südostbulgarische Mundart der großen rupzischen oder Rhodopegruppe auf (S. 95—176); die Einleitung (71—94) enthält Bemerkungen über dieselben Eigenheiten, wie im vorhergehenden Text, mit ein paar Worten (S. 77—78) über die Akzentverschiebung, die in den zentralen und Rhodopemundarten stattgefunden hat und ihren Ausdruck in der Handschrift findet.

Die Einleitung zum Damaskin von Svištov ist weit ausführlicher (S. 1—74) und enthält viel Interessantes über die Laut- und Formenlehre, sowie über die Syntax und nur teilweise über den Wortschatz. Zu manchen der „selteneren bulg. Wörter" hatte der Verfasser irgend eine kurze Bemerkung zur Etymologie und Wortgeographie hinzufügen können, vgl. бъся се, влъхва „Dieb", въбéл, richtig erklärt durch „кладенец", долняк, пáзуха (заливъ), псовисамъ (ψyφήσa), скрипна u. a. Ist es z. B. nicht interessant, daß bulg. пазуха, das gewöhnlich „Busen" bedeutet, hier im Sinne von „Meerbusen" erscheint und eine Parallele nicht nur zum deutschen Worte, sondern auch zu gr. *κόλπος*, lat. *sinus* usw. darstellt? Bei den Fremdwörtern findet sich eine Menge von fehlerhaften Aufstellungen, mit denen sich der geehrte Verfasser am schlechtesten empfiehlt. So z. B. soll душман „гръцка дума чрѣзъ турско посрѣдство" sein! Wie konnte Miletič gr. *δυσμενής* und aind. *durmanaḥ*, avest. *dušmanah-*, pehl. *dušman*, neupers. *dušmän* vergessen? Es ist zwar richtig, daß das Wort zu den Bulgaren durch türkische Vermittlung kam, aber es ist unzulässig bei dem Vorhandensein der iranischen Wortsippe an „griech. Herkunft" zu denken. Es geht bei den Etymologien von Miletič oft ganz verkehrt: türk. *dušman* wird für ein griechisches Wort erklärt und bei türk. *temel* wird die Existenz des griech. *θεμέλιον* nicht einmal erwähnt! Weiter soll bulg. съпикáсувам „bemerken, beobachten, spionieren" eben romanischen Ursprungs (S. 74) sein, trotz der ganz richtigen Etymologie Matov's (gr. *ἀπεικάζω*). Die Krone der leichtsinnigen Etymologien Miletič's aber ist auf S. 70 zu finden, wo sich unter dem Titel „Турски думи" ein türkisch sein sollendes Verb къвзи ergötzt: „кѣ́взи: змята има закóнъ, та кѣ́взи, когѝ я бѝятъ", also „die Schlange hat

ein Gesetz (Gewohnheit) daß sie „*kъvzi*", wenn man sie schlägt". Dieses unerhörte Verbum ist aber eine nicht zu lobende Erfindung des Verfassers, die um so bemerkenswerter ist, als im Texte selbst auf S. 103 ganz hübsch steht: змѧта има зàконъ такъ́взы, когы я бїятъ . . d. h. „die Schlange hat ein s o l c h e s Gesetz (eine s o l c h e Gewohnheit) . . ."; es handelt sich also um das Pronomen *takъv* mit der Partikel *-zi*, nb. *takъ́vzi*, woraus der gelehrte Herausgeber in der Einleitung eine Konjunktion *ta* und ein absurdes Verbum **kъ́vzi* machte! . . .

Den Haupteigentümlichkeiten des Bulgarischen im Vergleich mit denen des Serbischen ist ein Abschnitt in dem von der Bulgar. Akademie 1915 herausgegebenen Werke JORDAN IVANOV's über *die Bulgaren in Mazedonien* gewidmet: Българетѣ въ Македония. Издирвания и документи за тѣхното потекло, е з и к ъ и народность. Съ етнографска карта и статистика. София, Държавна Печатница 1915. 8⁰. CVII + 238. Das Buch enthält, wie der Titel besagt, eine ethnographische Karte Mazedoniens, die der Verfasser auf Grund der Angaben der besten Kenner des Landes und auf Grund seiner eigenen Forschungen anfertigte, und verläßliche statistische Daten für das Jahr 1912. In kurzer Zeit war das Buch vergriffen, so daß im Jahre 1917 eine zweite vervollständigte Ausgabe erschien. Der Titel ist unverändert bis auf die archaistische, jetzt nordwestbulgarische Form „Българетѣ", wofür hier das ost- und südwestbulgarische „Българитѣ" steht: София, Царска Придворна Печатница 1917. 8⁰. VII + 381 SS. Der Abschnitt über die bulg. Sprache befindet sich auf S. LXVII—LXXIV, bzw. 63—74 (in der zweiten Auflage). Gegen BELIĆ, der die mittelmazedonischen Mundarten für serbisch-mazedonisch erklärte, wird mit Recht hervorgehoben, daß die charakteristischsten Züge der mazedoslavischen Mundarten alle bulgarisch sind. Die „altkirchenslavische" Sprache entstand wieder auf Grund der bulgarischen Mundarten Mazedoniens und deswegen wird sie jetzt allgemein altbulgarisch genannt. In der zweiten Ausgabe ist die Zahl der Hauptcharakteristika des Bulgarischen wieder dieselbe (14 Punkte), nur werden in der zweiten vervollständigten Ausgabe unter jedem Punkte reichliche und gut ausgewählte Beispiele angeführt, die in der ersten ganz fehlen. Nur bei Punkt 14 wäre wohl einzuwenden, daß manche der lexikalischen Unterschiede zwischen Mazedonisch-Bulgarisch und Serbisch nicht besonders glücklich ausgewählt sind. So sollen z. B. *brašno*, *most* mazed.-bulg., *muka*, *ćuprija* serbisch sein, während jedes serbisch-kroatische Wörterbuch für „Mehl" und „Brücke" eben wieder *brašno*, *most* gibt. Ähnliches hat sogar ein WENDEL gegen Prof. WEIGAND, der IVANOV's Verzeichnis aufnahm, in der „Prager Presse" bemerkt . . .

Im Jahre 1914 hat die Bulgarische Akademie der Wissensch. das Original eines berühmten Werkes herausgegeben: Исторія славѣноболгарская, собрана и нарежденa Паисіемъ іеромонахомъ въ лѣто 1762, ed. JORDAN IVANOV. София, Държавна Печатница 1914. 8⁰. LXVI + 91. In der Einleitung wird auch die Frage der dialektischen Züge

in der Sprache des Paisij gestreift. — In demselben Jahre veröffentlichte die Akademie, wieder nach dem Originalmanuskript, die Selbstbiographie des bekannten neubulg. Schriftstellers und Bischofs Sofronij von Vraca: Автобиография на Софрони Врачански ed. P. Orěškov. (Българска Библиотека Nr. 9.) София, Държавна печатница 1914. Kl. 8⁰. 119 SS. Es wird der volle Text geboten mit Bemerkungen über die Sprache (dialektische Züge und fremde Einflüsse). Eine Rezension von St. Romanski in Славянски Гласъ XII (1915) 175—180 hält manche Fehler in den einleitenden Bemerkungen über die Sprache vor.

Während des Krieges erschien auch Band III von Drinov Съчинения hgb. von V. N. Zlatarski. Bd. III enthält: I. Публицистични статии. II. Служебни записки, наредби и разпоредби. III. Критики, оцѣнки и отзиви. IV. Поменици. София, Държавна Печатница 1915. 8⁰. XI + 541. Band III enthält u. a.: 2. Още една отбрана на новобългарското азбуке . . . (217—225). 4. F. Miklosich Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. II B. Stammbildungslehre 1875 (228). 5. F. Miklosich Altslovenische Formenlehre in Paradigmen 1874 (228—9). 6. V. Jagić Archiv für slavische Philologie 1875 (229—231). 7. Стоянъ Новаковичъ, Бугарски зборник, писан прошлога вjека народним језиком. Въ Starine Jugoslav. Akad. VI 1874 (231—2). 10. Этнографическая карта славянскихъ народностей, составленная М. Ф. Мирковичемъ, дополнена А. Ф. Риттихомъ. 3-е изданiе. Петербургъ 1875 г. (234). 12. Съобщения за новобългарския езикъ (изъ Arch. f. sl. Phil. IV) (246—248). 15. И. В. Ягичъ, Образцы языка церковнославянскаго по древнѣйшимъ памятникамъ глаголической и кирилловской письменности 1882 (292). 16. По въпроса за буква ы (293—294). 17. Нѣколко съвѣти на слабодушний мой „послѣдователь" (294—296). 18. В. Качановскiй, Памятники болгарскаго народнаго творчества. Вып. 1-й. Сборникъ западноболгарскихъ пѣсенъ съ словаремъ 1882 (296—307.) 19. Три български грамоти въ единъ отговоръ професору Миклошичу [Aus Anlaß der Kritik des bekannten Puristen Dr. I. A. Bogorov auf Miklosich Geschichte der Lautbezeichnung im Bulgarischen] (308—313). 20. По поводу замѣчанiй г. Сретьковича на мою статью о говорѣ и обычаяхъ Дебрянъ (314—321). 21. Нѣсколько поправокъ къ этнографическому очерку г. Драганова (321—324). 24. А. Л. Дювернуа, Словарь болгарскаго языка по памятникамъ народной словесности и произведенiямъ новѣйшей печати 1885—9 (335—384). 25. A. Kalina Studyja nad historyą języka bułgarskiego 1891 (384—391). 26. Отговоръ на правописнитѣ въпроси, прѣдложени отъ редакцията на „Мисъль" (393—396). 27. Найденъ Геровъ, Рѣчникъ на блъгарскый языкъ съ тлъкувание рѣчиты на блъгарскы и русскы. Чясть I. А—Д. Пловдивъ 1895 г., стр. LII + 397, въ большую 8-ку (396—419). 28. П. А. Сырку, Къ исторiи исправленiя книгъ въ Болгарiи въ XIV. вѣкѣ 1890 (420—454). 29. П. А. Сырку, Очерки изъ исторiи взаимныхъ отношенiй болгаръ и сербовъ въ XIV—XVII вѣкахъ.

Житіе св. Николая Софійскаго по единственной рукописи XVI в. 1901 (454—459).

Приложеніе. Успѣхи и задачи славяновѣдѣнія. Вступительная лекція, читанная 20-го сентября 1873 г. въ Харьковскомъ университетѣ (505—519).

Gleichfalls während des Krieges hat die Akademie noch ein Werk JORDAN IVANOV's veröffentlicht: Св. Иванъ Рилски и неговиятъ монастирь. Съ приложение на паметници и фотографски снимки. София 1917. 8⁰. VI + 164. Es enthält u. a.: „Рилската ръкописна сбирка", S. 121—128. „Завѣтътъ на Св. Ивана Рилски", Text des 14. Jahrh., gemischter Redaktion, S. 129—140. „Хрельови надписи" (serbischer Redaktion, aus dem 14. Jahrh.), S. 143—145. Das wichtigste Denkmal des Rylaklosters ist bekanntlich die Urkunde aus dem Ende des 14. Jahrh.: „Хрисовулътъ на царь Ивана Шишмана", mit Text und verkleinerten photographischen Aufnahmen, S. 145—152. Vgl. A. TEODOROV-BALAN's Rezension in Извѣстия на Бълг. Археолог. Дружество VI (1919) 174—176.

Einige Fragen der bulgarischen Sprachgeschichte werden in der akademischen Rede A. TEODOROV-BALAN's über den heiligen Klemens von Ochrid erörtert: Свети Климентъ Охридски въ книжевния поменъ и въ научното дирене. Академична рѣчь Sofia, Държавна Печатница 1919. In 8⁰. SS. 119. Gegen NOVAKOVIĆ ist die Anmerkung 43 auf S. 80—93 gerichtet, wo darauf hingewiesen wird, daß jene Slověne, deren Sprache sich Kyrill und Methodius bedienten, später den Namen Bulgaren annahmen und daß die Sprache dieser Balkanslovenen noch heutzutage in den mazedonisch-bulgarischen Mundarten fortlebt, die sich von den serbischen gut unterscheiden lassen. Gegen den vermeintlichen Moravismus einer Reihe von SOBOLEVSKIJ gesammelter Wörter spricht sich der Verfasser in Anm. 48 S. 108—109 aus, wo u. a. gesagt wird: „Добъръ брой отъ тия думи съ същото значение е и днесъ извѣстенъ на говори отъ българския езикъ: болѣдовати, брадатъ, бъхъма, врахъ, въз вѣтръ, възврить, вълазити, вълѣсти, віртѣти ся, дружина, жила, златарь, испрьва, калугеръ, клѣща, кола, копачь, крестило, кърчага, лемешь, лоньско лѣто, монисто, мрежа, мъждяти, мытарь, мыто, нарочито мѣсто, (паче) . . . негли, недугъ". Es ist in der Tat höchst sonderbar, wie SOBOLEVSKIJ die ganz gewöhnlichen bulgarischen Wörter für Moravismen ausgeben konnte! Selbst die bis 1900 erschienenen Bände des GEROV'schen Wörterbuches hat SOBOLEVSKIJ nicht einsehen wollen . . .

Die historisch-philologische Klasse der Akademie ventiliert seit einigen Jahren die Frage eines akademischen Wörterbuches der bulgarischen Sprache. Im Jahre 1916 erschien A. TEODOROV-BALAN und B. CONEV: Прѣдложение и планъ за рѣчникъ на българския езикъ, който да изработи и издаде Българската Академия на Наукитѣ. София, Държавна Печатница 1916. 8⁰. 40 SS. Vier Jahre später: ST. ARGIROV, ST. MLADENOV, A. TEODOROV-BALAN und

B. Conev: 25 думи за български тълковенъ рѣчникъ. Sofia, Държ. Печатница 1920. Lex. 8⁰. 26 SS. [Es existiert seit 1924 eine Lexikographische Kommission bei der historisch-philolog. Klasse der Akademie: Упътване, какъ да се бере градиво за „Всебългарски рѣчникъ". Изработено отъ Комисията на Рѣчнишкия Отдѣлъ etc. София, Печатница П. Глушковъ 1925. Kl. 8⁰. SS. 31.]

Списание на Българската Академия на Наукитѣ

An Stelle des Периодическо Списание на Българското Книжовно Дружество, das im Jahre 1910 mit Bd. LXXI abbrach, gibt die Bulgarische Akademie der Wissenschaften nun seit 1911: Списание на Българската Академия на Наукитѣ in zwei Reihen, eine für die historisch-philologische und philosophisch-sozialwissenschaftliche und eine andere für die naturwissenschaftlich-mathematische Klasse heraus. Im Dezennium 1914—1924 sind von Клонъ историко-филологиченъ и философско-общественъ NNr. 5—16, der gemeinsamen Nummerierung erschienen: Buch VIII (5), X (6), XI (7), XIV (8), XVI (9), XVIII (10), XX (11), XXII (12), XXIV (13), XXVI (14), XXVII (15) und XXIX (16). Sprachwissenschaftliche Beiträge gibt es in allen Nummern.

Im Jahre 1914 erschien Buch VIII, истор.-фил. и филос.-общ. 5, worin wir u. a. finden: N. M. Petrovskij О занятіяхъ В. Копитаря болгарскимъ языкомъ S. 19—74, einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Geschichte der bulgarischen Sprachwissenschaft mit guten Bemerkungen über die großen Verdienste B. Kopitars und Vuk Karadžić um die „Entdeckung" des Bulgarischen im ersten Viertel des 19. Jahrh. Die Arbeit ist, wie es bei dem ausgezeichneten Bibliographen selbstverständlich war, sehr reich an bibliographischen Daten. Über Vuk wird mit Recht bemerkt, daß er in seinem Verhalten zu den Bulgaren nicht frei von serbischem Chauvinismus war S. 69. — P. Orěškov Българскитѣ села въ околностьта на Цариградъ (Етнолошки бѣлѣжки), S. 85—108 gibt auch kurze Bemerkungen über die Phonetik, Morphologie und Wortschatz der Mundart der Dörfer Pъrtes, Pineki u. Čenakča S. 95—107. — A. P. Stoilov Изговоръ на ѣ въ заровско-висошкия говоръ (Лъгадинско), S. 159—164 enthält in der Einleitung eine reiche Bibliographie zur Kenntnis der archaistischen bulgarischen Mundarten zwischen Saloniki und Sěr (Serres) mit vielen Beispielen zur ´ä-Aussprache von ab. ѣ und Texte am Ende (ein Volksmärchen und zwei Volkslieder), phonetisch aufgezeichnet.

Aus Buch X Истор.-Филолог. и Фил.-Общ. 6 (1915): St. Mladenov Имената на десеть български рѣки S. 41—70. Es wird vom thrakischen, bzw. idg. Ursprung folgender bulg. Flußnamen gehandelt: I. Витъ, Utus, idg. *ud-, aind. *udán* . . ., mit Lautverschiebung, wie im Armenischen, S. 42—45. II. Дринъ, *Δρίλων*, Drinius, idg. **drū*- in *Druna*, *Traun* usw. S. 45—49. III. Искъръ, *Οἶσκος*, *Oescus* 49—53. IV. Марица S. 53—55. V. Morava, *Μάργος*, wie in Marica, idg. **măr*. „Wasser . . ." S. 55—56. VI. Панега S. 56—60. VII. Росица, aind. *rasá*

lit. *rasà* usw. S. 60—61. VIII. Струма, *Στρυμών*, idg. **sreu̯-*, aind. *srávati*, gr. *ῥεῦμα*, nhd. *Strom* etc. S. 61—64. IX. Стрѣма, *Σέρμιος*, *Syrmus*, idg. **ser.*, aind. *sárati*, kelt. *Sarnus* usw. S. 64—66. X. Тунджа, *Τόνζος*, osset. *don* mit Lautverschiebung, wie in *Tanaïs* S. 67—70. — A. P. STOILOV Нѣколко български прѣкори отъ Македония и Одринско S. 147—161 hat interessante Personen- und Spitznamen gesammelt, die als Vervollständigung der MIKLOSICH'schen Arbeiten dienen könnten. In demselben Jahre 1915 ist auch Buch XI Истор.-Филол. и Филос.-Общ. 7 erschienen mit zwei sprachwissenschaftlichen Aufsätzen von B. CONEV. Im ersten beantwortet er die Frage nach den in den neubulgarischen Mundarten erhaltenen lexikalischen Archaismen: Кои новобългарски говори стоятъ най-близу до старобългарски въ лексикално отношение? S. 1—32. Die Antwort lautet dahin, daß die meisten altbulgarischen Wörter in den mazedonischen Mundarten erhalten sind, dann kommen die rupzisch-rhodopischen, dann die nordostbulgarischen und an letzter Stelle die nordwestbulgarischen S. 5. — B. CONEV За произходището на Врачанско Евангеле S. 145—150 spricht sich gegen den von SOBOLEVSKIJ verfochtenen russischen Einfluß auf die Sprache des von CONEV herausgegebenen Vraca-Evangeliums aus s. hier oben. — Wegen der zahlreichen Ortsnamen ist zu erwähnen ST. ROMANSKI Народописна карта на нова ромънска Добруджа S. 33—112.

In Buch XIV Клонъ ист.-филол. и фил.-общ. 8 behandelt *Atanas Iliev*: Турски изговоръ на български мѣстни имена S. 103—128 mit vielen Beispielen der türkischen Vokalepenthese, Vokalharmonie und Veränderungen der Suffixe (*-ča*, *-dža*, *-če*, *-dže* aus bulg. *ica* u. dgl.).

Aus Buch XVI Кл. ист.-филол. и фил.-общ. 9 sind zu verzeichnen: L. MILETIČ Исторически и художествени паметници въ манастира Св. Иванъ Бигоръ (Дебърско), S. 1—34 mit Text von Inschriften und Liste bulgarischer Personennamen aus der „Kodika" des berühmten Klosters in Nordmazedonien. — L. MILETIČ Важна фонетична особеность на единъ западномакедонски говоръ S. 35—42 weist darauf hin, daß im Bezirk von Struga in Westmazedonien abulg. ѫ als *ä* reflektiert wird, wie in gewissen ostbulgarischen Mundarten. In Radožda spricht man *zăbi* „Zähne", *tăpan* ∠ ab. *tąpanъ* usw., selbst statt ab. ъ erscheint wieder *ä*, wie im Ostbulgarischen: *gărci* „Griechen", *gărlo* „Gurgel", *kălnit* „er flucht" usw. MILETIČ hat versäumt zu bemerken, daß alb. *grek* „Grieche", *treg* „Markt", *treg(e)tär* „Kaufmann" u. dgl. ihr *e* für ab. ъ gewiß dem Bulgarischen verdanken. Interessant ist dabei, daß die albanesischen Lehnwörter die alte Stelle von ъ nach *r* bewahren (ab. *trъgъ*); vgl. jetzt in Radožda *gărci* für ab. *grъci*, alb. *grek* ∠ ab. *grъkъ*. — ST. MLADENOV Имената на още десеть български рѣки schließt sich an den Aufsatz in Buch X, s. oben, an und behandelt folgende Namen: 1. Видима, idg. **ŭd-* : **u̯ĕd-* etc., arm. *get*, lit. *Vedeme*, cf. Витъ S. 66—71. 2. Девня, idg. **dhĕu-*, aind. *dhavatē*, *dhāvati*, gr. *θέω* . . . „rennen, rinnen, fließen", aind. *dhāutí-ḫ* „Quelle, Bach" S. 71—76. 3. Драматица, idg. **drā-* : *drĕu-* . . ., poln.

Drama, kelt. *Druma*, cf.升ринъ S. 76—83. 4. Дѣволъ, byz. *Δεάβολις*. Wz. **dhĕu-* in Девня . . . S. 83—86. 5. Ломъ, thrak. *Almus*, idg. **al-*, gr. *ἀλάομαι*, *ἀλαίνω* „schweife umher" . . . *Alma*, *Almo*, lit. *Alnà* usw. S. 86—91. 6. Луда Яна, idg. **i̯ā-*, aind. *yā́ti* „geht, fährt", *Janica* in Posen, *Janja* in Bosn., *Jahn* usw. S. 91—94. 7. Рила, idg. **(s)rŭ-*, älter *Rylo*, thrak. *Ροῦλος* . . . S. 94—96. 8. Серава, balt. *Seria*, kelt. *Sarnus*, *Sara*, *Serre*, idg. **ser-* „fließen", ai. *sárati*, thrak. *Σέρραι* etc. S. 96—98. 9. Янтра, thrak. *Jat(e)rus*, *Jadra*, *Juder* . ., Wz. idg. *i̯ā-*, wie in *Jana* S. 98—100. 10. Чая, Чай als nomen proprium im Rhodopegebiet ist nichts anderes als türk. *čaj* „Fluß".

Im Jahre 1919 erschien Buch XVIII кл. истор.-филол. и фил. общ. 10 mit folgenden Beiträgen: L. Miletič Едно бѣлѣжито послание на Цариградската патриаршия до българитѣ въ Дебърско (1849 год.) S. 17—30. Es handelt sich um ein Sendschreiben der Patriarchie in Konstantinopel an die Kleriker, Geistlichen und alle Christen der Metropole von Debъr in bulgarischer Sprache mit griech. Text en regard, mit Faksimile. L. Miletič Изъ единъ поменикъ на манастира Прѣчиста (Кичевско) S. 31—40 gibt u. a. eine Menge von bulgarischen Personennamen. G. I. Kacarov Келтитѣ въ стара Тракия и Македония S. 41 ff. behandelt auch die Kelten auf der Balkanhalbinsel (III. Келтитѣ въ Балкански полуостровъ S. 54—64 und führt u. a. als Spuren der keltischen Bevölkerung einige geographische Namen an: Naissos — heute Нишъ, Navissus — heute Нишава, Bononia — heute Видинъ u. a.).

Buch XX, кл. истор.-филол. и фил.-общ. 11 bietet zur Sprachwissenschaft nur weniges: St. Mladenov Еснафдашъ. Бѣлѣжка къмъ българския рѣчникъ и словопроизводство 183—186; *esnaf-daš* „Kollege" ist ein türkisches Wort im Bulgarischen; seine Bestandteile sind arabisch und persisch. Auch über die Etymologie der bulgarischen Orts- u. Flußnamen finden sich manche Bemerkungen bei St. Mladenov Единъ опитъ за български земеписенъ рѣчникъ, S. 63 ff., namentlich Abschnitt V. Етимологични обяснения 133—136, anläßlich des Werkes Ж. Чанковъ, Географски рѣчникъ на България, Македония, Добруджа и Поморавия. София 1918, gr. 16°, IV + 334. Als erster bis zu Ende geführter Versuch ist das Buch zu begrüßen, trotz vieler Mängel und Fehler, auf die hingewiesen wird.

In Buch XXII, ист.-филол. и фил.-общ. 12 beziehen sich auf die bulgarische Sprachwissenschaft: B. Conev Каменниятъ надписъ надъ с. Боженица S. 115—121. Es handelt sich um eine Felseninschrift in der Umgebung des Dorfes Boženica, Bezirk von Orchanie, aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. mit interessanten mittel- und neubg. Sprachzügen (*vojuachь* für воюахѫ, *mnogo zlo patich* „ich habe viel Böses erlitten" u. a.). Ein севастъ Огнѣнь, von dem die Inschrift rührt, sagt uns, daß er „при цари Шишма̑ кефалиа" war. Die Inschrift wurde von P. Mutafčiev entdeckt, der darüber und über den

historischen Hintergrund (севастъ, кефалия u. a.) ausführlich handelt, Боженишкиятъ надписъ, S. 88—114, beigelegt ist eine „Kopie“ der Inschrift. — JU. TRIFONOV По произхода на името „шопъ“, S. 122 bis 158 gibt eine Kritik der bisherigen Etymologien des Namens *šop*, der gewissen Nordwestbulgaren beigelegt wird (hauptsächlich den Bewohnern des Kreises von Sofia u. a. bis Nordmazedonien) und schlägt auch eigene (3) Erklärungsversuche vor. GRIGOROVIČ soll an nhd. *Schwab* gedacht haben, ŠAFAŘÍK wollte darin die *Sapaei* der Alten sehen, BOGOROV hielt *šopi* aus **sofci*, *sofijanci*, Bewohner von Sofia, entstanden usw. Für die wahrscheinlichste hält TRIFONOV seine eigene Vermutung, nach der im Namen der Šopen nhd. *Schuppen*, *Schoppen* „колиба“ steckt, das entweder durch westslavische Vermittlung oder direkt von Erzarbeitern entlehnt sein soll . . . — JOS. PÁTA Пловдивско Евангелие. Срѣднобългарски паметникъ отъ XIII вѣкъ S. 208—226 enthält eine Beschreibung des mbg. Textes, besonders Phonetik und lexikalische Eigentümlichkeiten S. 215—221 und Textproben, sowie 2 photographische Aufnahmen. — ST. MLADENOV Изъ историята на нѣкои по-малко извѣстни български думи (Етимологични съпоставки), S. 227—241. Verfasser befaßt sich mit: 1. Bulg. би́ба, би́бе, бибо̀къ, skr. бибац, slk. *bibic*, S. 228—232. 2. Bulg. блъскамъ, блъсна, S. 232—237. 3. Bulg. ду̀нда, ду̀ндестъ u. dgl., S. 237—240. 4. Bulg. жу̀на, джу̀на, жу̀ка, S. 240—241. Zu allen Wörtern werden idg., vornehmlich baltische Entsprechungen angeführt.

Von Bedeutung für die bulgarische Stilistik und Poetik sind die zwei Beiträge von IVAN HADŽOV über die Gedichte des großen bulgarischen Dichters vor der Befreiung, Christo Botjov, in Buch XXIV, ист.-филол. и фил.-общ. 13 (1922), S. 193—254; DERS. Ново издание на Ботевитѣ стихотворения, S. 255—284, über die „authentische“ Ausgabe des verstorbenen Literarkritikers Dr. K. Krъstev v. Jahre 1919.

Aus Buch XXVI, ист.-филол. и фил.-общ. 14 (1923) wären zu erwähnen: JU. TRIFONOV Къмъ въпроса за старобългарското болярство, S. 1—70, wo außer der historischen Seite des abg. Boljarentums auch die Etymologien des Namens болиринъ, russ. бояринъ, gestreift werden. Von den zahlreichen Etymologien (slav., türk., kelt.) zieht der Verfasser jene türkische vor, die slav. *bol'arinъ* aus türk. pl. *βοιλαλαϱ*, mit Metathese der Palatalität *βολιαλαϱ* und „Verkürzung“ (eigtl. Haplologie als silbische Dissimilation) *βολλιαϱ* erklärt, cf. gr. *βοιλᾶς*, *βοιλᾶδες*, abg. Былꙗ (Быль). V. KISELKOV Изъ живота на Раковски въ Цариградъ, S. 71—117, enthält in der Beilage auch Briefe von RAKOVSKI aus den Jahren 1848—1851. Die Sprache ist rein volkstümlich neubulgarisch, mit zahllosen Artikeln und vielfach phonetisch geschrieben.

In den letzten Nummern der Akademischen Zeitschrift (Buch XXVII, ист.-филол. и фил.-общ. 15 und XXIX, ист.-филол. и фил.-общ. 16 alle vom Jahre 1923) sind keine speziell sprachwissenschaftlichen Beiträge veröffentlicht worden. Eine Menge rechtsgeschichtlicher Termini findet sich im Referat über VLAD. MAŽURANIĆ Prinosi za hrvatski

pravnopoviestni Rječnik: S. S. Bobčev Единъ хърватски правно-исторически рѣчникъ XXVII (15), S. 114—131. — Bei V. N. Zlatarski Най-стариятъ исторически трудъ въ старобългарската книжнина XXVII 132—182 findet man am Ende den Text der berühmten Исторdown des abg. Schriftstellers Bischof Konstantin, der u. a. пропѧтие „crucifixio" für распѧтие im Cod. Supr. bietet; beigefügt sind 3 Photographien. — Von manchen lexikalischen Eigentümlichkeiten der Sprache des berühmten abg. Überführers der Bogomilen Kosmas spricht Ju. Trifonov Бесѣдата на Козма Презвитера и нейниятъ авторъ XXIX (16), S. 1—77.

Sofia Stefan Mladenov

Die Quellen zur slavischen Namensforschung in Mecklenburg

Das Slaventum Mecklenburgs ist nicht von einheitlichem Stamme gewesen. Den Westen des Landes haben die *Obotriten* nebst den stammverwandten *Polaben* eingenommen, welch letztere sich weiter nach Westen noch über Lauenburg bis ins Holsteinische ausbreiteten. Ein weiterer westlicher Zweig der Obotriten, die *Wagrier* genannt, wohnte ganz außerhalb Mecklenburgs im nordöstlichen Holstein. Zu den Obotriten pflegt man außerdem die von der oberen Warnow bis zum Plauer See wohnenden *Warnaber* und nicht ganz so sicher die ostwärts davon bis über den Müritzsee hinaus siedelnden *Müritzer* zu rechnen. Den ganzen Osten des Landes aber, an der Ostseeküste mit dem Fulgenbach bei Brunshaupten beginnend, nahm das große Volk der *Wilzen* oder *Liutizen* ein, in sich auf mecklenburgischem Boden zerfallend in die Stämme der Kessiner, Circipaner, Tollenser und Redarier, doch weit über Mecklenburg hinaus nach Pommern und in die Mark Brandenburg übergreifend.

Von der Sprache, die Obotriten wie Liutizen in Mecklenburg geredet haben, sind Denkmäler in Gestalt zusammenhängender Texte nicht auf uns gekommen. Das einzige Sprachmaterial, das sie uns hinterlassen haben, sind außer vereinzelt in den Urkunden überlieferten Ausdrücken die Namen, die sie mecklenburgischen Örtlichkeiten und Menschen gaben. Bei der großen Zahl der slavischen Ortsnamen Mecklenburgs immerhin doch eine Grundlage, auf der die Sprachforschung mit einiger Sicherheit bauen könnte.

Das slavische Ortsnamenmaterial Mecklenburgs liegt nun wohl nahezu restlos vor, nachdem das 1864 begonnene *Mecklenburgische Urkundenbuch* 1913 bis zum Jahre 1400 geführt worden ist. Mit Hilfe der alphabetischen Ortsnamenregister ist sein Bestand verhältnismäßig leicht zu übersehen und sind auch die im Laufe der Zeit eingetretenen Wandlungen der Formen festzustellen. Eine zusammen-

fassende Bearbeitung der im Meckl. Urkundenbuch angesammelten Ortsnamenmaterialien hat schon vor längerer Zeit (1881), als das Urkundenbuch erst bis zum Jahre 1350 gediehen war, P. KÜHNEL im 46. Jahrgang der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde" (S. 3—168) unter dem Titel „Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg" unternommen und 1882 einen mit Nachträgen und Berichtigungen versehenen Sonderabdruck (Neubrandenburg, in Komm. bei C. Brünslow) folgen lassen. Eine Nachprüfung dieses ersten, heute nicht mehr recht befriedigenden Versuches an der Hand des heutigen Standes der Wissenschaft wäre sehr erwünscht.

Ausschließlich auf Ortsnamen angewiesen zu sein und aus ihnen allein Bestand und Art einer ausgestorbenen Sprache wieder erstehen zu lassen, mag nicht allzu reizvoll erscheinen. Immerhin gibt es doch auch bei uns ein paar Fälle, die wie Oasen in der Wüste der Ortsnamen wirken: einige ältere Nennungen von *Flurnamen* mit anscheinend noch ganz lebensfrischen Formen, denen z. T. wenigstens Erklärungen der Bedeutung in lateinischer Sprache beigefügt sind. Da haben wir zunächst in der Bewidmungsurkunde Kasimirs von Pommern für das Kloster Dargun vom Jahre 1174 [1]) eine ausführliche Grenzbeschreibung mit folgenden Ortsbezeichnungen: „in quandam viam in mirica, que ipsam Guthkepole circuit, unde et in sclavico dicitur *Pant wo Guthkepole*"

ferner „in quandam profundam paludem salicum, que et sclavice dicitur *Glambike loug*,

in quandam magnam quercum" . . . die „a sua magnitudine nomen accepit *Wili damb*,

in quosdam tumulos, qui sclavice dicuntur *Trigorke*, antiquorum videlicet sepulcra,

in quandam magnam paludem, que et sclavice dicitur *Dalge loug*,

in stagnum, quod sclavice dicitur *Dambnio*,

in cumulum satis magnum, qui sclavice vocatur *Mogela*,

in quandam paludem salicum, que sclavice dicitur *Serucoloug*,

in quandam quercum cruce signatam, quod signum dicitur sclavice *Knezegraniza*,

in pontem, qui dicitur *Bugutiza*,

in oppositum rivuli, qui vocatur *Zimulubu*."

Eine bischöfliche Zehntenverleihung an das Kloster Doberan von 1177 [2]) nennt als Westgrenze des Klosterbesitzes „terminus ad occidentem *Dobimerigorca*". Genauer eine Bestätigung des Fürsten Borwin von 1192 [3]): „Et est terminus abbatie ad occidentem collis, que lingua slavica *Dobimerigorca* vocatur".

Eine Grenzbeschreibung des Landes Bützow von 1232 [4]), die leider nur in einem späten deutschen Auszug erhalten ist, nennt ein Wasser mit Namen *Tyepnizham*, ein Bächlein *Studieno*, einen Morast *Guo-*

---

1) Meckl. U. B. I, Nr. 114. 2) Ebd. Nr. 122. 3) Ebd. Nr. 152. 4) Ebd. Nr. 398.

lenzke-lugi, eine nicht näher gekennzeichnete Örtlichkeit *Sywanŏf laz*, ein Wasser *Rozstrambounizham*, ein Bächlein *Duznizham*, einen See *Byalz*, Örtlichkeiten wie *Priedŏli*, *Wanowe mŏgili*, *Machnaci lug*, *Trezstini lug*, einen Bach *Parmenizhe*, einen Morast *Byliewe*, einen See *Gazne*, ein Wasser *Liepousieunizham*, einen See *Lansnizhe* und Örtlichkeiten *Dolgė lugi*, *Tetlambi*, *Wodrowilaz* sowie ein Gehölz *Lang*.

Es mag bemerkt sein, daß Bützow dem obotritischen, Dargun aber dem liutizischen Gebiete angehörte. Doch muß damit gerechnet werden, daß die dadurch bedingten mundartlichen Unterschiede wegen der großen Verschiedenheit der Überlieferung beider Urkunden nicht scharf erfaßt werden können.

Von der allgemeinen großen Armut der mecklenburgischen Urkunden an Flurnamen heben sich Urkunden von der Art der hier benutzten besonders vorteihaft ab. Schade, daß sie so selten, ja die einzigen dieser Art sind. Später, in der Zeit der Akten, wird die Nennung von Flurnamen bei uns häufiger. Aber sie aus den Akten zusammenzutragen, ist eine ungeheuer schwierige, zeitraubende, von einem Einzelnen nicht zu bewältigende Aufgabe. Im Neustrelitzer Hauptarchiv werden darum die Flurnamen im Verlauf der dienstlichen Ordnungsarbeiten planmäßig aus den Akten gesammelt. Nach einer Reihe von Jahren wird hier ein großer Namenschatz der Forschung zur Verfügung stehen. Ob er aber der slavischen Sprachforschung noch in nennenswerter Weise wird zugute kommen können, erscheint zweifelhaft, weil diese Materialien aus zu später Zeit stammen und daher die Namen slavischer Herkunft wahrscheinlich nur noch in mehr oder weniger verstümmelten Formen erhalten sein werden.

Neben den Orts- und Flurnamen kommen aber auch die *Personennamen* in Frage. Ihre ältere slavische Schicht ist in der Hauptsache ebenfalls im Meckl. Urkundenbuch erhalten und kann mit Hilfe seiner Personenregister ohne große Mühe zusammengestellt werden. Die jüngere Schicht aber, die mit der Bildung von Beinamen beginnt und mit dem Festwerden der Familiennamen ihren Höhepunkt erreicht, kommt in dem mit dem Jahre 1400 abschließenden Urkundenbuch nur recht unvollkommen zur Geltung.

Will man hier festen Boden unter die Füße bekommen, so muß man sich auf die Einwohnerverzeichnisse stützen, die seit dem 15. Jahrh. in den Schloßregistern der mecklenburgischen Vogteien, in den Registern der Kaiserbede von 1496 und der zahlreichen Landbeden des 16. Jahrh. sowie in den Amtsbüchern vorliegen. Ich habe aus ihnen die Zu- und Familiennamen slavischer Prägung gesammelt, d. h. nicht die auf Personen übertragenen slavischen Ortsnamen, die wir ja ohnehin schon kennen und die — trotz ihres slavischen Aussehens und Sprachmaterials — keinen Akt slavischer Namengebung darstellen, sondern überwiegend jedenfalls als Übertragungen im Lande vorhandener, überkommener, doch nicht mehr verstandener Namensformen im deutschen Munde anzusehen sind.

Daß es in Mecklenburg neben solchen wendischen Familiennamen,

die eigentlich Ortsnamen sind, auch andere Familiennamen wendischer Prägung gibt, die unmittelbar der Personenbenennung gedient haben und durch ihr Dasein beweisen, daß unser Wendentum noch an diesem zweiten Akt der Personenbenennung mitgewirkt hat, zur Zeit der Entstehung der Zu- und Familiennamen also noch am Leben gewesen sein muß, mag eine kleine Auswahl solcher Namensformen zeigen, wie ich sie in den mecklenburgischen Registern festgestellt habe: z. B. Babbatz, Clavatze, Clibatze, Dargatz, Dubatz, Glafvatze, Gryvenatze, Karnatz, Krylatze, Tryatze, Vinatze, Werlatze oder Banatkhe, Bratke, Cobellik, Garwanke, Glaweke, Grifancke, Kroske, Pallutzeke, Pribeke, Slaveke, Teske, Troyatzeke, Walyschke, Woppoyseke oder Guthan, Lipan, Luban, Malan, Milan, Pollan, Soupan, Techan, Tessan, Toran, Vedan, Ventzan, Voysan und viele andere. Unter den Orten ihres Auftretens habe ich sie zusammengestellt in meiner Arbeit „Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg" (in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1905, J. Engelhorn), in sich alphabetisch geordnet und mit Nachweisungen ihrer Nennung nach Ort und Zeit versehen unter dem Titel „Wendische Zu- und Familiennamen aus mecklenburgischen Urkunden und Akten" in den „Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde" Band 71 (1906) S. 153—290. Die dort gegebenen sprachlichen Erklärungen stammen in der Mehrzahl von Ernst Mucke, einige auch von Julius Koblischke, die meiner mangelnden Kenntnis auf diesem Gebiete zu Hilfe kamen.

Das Material ist also in seiner Hauptmasse bereitgestellt und der Forschung zugänglich gemacht. Möchte es nun auch von philologischer Seite die erwünschte Auswertung erfahren, nachdem es für die historische Frage der Ausbreitung eines untergegangenen Volkstums kurz vor dem Aussterben seiner Sprache gute Dienste geleistet hat.

Neustrelitz. Hans Witte

Neuere Beiträge zur slavischen Ortsnamenforschung

1. Die altgermanische Ortsnamenforschung in Böhmen

Da die älteste historische Überlieferung in Böhmen keltische Bevölkerung bezeugt, die erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung durch germanische Stämme verdrängt wurde, ist es begreiflich, daß man unter den vorslavischen Ortsnamen in Böhmen keltische und germanische Namen gefunden hat. Germanische Bevölkerung daselbst ist noch für das 3. 4. und 5. Jahrh. gesichert und so ist von vornherein zu erwarten, daß sich unter den sich zäher haltenden Fluß- und Gebirgsnamen mehr germanische Elemente nachweisen lassen. Dieser Nachweis ist namentlich eine Aufgabe der deutschen Wissenschaft und wenn er bisher nicht so oft unternommen wurde, so lag das daran, daß er slavistische Vorkenntnisse voraussetzt, über die nur

wenige Germanisten verfügten. Selbstverständlich muß auch alles von der Beweisführung ausgeschaltet werden, was an deutschen Ortsnamen in Böhmen durch spätere deutsche Besiedlung des Landes erklärt werden kann. Eine solche Sichtung des Materials kann aber hier nur ein Germanist vornehmen.

So ist es besonders erfreulich, daß in letzter Zeit zwei Germanisten, ERICH GIERACH und ERNST SCHWARZ die oben erwähnten Probleme behandelt haben. Neben dem Gewinn, den die Erforschung der ältesten Bevölkerungsverhältnisse Böhmens ihren Arbeiten entnimmt, muß auch die Förderung hervorgehoben werden, welche die historische Grammatik des Čechischen dadurch erfährt. Von ERNST SCHWARZ ist 1922 ein größeres Buch: *Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern.* Prag 1922 (= Prager Deutsche Studien Heft 30) 8⁰. 116 S. erschienen. Neben einer Reihe von Kapiteln, die die deutschen Ortsnamentypen in Böhmen behandeln und ihre Hauptmasse der 2. Hälfte des 13., sogar dem 14. und 15. Jahrh. zuweisen, enthält dieses Buch wertvolle Ausführungen über das Verhältnis der deutschen Laute zu den čechischen auf Grund des Lehnwörter- und Ortsnamenmaterials, ferner eine Reihe von Feststellungen über die Chronologie čechischer Lauterscheinungen (z. B. den Wandel der Nasalvokale S. 27 ff. den Wandel von *g* zu *h* im Čechischen S. 55 ff.[1]) usw. Beachtenswert ist in dem Buch ferner auch die Feststellung von Sorbenspuren auf heute čechoslovakischem Gebiet. Z. B. *Grottau* in Nordböhmen: č. *Hrádek*, *Windisch-Kamnitz* neben *Böhmisch-Kamnitz* u. dgl. (S. 13 ff.), endlich eine Fülle von Einzeldeutungen, durch die eine ganze Reihe von altgermanischen Flußnamen auf čechischem Boden erschlossen wird. Als Probe der letzteren verweise ich etwa auf *Vltava* „Moldau" als *Wildbach*, auf *Oskava*, *Eschenbach* (S. 22 ff.), einen Fluß, der im Eschengebirge (čech. *Jeseníky*, alt *Ἀσκιβούργιον ὄρος* bei Ptolemaeus) seinen Anfang nimmt, auf *Orava* als „Adlerfluß" (S. 22), *Gran* zu ahd. *grana* „Nadel, Fichte" (S. 22), *Stěnava* „Nebenfluß der Glatzer Neisse" als *Steinbach* (S. 19), *Waag* zu *Woge* (S. 27) u. a. m. Dankbar sei auch hervorgehoben, daß der Verf. die Forschung an vielen Stellen durch fleißig zusammengetragene Belege aus Urkundenbüchern zu fördern bestrebt ist.

Wenn daneben auch weniger Sicheres mitunter zu gläubig vorgetragen wird, dann ist das auf einem so schwierigen und an die Geduld des Forschers so hohe Ansprüche stellenden Gebiet wie dasjenige der Ortsnamenforschung durchaus begreiflich.

---

1) Nach dem, was früher die einzelsprachlichen Forschungen über den Wandel von *g* zu *h* (bzw. *γ*) im Obersorbischen, Čechischen, Weiß- und Kleinrussischen festgestellt haben und was SCHWARZ a. a. O. über diesen im Čechischen ins letzte Drittel des 12. Jahrh. zu verlegenden Lautwandel sagt, kann man die Auffassung K. H. MEYER's, der diese Erscheinung als dialektisch für das Urslavische (!) in Anspruch nimmt, nicht anders als naiv bezeichnen. — Ebenso steht es mit MEYER's Auffassung des Dzekanje.

Als einen Mangel der Arbeit möchte ich das Bestreben ansehen, womöglich keinen Namen auf dem Konto einer noch älteren Bevölkerung als die germanische stehen zu lassen. Man legt sich bei der Lektüre oft die Frage vor: sind Namen wie Kalbbach, Stampfenbach auch in alter Zeit als Bezeichnungen größerer Flüsse möglich? und man wird durch die als Beweis dafür angeführten Parallelen nicht immer befriedigt.

Mitunter zeigt sich das Bestreben allzu viel nach einer Schablone zu erklären und es werden andere Möglichkeiten übersehen. Wenn z. B. in einer ganzen Reihe von Fällen čech. *-ava*-Flüsse auf germ. *-ahwa* zurückgeführt werden, so ist das oft einleuchtend (*Oskava*). Es ist aber zu beachten, daß das keine lautgesetzliche Vertretung der germ. Endung ist, sondern ein Ersatz eines ungewohnten Wortteils durch ein ihm lautlich nahestehendes und im Slavischen verbreitetes Suffix (Vgl. VONDRÁK Vgl. Gr. I² 519 ff. s. auch SCHWARZ S. 39). Daraus, daß einige *-ava*-Namen auf germ. *-ahwa* zurückgehen, folgt noch nicht, daß alle *-ava*-Flüsse germanisch sind und ich kann die Deutung von *Trnava* (S. 38) aus germ. *þaurnahwa* in Anbetracht der in Polen so überaus häufig vorkommenden *Tarnawa* (s. Słown. Geogr. XII s. v.) nicht für richtig halten. Der Name ist slavisch. (Bildung wie *dǫbrava*, *dǫbrova*). Ähnlich steht es mit *Rudava* (S. 16 ff.). Der Name kommt im Dněpr-Gebiet mehrfach vor (s. Maštakov Dněpr Index s. v.), ferner außerordentlich häufig auf polnischen Gebiet (vgl. Słown. Geogr. IX s. v. Rudawa, Rudawica, Rudawka, Rudawy usw.). Ich halte es für ausgegeschlossen, daß die vielen polnischen Namen alle auf germ. *Raudahwa* zurückgehen. Es sind Ableitungen von slav. *ruda*. Auch sonst unterschätzt der Verf. mitunter die slavischen Erklärungsmöglichkeiten. (Vgl. *Upa* unten).

Ferner zeigt sich bei SCHW. mitunter eine ungenügende Berücksichtigung der Lautsubstitutionen. Wenn im Slavischen der Laut *y* vorlag und im Deutschen nicht, dann konnte der Deutsche ein slavisches *y* nur durch *ū* wiedergeben. SCHW. aber (S. 14 ff.) will in diesem deutschen *ū* unbedingt die Vorstufe des slav. *y* sehen. Seiner Folgerung, daß slav. *y* erst im 6. Jahrh. aus *ū* hervorgegangen sei, kann ich mich nicht anschließen. Auch in die Chronologie der slav. Liquidametathese (S. 12 ff.) bringt er keine Klarheit, weil er gleichzeitiges Eintreten derselben auf verschiedenen Gebieten annimmt. Gewiß sind im 9. Jahrh. zahlreiche ostbulgarische Beispiele ohne Metathese belegt, aber sie besagen nichts fürs Westbulgarische und noch weniger fürs Čechische. Gefährlich ist m. E. Verwertung des Wortes *kralъ* für die Zeitbestimmung der Metathese. Sie braucht seinetwegen nicht überall erst zur Zeit Karls des Gr. angesetzt zu werden.

Auch die Chronologie der 2. slav. Palatalisierung könnte nur durch anderes Material gesichert werden, denn wir wissen nicht, ob č. *Řezna* „Regen" auf Lautsubstitution oder gesetzlichen Wandel beruht. Eher ließe sich dafür slav. *cьrky* „Kirche" verwenden, da es

die 2. deutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht hat, wohl aber die Vertretung von *k* durch *c* aufweist. Ich sehe außerdem auch nach dem Aufsatz von SCHNETZ Archiv 39, 153 ff. keinen Grund, meine frühere Ansicht aufzugeben, wonach *-ing* in österreichischen Flußnamen auf slav. *-nikъ* zurückgehen und nicht aus slav. *-ika*, der Vorstufe von *-ica*, entlehnt sein soll. Die Belege bei SCHNETZ, mit denen dieses *-ika* erwiesen werden soll, sind alle auffallend spät. Ich erkläre wie früher KZ 51, 29 *-ing* aus slav. *-ъnikъ*. SCHNETZ selbst (Archiv 39, 179) muß ja nachdem er zuerst einen Genuswechsel bei den *-ikъ*-Namen für ausgeschlossen erklärt hat, zugeben: „Freilich tritt in der Form solcher meist relativ spät überlieferter Namen der Gegensatz zu den *-ika*-Namen nur selten deutlich hervor, weil vom 12. Jahrh. ab die letzteren auch schon oft ohne Genusendung sind". Das Kapitel über den Wandel von urslav. *ei* zu *ě* (S. 19) weist augenscheinlich in der Überschrift einen Druckfehler auf, denn es ist dort nur vom Wandel von *ai*, *oi* zu *ě* die Rede und *ei* ist im Slav. nicht zu *ě* geworden.

Daß slav. *o* erst im 9. Jahrh. aus älterem *ă* hervorgegangen sei, ist eine mehrfach behauptete, aber für mich unerwiesene Tatsache, so lange man nur die Wiedergabe eines slav. *o* durch fremdsprachliches *a* oder eines fremden *a* durch slav. *o* dafür anführen kann. Es gibt nämlich für diese letztere Wiedergabe auch eine andere Erklärung: die Slaven hatten nur ein langes *ā* und besaßen für die Wiedergabe eines fremden *o* nur ein kurzes offenes *o* (oder *å*), daher geben sie auch Wörter wie *σατανᾶς*, die erst zusammen mit dem Christentum, also gleichzeitig mit dem Beginn des Schrifttums im Altbulg. aufkamen, durch abg. *sotona* wieder. Ich glaube nicht an so späte Erhaltung des alten *ă* im Slavischen, so lange man beobachten kann, daß ein Deutscher im Jahre 1813 ein russisches *proč́* durch *brắtš* wiedergibt (vgl. Zeitschr. I 380). Mit der Methode von LESSIAK, SCHWARZ u. a. könnte man ebenso gut behaupten, russ. *próč́* habe vor 100 Jahren *prač́* gelautet!

Das vom Wandel von *au*, *ou* zu *u* handelnde Kapitel (S. 16 ff.) enthält nur unsichere Beispiele. Von *Rudava* ist oben S. 526 schon die Rede gewesen. Semasiologisch unmöglich ist für mich ein weiteres Beispiel: *Radbuza*. Es soll germ. *hard* „Wald" und *bausi* „böse" enthalten, eine Deutung für die ich in der älteren Flußnamengebung kein Beispiel finden kann. Wenn dieser Name urspr. Ortsname ist, dann liegt es näher, ihn als slav. Adjektivbildung zu einem Personennamen *Rad(o)-budъ* zu stellen. Auch die Erklärung des Flußnamens č. *Úpa* „Aupa" aus vorahd. *ūp* „auf" + *ahwa* ist m. E. höchst unsicher, weil *Úpa* als Flußname auch im zentralen Rußland vorkommt, weil ferner der Typus *Aufach* mir nicht alt erscheint und weil m. E. ein germ. *ūpahwa* zweifellos ein slav. **Vypava* ergeben hätte. Aus ostgerm. **Eupahwa* aber würde ich unbedingt slav. **Jupava* erwarten. Auch die noch gewaltsamere Erklärung des Namens der benachbarten *Neisse* als „niede-

ren Flusses" (S. 18) darf nicht dazu dienen, diese unsichere Deutung zu stützen.

Das Kapitel über die Nasalvokale hat wegen seines viel reicheren Materials einen ganz andern Wert. Unmöglich erscheint mir darin nur die Deutung des Namens *Tugast* „Taus" 1183. Wenn SCHW. hier (S. 30) eine Mischbildung **Tangvozdъ* ansetzt, woraus *Tugozdъ* verständlich wäre, dann ist dazu zu bemerken, daß man im Slavischen hier unbedingt *Tanъ-gvozdъ* erwarten müßte und daraus wäre weder ein Nasalvokal, noch ein *u* entstanden. Die Erklärung ist m. E. unmöglich.

In einem besonderen Kapitel wird über die elliptischen oder genetivischen deutschen Ortsnamen gehandelt. Dort will der Verf. u. a. den Namen *Olomouc* „Olmütz" zugunsten eines hohen Alters dieser Ortsnamenbildung im Deutschen auswerten (S. 80) und reizt dadurch abermals zum Widerspruch. Der Name *Olomǫcъ* ist m. E. eine slav. Adjektivbildung von einem Personennamen *Olomǫtъ*, den man auf einen german. Personennamen *Alamunþ-* zurückführen muß (vgl. übrigens SCHW. 102). Der deutsche Umlaut im Namen Olmütz erklärt sich durch Rückentlehnung aus dieser slav. Form. Die von SCHW. 81 angesetzte slav. Form *Olomǫtьs* ist für mich ausgeschlossen. Aus germ. *Alamundis* wäre im Ačech. nur **Olomǫdь* möglich.

An Einzelheiten ließe sich vieles im Anschluß an SCHW.' Buch bemerken. So halte ich die Erklärung von *Wotawa* von anord. *hvatr* „schnell" für unmöglich, weil daraus ein **Chvotava* zu erwarten wäre (trotz SCHW. 23). Für einen alten Flußnamen ist es unbedingt falsch, Schwund eines anl. *h* anzunehmen. Auch „Unfestigkeit" eines anl. *v* in alter Zeit ist zweifelhaft: *Admont* habe ich Archiv 38, 89 aus slav. *otъmǫtъ* „Wasserwirbel" hergeleitet (nicht *vodomǫtъ*). *Břežané* sind für mich nicht „Leute bei der Birke" (so S. 46), sondern „Uferbewohner". Sicher falsch ist auch die Erklärung von *Přímda* (S. 4) von čech. *přímý* „gerade", denn slav. *-ъda*, das nur abstrakte Bedeutung hat, kann darin nicht enthalten sein. Ein damit gebildes Wort hätte die Bedeutung „gerade Richtung" und kommt in Flußnamen nicht vor.

Wenn der Flußname *Svratka* aus *Svartah(w)a* gedeutet wird (S. 2), dann ist zu beachten, daß dafür **Svratava* zu erwarten wäre und eine derartige Umgestaltung eines *-ahwa*-Namens wie sie hier vorausgesetzt wird, sonst ganz ungewohnt wäre. Es ist also ratsam, mit diesem Flußnamen nicht zu sicher zu operieren. —

Im Vorstehenden ist nur ein kleiner Teil des Inhalts von SCHW. reichhaltigem Buch besprochen. Wenn ich auch einen großen Teil seiner Ergebnisse für die slavische Grammatik beanstanden mußte, so hindert mich das nicht, die Kombinationsgabe, die etymologische Begabung und den Fleiß des Verf. voll und ganz anzuerkennen. Die Zahl der von ihm nachgewiesenen altgermanischen Flußnamen in Böhmen ist zu beträchtlich, als daß man annehmen könnte, das Land sei bei Einzug der Slaven entvölkert gewesen. Seine Untersuchung

der deutschen Ortsnamen Böhmens zeigt aber, daß sie in der Hauptmasse der Kolonisationszeit entstammen. So muß inzwischen die Slavisierung der alten germanischen Bevölkerung in Böhmen bis auf geringe Ausnahmen ziemlich gründlich durchgeführt worden sein.

Dieselben Fragen wie in dem eben besprochenen Buch, behandelt E. Schwarz auch in seinem Vortrag: *Siedlungsgeschichte der Deutschen in den Sudetenländern im Lichte der Namenforschung von der Markomannenzeit bis zu den Hussitenkriegen.* Prag 1924. (= Sammlung gemeinnütziger Vorträge hgb. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag Nr. 547—548), 8⁰, 28 S. — Diese kürzere Darstellung ist für den Historiker von besonderer Bedeutung, da sie nicht durch rein grammatische Ausführungen unterbrochen wird. Die Behandlung der verschiedenen Ortsnamenschichten hat dadurch auch an Klarheit sehr gewonnen und beruht auch hier, trotz der populären Form, auf reichhaltigem Material. Die zu den einzelnen Erklärungen möglichen Einwände sind dieselben, die schon im Vorstehenden gemacht worden sind[1]). Vgl. z. B. oben über *Svratka*, *Neisse*, *Wotava* u. a. An neuen Deutungen verzeichne ich diejenige von *Sázava*, das Schw. mit ahd. *sahar* „Riedgras" in Verbindung bringt. Für mich ist diese Erklärung wegen des dabei vorauszusetzenden *h*-Schwundes zweifelhaft, den ich mir bei einem alten Namen mit erhaltenem *z* nicht vorstellen kann. —

Ob auch der Aufsatz von Schwarz über *Die Landnahmezeit der Sudetenslaven* im *Sudetendeutschen Jahrbuch* Bd. I (Augsburg 1925) etwas über die altgermanischen Ortsnamen in Böhmen enthält, kann ich nicht feststellen, da mir diese Publikation noch nicht zugänglich geworden ist.

Neben diesen Arbeiten von Schwarz besitzen wir über denselben Gegenstand noch zwei Abhandlungen von E. Gierach: *Altdeutsche Namen in den Sudetenländern.* Reichenberg i. B. Verlag Franz Kraus 1922, 8⁰, 19 S. (= Sudetendeutsches Volk und Land. Heft 3) sowie seine: *Germanen am Eschengebirge.* Reichenberg i. B. 1923, 8⁰, 16 S. (= Sudetendeutsches Volk und Land. Heft 8). Auch diese beiden Schriften werden, trotzdem sie der Popularisierung dienen sollen, von Fachleuten wegen der guten Begründung vieler keltischer und germanischer Ortsnamenetymologien in Böhmen und Mähren genau berücksichtigt werden müssen. Man beachte z. B. die Ausführungen über den Flußnamen *Waag* sowie über den *Marus* „March", ferner über das *Ἀσκιβούργιον ὄρος* mit dem daraus entspringenden Fluß *Oskava* „Eschenbach", über die *Vltava* „Moldau" (= wilder Bach) u. a.

Nicht beistimmen kann ich auch hier der Deutung des Flußnamens *Opava* als *Aufach* (so auch Schwarz Zur Namenforschung 25),

1) Dasselbe gilt auch von E. Schwarz Reste vorslavischer Namengebung in den Sudetenländern. Mitteil. d. Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 61 (1923) S. 26—39.

denn aus germ. *ŭpahwa* wäre m. E. ein slavisches **Vъpava* zu erwarten. Das offene slav. *o*, das in alten Entlehnungen zur Wiedergabe eines fremden *ŏ* dient, eignete sich nicht zur Vertretung eines *ŭ*-Lautes, selbst wenn dieser durch den *a*-Umlaut auf germanischen Gebiet eine offenere Aussprache erhielt. Über die Erklärung von *Neisse* gilt das oben S. 527 ff. Gesagte. Kühn ist für mich ferner die Deutung verschiedener *Osava*-Flüsse als *Espenbach*. Auch die Auffassung von poln. *Osobłoga* „Hotzenplotz" als „glücklicher Ort an der Osa" kann ich vom Standpunkt der slavischen Wortbildung nicht billigen. Daß poln. *błogi* darin steckt, ist m. E. ausgeschlossen. Da der Name weder deutsch noch slavisch ist, kann der Versuch gemacht werden, ihn mit Hilfe des Ostgermanischen zu deuten und ich würde in seinem zweiten Teil lieber ein zu urgerm. **bulgion-* „Woge", an. *bylgja* mnd. *bulge* dass. gehöriges Wort sehen (vgl. übrigens Schwarz Zur Namenforschung 24). Endlich ist auch für den Namen der *Mies* eine slavische Erklärungsmöglichkeit vorhanden (vgl. Berneker EW II 63).

Wichtig ist dagegen auch hier die zu Schwarz' Arbeiten[1]) stimmende Erkenntnis, daß die Einwanderung der Slaven vor Abschluß der hochdeutschen Lautverschiebung (6.—7. Jahrh.) anzusetzen sei und wertvoll ist auch hier die Feststellung, daß am Eschengebirge deutsche Wiederbesiedlung und nicht etwa aus vorslavischer Zeit erhaltene altgermanische Bevölkerung vorliegt. Das zeigen Ortsnamen wie *Groß-* und *Klein-Mohrau* (aus čech. *Morava*) an der March, *Oska*, nicht *Ascha* (aus čech. *Oskava* = altgerm. *Askahwa*) u. dgl. die deutliche Spuren einer Umgestaltung in slavischem Munde aufweisen, der sie unterlagen, bevor sie von deutschen Siedlern übernommen wurden.

Berlin M. Vasmer

Die Gogol-Forschung 1914—1924

Die letzten Gogol-Jubiläen von 1902 und 1909 haben eine zahlreiche Literatur erzeugt. Seitdem ließ aber das Interesse an Gogol nicht nur nicht nach, sondern wuchs merkbar, wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Evolution der modernen russischen Literatur, deren Vertreter vielfach merklich von Gogol beeinflußt werden (Andrej Belyj, Remizov u. a.), auch in der heutigen Literatur (Leonov, Zoščenko, Babel u. a.). Wohl deswegen konzentrierte sich auch das wissenschaftliche Interesse vornehmlich auf die literaturgeschichtlichen (im engeren Sinne)

---

1) Schwarz nimmt die Einwanderung der Slaven in Übereinstimmung mit den Historikern etwa nach dem Abzug der Langobarden (568) und gleichzeitig mit dem Vordringen der Awaren, im letzten Drittel des 6. Jahrh. an. Vgl. Mitteil. d. Ver. für Gesch. d. Deutschen in Böhmen 61 (1923) S. 39. Dazu vgl. die Ergebnisse der prähistorischen Forschung bei Preidel *Seit wann wohnen Slaven in Böhmen?* Festschrift zur Erinnerung an die Feier des 25jährigen Bestandes des Staatsoberrealgymnasiums Tetschen 1924.

Probleme, auch auf die Stil- und Kompositionsanalyse der Prosa Gogols, während die Text- und Biographieforschung weniger Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Im Gebiete der Textforschung gilt als das wichtigste Ereignis der Fund eines bisher unbekannten Fragments Gogols, betitelt „Krovávyj bandurist" (der blutende Lautenspieler). Dasselbe wurde im Archiv des St. Petersburger Zensurkomitees unter den verbotenen Manuskripten von JULIAN OCHSMANN aufgefunden und in der „Niva" 1917 Nr. 1 veröffentlicht. (Auch im „Lit. Museum" 1921 abgedruckt). Dieses Fragment bezieht sich auf zwei andere Gogol-Bruchstücke, deren Zusammenhang der unlängst verstorbene Gogol-Forscher N. J. Korobka a priori ingeniös vermutet hatte, und zwar: 1. auf den Anfang eines Romans aus der ukrainischen Geschichte mit dem Volkshelden Ostranica im Mittelpunkte; 2. auf das noch zu Lebzeiten Gogols gedruckte Fragment „Plennik" (der Gefangene), dessen unmittelbare Fortsetzung das neuaufgefundene Fragment ist. Die gefundenen Seiten sind sehr beachtenswert als Muster einer von der französischen Romantik beeinflußten Effekthascherei: es wird darin z. B. dem lebendigen Helden die Haut abgezogen! (vgl. V. VINOGRADOV's unten angeführten Artikel „Gogol und Jules Janin". Zu den neuen Textveröffentlichungen ist noch hinzuzufügen ein im Atenej (Athenäum) erschienenes, vom Verfasser redigiertes Fragment eines Geographiebuches für Kinder; noch einige Fragmente von geringerer Bedeutung sind vom Verfasser zum Drucke vorbereitet.

Das Studium der früher veröffentlichten Texte ist in der letzten Zeit fortgeschritten, dank den Bemühungen N. J. KOROBKA's in der von ihm redigierten, infolge seines Todes aber leider unvollendeten Ausgabe (Dejatel' 1914, 5 Bde.). Es ist bekannt, daß Gogol's Werke zu seinen Lebzeiten meistenteils unter fremder Redaktion, mit Verbesserungen der Stil- und Sprachform erschienen sind. Den echten Text Gogols suchte schon N. S. Tichonrávov festzustellen, aber ihm fehlte zuweilen der Mut, Gogol's „Sprachfehler" beizubehalten. N. Korobka ging von dem Gedanken aus, daß wir kein Recht haben Gogol's „Sprachfehler", die ja eigentlich Spracheigentümlichkeiten sind, als Fehler zu verdammen. Außerdem hat Korobka alle von Gogol verworfenen Lesarten aus dem Texte entfernt, dagegen die Anmerkungen mit neuen Lesarten vermehrt. Im allgemeinen verdanken wir dem Redakteur eine sehr sorgfältige und die bisher als die beste geltende Gogol-Ausgabe, deren Wert durch die ausführlichen Einleitungsartikel, die das wichtigste der Gogol-Forschung zusammenfassen, erhöht wird. Einige Mängel sind z. T. von B. EICHENBAUM und K. CHALABAJEV berichtigt worden (s. Večera na chútore bliz Dikan'ki und „Petersburger Novellen" Gosizdat [Staatsverlag] 1923 u. 1924). Aber das Meisterwerk Gogol's M'órtvyje Dušy (die toten Seelen), ebenso wie einige seiner weniger wichtigen Werke sind in Bezug auf den Text seit Tichonravov und Schönrock noch niemals revidiert worden. Dasselbe gilt auch von Gogol's Briefen.

Obwohl die Gogol-Biographieforschung im letzten Jahr-

zehnt durch keine bedeutsamen Tatsachen bereichert wurde, gibt es doch gewisse Punkte darin, die entweder neuer Beleuchtung oder vollständiger Umwertung zu bedürfen scheinen. Dazu gehört das Problem des Verhältnisses Gogol's zu Puškin. Die herrschenden Ansichten behandelten dieses als eine intime Freundschaft; eine eingehendere Beobachtung des entsprechenden Materials veranlaßt uns, diese Voraussetzung einem Zweifel zu unterwerfen. Den ersten Anstoß dazu gab schon V. KALLAŠ („Zamétki o Gógole", Gólos minúvšego 1913 No. 19). Weiter führte dies B. LUKJANOVSKYJ „Puškin i Gogol" im Sammelwerk Besédy 1915) aus, leider aber mit unzureichender Argumentation. Überzeugender sind die Ergebnisse A. DOLÍNIN's („Gogol i Puškin", Puškinskij sbórnik 1923); es gelang ihm z. B. festzustellen, daß Gogol mit Puškin's literarischen Plänen keinesfalls vertraut gemacht wurde; selbst das Pseudonym „Bélkin" ist ihm lange Zeit unbekannt geblieben, obgleich er einige Aufträge Puškin's gerade in Bezug auf den Druck der „Povesti Belkina" erfüllte. Für die Aufklärung des journalistischen Verhältnisses der beiden großen Schriftsteller zueinander hat ein Artikel Puškins im Sovreménnik 1836 eine große Bedeutung. Puškin's Autorenschaft an diesem gegen Gogol gerichteten Artikel ist vor kurzem von J. OCHSMANN erwiesen worden (Atenéj 1924 I. vgl. auch W. KRASNOGORSKIJ's gleichzeitigen Artikel). Die persönlichen und z. T. prinzipiellen Mißverständnisse zwischen Gogol und Puškin haben aber auf ihr Verhältnis zueinander keineswegs eingewirkt. Darüber in einem ausführlichen Artikel N. GUDZIJ's, „Gogol — kritik Puškina" (Kiew 1914). Einen Versuch einer inneren Biographie Gogol's finden wir in V. ZEN'KOVSKIJ's gehaltreichem, doch leider unbeendetem Aufsatz „Gogol v jego religioznych iskanijach" (Christianskaja Mysl', Kiew 1916), dessen Inhalt viel reicher ist, als man es nach dem Titel der Arbeit und der Zeitschrift vermuten könnte. Der Aufsatz enthält eine feine, obwohl anfechtbare psychologische Analyse von Gogol's Innenleben. Die ihm in der früheren Zeit eigenen ästhetischen Erlebnisse, in ihrer Verknüpfung mit den moralischen werden besonders in Betracht gezogen. Auch die Quellen von Gogol's Humor werden von demselben Standpunkt aus erörtert. Der im Druck erschienene Teil dieser Arbeit behandelt die Periode bis 1836, nämlich bis zum Moment der Abreise Gogol's ins Ausland.

Im Jahre 1914, von dem an unsere Übersicht beginnt, erschien ein Buch von V. PEREVÉRZEV, „Tvórčestvo Gogol'a". Nebst den gleichzeitig erschienenen Artikeln N. KOROBKA's (die Einleitung in der oben erwähnten Ausgabe und ein Artikel im 3. Bande der von OVS'ANNIKO-KULIKOVSKIJ redigierten „Geschichte der russischen Literatur") sind dies wohl die ersten Versuche, Gogol's Werke im Lichte der sozialen Beziehungen zu erörtern, und zwar, Gogol als ein Produkt des „Kleingutsbesitzermilieus" (melkopoméstnaja sredá) zu erfassen. Schon der Ausgangspunkt läßt uns in den Verfassern Anhänger der marxistischen Weltanschauung erkennen. Die beiden Versuche unterscheiden sich aber

wesentlich von einander. Während Korobka sich auf die Biographie Gogol's gründet, läßt Perevérzev das biographische Material grundsätzlich außer Betracht. Ausschließlich von der Psychologie des Milieus ausgehend bietet er eine kurze, jedoch scharfsinnige Charakteristik des Stiles Gogol's, seiner Komposition (eigentlich Typologie), Landschaft, seiner Genrebilder und seiner Zeichnung der Personen. Gogol's Kunstgriffe sucht er folgerichtig aus den sozialen Einwirkungen zu erklären, so z. B. das Fehlen der Hauptrollen in Gogol's Werken — aus der Isoliertheit der einzelnen Glieder inmitten des reellen Milieus, die Schilderung des Äußeren, dessen Eigentümlichkeit bei Gogol in einer hervorgehobenen Primitivität besteht, aus der Primitivität des Milieus. Am besten ist die Analyse der Charaktere Gogol's gelungen, deren Abhängigkeit von ihren möglichen reellen Urbildern am leichtesten anerkannt werden kann. In der Galerie der „Himmelsberäucherer" (nebokoptíteli) unterscheidet der Verfasser folgende drei Hauptgruppen: Die Empfindsamen, die Aktiven und die Bedachtsamen, deren synthetischen Typen Manílov, Nozdŕóv und Sobakévič sind. Čičikov wird als kombinierter Typus aufgefaßt. Schon aus diesem kurzen Bericht wird es klar, wieviel Interesse das Buch Perevérzev's bietet. Da aber die darin gestellten Probleme der Gogol-Dichtung außer allem Zusammenhang mit der vorangehenden und der zeitgenössischen Literatur behandelt werden, bedürfen die Ergebnisse des Verfassers einer eingehenden Revision. Während der zehn Jahre seit Perevérzev's Arbeit ist kein Buch erschienen, das Gogol's Dichtung in vollem Umfange zu behandeln gesucht hätte. Nur im Jahre 1924 erschien ein solches; es gehörte aber einer ganz anderen Richtung an, und zwar steht es unter dem Einfluß von S. Freud's psychoanalytischer Methode. Ich meine das Buch J. D. Jermakóv's (Óčerki po análizu tvórčestva Gogól'a, Staatsverlag 1924). Die Freud'sche Richtung wird hier in ihren Extremen angewendet; demgemäß werden Gogol's Werke ausschließlich als die Resultate gewisser sexueller Assoziationen betrachtet. Nach dieser Anschauung wird zum Beispiel der Verlust der Nase in Gogol's grotesker Novelle — als Kastrationssymbol erklärt. Da ähnliche Erklärungen auf die literarischen Erzeugnisse aller Zeiten, Länder, Verfasser, Inhalte und Stile angewendet werden können, ist es klar, daß derartige Studien außerhalb der Grenzen der literaturgeschichtlichen Betrachtung stehen.

Den Anstoß zum Studium des Gogol'schen Stiles gab B. Eichenbaum im Jahre 1919 in einer Analyse der Novelle Gogol's „Šinel". Sein Artikel „Kak sdélana Šinel' Gogol'a" erschien zuerst in dem Sammelwerk der Petersburger Gruppe Opojaz (Obščestvo izučénija poetičeskogo jazyká) und wurde nachher im Buche Eichenbaum's „Skvoź literatúru" 1924 nachgedruckt. Seit Prof. Mandelstamm's kapitalem Werke „O charáktere Gógolevskogo stil'a" Helsingsfors 1902), welches heute als veraltet angesehen werden muß, war dies der erste Versuch einer umständlicheren Erforschung des Gogol'schen Stiles. Nach den Beobachtungen B. Eichenbaums wird die Komposition bei Gogol nicht auf dem

Stoffe (welcher meistenteils eine sekundäre Rolle spielt), sondern auf dem Vortrage gegründet. Der letztere wird als ein System von Mimik- und Artikulationsgesten erfaßt. Es folgt eine Analyse Gogol's phonischer Effekte. B. Eichenbaum behauptet (was aber aus seinen vorangegangenen Thesen gar nicht notwendigerweise folgt), es gelte die „phonische Schale" durchaus unabhängig von ihrer logischen Bedeutung. Diesen Gesichtspunkt überträgt er von den komischen auch auf die pathetischen Stellen der Novelle, indem er mit Ironie die ernste Achtung früherer Forscher vor der Bedeutung derselben erwähnt. Seiner Meinung nach ist der Wiederschein des Seelenlebens des Verfassers in einem Kunstwerk nicht nur für den Forscher gleichgültig, sondern auch objektiv nicht möglich. „Das Kunstwerk ist immer etwas Gemachtes, Geformtes, Ausgedachtes, — nicht nur kunstvoll, sondern auch künstlich (im guten Sinn des Wortes); darum findet darin die Wiederspiegelung der Seelenempirik nicht statt und kann auch nicht stattfinden." Abgesehen von diesen ästhetischen Grundprinzipien, die wie alle a priori aufgestellten Thesen nicht triftiger, als die entgegengesetzten erscheinen, enthält B. Eichenbaum's Aufsatz viele feine Bemerkungen, die die Stilforschung Gogol's ohne Zweifel vorwärts bringen. Einige Einwände dagegen sind von A. Slonimskij und V. Vinogradov erhoben worden in deren unten genannten Arbeiten.

A. Slonimskij „Technika komičeskogo u Gógol'a" (1923) ist eine gedrängte (65 S.) Skizze, die in zwei Teile zerfällt: 1. Humor und Groteske; 2. der komische Alogismus. Im ersten Teile geht A. Slonimskij von der romantischen Auffassung des Humors aus. Die Formel J. Pauls (Totalität, als wesentliches Zeichen des Humors) ist nachher in der Ästhetik Volkelts entwickelt worden. Damit harmoniert Gogol's Humor vollkommen. Die für den so aufgefaßten Humor charaktistischen Übergänge des Komischen ins Ernste beobachtet Slonimskij zuerst im Revizor und im Šinel'. In den „Toten Seelen" findet er das ernste Moment fast ausschließlich in dem Vortrage des Autors, nichtsdestoweniger hilft ihm dieses Werk, J. Paul's romantische Formel zu illustrieren (das Endliche soll durch den Kontrast mit der Idee enthüllt werden). Diese Betrachtungen zwingen den Verfasser, das Problem des Gogol'schen Realismus nochmals zu revidieren und zwar mit Hilfe einer ausführlichen Erforschung der Grotesken-Technik. Für diesen Zweck benutzt A. Slonimskij unter anderem die parallelen Lesarten aus den beiden Redaktionen des zweiten Teiles der „Toten Seelen" und wird dadurch zum Ergebnis geführt, daß Gogol seine ursprüngliche groteske Manier allmählich aufgibt. Leider stützt er sich in seinen Aufstellungen auf die Chronologie, welche seit Tichonravov nicht revidiert worden ist. Einen Versuch einer solchen Revision gibt unter anderem der Unterzeichnete in seinem unten genannten, gleichzeitig erschienenen Buche, dessen Ergebnisse mit denen Slonimskij's zum Teil zusammenfallen. Der zweite Teil des Aufsatzes ist von geringerer Bedeutung, da das Wesentlichste des komischen Alogismus schon von J. Mandelstamm eingehend bearbeitet

wurde. A. Slonimskij's Klassifikation soll jedoch angeführt werden: 1. Komismus der absurden Vernunftschlüsse; 2. Komismus der Zusammenhanglosigkeit; 3. Komismus der willkürlichen Assoziationen; 4. Komismus der Ungereimtheit; 5. Komismus des logischen Abbrechens bei den Repliken (im Dialog); 6. Komismus der fehlenden Motivierung (in der Komposition).

Das Andauern des Interesses für Gogol hatte auch einen sekundären indirekten Grund — und zwar das allgemeine (auch in Westeuropa spürbare) Interesse an Dostojevskij, der mit Gogol am engsten verknüpft ist und schon längst als dessen Nachfolger bezeichnet worden war. Die Dostojevskij-Forscher wenden sich daher oft an Gogol, und das Problem der wechselseitigen Beziehung beider Schriftsteller wird oft beurteilt. In diesen Zusammenhang gehört die Arbeit Tyn'anov's „Gogol i Dostojevskij" 1921, welche die scharfsinnige Vermutung enthält, daß Dostojevskij in der Figur des Foma Opiskin (Selo Stepančikovo) eine Parodie Gogol's, speziell seines Stiles zur Zeit der Vybrannyje mesta iz perepiski s druzjami" gegeben habe. Auf dem Gebiete der Gogol-Dostojevskij Studien arbeitet vor allem V. Vinogradov, dessen Aufsätze, sofern sie Gogol berühren, in der Gogol-Literatur einen sichtbaren Platz verdienen.

Nicht nur das Formproblem selbst, sondern auch das Formstudium im Lichte der literarischen Evolution interessiert V. Vinogradov besonders. Sein erster Aufsatz auf diesem Gebiete war „Stoff und Komposition in Gogol's Novelle Nos (die Nase)" betitelt, (Načala 1921 Nr. 1). Der groteske Stoff — die Abenteuer einer verlorenen Nase — wird hier mit einer Menge analoger Stoffe und Motive, einer eigentümlichen „Nasenkunde" zusammengestellt. Nicht die einzelnen Parallelen, welche teilweise schon früher bemerkt worden sind (mit Zschokke u. a.), sondern gerade diese Massenproduktion erregt das Interesse des Forschers. Von Sternes Tristram Shandy an (russische Übersetzung 1804—7) und dessen Episode von Diego mit der großen Nase führt der Autor ein umfangreiches Material an, hauptsächlich den Zeitschriften der 20er und 30er Jahre entnommen. Das Problem der tatsächlichen Einflüsse wird hier in den Hintergrund geschoben, — im Mittelpunkt steht das Problem der literarischen Tradition im allgemeinen. Den zweiten Teil seiner Arbeit widmet V. Vinogradov der Komposition dieser Novelle. Die Rolle des Traumes und Erwachens (ursprüngliche Lösung der Novelle) in dem Novellengefüge wird hier mit besonderem Scharfsinn aufgehellt. Auch die Elemente der literarischen Parodie werden kunstvoll aufgedeckt.

Während der rezensierte Artikel vorwiegend methodologische Bedeutung hatte, führt uns die folgende Arbeit Vinogradov's „Gogol und Jules Janin" (Literatúrnaja Mysl'. III 1924) in den Mittelpunkt der eigentlichen literaturgeschichtlichen Studien. Die Analyse des „Âne mort" beweist ohne Zweifel, daß auf dem Wege zum Naturalismus die naturalistischen Elemente der Romantik eine bedeutsame Rolle gespielt

haben. Es gelten hier vor allem die Forderungen 1. der „Nackten Natur“; 2. der Umwertung der sentimentalen Schablone; 3. der Verbreitung des äußeren und inneren Umfanges der Themen (physische und moralische Greuel). Der obenerwähnte „Krovávyj bandurist“ zeigt, daß auch Gogol sich dieser Richtung zum Teil anschloß; leider sind die anderen Beispiele Vinogradov's (Taras Bulba, Nevskij prospekt, Portret) weniger überzeugend; die Ähnlichkeit ist darin nur in einzelnen Episoden spürbar. Die Parallelen aus der Durchschnitts-Literatur der 30er Jahre sind so bedeutsam, daß der Autor auf deren tatsächlichen „Einfluß“ gar nicht näher eingeht. Viele wertvolle Bemerkungen über Gogol und seine Schule enthält passim noch eine vor kurzem erschienene Arbeit Vinogradov's, die eigentlich einem Roman Dostojevskij's gewidmet ist: „S'užet i architektónika romána Dostojévskogo Bednyje L'udi“ im Sammelwerk „Tvorčeskij put' Dostojevskogo“ 1924. Die sentimentalen Elemente, deren Einweben in den naturalistischen Stoff für den jungen Dostojevskij charakteristisch ist, meint der Autor schon bei Gogol zu spüren. Es wird auch diesbezüglich ein großes Material aus der zeitgenössischen Literatur — dem sogenannten Gogol-Orchester — herangezogen. V. Vinogradov besteht darum auf der Notwendigkeit, den Realismus (im weiteren Sinn des Wortes) und die „naturalistische“ (Gogol'sche) Schule in ihrer Eigentümlichkeit von einander zu unterscheiden. Diese Ansichten bedürfen noch einer gewissen Verfeinerung; vor allem müssen sie in Übereinstimmung mit der Kunstevolution Gogol's selbst, seiner Vorläufer und Jünger gebracht werden. Grundsätzlich sind sie für die weiteren Gogolstudien zweifellos fruchtbar und von hohem Wert. Es ist vor kurzem ein Buch desselben Verfassers „Gogol' i natural'naja škola“, Leningrad 1925 erschienen, das sich mit diesen Fragen näher befaßt und auch eine Übersicht der Gogol-Literatur enthält. Ein näherer Bericht darüber würde aber außerhalb unseres Themas liegen.

Einer verwandten Richtung gehört die Broschüre A. Ceitlins „Póvesti o bédnom činóvnike Dostojevskogo“ 1923 an, die für das Studium der Gogol-Stoffe gleichfalls von Bedeutung ist. Da wir zu den Studien über die literarische Tradition übergegangen sind, müssen wir noch ein paar Aufsätze anführen, die gewisse Einzelfragen dieser Art behandeln. Erstens J. Sokolov's Artikel „V. T. Narežnyj“ (1. Naréžnyj und die ukrainische literarische Tradition; 2. Naréžnyj und Gogol, Sammelwerk Besédy 1915) Im ersten Kapitel versucht der Autor die Ergebnisse der Untersuchungen von Peretz, Kadlubovskij und Rozov auf Narežnyj anzuwenden und in dessen Werken die Spuren traditioneller ukrainischer Typen zu finden. Indessen wird im zweiten Kapitel das Problem wieder verengt, es werden einzelne Parallelen zwischen Narežnyj (Bursak, Dva Jvana) und Gogol (Vij, Taras Bulba) behandelt. Ähnlich hat Jeremia Eisenstock (Aizenštok) die Absicht, ein gleichartiges Problem — und zwar Kvitkas Einfluß auf Gogol — zu revidieren. (K voprósu o literatúrnych vlijánijach. G. F. Kvitka i Gogol. Jzvéstija otd. russk. jaz. B. XXIV H. 2, 1922). Den Anstoß dazu gab

ihm eine vor kurzem erschienene Broschüre N. Baženov's „G. F. Kvitka kak vdochnovítel' Gogol'a“, Charkov 1916, wo die alte Frage, ob Gogol's Revizor von Kvitka's Komödie „Prijézžij iz stolícy“ beeinflußt sei, bejahend beantwortet wird und wo eine neue Parallele zwischen Kvitka's Geizhals im Romane „Pochoždénija Stólbikova“ und Gogol's Pl'úškin aufgestellt wird. Die beiden Autoren legen dem psychologischen Problem des Einflusses ein besonderes Gewicht bei. So z. B. stellt J. Eisenstock die Frage, ob Gogol Kvitka's Komödie tatsächlich kennen lernen konnte; ob er nicht aus einer anderen Quelle denselben Stoff erhielt; ob Puškin's vor kurzem aufgefundenes Programm eines Werkes mit ähnlichem Stoffe mit Gogol's Revizor zusammenzubringen sei; ob für Kvitka's Einfluß auf Gogol psychologische Gründe vorhanden wären usw. Es wird von den beiden Verfassern außer Acht gelassen, daß der Stoff des „Revisors“ oder der Typus des Geizhalses nicht den einzelnen Schriftstellern, sondern der allgemeinen Tradition angehört, und daß Gogol's Eigentümlichkeiten nur im Lichte der Tradition verständlich werden.

Von diesen Grundprinzipien ging der Verfasser dieses Artikels in seinem Buche „Gogol“ (Leningrad 1924, Verlag Mysl') aus. Er gestattet sich, zum Beschluß seiner Übersicht auch darüber ein Autoreferat zu bringen.

Der Verfasser sucht in einem sehr gedrängten Abriß (240 Seiten) das wesentlichste der literarischen und persönlichen Entwicklung Gogol's zu behandeln. Obwohl diese zwei Aufgaben im Gefüge des Buches in engster Verknüpfung stehen, wird hier vorgezogen, dieselben einzeln zu erörtern.

Nach einer kurzen Charakteristik der literarischen Atmosphäre, in der sich der junge Gogol entwickelte und seine ersten Schritte auf dichterischem Gebiet machte, kommt der Verfasser zu einer gründlicheren Analyse von Gogol's erstem Novellenbuche. Es soll darin die Verbindung zweier Traditionen aufgezeigt werden: 1. der komischen, die auf der Basis des urkrainischen Puppentheaters und der ukrainischen Volksanekdote aufgebaut ist und 2. der phantastischen, die sich auf die deutsche Romantik stützt. Es werden auch Gogol's russische Vorgänger auf dem Gebiete der phantastischen Novelle in Betracht gezogen (Somov, Olin, Pogorél'skij, Polevój u. a.). Gogol's Ästhetik wird ebenfalls auf einer möglichst breiten Basis der zeitgenössischen russischen Romantik (Gálič, Nadéždin, Venevítinov, Titóv u. a.) betrachtet; damit wird auch die Behandlung derjenigen Novellen Gogol's, welche ästhetische Probleme zu lösen suchen, verbunden. Die Novelle „Nevskij Prospekt“ wird in Verbindung mit V. Odojevskij's romantischen Märchen betrachtet; es werden darin auch einige Punkte der Berührung mit dem Puppentheater gekennzeichnet. Das Aufsuchen von Parallelen zu Gogol's „Porträt“ gibt der Verfasser auf; es werden darin nur die traditionellen Striche der romantischen Richtung aufgezeigt. Gogol's geschichtliche Novellen werden einerseits im Lichte seiner theoretischen geschichtlichen Studien, anderseits im Lichte der Evolution der russischen Ge-

schichtsprosa behandelt. Das Studium der Komödien Gogol's führt den Verfasser zum Ergebnis, daß Gogol hauptsächlich die Farçenelemente des Molière'schen Theaters aufnahm, ebenso wie die Vaudeville-Tradition, wofern sie dieselben Elemente enthielt. Was das Hauptwerk Gogol's betrifft (M'órtvyje Dúšy), so werden hier zwei Haupttendenzen bemerkt: 1. Das Werk mit einem naturalistischen Inhalt zu erfüllen und 2. das Werk zu romantisieren. Die letztere Tendenz äußert sich nicht nur in der pathetischen Lyrik, sondern auch in der Groteskmalerei, besonders der Porträts (dieselbe wird durch einige Parallelen aus der Textgeschichte des Romans erhellt). Der Verfasser hat die Äußerungen Gogol's gesammelt, in denen er den karikierenden Charakter seiner eigenen Kunst kennzeichnet, sowie auch diejenigen, in denen er seine Fehler gegen die Naturwahrheit zugibt. Es ist aber wohlbekannt, daß die sogenannte „reale" Richtung in der russischen Literatur sich gerade auf Gogol stützte. Diesen sichtbaren Widerspruch sucht der Verfasser im vorletzten Kapitel seines Buches zu lösen. Es ist klar, daß die Schüler Gogol's die Prosakunst ihres Meisters nicht in ihrem ganzen Umfange geerbt haben: die subjektive Groteskmalerei (nach Gogol's Ausdruck: Die Schilderung der Schreckbilder, die seine Seele drängten) wurde den Zwecken einer objektiven Wahrheit geopfert. Gleich einem Kolumbus, hat Gogol ein unerwartetes Land entdeckt. Er sah, daß seine Schüler ihn am Wege des Naturalismus überholt hatten, und hat selbst am Ende seiner Dichterlaufbahn auf seine ursprünglichen Kunstprinzipien verzichtet. Die Arbeit Gogol's am zweiten Teile der „Toten Seelen" zeigt dieses Bestreben, sich dem Naturalismus möglichst zu nähern. Zum ersten Mal erscheinen in dem Plan seines Romans psychologisierte Typen und Episoden, und zwar die seiner Manier durchaus uneigentümlichen Liebesepisoden. Dasselbe wird auch aus den Details der Natur- und Porträtsschilderung klar. Gogol's Neigung zum Naturalismus äußert sich in diesen Jahren (seit 1845) in dreifacher Weise: 1. in den Bitten, ihm tatsächlichen Stoff in Briefen mitzuteilen; 2. in den Studien statistischer und ähnlicher Bücher; 3. im Studium der Werke der jungen „Naturalisten". Es gelang ihm aber nicht, diese neue Bahn glücklich zu verfolgen.

Das wesentlichste, wodurch sich in der Auffassung des Autors Gogol's innere Biographie von den Anschauungen der vorhergehenden Behandlungen unterscheidet, ist: 1. die Umwertung des Einflusses der Mutter Gogol's auf ihren Sohn, nebst einem Hervorheben der Macht der sozialen Tradition im allgemeinen im späteren Leben Gogol's; 2. der Hinweis auf die Wirkung eines Mißerfolges, welchen Gogol nach der Veröffentlichung seines Predigerbuches (Výbrannyje mestá iz perepiski s druzjámi) erlebte, auch auf eine partielle Verschiebung seiner Weltanschauung nach diesem Mißerfolge; 3) ein Versuch, die Vernichtung des zweiten Teiles der „Toten Seelen", als die Vernichtung (vielleicht ein beinahe zufälliges) e i n i g e r Kapitel, nicht des ganzen Werkes, aufzufassen.

Bibliographie

1. Полное собрание сочинений Н. В. Гоголя под редакцией Н. И. Коробки. 5 тт. „Деятель". 1914.
2. В. Переверзев. Творчество Гоголя. М. Кво. Совр. Проблемы. 1914.
3. Б. Лукьяновский. Пушкин и Гоголь в их личных отношениях. Беседы. М. 1915.
4. А. Долинин. Гоголь и Пушкин. (Пушкинский сборник памяти С. А. Венгерова. 1923.)
5. В. Зеньковский. Н. В. Гоголь в его религиозных исканиях. Хр. Мысль. 1916. NN. 1—3, 5, 7—8, 10, 12.
6. И. Д. Ермаков. Очерки по анализу творчества Гоголя. М-П. Гос. изд. 1924. стр. 252.
7. Б. Эйхенбаум. Как сделана „Шинель". („Поэтика" сб. Опояза 1919 u. „Сквозь литературу" 1924) стр. 26.
8. Юр. Тынянов. Достоевский и Гоголь (к теории пародии). Изд. „Опояз". Пб. 1921. стр. 48.
9. Александр Слонимский. Техника комического у Гоголя. Изд. Academia. Птрг. 1923. стр. 65.
10. В. В. Виноградов. Сюжет и композиция повести Гоголя „Нос". („Начала" N. 1. П. 1921. с. 25.)
11. В. В. Виноградов. Гоголь и Жюль Жанен. (Литерат. Мысль. III. 1924.)
12. В. В. Виноградов. Сюжет и архитектоника романа Достоевского „Бедные люди" в связи с вопросом о поэтике натуральной школы („Творческий путь Достоевского" сб. статей под ред. Н. Л, Бродского. Кн-во Сеятель. Лгр. 1924. стр. 55.)
13. Ю. Соколов. В. Т. Нарежный. 2 очерка. Сб. Беседы. М. 1915. стр. 33.
14. Н. Баженов. Г. Ф. Квитка. как вдохновитель Гоголя. Харьков. 1916.
15. Иеремия Айзеншток. К вопросу о литературных влияниях (Г. Ф. Квитка и Н. В. Гоголь). Известия 2 Отд. Академии Наук. т. XXIV. вып. 2. 1922.
16. Василий Гиппиус. Гоголь. Изд-во Мысль. Лгр. 1924. стр. 240.

Perm W. Hippius

Niederle Lubor Manuel de l'Antiquité slave. Bd. I: L'Histoire, Paris, H. Champion, 1923, 8°, VIII + 244. (= Collection de manuels publiée par l'Institut d'études slaves I).

Diese französische Ausgabe wird allen denen willkommen sein, die wegen Unkenntnis des Čechischen nicht in der Lage sind, die ausführlicheren Slovanské Starožitnosti des hervorragenden Kenners der slavischen Altertumskunde zu benutzen. Sie zeigt, um es gleich zu

sagen, alle Vorzüge und Schwächen der früheren Arbeiten NIEDERLE's. Zu den ersteren gehört die außerordentliche Literaturkenntnis und die Berücksichtigung der Prähistorie und historischen Geographie. Daß ein so groß angelegtes Werk auch Mängel aufweisen muß, ist natürlich selbstverständlich. Einige davon sind schon von H. F. SCHMID Zschr. I 396 ff. angegeben worden. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich namentlich auf Schlüsse N.'s, die bei ihm keine genügende sprachwissenschaftliche Begründung erfahren haben.

Bei Behandlung der slavischen Urheimat, die er zwischen Karpaten und Ostsee sucht, macht N. (S. 21) den „Autochthonisten" unnötige Konzessionen, wenn er diese Urheimat auch noch auf das Gebiet zwischen Weichsel und Elbe-Saale ausdehnt. Diese Lehre kann durch nichts gestützt werden. Auch wird die Theorie von PEISKER und KORSCH, die turkotatarische Einflüsse bereits im Urslavischen in Haustiernamen erkennen wollen, unnötig ernst genommen.

Wenn die *Venedi* Slaven waren (31), dann versteht man nicht, warum sich am *Οὐενεδικὸς κόλπος* keine Slavenspuren in Ortsnamen nachweisen lassen. Der Name der *Venedi* kann trotz S. 34 weder aus kelt. *vindos* ‚weiß' gedeutet, noch mit den russischen *V'atiči* identifiziert werden. *V'atiči* deutet N. selbst S. 223 vom Personennamen *V'atko*. Auch die Identifizierung des Namens der *Σπόροι* bei PROKOP mit demjenigen der *Sorben* ist sprachlich ausgeschlossen. Wenn *Σπόροι* slavisch ist, kann es nur mit abg. *sporъ* „reichlich, zahlreich", *sporyni* „multitudo" vereinigt werden.

Die Ausbreitung der Südslaven in Österreich fand, wie Verf. mit Recht hervorhebt, im 6. und 7. Jahrh. statt. Vorher aber sollen sich nach ihm slavische „détachements dispersés" schon seit dem 3. christl. Jahrh. unter Germanen, Thrakern, Illyriern und Hunnen in Österreich ausgebreitet haben (S. 49), eine ganz überflüssige Konzession an die Autochthonisten, die nur durch unhaltbare Deutungen vereinzelter alter Ortsnamen gestützt wird. Wenn N. „schon a priori" ein so hohes Alter der slavischen Besiedlung von Österreich annehmen zu können glaubt, weil die Ausbreitung vieler alter Völker so langsam erfolgte, so kann man dagegen auch Fälle anführen, wo gewisse Völker sich ganz rapide ausbreiteten (Hunnen). A priori ist also alles möglich. Nun sind aber alle Beispiele N.'s, die ein frühes Auftreten der Slaven in Pannonien erweisen sollen, hinfällig. Das bei PRISCUS zitierte *μέδος* kann ebenso gut slavisch wie illyrisch und ostgermanisch sein. Got. *i* für urgerm. *e* gibt uns kein Recht anzunehmen, daß alle Ostgermanen in diesem Falle **midus* gesprochen haben. Abg. *šlěmъ* geht ja auch auf ein ostgerm. *helm-* zurück, denn got. *hilms* hätte abg. **šlъmъ* ergeben müssen. — Wenn *strava* „Leichenschmaus" bei JORDANES slavisch sein sollte, dann müßte man als Vertretung eines **sъtrava* eine Form **sutrava* erwarten. Ich halte daher die germanische Ableitung dieses Wortes (zu *straujan*) immer noch für besser s. auch FEIST Got. Wb.² 334. — Die Häufigkeit des Namens *Trajan* in der russischen Volksdichtung

beweist natürlich auch nicht unmittelbare Bekanntschaft der Slaven mit diesem Kaiser. So ist es nicht schwer alle von N. beigebrachten Beweise für die Ausbreitung der Slaven in Pannonien, der Savagegend und im Banat vom 1.—4. Jahrh. als nicht überzeugend zu erweisen. Auf dem Balkan lassen sich vor Ende des 5. Jahrh. ebenfalls keine Slaven nachweisen. Bedenklich sind für mich auch mehrere Gleichungen N.'s die ein Fortleben thrakischer und illyrischer Stammesnamen bei Bulgaren und Serben erweisen sollen (S. 70 ff.). Wenn z. B. *Brajci* mit *Βρεῦκοι* „Volk in Pannonien" bei Strabo, Ptolem., Cass. Dio verbunden wird, so geht das lautlich nicht und man hätte statt dessen **br'uci* oder **bruci* zu erwarten.

Die Reste ostgermanischer Stämme auf dem Balkan werden von N. S. 72 besprochen. Ihr Einfluß auf die Slaven ist ganz unbedeutend, sonst hätten wir spezifisch altgermanische Lehnwörter im Südslavischen zu erwarten, die teilweise auf diese Sprachgruppe beschränkt sein müßten. Trotz S. 76 und 91 bin ich der Ansicht, daß die Gleichung *chъrvati*: *Καρπάτης ὄρος* schon längst aus der slavischen Altertumskunde verschwinden müßte. Als Entsprechung eines an. *Harfaða* wäre südslav. **Chrapod-* zu erwarten.

Auf S. 77 (Kap. VI) bietet N. eine Zusammenstellung südslavischer Spracheigentümlichkeiten. Sie sind fast alle nicht charakteristisch, weil erst spät ausgebildet, z. B. 1. Entpalatalisierung von Kons. vor *e*, *i*. 2. Zusammenfall von *i* und *y*. 3. Wandel von *ę* zu *e*. 4. *trat*, *trět* für *tort tert* u. a.

Den Versuch eines Nachweises čechischer Siedlungen in der Mur- und Mürzgegend (S. 82) halte ich für verfehlt, denn eine Form *jedla* ist auch „urslovenisch" einwandfrei, ebenso wie *chlm*. vgl. dazu L. Hauptmann, Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung XXXVI 235 ff. Ortsnamen wie *Böheimberg*, *Böheimkirchen* machen den Eindruck von Kriegsgefangenenansiedlungen, wenn man nicht durch unzweideutig čechische Ortsnamen in derselben Gegend zu einer anderen Auffassung genötigt wird. Den Landschaftsnamen *Ὄγγλος* = *Budžak* habe ich wie andere vor mir als slav. *ǫglъ* ‚Winkel' erklärt (Zschr. I 466). Die Verknüpfung mit türk. *ayyl* ‚Hürde' (N. 98) ist m. E. lautlich unmöglich und ließe etwa **Ἄγλος* erwarten.

Die Versuche eines Nachweises von Westslaven in Deutschland im 1.—4. christl. Jahrh. (S. 125) halte ich für mißlungen. Die *Μουγίλωνες* bei Strabo sind sicher keine *mogyl'ane*. Man würde sonst **μαγουλᾶνες* erwarten; in den *Helvetones* kann ich keine *Havol'ane* wiedererkennen. Slaven finden sich westlich der Oder erst viel später (S. 137). Trotz N. (S. 128) und Sobolevskij kann ich auch die Entlehnung des Namens *sasъ* „Sachse" nicht für urslavisch ansehen, denn es wäre dafür **sosъ* zu erwarten. Die Ableitung von *Lugii* von *luža* (125) erklärt nicht die Wortbildung dieses m. E. sicher nicht slavischen Stammesnamens. Auch die so beliebte Tomaschek'sche Auffassung der Völkerverhältnisse in Osteuropa bei Herodot halte ich

für höchst unsicher. Für das Mordwinentum der *Ανδροφάγοι* spricht nur die geistreiche Gleichung *Mordwa* = iran. *Mardχvar*. Aber das von TOMASCHEK angenommene *Mardχvar-* hätte mitteliran. Lautform und müßte auf ein altiran. *martiyaχ^vara-* zurückgehen. Mir erscheint eine iran. Form mit *d* aus *t*, aber mit Erhaltung des *v* und Schwund des *χ* in *χ^v* höchst bedenklich, wegen Ktesias' *μαρτιχόρα· ἀνθρωποφάγος*. Für das Tscheremissentum der *Μελάγχλαινοι* wird nur die schwarze Kleidung der Tscheremissen als Beweis angeführt. Aber eine solche Kleidung tragen auch die Tataren. Die Identifizierung der *Βουδῖνοι* mit den permischen Völkern beruht auch auf schwankender Grundlage. Nicht weniger bedenklich ist aber auch N.'s Versuch, sie durch die Etymologie als Slaven zu erweisen (zu *bъd-*. Eine höchst merkwürdige Bildung!).

Die Galinder in Ostpreußen haben zwar denselben Namen wie die *Golędь* an der Protva, dürfen aber nicht als nach Westen verschlagene Angehörige dieses Stammes angesehen werden (S. 187). Beides sind baltische Grenzvölker, zu lit. *gãlas* ‚Ende'. Langobardisch *Anthaib* darf nicht zu dem *Antennamen* gestellt werden (S. 191) weil die ostslavischen Anten sicher nie mit den Langobarden zusammengekommen sind. R. MUCH erklärt *Anthaib* als ‚Grenzgau': got. *andeis* ‚Ende'. Die *Gens Spalorum* am Don ist wohl kaum turkotatarisch gewesen, wie S. 194 behauptet wird. Unmöglich ist die Verknüpfung von *Lučane* mit *Łuck* oder gar mit *Λευζανηνοί*. *Lučane* kommt von *lǫka* ‚Flußkrümmung', während die *Λευζανηνοί* zu *lęděninъ*, lędo ‚Brachland' gehören. Auch die Ableitung des Stammesnamen der *Dregoviči* von einem Personennamen *Drag* (S. 222) ist sprachlich ganz ausgeschlossen. Daß die Ptolemäische *Μητρόπολις* mit *Kiew* zu identifizieren sei (216), erscheint mir unmöglich. Ptolemäus' Kenntnis von Südrußland erstreckte sich nicht einmal bis zu den Stromschnellen des Dniepr, sonst hätte er uns darüber sicher berichtet.

Leider finden sich in dem Buch von N. auch falsche Zitate nicht ganz selten. Schuld daran ist wohl das Augenleiden des Verf. Ich notiere, was mir aufgefallen ist: S. 185 und sonst werden Hehn's Kulturpflanzen unter dem Namen HAHN zitiert. S. 25 Anm. 1 wird Šachmatov Изв. zitiert. Gemeint ist sein Aufsatz in Bulletins Ac. Sc. Pbourg. S. 33 Anm. 3 steht Roczn. Slaw. IV für richtiges VI. Auf S. 194 Anm. 4 ist an erster Stelle nicht F. BRAUN, sondern F. BRUHN zu lesen. Die auf S. 13 erwähnte Deutung des Karpatennamens von alb. *karpε* ‚Fels' stammt übrigens von mir (Roczn. Slaw. V 152). Auf S. 76 Anm. 1 bezeichnet N. den Namen als dunkel.

Merkwürdig berührt die häufige Wiedergabe verschiedener Ortsnamen Deutschlands in phantastisch-slavisierter Gestalt, auch wenn die slavische Herkunft derselben keineswegs feststeht oder ausgeschlossen ist. So versteht man nicht, warum für *Serimunti* S. 144 *Žirmunti* gesagt wird, warum die *Mulde* (S. 144) *Mulda* heißt, die *Rednitz* S. 135 *Radnica*, die *Pegnitz* — *Pegnica*. Auch bei alten

Namen läßt sich mitunter eine solche Umgestaltung feststellen: der *lacus Pelso* ist auf S. 79 zu „*Pleso* chez Pline" geworden und für die *Σαβόκοι* bei Ptolem. findet sich S. 172 die Bezeichnung *Zabokes* (woher?). Endlich fällt in der inhaltsreichen Darstellung auf, daß die *kъlbęzi* : *kylfingar* überhaupt nicht erwähnt werden.

Berlin M. Vasmer

K. Buga, Lietuvių kalbos žodynas. I. sąsiuvinis. Kaunas, išleido Švietimo Ministerija, 1924. LXIV + 80 S.

Als Student der Petersburger Universität und Privatsekretär des Prälaten Jaunius, der ein ausgezeichneter Kenner der litauischen Mundarten war, faßte Kasimir Būga vor zwanzig Jahren den Plan eines Wörterbuchs, das den gesamten litauischen Sprachschatz seit dem Beginn der Überlieferung umfassen sollte. Mit zäher Beharrlichkeit und bewundernswerter Hingabe brachte er schließlich 600 000 Zettel zusammen — 17 Pud, wie er selber scherzend zu sagen pflegte —, auf Grund derer er vor nunmehr zwei Jahren die Publikation begann. Wäre es nur auf ihn allein angekommen, so hätte er damit wohl noch 10 oder 15 Jahre lang zugewartet, allein das ungeduldige Publikum verlangte immer dringender, einmal etwas von dem seit langem angekündigten Werke zu Gesicht zu bekommen, infolgedessen drängte nachgerade auch das Ministerium, und eine Weigerung Būga's hätte den Weiterbezug der staatlichen Subvention in Frage gestellt. Also mußte er sich wohl oder übel zu der von ihm ausdrücklich als verfrüht bezeichneten Herausgabe entschließen.[1]) Aber der ihm bei dieser Gelegenheit angetane Zwang zusammen mit den nach dem Erscheinen der ersten Lieferung von gewisser Seite gegen ihn gerichteten heftigen Angriffen, weil er auch die vielen polnischen und russischen Lehn- und Fremdwörter mit einbezogen hatte, hat vielleicht den Ausbruch des schweren Nervenleidens beschleunigt, das ihn bald nachher befiel und dem er am 1. Dezember 1924 im besten Mannesalter und im Zenit seiner wissenschaftlichen Entwicklung erlegen ist.

Die Probe des Thesaurus linguae Lituanicae, mit der Būga seine Gelehrtenlaufbahn beschlossen hat, befriedigte ihn selber nicht, und auch wir müssen bei voller Anerkennung seiner ausgezeichneten Begabung für grammatisch-lexikalische Arbeiten, seiner vollendeten Kennerschaft und seines Riesenfleißes sagen, daß er die an ein solches Unternehmen zu stellenden Anforderungen nur teilweise erfüllt hat. Ein Vorwurf kann ihn jedoch höchstens insofern treffen, als er nicht erkannt hat oder es sich nicht eingestehen wollte, daß die Abfassung eines Wörterbuches vom Ausmaß des von ihm in Angriff genommenen die

1) „Lietuvių kalbos žodynas" yra skubos darbo vaisius schrieb er in einer Selbstanzeige, Tauta ir žodis II 465.

noch so große Leistungsfähigkeit eines Einzelnen bei weitem übersteigt. Hätte er sich mit der Organisation etwa des Thesaurus linguae Latinae oder des Glossaire des patois de la Suisse romande (von dem im Jahr 1924 auch das erste Faszikel herausgekommen ist) vertraut gemacht, so wäre er ohne Zweifel dazu gelangt, entweder sich wesentlich engere Grenzen zu stecken oder aber vorerst einen Stab von Mitarbeitern heranzubilden, wie ihn die Durchführung seines Planes im ursprünglichen Umfang unbedingt erforderte. Das *πρῶτον ψεῦδος* war also, daß er eine viel zu große Aufgabe mit unzureichenden Mitteln angefaßt hat. Dazu kam dann weiterhin der, wie eben erwähnt, sehr gegen BŪGA's eigenen Willen verfrühte Beginn der Veröffentlichung, bevor die Materialsammlung als im wesentlichen abgeschlossen gelten durfte. Hat er doch erst im Frühjahr 1924, nachdem die erste Lieferung bereits ausgegeben war, mit der Versendung von Fragebogen behufs systematischer Ausbeutung der ja erst zu einem kleinen Teil erforschten Mundarten begonnen und waren damals so wichtige Quellen wie die Mitteilungen der litauischen literarischen Gesellschaft, LESKIEN und BRUGMANN's Lit. Volkslieder und Märchen, JURKSCHAT's Litauische Märchen und Erzählungen, DORITSCH's Beiträge zur litauischen Dialektologie und vieles andere dieser Art noch nicht exzerpiert. Ein dritter Kapitalfehler, der sich besonders störend geltend macht, besteht darin, daß BŪGA sich für die Erklärung der von ihm gebuchten Wörter und Wendungen nicht einer bestimmten, einheitlichen Sprache bedient, sondern die Bedeutungen je nach den Quellen bald deutsch und bald polnisch, russisch oder lateinisch angibt bezw. litauisch paraphrasiert. So liest man beispielsweise unter dem Kopfwort *abrãkas*: 1. „apsukìnė dúonos riekė, abýšalė" Kv(ėdarna), M(o)s(ėdis), „skiba, kawał chleba" J(uškevič). 2. „Futterhaber" B(rodowski), „Pferdefutter" R(uhig), „farrago ex avena et acere" D(usetos), Kv(ėdarna), L(ei)p(alingis) (Quelle der aus Kvėdarna gebürtige Jaunius, der die Bedeutung der von ihm aufgezeichneten Dialektausdrücke lateinisch zu notieren pflegte), „obrok dla koni" J(uškevič), M(ežinis), oder s. v. *agnùs*: ‚acer' Kv(ėdarna), быстрый, проворный, бодрый, живой Sr(agys, ein Korrespondent aus der Gegend von Salantai), „wielki, urodziwy" *A* (handschriftliches Wörterbuch der Mundart von Laukžemė), „energisch" V(ai)n(utas) (ein Dorf nordwestlich von Tauragė; weshalb in diesem Falle die Bedeutung deutsch angegeben ist, bleibt mir unverständlich). Daß ein derartiges Verfahren der Brauchbarkeit des Werkes erheblichen Abbruch tut, sieht jedermann ohne weiteres ein. Auch BŪGA selber hat sich dieser Einsicht nicht verschlossen, leider aber die Konsequenzen nicht gezogen. Als Entschuldigungsgrund führt er die ihm aufgenötigte überstürzte Veröffentlichung an, was ich indessen schon darum nicht als stichhaltig gelten lassen kann, weil dasselbe Sprachenmosaik auch in seinen früheren Schriften, insbesondere in seinem Buche „Kalba ir senovė" (Kaunas 1922) zu finden ist.

Skizzieren wir nunmehr kurz den Inhalt der vorliegenden ersten

Lieferung. In der Einleitung erzählt der Verf. zunächst den Werdegang seines Wörterbuchprojekts und gibt die nötigen Aufschlüsse über Plan und Anlage des Werkes, die von ihm befolgte orthographische Norm, die benutzten Quellen und die beim Zitieren derselben angewandten Abkürzungen. Folgt eine umfangreiche Akzent- und Intonationslehre, die wissenschaftlich sehr hoch einzuschätzen ist und Būga's Forscherqualitäten im hellsten Lichte zeigt, für die jedoch nach meinem Empfinden in einem Lexikon nicht der richtige Platz ist. Das gleiche gilt von der die Einleitung schließenden Abhandlung über die Geschichte der baltischen Sprachen, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihre dialektische Gliederung usf. Der in dieser ersten Lieferung auf fünf Bogen vorgeführte lexikalische Stoff reicht von *a* bis *ánčtraukas*. Was hier an Belegen und Beispielsätzen für die behandelten Wörter zusammengetragen ist, läßt alles auf diesem Gebiete bisher geleistete weit hinter sich und verdient rückhaltslose Bewunderung. Die am Schlusse mancher Artikel beigegebenen sprachhistorischen und etymologischen Exkurse sind durchweg wahre Kabinettstücke solider und umfassender Gelehrsamkeit. Dankbar muß weiterhin begrüßt werden, daß Būga eine ganze Anzahl sogenannter „ghost-words“, d. h. lediglich auf irgendwelchen Verschreibungen oder Druckfehlern beruhender Formen aufgedeckt hat, die in der sprachwissenschaftlichen Literatur mancherlei Verwirrung hätten stiften können und zum Teil vielleicht auch bereits gestiftet haben. Freilich ist er dabei gelegentlich auch einmal übers Ziel hinausgeschossen. So braucht, meine ich, *aklepimas* in Lazarus Sengstock's geistlicher Liedersammlung (s. Bezzenberger, Beiträge zur Geschichte der lit. Sprache S. 83 und 270) nicht, wie Būga S. 40 annimmt, für *atlepimas* (= *atliepìmas* ‚Antwort‘) verdruckt zu sein; denn *tl* ging ja im Litauischen lautgesetzlich in *kl* über, und die Bewahrung des *t* in *atliepìmas* ist nur durch etymologische Rücksichten bedingt. Unter diesen Umständen aber ließe sich doch wohl unschwer verstehen, daß Leute, die sich über die etymologische Struktur des Wortes keine Rechenschaft ablegten, *akl(i)epìmas* sprachen, schrieben und druckten. Umgekehrt hat Būga mitunter wirklich falsche Angaben seiner Quellen übernommen, ohne sie richtig zu stellen. So darf man sich z. B. füglich wundern, daß er das s. v. *ãmalas* aus Mielcke II 144 zitierte *ą́žuolo ãmalas* ‚Eichenmispel‘ (statt -mistel) nicht als einen Unsinn erkannt hat.

Die Einbeziehung auch der Nomina propria (Personen- und Ortsnamen), die von einzelnen Kritikern des Būga'schen Wörterbuches beanstandet worden ist, erscheint mir als gerechtfertigt und zweckdienlich, da in den Eigennamen bekanntlich manches sonst verlorene Sprachgut erhalten ist. Immerhin geht die Aufnahme von Namen wie *Advárda* ‚Eduard‘, *Ámburkas* ‚Hamburg‘, *Abesiniẽtis* ‚Abessinier‘ u. ä. entschieden zu weit. Viel böses Blut hat es, wie bereits angedeutet worden ist, in gewissen Kreisen nationalistischer litauischer Intellektueller gemacht, daß Būga auch die massenhaften polnischen und

russischen Fremdwörter verzeichnen zu sollen geglaubt hat. Dazu ist zu sagen, daß, soweit es sich dabei um seit langem eingebürgerte, völlig assimilierte, in den allgemeinen Gebrauch übergegangene Entlehnungen aus den genannten slavischen Sprachen handelt, wie etwa *adynà* ‚Stunde' (aus weißruss. *hodzina*), *agur̃kas* ‚Gurke' (aus poln. *ogórek*), *aksómitas* ‚Sammet' (aus poln. *aksamit*), *altõrius* ‚Altar' (aus poln. *ołtarz*), ihre Berücksichtigung eine glatte Selbstverständlichkeit bedeutet, über die weiter kein Wort zu verlieren ist. Dahingegen hätten freilich auch nach meiner Auffassung ohne Schaden fortbleiben können die ephemeren Slavismen, die einem jeden Litauer fortwährend in großer Zahl unterliefen, solange er sozusagen täglich in die Lage kam, außer litauisch auch polnisch und russisch zu reden oder wenigstens zu radebrechen, die aber jetzt, wo der polnische und russische Einfluß ausgeschaltet ist, rasch wieder verschwinden werden. Ich denke dabei an Ausdrücke wie *abajeñtnas* (poln. *obojętny*), *abivãtelis* (poln. *obywatel*), *adrà* (poln. *odra*), *adrynà* (poln. *odryna*), *agrãdnykas* (poln. *ogrodnik*), *aidamõkas* (poln. *hajdamak*). Und vor allen Dingen bilden moderne internationale Fremdwörter wie *adeptas*, *albatrõsas*, *aligãtorius*, *agitãcija*, *akcijoniẽrius*, *akceñtas*, *amarañtas*, *amnestijà*, *ananõsas* einen höchst überflüssigen Ballast. Ein rein praktischen Zwecken dienendes Handwörterbuch wird ihrer zwar nicht entraten können, aber in einen wissenschaftlichen Thesaurus des Litauischen gehören sie ebensowenig wie *Adept*, *Albatros*, *Alligator*, *Agitation*, *Aktionär* usf. in den deutschen Grimm. Unzweckmäßig finde ich endlich, daß bei den Adjektiva das Neutrum vom zugehörigen Maskulinum und Femininum getrennt aufgeführt wird (also z. B. *aĩšku* n. getrennt von *aiškùs* m. und *aiškì* f. oder *aĩtru* bezw. *aitrù* n. getrennt von *aitrùs* m. und *aitrì* f.) und daß der Verf. überhaupt in Überspannung des Prinzips der alphabetischen Anordnung Zusammengehöriges sehr oft auseinanderreißt, also beispielsweise aus *ãgrasas*, *agrastà*, *agrãstas* (*ãgrastas*), *ãgrazdas*, *ãgresta*, *ãgrestas*, *agrõsas*, *ãgrozdas*, *ãgrūzdas*, alle ‚Stachelbeere' bedeutend, neun verschiedene Artikel macht, statt alle diese Formen unter dem einen Kopfwort *ãgrestas* (oder eventuell *agrãstas*) zusammenzufassen.

Schließlich mögen hier noch ein paar Einzelbemerkungen Platz finden, die ich mir bei der Benutzung dieses ersten Faszikels notiert habe.

Im Quellenverzeichnis figurieren unter anderem die beiden bekannten Volksschriftstellerinnen Lazdynų Pelėda (Deckname für Frau Sofija Przybylauskienė) und Žemaitė (mit dem bürgerlichen Namen Sofija Žymantienė), dagegen sind nicht aufgeführt und also wohl auch nicht verwertet die Schriften von Šatrijos Ragana (Marija Pečkauskaitė), die nach meinem Empfinden beiden vorgenannten an sprachlicher und allgemeiner Bildung entschieden überlegen ist. Von den gesammelten Schriften der Lazdynų Pelėda sind übrigens außer dem in BUGA's Bibliographie allein erwähnten I. Band im Jahre 1922 noch drei weitere erschienen.

Sonderbar nimmt sich S. XVI das Zitat aus: Lituanica von PROF. SCHLEICHER (aus dem Junihefte des Jahrganges 1853 Sitzungsberichte).

Gemeint ist Band XI der Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien.

S. 1 s. v. *abarà-*, *-ãros* wird aus dem handschriftlichen Lexikon von BRODOWSKI das Beispiel zitiert: *išléisk bañdą añt abãros* und dabei *añt abãros* in *ìš abãros* abgeändert. Der Text, so wie er bei BRODOWSKI steht, ist aber doch vollkommen verständlich; er bedeutet: „lasse das Vieh (aus den Ställen) auf den (eingefriedigten) Hofraum hinaus".

S. 2. s. v. *abdziálka* lesen wir: *kaĩ ką̃ negeraĩ padãro, tai sãko*: „*gáusi nõg tė́vo abdziálkū* (= *-ką*) — *gáusi mùšti*; L(ei)p(alingis). *abdziálka žẽmės* R(u)mš(iškės). Das an zweiter Stelle stehende Beispiel, in dem das slavische Lehnwort *abdziálka* in seiner eigentlichen, etymologischen Bedeutung „Bearbeitung" gebraucht erscheint, hätte vorangestellt werden sollen. In der in Leipalingis üblichen Redensart *gáusi abdziálkū* liegt die erst sekundäre Bedeutung „Tracht Prügel" vor.

S. 9. Sehr interessant ist die unter *abrõzyti* gebuchte Form *apibrãzyti* aus Dusetos (BUGA's Heimatsort), aus der zu entnehmen ist, daß dort polnisches *obrazić* als *o-brazić* aufgefaßt wird. Wir haben hier ein hübsches Gegenstück zu der irrtümlichen Zerfällung von ksl. *otvoriti* ‚öffnen' in *o-tvoriti*, die zu der Gegensatzbildung *zatvoriti* ‚schließen' geführt hat (vgl. BROCH, Slav. Phonetik S. 264, § 215 und W. SCHULZE, Festschr. f. Adalbert Bezzenberger S. 146 f.).

S. 51 unter *aldijà* ‚Einbaum' hätte auf Lidén, Blandade språkhistoriska bidrag (in Göteborgs Högskolas Årsskrift XIV, 1904) S. 1 ff., besonders S. 10 verwiesen werden sollen, wo ausführlich und einleuchtend über die Etymologie des Wortes gehandelt ist.

S. 54, am Schlusse des Artikels *algà*: *elgtis* . . . „sich betrachten". Lies „sich betragen". Auf derselben Seite wird ein *algierkìkė* als Diminutivum des polnischen Lehnworts *algiérka* aus Tytuvėnai im Kreise Raseiniai belegt. Bei der gerade aus jener Gegend, nämlich aus dem nur etwa 30 Werst von Tytuvėnai entfernten Labunavas im Kreise Telšiai gebürtigen Šatrijos Ragana habe ich dafür die Form *algerìkė* angetroffen (in der Erzählung „Vincas Stonis", Vilnius 1906, S. 131). Diese Dublette *algerìkė* mit dissimilatorischem Schwund des ersten der beiden *k* liefert eine erwünschte Stütze für WACKERNAGEL's Erklärung von lat. *marītus* aus **martītus* (Indogerm. Forsch. XXXI 255).

S. 66: *alùdaris* . . . ‚Braukübfen'. Lies ‚Brauküfer'.

Wenn S. 73 *Amẽrika*, *amerikìnis*, *amẽrikiškas* und *amerikõnas* aufgenommen sind, so hätte auch *amerikiẽtis*, das für ‚Amerikaner' jetzt wohl gebräuchlicher ist als *amerikõnas*, nicht fehlen dürfen.

Und nun, was soll aus dem verwaisten BUGA'schen Zettelarchiv und Wörterbuch werden? Darüber ist in der litauischen Presse, kaum daß sich das Grab über dem Verblichenen geschlossen hatte, eine sehr lebhafte Diskussion geführt worden. Kanonikus J. TUMAS[1]) vertrat

1) „Kas gi dabar daryti su Bugos žodynu?", in der Zeitschrift „Lietuvis", Nr. 6 vom 19. Dez. 1924, S. 4 f.

dabei mit Nachdruck die Ansicht, daß es eine Ehrenpflicht der litauischen Regierung sei, BUGA's wissenschaftlichen Nachlaß käuflich zu erwerben und die unveränderte Fortführung seines Wörterbuches sicherzustellen. Hiergegen wandte sich ein temperamentvolles Votum von A. JAKŠTAS (Pseudonym des Prälaten Alexander Dambrauskas)[1]), dessen Ausführungen darin gipfeln, man solle nur noch eine Lieferung von BŪGA's Wörterbuch nach dem Muster der bereits vorliegenden ersten erscheinen lassen und sie dann zusammen mit dieser als historisches Dokument und zugleich als warnendes Beispiel dafür, wie ein solches Unternehmen nicht betrieben werden dürfe, aufbewahren. Im übrigen sei das von BUGA selber als Ergänzung zu seinem Thesaurus ins Auge gefaßte Wörterbuch des zeitgenössischen Schriftlitauischen, das A. VIRELIŪNAS und A. VARNAS unter seiner Aufsicht herausgeben sollten, beförderlichst in die Wege zu leiten. Im gleichen Sinne äußerte sich auch der eben genannte A. VIRELIŪNAS[2]), der das Zustandekommen des großen BUGA'schen Wörterbuches unter den gegenwärtigen Umständen für ausgeschlossen hält. Wenn es auch einem ausländischen Freund und engern Fachgenossen BUGA's erlaubt ist, in dieser Frage ein Wort mitzusprechen, so muß ich für meine Person die Möglichkeit der Verwirklichung seines ursprünglichen Planes ebenfalls ernstlich in Zweifel ziehen. Dem von seinen Landsleuten mit Recht hoch geschätzten Sprachkenner JABLONSKIS, dessen Name vorübergehend durch BŪGA etwas verdunkelt worden war, verbieten leider sein vorgerücktes Alter und seine geschwächte Gesundheit, in den Riß zu treten; außerdem würde er, so wenig wie BUGA selber es gekonnt hätte, die Riesenaufgabe allein zu bewältigen imstande sein, und über eine genügende Zahl philologisch und linguistisch geschulter Kräfte, aus denen der erforderliche Redaktionsstab gebildet werden müßte, verfügt Litauen zurzeit nicht. Die Publikation müßte mithin zum mindesten auf längere Zeit hinaus unterbrochen werden. Andrerseits erscheint mir eine Kodifikation der modernen litauischen Schriftsprache wie sie JAKŠTAS fordert, heute, wo noch alles im Fluß ist und eine feste, allgemein verbindliche Norm eben erst sich herauszubilden beginnt, noch etwas verfrüht. Was hingegen jetzt schon gemacht werden könnte und gemacht werden sollte, das wäre ein möglichst vollständiges Mundartenwörterbuch etwa nach Art des Schweizerdeutschen Idiotikon oder des Glossaire des patois de la Suisse romande. Die fortschreitende Konsolidierung der Schriftsprache vollzieht sich naturgemäß auf Kosten der Dialekte, und der von Schule und Kirche ausgehende schriftsprachliche Einfluß wird schon bald viel altes, wertvolles dialektisches Sprachgut zum Verschwinden bringen. Darum nütze man die Gelegenheit, solange die litauischen Mundarten, wie es gegenwärtig der Fall ist, noch ziemlich intakt sind. Es würde

1) „Del K. Būgos žodyno", in der Zeitung „Rytas" vom 30. Dez. 1924.
2) „Kas čia padarius su tuo Būgos žodynu?", in der Zeitung „Lietuva" vom 29. Dez. 1924.

sich dabei zunächst darum handeln, geeignete Fragebogen auszuarbeiten (wofür die Leiter der eben genannten schweizerischen Wörterbuchunternehmen gewiß gerne ihre reichen Erfahrungen zur Verfügung stellten) und hernach unter den Geistlichen, Lehrern und sonstigen Intellektuellen aller Teile Litauens geeignete Korrespondenten zu werben. Eine wertvolle Mitarbeit wäre von den Universitätsstudierenden der sprachlichen Richtung zu erhoffen, die ihre Ferien in den heimatlichen Dörfern nutzbringend auf Enquêten im Dienste eines solchen Wörterbuches verwenden könnten[1]). Das einlaufende Material wäre in Kaunas zu zentralisieren und zu ordnen. Bis zum Abschluß der Materialsammlung bliebe Zeit, ein paar begabte jüngere Forscher durch Auslandsstipendien in die Lage zu setzen, sich systematisch zu künftigen Bearbeitern dieser Materialien heranzubilden. Sehr zu begrüßen wäre auch die Schaffung eines litauischen Sprachatlas, indessen betrachte ich dies als eine cura posterior; jedenfalls dürfte darüber die Arbeit am Wörterbuch nicht zu kurz kommen.

Was immer in dieser Sache geschehen mag, so wollen wir stets eingedenk bleiben, daß das erfreuliche Emporblühen der litauischen Sprachstudien seit der Staatswerdung Litauens in allererster Linie das Verdienst Kasimir Buga's ist. Die ganze Größe des Verlustes, den die Wissenschaft durch seinen Hinschied erlitten hat, wird den Fachgenossen in den nächsten Jahren auf Schritt und Tritt schmerzlich fühlbar werden. Möge sie ihnen ein Ansporn sein, das Werk des Frühvollendeten mit verdoppeltem Eifer weiterzuführen.

Neuchâtel (Schweiz) Max Niedermann.

Hujer O., Úvod do dějin jazyka českého. 2. vydaní. Prag 1924. VI + 92 S.

Das aus Vorträgen entstandene Büchlein, das in erster Auflage im Jahre 1914 erschien, gibt in 5 Abschnitten, die den Begriff der Sprachgeschichte überhaupt, die idg. Ursprache, die baltisch-slavische und die urslavische Periode, schließlich die vorhistorische čechische Zeit behandeln, eine Einführung bis an die Schwelle der selbständigen čechischen Sprachgeschichte. Diese Aufgabe hat Hujer in vortrefflicher Weise durchgeführt, da in äußerster Kürze, aber sehr exakt und ganz klar die wesentlichsten Sprachwandlungen aus dieser langen Periode erörtert werden. Auf die Analyse verwickelter Probleme läßt sich H. absichtlich nicht ein, aber der aufmerksame Leser findet doch bestimmt formulierte Hinweise auf solche Probleme wie etwa das der sonantischen Liquiden und Nasale, oder der idg. Urheimat oder des Intonationswechsels im Ur-

---

1) Auch Gerullis hat neulich im Archiv für slav. Philol. XXXIX 51 gefordert, daß die Universitäten Kaunas und Riga phonetisch gut geschulte Studenten auf die Dörfer schicken sollen.

slavischen. Eine kurze Übersicht über die wichtigste Literatur beschließt das Büchlein, das auch als erste Einführung z. B. in die kirchenslavische oder polnische Sprachgeschichte benutzt werden kann, und besonders im Heimatlande des Verf. gute Dienste leisten wird.

Königsberg i. Pr. R. TRAUTMANN

SCHNEEWEIS, DR. EDMUND, Die Weihnachtsbräuche der Serbo-Kroaten. Wien 1925, 8° 240 Seiten, mit einer Figurentafel und einer Karte. Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Ergänzungsband XV[1]).

Das vorliegende Buch stellt den ersten Versuch einer Synthese der an das Weihnachtsfest geknüpften Volksbräuche dar, die ihrer Wichtigkeit und ihrer Zusammensetzung nach neben den Georgsbräuchen wohl das interessanteste Kapitel der serbokroatischen Volkskunde bilden. Die volkskundliche Forschung bei den Serbokroaten bewegt sich in den letzten Dezennien in der Richtung der Siedlungsforschung und der urkundenmäßigen Darstellung des Volkslebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Was die geistige Volkskunde anbelangt, ist das Hauptgewicht auf die Sammlung des Rohmaterials gelegt worden, das meist unverarbeitet in rein deskriptiver Form in den Serien der beiden südslavischen Akademien und des Sarajevoer Glasnik Zemaljskog Muzeja niedergelegt ist. Es darf daher nicht wundernehmen, daß die Weihnachtsbräuche trotz ihrer zentralen Bedeutung für die Erforschung der südslavischen Festbräuche nicht der Gegenstand größer angelegter Untersuchungen geworden sind. Es sind meines Wissens nur kleinere Arbeiten des Folkloristen G. TROJANOVIĆ und des Belgrader Mythenforschers V. ČAJKANOVIĆ zu verzeichnen, deren Untersuchungen nur einzelne Züge des ungemein bunten Komplexes der Weihnachtsbräuche behandeln, um deren mythologischen Hintergrund zu beleuchten. So meinte TROJANOVIĆ (Srpski Književni Glasnik 1905) den solaren Ursprung des Weihnachtsfestes und die große Rolle des Gewittergottes darlegen zu können, ausgehend von der Annahme, daß die Eiche, die zu Weihnachten als Badnjak verbrannt wird, auf diese Beziehungen hinweise. TROJANOVIĆ hat auch den Nachweis zu erbringen versucht, daß der Badjnak ein Idol sei, durch dessen Verbrennung der sich am Himmel abspielende Vorgang der Sonnenerneuerung symbolisch am häuslichen Herde dargestellt werde.

Von éinem Gesichtspunkt geht auch ČAJKANOVIĆ aus, der in einer Reihe von Aufsätzen (Godišńica N. Čupića 1921; Srpski Književni Glasnik 1923) die meisten Weihnachtsbräuche auf den Ahnenkult zurückführt, den Polaženik (der erste Besucher am Christtag) mit der Theophanie in Zusammenhang bringt und sich auch nicht gegen die

1) Mit dieser Arbeit hat sich E. SCHNEEWEIS in Belgrad habilitiert.

befremdend anmutende Annahme verschließt, daß dem Trinkzwang des Polaženik — babylonische Einflüsse zu grunde liegen. — Im Badnjak vermutet ČAJKANOVIĆ — eine Gottheit, welche verbrannt wird, um neu aufzuleben.

Es liegt auf der Hand, daß es bei dem Versuche, die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten monographisch darzustellen, bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung unumgänglich notwendig war, neben den gedruckten, in zahlreichen Zeitschriften oft lokalen Charakters zerstreuten Beschreibungen, auch das handschriftliche Material der Beograder und der Zagreber Akademie zu sichten, durchzuarbeiten und systematisch einzuordnen, um sodann durch die genaue Kenntnis der Weihnachtsbräuche als eines Ganzen an die Deutung ihrer Grundelemente heranzutreten, ihre Entstehung und ihre gegenseitige Durchdringung und Verquickung zu beleuchten.

SCHNEEWEIS' Buch zeigt, daß sich der Autor dieser Aufgabe voll bewußt war. Sein Buch stellt das überaus reiche Material systematisch wohlgeordnet dar. Im Verfolg der Idee, daß das Material bleibenden Wert behält, während Ursprungs- und Deutungs-Hypothesen, so geistreich sie auch sein mögen, mit der Erschließung neuen Vergleichsmaterials nicht unwesentlichen Modifizierungen ausgesetzt sind, hat Schn. das Material von den Deutungsversuchen streng geschieden. So zerfällt sein Buch in zwei Teile, von denen der erste (S. 1—153) die Schilderung der eigentlichen Weihnachtsbräuche, die Varianten des Weihnachtsblocks (16—28), des Feuers (28—30), des Weihnachtsferkels (35—40, der Gebildbrote (40—54), der Einholung des ersten Wassers (73—75), die Bräuche mit dem ersten Besucher (75—81) usw. enthält. Bei jedem Brauch werden vorerst die allgemeinen Züge herausgehoben und anschließend die lokalen Abweichungen durch alle serbokroatischen Landschaften verfolgt. Auch auf die Terminologie und die dialektischen Bezeichnungen hat der Verfasser viel Liebe und Sorgfalt verwendet.

Im vorliegenden Buch werden zum ersten Male in der serbischen Volkskunde zusammenfassend die Zauberhandlungen nach inneren Gesichtspunkten gegliedert und nach folgenden Kategorien unterschieden: 1. Übertragungszauber (95—102); 2. Analogiezauber (102—23); 3. Zahlenzauber (123); 4. Rechts- und Linkszauber (124); 5. Abwehrzauber (125—28).

Sehr übersichtlich sind dann die Orakelformen dargestellt, ebenso die Umzüge (Koleda, Tiervermummungen, Einhüllung in Zweige, Narrenkönig; von christlichen Formen: Sternsänger, Krippensänger, Umzüge der Geistlichen).

Das Material ist meist vergleichend dargestellt. Das gilt insbesondere für die Zauber- und Orakelformen, die auch deshalb besonders zu erwähnen sind, weil sie für den Philologen wichtige Tatsachen enthalten, insofern gewisse Wortverbote in manchen Gegenden zu einer Art Decksprache geführt haben. Auch die reiche Sammlung der auf Weihnachten bezüglichen Sprichwörter enthält viel Neues.

Dem zweiten theoretischen Teil liegt die Anschauung zu grunde, daß die serbokroatischen Weihnachtsbräuche das Ergebnis der Vermischung und gegenseitigen Durchdringung von heidnisch-antiken, heidnisch-slavischen (bezw. slavisch-volkstümlichen) und christlichen Elementen darstellen. Dem Inhalte nach gehören diese Elemente verschiedenen Bereichen an: Seelenkult, Naturkult (Verehrung der Sonne, des Mondes, des Feuers, des Wassers, der Vegetation usw.), Jahresbeginn (Kalendenbräuche und jüngere Neujahrsbräuche), Monatsbeginn und Christi Geburt bilden die Hauptquellen, aus denen die Bräuche fließen. Alle diese Elemente haben sich im Laufe der Jahrhunderte so innig verquickt und verschlungen, „daß es heute bei dem Mangel an historischen Zeugnissen nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden ist, was ursprünglich und was entlehnt ist“ (S. 157.)

Neu und originell ist der Gedanke, den der Verfasser bloß vermutungsweise vorträgt, wonach das heidnisch-slavische Mittwinterfest ursprünglich ein Mondfest gewesen sei. Der Verfasser sucht diese Vermutung durch den Umstand wahrscheinlich zu machen, daß eine Reihe von Weihnachtsbräuchen ursprünglich Neumondbräuche sind. (Einholung des zauberkräftigen Wassers; Haarschneiden; gewisse Traumorakel; nächtlicher Zauber vom Dache aus usw.) und daß Spuren der Mondverehrung auch in den Gebildbroten festzustellen sind. Die Abhängigkeit der römischen Kalenden, der ältesten griechischen Feste, und der germanischen Opferzeiten von den Mondphasen und die vergleichsweise Betrachtung der heutigen Volksbräuche bestärken den Verfasser in seiner Vermutung, daß auch bei den heidnischen Slaven Mondfeste mit Fruchtbarkeitsriten (der Mond ist der Spender des Regens) und Totengedenken (der Mond ist bei vielen Völkern Aufenthaltsort der Seelen) angenommen werden dürften.

Mit Rücksicht auf die lückenhafte Überlieferung der volkstümlichen Kalendenbräuche und der heidnisch-slavischen Bräuche verzichtet der Verfasser darauf, alle Elemente der Weihnachtsbräuche nach ihrem Ursprung und Alter zu sondern und ist vor allem bestrebt, die Elemente der antiken Kalendenbräuche den verwandten Elementen der slavischen Weihnachtsbräuche gegenüberzustellen und mit Berücksichtigung der Terminologie „von ungefähr zu sagen, ob antikes oder slavisches Gut überwiegt“ (S. 166). Im Mittelpunkt der Untersuchung steht freilich der Weihnachtsklotz, den der Verfasser mit Rücksicht auf seine geographische Verbreitung in den slavischen und außerslavischen Gebieten für einen aus antikem Kulturgut stammenden Neujahrsbrauch hält, der die alten slavischen Auffassungen der Baum- und Feuerverehrung überschichtet und sich mit ihnen verquickt hat. Diese Ansicht schließt sich an die bereits von G. Bilfinger (Das germanische Julfest. Programm des Eberhardt-Ludwigs-Gymnasiums in Stuttgart. 1900—1901) und E. H. Meyer (Germanische Mythologie 328) ausgesprochene eng an. Schn. will sie durch eine Reihe von Argumenten stützen, denen, wie erwähnt, hauptsächlich die Betrachtung der geographischen Verbreitung

dieser Sitte zu Grunde liegt, die sich in der Hauptsache mit den Grenzen des alten römischen Imperiums in Europa deckt. Was das Alter dieser Sitte bei den Slaven anbelangt, so gehen die Ausführungen des Verfassers dahin, das Vorhandensein des Badńaks der urslavischen Epoche abzustreiten, wobei hauptsächlich auf den Umstand hingewiesen wird, daß der Badńak den West- und Ostslaven fremd ist. Für den Neujahrscharakter des Brauches werden mehrere Beweise angeführt, so die Neujahrswünsche beim Hereintragen des Badńak (in vielen serbischen Landschaften heißt es heute noch: *došla nam nova godina* . . . vgl. damit auch den französischen Segen beim Einbringen des Chalendal: „Bonne année, bonnes récoltes"). Für den Neujahrscharakter des Brauches sprechen auch die Verbrennungstermine (am Vorabend des 25. XII., 1. I. und 6. I.), oft glimmt er durch alle 12 Tage, die als Neujahrsfestzeit an der Spitze des neuen Jahres stehen und ein Abbild des ganzen Jahres sind. Der Kalendenblock ist bei den römischen Schriftstellern zwar nicht belegt, doch nimmt auch Schn. an, daß aus dem Schweigen der antiken Quellen kein Gegenargument hergeleitet werden dürfe, nachdem zwischen der Verbrennung des Klotzes und der Verbrennung von Zweigen, die gut belegt ist, kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied besteht und weist im Verein damit auf den meines Erachtens in dieser Frage sehr wichtigen Umstand hin, daß bei den Serben vielfach Weihnachtszweige als Badnjaci bezeichnet werden und daß in der Crna Gora mehrere Badnjaci (für jeden männlichen Bewohner einer) in Altserbien aber für jeden Bewohner ein Zweig verbrannt wird (S. 180).

Ausgehend von der Bedeutung des Wortes Badńak = Festtag (24. Dez.) als dem älteren spricht der Verfasser eine neue Deutung der bekannten Stelle aus Vuks Koledaliedern aus. (Narodne Pesme I 120) *Boga mole za staroga za Badńaka, za mladoga za božića* . . . Der Badńak als 24. Dezember war früher der letzte Tag des alten Jahres und wird deshalb als „alt" bezeichnet, genau so wie man in manchen deutschen Landschaften von einem „alten Silvester" spricht. Das Festtage zu Heiligen werden — die serbischen Grenzer rufen beim Mittagessen des 24. Dezember den Sveti Badńak an —, ist in der Volkskunde eine wohlbekannte Erscheinung: Anna Perenna, die italienische Befana, die deutsche Perchta, die slavische Göttin Kolada usw. sind ähnliche aus Namen von Festtagen abstrahierte Gottheiten und Heilige (S. 187).

Bezüglich der Fälle von Sonnenverehrung, Begrüßung der Sonne, Gebildbrote, Bevorzugung der Ostseite, gelangt Schn. zu der Feststellung, daß sich auf Grund der serbokroatischen Weihnachtsbräuche ein vorchristliches Wintersonnwendfest nicht erweisen lasse, da diese Begehungen auch bei anderen Festen wiederkehren.

Ahnenkult wird im Rahmen des serbischen Weihnachtsfestes durch Gebete, durch Anzünden von Kerzen, durch Verteilung von Speisen, „für die Seelenruhe der Toten" und durch Besprengen der Gräber mit dem neuen Weihwasser betätigt. Der Verfasser führt zahlreiche Beispiele dafür an, daß auch diese sicheren Fälle von Ahnenverehrung an allen

großen Festen wiederkehren; es erscheint ihm deshalb zu gewagt, ein ausschließliches Totenfest anzunehmen, mit dem das christliche Weihnachtsfest verschmolzen sei.

Von großer Bedeutung für die Entstehung der Weihnachtsbräuche war außer den Kalendenbräuchen der Umstand, daß Weihnachten im Mittelalter Jahresbeginn war, was in vielen Grußformeln bis heute fortwirkt (S. 165).

Das Weihnachtsstroh, dessen Parallelen durch fast alle Länder Europas verfolgt werden, hält Sch. in Anlehnung an L. von Schröder für die alte indogermanische Feststreu. Der Verfasser führt meines Wissens bisher unbeachtete Beispiele für die Verwendung der Feststreu im slavischen Hochzeitszeremoniell an. Das Essen vom Stroh, worauf übrigens auch die Etymologie von *stol* = ,Tisch' zu **stel-* = ,streuen' hinweist, stellt demnach eine primitive Sitte dar, die sich zu Weihnachten dank der christlichen Umdeutung (Geburt Christi im Stall) bis heute erhalten hat (S. 214).

Christlicher Einfluß tritt in den serbischen Weihnachtsbräuchen sehr stark hervor und äußert sich in den zahlreichen Umdeutungen heidnischer Bräuche (S. 215—17).

Neben den christlichen Einflüssen ist der Verfasser auch den vermutlichen Einflüssen der Nachbarvölker nachgegangen, wobei aber allerdings mit Ausnahme der deutschen Einflüsse (Christbaum, Weihnachtsspiele) und der russischen (der durch russische Geistliche eingeführte *vertep* ,Weihnachtskrippe') nicht viel zu finden ist. Interessant sind seine Ausführungen über die albanischen Weihnachtsgebräuche, die er teils aus gedruckten Quellen (Zeitschrift *Hylli i Dritës* V, 1924, S. 26—32) und bei Bereisung altserbisch-albanischer Grenzgebiete selbst erhoben hat. — Auch die zweite wichtige Grenzzone, die rumänische, ist durch Anführung zahlreicher Parallelen ständig berücksichtigt. Eine Beeinflussung von Seiten des rumänischen ist allerdings nicht zu erweisen, denn die zu Koleda gehörige Wortfamilie ist bekanntlich dem Balkanlatein und nicht dem schon zur Sondersprache gewordenen Rumänischen entlehnt.

Die ausgezeichnete Kenntnis der Quellen, die gute Systematisierung des Materials, der sichere historische Sinn, die Nüchternheit des Verfassers in der Behandlung der auf Ursprung und Deutung bezüglichen Fragen haben diesem Buch ein strengwissenschaftliches Gepräge aufgedrückt. Es zeigt, von welcher eminenten Wichtigkeit die Kenntnis des südslavischen Volkslebens für die kulturgeschichtlichen Grenzwissenschaften ist, und es wäre zu wünschen, daß sich der Verfasser dazu entschließe, auch die anderen Festbräuche der Serbokroaten in derselben musterhaften Weise zu bearbeiten, wodurch ja die Grundlage für die Gesamtdarstellung des südslavischen Brauchtums gegeben wäre.

Belgrad H. Barić

Ramovš Franc: Historična gramatika slovenskega jezika. II. Konzonantizem. V Ljubljani. Založila „Učiteljska tiskarna". 1924. X + 336 Seiten[1]).

Der slovenische „Wissenschaftliche Verein" in Laibach (Ljubljana), der vorläufig die slovenische Akademie ersetzt, gab das erste Buch der sloven. histor. Grammatik heraus. Das Bedürfnis nach einem solchen Werke sprach man schon oft aus und Vondrák appellierte in seiner Vergl. slav. Grammatik I S. 6 geradezu an die nationale Pflicht: „Das Zustandekommen einer . . . (sloven.) histor. Grammatik sollte man sich zu einer nationalen Aufgabe machen". Ein solches Werk hat sich nun Fr. Ramovš, Univ.-Prof. in Laibach, zu seiner Lebensaufgabe gemacht und, wie die bisherigen Veröffentlichungen zeigen, wird er die Aufgabe glänzend lösen. Vor Ramovš arbeiteten an einem solchen Werke bereits V. Oblak, Škrabec und Štrekelj, allein ihre Arbeiten kamen nicht über einzelne Partien hinaus. Alles, was bis jetzt geleistet wurde, war nicht viel mehr als ein kleiner Brocken ohne eigentlichen Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung. Ramovš dachte an eine solche Arbeit von allem Anfang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an und nahm das Sammeln des Materials systematisch, und zwar in der Weise vor, daß er es aus jeder Quelle für alle Kapitel der gesamten Grammatik zugleich schöpfte (Vorrede II). Auf diese Weise hat er eine bewundernswerte Fülle des Materials zusammengetragen. Er hat alle Denkmäler und die Literatur von Anfang, d. i. von 1550 bis ungefähr 1800 durchgelesen. Er ist der erste Forscher, der alle sloven. Drucke dieser Periode ausgebeutet hat, auch solche, die schwer zugänglich sind (einige befinden sich z. B. im Brit. Mus. in London, Kopenhagen, Göttingen, Dresden usw.) und bis jetzt unerforscht blieben. Außerdem studierte er auch die Dialekte und mußte auch hier fast alles selbst sammeln. So beherrscht er das ganze Gebiet des sloven. Sprachlebens. Bewundernswert ist auch sein philologisches Wissen und sein kritischer Geist. Er beherrscht die gesamte slavische und die in Betracht kommende roman. und german. Sprachwissenschaft und Literatur.

Wenn man eine allgemeine Charakteristik des Buches geben sollte, so wäre zweierlei als lobenswert zu erwähnen: 1. ein streng durchgeführtes System, das bei der Fülle des Materials unumgänglich notwendig ist; 2. man sucht für die verschiedenen sprachlichen Erscheinungen auch die Erklärung, sei es in der Geschichte, sei es in der Analogie, sei es besonders in der Physiologie der Laute. Es ist die Logik der Lautgesetze, die ihm das System geschaffen hat, weshalb das Werk durch Klarheit hervorragt und die Einzelheiten niemals die Verbindung mit der Hauptarterie verlieren. Von den allgemein slavischen Gesetzen geht er zu den slovenischen über, um die sich dann das bunte Leben der sloven. Sprache in Zeit und Ort, in Schrift und Wort

1) Bd. 1 dieses Werkes ist noch nicht erschienen.

bis zu den *ἅπαξ εἰρημένα* gruppiert. Es versteht sich sehr wohl, daß das Werk auf der Höhe der heutigen deskriptiven Phonetik steht, daß der Autor mit allen ihren Resultaten aufs beste vertraut ist. Das einzige, was zu wünschen übrig bliebe, ist, daß die slovenischen Laute mehr in ihrer Eigenart als nach den allgemein phonetischen Angaben definiert würden. Ich möchte einige Kleinigkeiten bemerken.

Man spricht sehr viel von den vokalischen Sonanten, was in der sloven. Sprache verständlich ist. Wenn auch streng genommen diese nicht zum Konsonantismus gehören, so wäre es doch angebracht zu sagen, was ihr Wesen ist und worin sie von den entsprechenden Konsonanten verschieden sind; denn sonst wird es für manchen hie und da wirklich schwer, darin mehr als ein Schriftzeichen zu sehen, besonders angesichts der Formen wie *r̥ra*, *n̥na* usw.

Die Dissimilation ist bei den Liquiden eine wohl bekannte Erscheinung; trotzdem ist es sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich, die Form *pę̂stuna* > *pę̂stəna* über *pę̂stn̥na* zu *pę̂str̜na* werden zu lassen. Wenn man dem physiologischen Prozesse in diesen Formen näher zusieht, wird man finden, daß sich *tən* und *tr̜n* bedeutend näher sind als *tr̜n* und *tn̥n*; denn bei *tən* haben wir eine Dentalexplosion zwischen *t* und *n*, was auch die Artikulation des *r* unbedingt verlangt; bei *tn̥n* dagegen haben wir einen völligen dentalen Mundverschluß, der an der Grenze des *t* und *n* nicht aufgegeben wird, sondern sich bis zum *a* verlängert. Es ist daher sehr unwahrscheinlich, daß eine Unterbrechung der Mundartikulation ein Übergangsstadium zwischen zwei Mundartikulationen wäre. Der Grund dieses Überganges ist vielmehr in der Natur des *r̜* zu suchen, das ja bekanntlich aus zwei wesentlich verschiedenen Teilen besteht: aus dem vokalischen, der bei *r̜* zwei Drittel seiner Dauer in Anspruch nimmt, und aus dem konsonantischen, der in einer momentanen leisen Unterbrechung des Luftstromes besteht, was also einem leisen *ð* nahe kommen würde. Welcher ist also der Vorgang? Es könnte etwa ein folgender sein: *u* ist zu *ə* reduziert worden, weshalb die Entfernung zwischen *t* und *n* schon viel geringer war; wegen derselben Zungenartikulationslage für *t* und *n* ist es verständlich, daß sich diese Entfernung aufs Minimum reduzierte, um noch ein *ə* hervorbringen zu können; die Dauer dieses *ə* konnte anfangs die des substituierten *u* sein, konnte aber mit der Zeit noch mehr einbüßen; wenn nun die Zunge gegen das Ende des *ə* sich schon den Alveolen näherte und es bis zu einer momentanen Berührung brachte, bevor das Gaumensegel die Artikulation des *n* bereitete, bekommen wir: *pę̂stə*ᶞ*na*, was akustisch und artikulatorisch *pestr̜na* ist. Man soll sich nicht irre führen lassen durch den Laut *r*, den man sich so gerne als etwas rollendes vorstellt; in den untersuchten slovenischen Dialekten habe ich nur bei zwei steirischen Dialekten mehr als einen Schlag, in allen übrigen Aussprachen nur einen einzigen, gefunden.

Die Ergebnisse des vorkonsonantischen und auslautenden *l* sind in den sloven. Dialekten sehr verschieden; man begegnet *l*, *ł*, *u̯*, *o̜*, *a̭*.

Wenn wir das nur auf einen Teil Resiens beschränkte *ł* beiseite lassen, so setzt Ramovš für alle Dialekte die Entwicklung des *ł* zuerst zu *u̯* und erst dann durch eine Entvelarisierung und gleichzeitige Entlabialisierung zu *o̯* und *a̯* voraus. Wenn diese verschiedenen Reflexe auf demselben Gebiete zu treffen wären und wenn es keine ausgesprochenen *o*- und *a*-Gebiete gäbe, so wäre dieser Vorgang verständlich. Da aber dies nicht der Fall ist, sehe ich nicht ein, warum man nicht die direkte Entwicklung der *o̯* und *a̯* aus *ł* annehmen könnte; phonetisch gibt es keine Schwierigkeiten, da ja *ł* die Eigentöne aller velaren Vokale haben kann (vgl. Broch, Slav. Phon. §§ 29, 30). Auch die *žǫ̑* und *dôč* (alle anderen Beispiele sind dem Deutschen entlehnt, was Lautverschiedenheiten ahnen läßt) auf dem *a*-Gebiete können mich nicht überzeugen, angesichts des sonst so regelmäßigen *a*. Es ist schwer für einen und denselben Dialekt zuerst eine sehr starke Tendenz zum Labialisieren und Velarisieren, die dann von einer ebenso starken Gegentendenz abgelöst würde, anzunehmen.

In der Erklärung der *pl'*, *bl'*, *vl'*, *ml'* < *pi̯*, *bi̯*, *vi̯*, *mi̯* glaube ich eine zweifache Schwierigkeit zu sehen. Der Autor erklärt sich nämlich diese Entwicklung durch eine Assimilation des *i̯* an den vorhergehenden durch *i̯* palatalisierten Lippenlaut in dem Sinne, daß auch die Zunge eine Tendenz gegen die Lippen zeigte, weshalb die Zunge an den Vordergaumen stieß und so anstatt *i̯* der Laut *l'* artikuliert wurde. Die Palatalisierung der Lippenlaute besteht wesentlich darin, daß der Resonator der Mundhöhle auf einen Palatallaut gestimmt ist; da aber die Lippenartikulation unabhängig ist von der der Zunge, sehe ich nicht ein, warum sich die Zungenspitze den Lippen näherte. Ich möchte vielmehr eine sehr energische Einstellung der Organe für den folgenden Palatallaut annehmen, bei der es bis zur Berührung des Vordergaumens kommen könnte. Aber das erklärt uns noch nicht die Entstehung des lateralen *l'*, denn bei dem palatalen *i̯* haben wir einen Seitenverschluß mit einer schmalen Mitteöffnung; wenn also die Zungenspitze in dieser Artikulationslage einen Verschluß bildet, so bekommen wir einen Verschluß- und keinen Seitenlaut. Die Seitenöffnung bleibt also unerklärt. Man könnte vielleicht die Erscheinung folgendermaßen erklären: die unbeschäftigte Zunge nimmt während der Lippenartikulation eine sehr energische Lage für das folgende *i̯* ein, weshalb die Spaltöffnung am Vordergaumen sehr schmal und die Zungenmasse in der Vorderzunge konzentriert ist; die Folge dieser Konzentration ist eine Verschmälerung der Mittelzunge; da nun die während des Lippenverschlusses in der Mundhöhle kondensierte Luft die Spaltöffnung zu schmal gefunden, bahnt sie sich einen neuen Weg an den widerstandsschwachen Seiten der Mittelzunge durch; die Reaktion der Zungenspitze wäre ein Mitteverschluß. Noch eine andere Annahme wäre möglich, daß nämlich den physiologischen Vorgängen ein akustischer voranging, indem der kondensierte Luftstrom bei der Lippenöffnung mit großer Wucht durch die schmale Spaltöffnung entströmte, was den akustischen Eindruck eines

sehr fetten Lautes verursachte; dieser fette Laut konnte anfangs noch ein *i̯* sein, der aber akustisch näher dem schon an und für sich fetten Laute *l'* als dem gewöhnlichen *j* stand. Den umgekehrten Vorgang *l'* > *j* in Resien könnte man dann als Abschwächung der Vorderzungenenergie erklären, was nicht mehr die Konzentrierung der Zungenmasse verlangte, weshalb die Mittelzunge wiederum an Breite zunahm, während sich der so verschmälerten Seitenöffnung eine schwache mediane Spaltöffnung zugesellte, die endlich völlig die Seitenartikulation substituieren konnte.

Es ist eine allgemein phonetische Erscheinung, daß die Vokale vor und besonders nach den Nasenlauten nasaliert werden. Im Slovenischen ist dies sogar bei einigen Konsonanten in gewissen Verbindungen der Fall. Im allgemeinen kann man sagen, daß in den phonetisch untersuchten sloven. Dialekten der dem Nasenlaute vorangehende Vokal wenigstens in seinem letzten Drittel, gewöhnlich bis zur Hälfte, manchmal bis zu zwei Dritteln nasaliert wird; noch weit größer ist der Einfluß auf den folgenden Vokal, der gewöhnlich bis zu zwei Drittel, manchmal aber völlig nasaliert wird. Auch bei einer und derselben Person ist dies verschieden und wird besonders durch das Befinden des Subjektes bedingt. —

Jedenfalls verdienten die Erscheinungen der sekundären Nasalisierung und der Entwicklung eines sekundären nasalen Konsonanten in einigen sloven. Dialekten ein näheres Studium, wobei ein Kymographion sehr gute Dienste leisten könnte.

Was Einzelheiten betrifft, wäre noch zu sagen, daß man unter den Quellen einige Zeitschriften aus der Mitte des 19. Jahrh., wie z. B. Slovenija, Slov. bčela, aber auch Novice usw. vermißt, in welchen noch einige kärntn. und steir. dialekt. Besonderheiten zu finden sind. Zum Programm des ganzen Werkes wäre noch zu bemerken, daß auch eine Wortgeschichte am Platze wäre. Dieselbe sollte nämlich den Wortschatz zeigen, welcher in der ältern Zeit noch lebte und jetzt verloren ging und namentlich die Entstehung der neueren Ausdrücke seit Ende des 18. Jahrh. schildern. Auf diesem Gebiete gibt es viel dankbares Material.

Das vortreffliche Werk ist auch aktuell eingerichtet. Es enthält zahlreiche neue Etymologien und eine Menge sloven. und deutscher Orts- und Personennamen. Es wird jedem Germanisten, der die Namen der Alpenländer untersucht, unentbehrlich sein. Ich erwähne hier nur die Erklärung sloven. *Celovec*, d. *Klagenfurt*. RAMOVŠ verwirft die bisherigen Etymologien von L. PINTAR (aus **stvolovъcъ*) und LESSIAK (aus **cvil'avъcъ*, von *cvil'a* Klageweib, und daraus die deutsche Übersetzung Klagenfurt) und sieht in der ursprünglichen Form des Namens **cvъl'ovъ-*, ursprüngl. *k'u̯ilau̯-*, einen rom. kelt. Namen **Aquilava*, woraus sich auch deutsch *Klagenfurt* erklären ließe. Deutsch *Gîl* gegenüber dem slov. *Zil'a* (Gail in Kärnten) zeigt, daß gegenüber dem slov. *cvъl-* als die ursprüngl. deutsche Form *ku̯ilau̯-* anzusetzen ist, woraus die

dialekt. kärnt. Form *khlǭg* (*khlǭgnfurt*) entstanden wäre, so wie aus rom. kelt. *Dravus* dial. kärnt. *Trǭg* entstanden ist.

Das Werk ist weiter so voll von Bemerkungen allgemein slavistischer Tragweite, daß auch kein ernster Slavist an ihm vorübergehen können wird. Daß dem wirklich so ist, sollen die Erörterungen über *ti̯-di̯* im Slavischen beweisen; sie werden zur Genüge den philologischen Scharfsinn, wie die weite und tiefe Erudition des Autors illustrieren.

Seine Ausführungen über *ti̯-di̯* werden gewiß für jeden Slavisten von Interesse sein. Es ist bekannt, wie die Meinungen über diese Gruppen voneinander abweichen. Vondrák (VSG. I 275) nimmt schon fürs Urslav. zwei Dialekte an: *t'š-d'ž* und *t'ś-d'ź*; Leskien (Gr. d. skroat. Spr. 38) setzt *t'ś-d'ź* an; ähnlich auch Hujer (Úvod do děj. jaz. čes.[2] 44, 78). Die Russen ihrerseits weichen wiederum ab, indem Fortunatov (Afsl. XI 567—8) *ti̯* > *t't'* > *t'śt'* > *ćt'*, bzw. *di̯* > *ǵd'* als urslav. ansetzt, was auch Šachmatov (Očerk 53, 122) und Mikkola (Urslav. Gr. I) annehmen; Ščepkin (Rocz. Slaw. III 214) weist energisch den Zusammenfall der Reflexe für die ide. Gruppen *kt* und *ti̯* zurück und nimmt für *ti̯* im Ursl. *ćt'* an; Lehr-Spławiński (Rocz. Slaw. IX 29) läßt aber *ti̯* > *t't'* > *čč* > *čt'* sich entwickeln, wobei er jedoch für einzelne slavische Sprachen andere Grundformen annimmt, womit er die Gruppen *ti̯-di̯* schon in das Einzelleben der slav. Sprachen setzt. Das hat jetzt auch Vondrák (VSG. I[2] 365) angenommen.

Angesichts so verschiedener Meinungen mußte sich freilich auch Ramovš für die eine oder die andere der Hypothesen entscheiden, oder einen eigenen Weg einschlagen, was er in §§ 148—151 auch getan hat. Auch er nimmt durch eine gegenseitige Assimilation *ti̯* > *t'i̯* > *t't'* und *di̯* > *d'i̯* > *d'd'* an, was er für den gemeinsamen urslavischen Reflex der ursprünglichen Gruppen *ti̯-di̯* hält. Die weitere Entwicklung gehört in das Einzelleben der slav. Sprachen und ist im allgemeinen so vor sich gegangen, daß die *t't'-d'd'* zu *t'-d'* vereinfacht wurden, und zwar überall außer im Bulgarischen. Die Laute *t'-d'* haben dann durch den Abglitt (vgl. Jespersen Lehrb. der Phon. 165) die Laute *χ́-j* (bzw. die präpalatalen *ś-ź*) entwickelt. Dabei darf man nicht außer Acht lassen, daß das spirantische Element der so entstandenen Afrikate dialektisch verschieden modifiziert war, da der Luftstrom verschiedene Richtungen einnehmen und die Auflösung des Explosivelementes auch verschiedenartig sein konnte, was auch durch die Nachbarschaft in Wort und Satz, durch die Intensität, durch den Affekt usw. bedingt wurde. Es scheint ihm, die schönsten Beispiele der so ineinander übergehenden präpalatalen Explosiv- und Afrikatlaute in den heutigen russ. Reflexen der sekundär palatalisierten *t-d* zu haben: *t'-t'χ́-t'ś-ć*, die in der heutigen russischen Gebildetenaussprache nicht nur Reflexe einzelner Dialekte sind, sondern die bei Personen eines und desselben Dialektes zu treffen sind (vgl. besonders O. Broch, Slav. Phon. §§ 47, 187). „Für das Ursprüngliche einer jeden slav. Sprache (außer dem Bulgarischen) nehme ich eine Reihe von solchen ineinander übergehenden Reflexen

des *t'-d'*, die hier und da sogar den Laut des *k̄-ǧ* erreichen konnten, an: *t'-tχ́-t'ˢ-t'-k̄* und *d'-d'j-d'ᶻ́-d'-ǧ*. Wenn das spirantische Element an Kraft zunahm, so entwickelten sich mit der Zeit deutliche Afrikaten *ć-ʓ́*, woraus dann im Russ. *č-ž*, im Skroat. *ć-đ*, ursprünglich Sloven., Kajkavischen und Čakavischen *ć-j*, im Westslavischen *c-dz* entstanden. Wenn aber im Afrikatlaute *t'χ́*, der sich ziemlich lange aufrechterhalten konnte, von neuem das Explosivelement zunahm, so konnte aus ihm wiederum der präpalatale Explosivlaut entstehen (vgl. O. Broch Dial. des südl. Serb. § 14); *k'-g'* in den mazedonischen Mundarten; *t'ˢ* ist im heutigen Čakav. wiederum ein *t'* geworden (Belić Izv. otd. russk. jaz. XIV 190); auch die *k'ˢ̌-g'ᶻ̌* in serbischer Mundart von Zaplanja sind junge aus *k'-g'* hervorgegangene Afrikaten (Belić Dial. ist. Srb. 165)."

Beweise, daß nur die Entwicklung des *ti̯-di̯ > t't'-d'd'* als usl. vorauszusetzen ist, glaubt der Autor im Folgenden zu sehen: „1. jede slav. Sprache oder größere geographisch kompakte Sprachgruppe hat eigene Reflexe entwickelt; 2. die Tatsache, daß nur das Bulgarische Reflexe entwickelt hat, die wesentlich von denen der anderen slav. Sprachen, in welcher immer Entwicklungsphase es sei, verschieden waren (überall haben wir mit den Afrikaten zu tun, nur im Blg. ist keine Spur von ihnen), spricht klar dafür, daß die blg. *št-žd* in einer Zeit entwickelt wurden, als die Bulgaren von den übrigen Slaven geographisch getrennt waren; 3. wir können feststellen, daß das ursprüngliche West-südslavische, woraus das Serbokroat. und Sloven. hervorging, noch auf dem heutigen Gebiete (in den Alpen und auf dem westl. Balkan) längere Zeit die Laute *t'-d' < ti̯-di̯* kannte" (S. 257 f.).

Für die Entwicklung der blg. *št-žd* nimmt man allgemein (Leskien, Vondrák, Brugmann) *t'š-d'ž* als Ausgangspunkt an, was dann durch eine Antizipation des spirantischen Elementes erst zu *št'š-žd'ž* und dann durch eine Dissimilation zu *št'-žd'* wurde. Wenn es leicht ist, für die Dissimilation Beispiele zu finden, so bleibt die Antizipation ganz vereinzelt da; sie ist um so unwahrscheinlicher, da ja *t'š-d'ž* als phonetische Einheiten betrachtet werden müssen und nicht als zwei verschiedene Laute *t' + š—d' + ž*. Seines Erachtens ist die Unklarheit in der Entwicklung des *ti̯-di̯* im Blg. schuld an den so sehr auseinander gehenden Meinungen bezüglich des ursl. *ti̯-di̯*. Während einerseits *ćt'-ʒ́d'* nur unter dem Drucke des Blg. angesetzt wurden, berücksichtigte man mit der Ansetzung des *t'ś-d'ź* nur die nichtbulgarischen slavischen Sprachen. Man müßte dann *t'ś-d'ź* zu *t't'-d'd'* entwickeln lassen, was man aber direkt aus *ti̯-di̯* bekommen kann, weshalb der Autor die Einfügung des Stadiums *t'ś-d'ź* fürs Usl. nicht notwendig findet. „Damit will ich sagen", schließt er: „1. im Urslav. kann weder das *t'ś* noch das *ćt'* sein; 2. von der Erklärung, wie die blg. *št-žd* entstanden sind, hängt die Feststellung der ursl. Reflexe für *ti̯-di̯* ab; indirekt können wir noch einen Anhaltspunkt für die Entwicklungschronologie der diesbezüglichen Reflexe in allen anderen slav. Sprachen bekommen".

Die urslavischen *t't'-d'd'* wurden in allen slav. Sprachen außer

der bulgarischen zu *t'-d'* vereinfacht, woraus dann die einzelnen nicht-bulg. slav. Sprachen durch den Abglitt auf eine „physiologisch ganz klare Art und Weise“ ihre heutigen Reflexe entwickelten. Im Bulgarischen fand diese Vereinfachung nicht statt, sondern entwickelte sich an der Silbengrenze dieser Geminaten, wo die Metastase des ersten *t'* und die Katastase des zweiten *t'* entsteht, wegen dieser Metastase ein homorganischer Spirantlaut *ś-ź* : *t'ś-t'*, *d'ź-d'*; nach der Verstärkung dieses spirantischen Elementes und bei gleichzeitiger Dissimilation der Explosivelemente ergab sich endlich ein *št-žd*. Es ist aber auch möglich, daß das erste *t'* direkt zum homorganischen Spiranten *ś* evolvierte (sowie *d'* zu *ź*). Als Beispiele der letzten Möglichkeit führt der Autor das skroat. *mekka*: sloven. und russ. dial. *mehka*; sloven. *ot-tál*: sloven. dial. *ǒs-tlā* an; demnach also *t't'-d'd'* > *śt'-źd'*. Wenn dem so ist, so erwartet man für die anlautenden *ti̯-di̯* im Bulgarischen ebenso Afrikate, wie in den übrigen slav. Sprachen, denn die Geminate konnte sich nicht im Anlaut aufrechterhalten. Der Tatbestand gibt uns recht, denn wir haben vom 13. Jahrh. weiter *čužd čušt čuš* gegen die dissimilierte aksl. Form *tuždъ* und die nur sehr selten vorkommende *štuždъ*, weiter haben wir *čudъ* neben *študъ* „mores“ und *čutiti* neben *štutiti*, die der Autor mit der Wurzel *teu-t/d-*, lat. *tueor*, germ. *þu-* in **þauva* und **þeuþa*, wohin auch das deutsche *deuten* gehört (Berneker IF. X 156) vergleicht. Nach alle dem muß man für den anlautenden blg. *ti̯* den Laut *č* als regelmäßigen Vertreter annehmen, wobei das selten vorkommende *št* als aus verschiedenen Wort- und Satzkonfigurationen verallgemeinert angesehen werden darf. Dies aber berechtigt völlig die Erklärung der blg. *št-žd*.

Die Tatsache, daß das Bulgarische die *ti̯-di̯* anders behandelte als die übrigen slav. Sprachen und vor allem anders als seine nächsten Nachbarn, das Serbokroat. und Sloven., kann nur dadurch erklärt werden, daß man für das Urslav. noch die gemeinsamen *t't'-d'd'* annimmt. Da man die Existenz der *t'-d'* für das Skroat. und Sloven. noch für das Zeitalter vom 6.—8. Jahrh. feststellen kann, können wir gleichfalls die Entwicklung der *št-žd* für dieselbe Zeit ansetzen. Wenn man noch die speziell blg. Geschichte, daß nämlich im 7. Jahrh. ein Teil der Südslaven der Oberherrschaft der turkotatarischen Bulgaren anheimfiel und so geographisch von den übrigen Slaven getrennt wurde, berücksichtigt, so wird die völlig eigenartige Behandlung der *ti̯-di̯* Gruppe noch verständlicher.

Es handelt sich nun darum, die Existenz der *t'-d'* > *ti̯-di̯* im Einzelleben des Sloven. und Serbokr. zu beweisen. Für die Existenz des *t'-ti̯* sprächen: 1. einige Namen wie: lat. *Sontius*, slov. *Sọ́ča*; **Carantia* > **korọt'ъ* : **korọt'ъsko* > *Korộško* „Kärnten“; 2. die Freisinger Denkmäler (um 1000 n. Chr.), wo wir für *t'* die Zeichen *k* und *c* haben; der Lautwert dieser Zeichen ist nicht, wie Vondrák (Fris. pam. 32, 39 Anm. und Studie z oboru csl. písem. 59) meint, ein *ć* und ʒ́, sondern ein *t'*, das auf den nichtslovenischen Autor der Denkmäler

den akustischen Eindruck eines prävelaren Verschlußlautes *k̑* machte. Gegen die Annahme VONDRÁK's spricht nicht nur die Form *criſken* I 13, was er in *criſten* korrigierte (mit Unrecht, denn *st* ist in den bavarischen Dialekten ein regelmäßiger Vertreter der sloven. Gruppe *šć* < *sk̯i*, während wir hier mit der alten Gruppe *sti̯* zu tun haben, wo also *k* graphisch ganz regelrecht für *t'* steht), sondern auch die Graphik der Denkmäler selbst, da *c* nur dreimal den Lautwert *č* hat, wofür sonst die Zeichen *ſ*, *z*, *tſ*, (*tz*, *cſ*), dagegen aber sehr oft den Verschlußlaut *k* bezeichnet. Die Form *vuenſih* I 13 für das usl. **vętъšichъ* muß man *venčih* lesen (man würde die Graphik **vuenkſih* erwarten) ist durch eine Assimilation *t'š* (= *t'* + *š*) > *t'š* = *č* zu erklären; damit will aber der Autor noch nicht sagen, daß das *č* dialektisch damals nicht existieren könnte.

Für die Existenz des *di̯* sprächen: slov. *Júrij*, *Júrja*, čakav. *Jùraj*, *Jùrja*, štok. *Đùrađ*, *Đūrđa* aus dem lat. *Georgius*, woraus der Autor folgert: „1. daß in der Sprache der Slovenen, Čakaver und Štokaver im 6.—8. Jahrh. der Laut *d'* aus dem romanischen *di̯-gi̯* (*Georgius* **d'urd'ъ*) existierte; 2. da dieser Laut in der folgenden Zeit in diesen drei Dialekten dieselbe Entwicklung erlebte, wie der einheimische Reflex für den ide. *di̯*, so muß man daraus schließen, daß das einheimische *d'*, das ein fremdes *g'* substituierte, noch lebendig sein mußte; 3. erst nach der Aufnahme dieses Namens entwickelte sich *d'* zum sloven.-kajkav.-čakav. *j* und zum štokav. *đ*". Aus den verschiedenen Resultaten der Entwicklung *t'* > *ć* und *d'* > *j* muß man schließen, daß sie in chronologisch verschiedener Zeit geschah: 1. *t't'*-*d'd'*; 2. *t'-d'*; 3. *t'-j*; 4. *ć-j*; 5. *č-j*.

Ein weiterer Beweis für die Existenz des *t'* im ursprünglichen Slovenischen ist die Substitution des sloven. *t'* durch das nicht aspirierte bavarische *k* (geschr. auch *c*) gelegentlich der deutschen Kolonisierung (vom 8. Jahrh. ab). Wenn der Name noch vor der altbavar. Verschiebung des k > *kχ* übernommen wurde, so haben wir *kχ* < *t'*, während wir bei den jüngeren Entlehnungen *k* < *t'* treffen. Dieses *k* teilte dann das Schicksal mit dem einheimischen *g*. Beispiele führt er zur Genüge im § 156 an. Aber das Abav. hat auch die sloven. Afrikaten *c* (= *t̯s*, Produkt der sog. 3. ursl. Palatalisierung), wie auch *ć* in der Gruppe *šć* (Produkt der sog. 1. ursl. Palatalisierung), also 2 vorsloven. Afrikaten durch *k* (den letzteren auch durch *t*) substituiert. Auf Grund der ersten Substitution hat LESSIAK (Germ. rom. Monatsschrift II 287) die 3. slav. Palatalisierung erst in das 7.—8. Jahrh. gesetzt, was er aber später, wie es scheint, fallen ließ (Carinthia 112, 44); während BERNEKER (AfslPh. 38, 266—7) diese Meinung als stichhaltig aufnahm, wies sie VASMER (KZ 51, 45) ab und erklärte die in Frage stehenden Namen aus urspr. maskulinen Formen, was m. E. unannehmbar ist. Was die Gruppe *šć* anbelangt, meint H. RAMOVŠ, daß es sich um einen vereinfachenden akustischen Eindruck einer dem deutschen Ohr fremden Lautgruppe handelt; dafür spricht auch der umgekehrte akustische

Eindruck des deutschen *st*, der als *šč* aufgenommen wurde (vgl. ahd. *kasto*, slov. *kašča*). Was weiter die Chronologie der Substitution betrifft, muß man vor allem feststellen, daß das bav. *k* für den slov. Reflex aus *ti̯* noch in der Zeit, wo das Bavarische den slov. *c* schon durch sein *z* (Produkt der hochdeutschen Lautverschiebung aus dem germ. *t*) substituierte, stattfindet. Das ersieht man schon daraus, daß die Formen mit *k* für *c* in den südlichen den Bayern entlegenen aber später doch erreichten Alpengebieten ziemlich selten sind, während in denselben Gebieten die Formen mit *k* < *ti̯* gang und gäbe sind. Was die Substitution des slov. *c* durch *k* und *z* betrifft, beruht diese auf einer ziemlich großen Lautverschiedenheit zwischen dem slov. *c* und dem deutschen *z*. Während im sloven. das spirantische Element nicht stark sein dürfte, war im Gegenteil im deutschen das spirantische Element vorwiegend, vgl. auch slov. *s* bav. *z*: *Sucha* > *Zauchen*, *Sovъra* > *Zaier* usw.[1])

St. Veit bei Laibach A. Breznik

Baron S. von Schultze-Galléra, Wanderungen durch den Saalkreis. Halle a. S. Verlag von Karras u. Könnecke 1913—1924. 5 Bände.

Unter den neueren heimatkundlichen Arbeiten Mitteldeutschlands dürfen die fünf Bände „Wanderungen durch den Saalkreis" des Hallischen Privatdozenten Dr. Baron Siegwart von Schultze-Galléra (Halle a. d. S., Verlag von Karras u. Könnecke 1913—1924) auf Beachtung in wissenschaftlichen Kreisen rechnen. Die sorgsame Benutzung gedruckter Quellen, die Heranziehung handschriftlichen, oft weit abliegenden Materials, die auf zahlreichen Wanderungen gemachten Beobachtungen bezüglich des landschaftlichen Gebietes, die Befragung der älteren Landesbewohner über frühere Zustände, Sagen, Sitten und Gebräuche haben zu wertvollen Ergebnissen geführt und zahlreiche Probleme aufgerollt. Wenn gemäß dem großzügigen heimatkundlichen Plane des Verfassers die slavische Episode nur eine Nebenrolle spielt, so werden doch über die Vorgeschichte, die Zeit der höchsten slavischen Machtentfaltung und den schließlichen Niedergang bei Besprechung der einzelnen Ortschaften eingehende Angaben gemacht, die sich zu einem einheitlichen Bilde, freilich mit einiger Mühe, zusammenfassen lassen. Sie würde erleichtert werden, wenn es dem Verfasser gefiele, bei einer neuen Auflage zu dem Ortsregister auch Personen- und Sachregister beizugeben, die sich bei dem Reichtum des Inhalts des Werkes sehr lohnen würden.

Die Vorgeschichte wird eingehend vorgeführt durch die Beschreibung der ursprünglichen Natur des Landes und der Kultur durch

---

1) Phonetische Ausführungen verdanke ich meinem Kollegen J. Šolar.

die Vorbesitzer. Die geographische Lage des Gebietes zwischen Saale und Fuhne wird mit der späteren Gauverfassung außer in zahlreichen Einzelbemerkungen im Zusammenhang, z. B. in Band III, S. 2—13, behandelt, wobei die Karten am Schlusse des I. Bandes und auf S. 290 des IV. Bandes die Anschauung unterstützen. Es handelt sich wesentlich um den Neletici- und den Nudcici- mit dem kleineren, die nördliche Spitze bildenden Ziticigau, wozu noch einzelne Orte und Landstriche der angrenzenden Gaue westlich der Saale kommen.

Die physische Beschaffenheit des Gebietes gibt zu anschaulichen Schilderungen Veranlassung. Das Wasser spielt eine große Rolle: die Flüsse, vor allem die Saale, die Quellen, Teiche und Sümpfe im Gegensatz zu dem heutigen Zustande, der durch verschiedene entwässernde Einflüsse, z. B. den Bergbau, herbeigeführt ist. Andererseits die weithin leuchtenden Porphyrhügel und Kuppen, die schon früh mit Befestigungen und Kultstätten besetzt wurden. Über diese uralte Kultur haben zahlreiche wertvolle Funde in der Erde wie in den Gewässern Licht verbreitet, wenn auch vieles in alle Welt zerstreut wurde. Die Museen gewähren einen Einblick in die Steinzeit, die Bronze- und La-Tènezeit bis zum Anfang unserer Zeitrechnung, während aus dem folgenden halben Jahrtausend z. B. das Bild des Thüringerfürsten Bisinus in den Ortschaften Beesen und Neubeesen fortlebt und zahlreiche Schmuckgegenstände und Gräberüberreste den Kulturzustand zeigen, auch der Langobardenzug bis vor kurzem in dem gewaltigen Bordenhoick (Bornhöck) hochwichtige Überreste aufwies.

Die Besitzergreifung dieser Gebiete durch die Slaven erfolgte von 600 an; ihr Besitz dauerte bis gegen 800. Die ersten traten auf, als sie von den nachdrängenden Völkerschaften aus ihren Sitzen vertrieben wurden. Von den Ortschaften, deren Besetzung in den Anfang des 7. Jahrhunderts verlegt wird, seien Lettin und Beesen genannt. Es war die Zeit, da die Slaven die größte Macht entfalteten und die Saale überschritten. Die Freude der Slaven am Wasser ließ die Quellen-, Teich- und Sumpfsiedlungen entstehen, deren ursprüngliche Formen und spätere Änderungen vom Verfasser eingehend geschildert werden. Er zeigt, wie z. B. bei Brachwitz die Ansiedler mit scharfem Blicke sehr geschickt den Boden auswählten: auf einem Niederungsstreifen die Saale, recht geeignet für Fischfang, sicher vor stärkeren Überflutungen, gut für den Ackerbau, gut auch die verschiedenen Saalarme (die ehemals hier flossen) zu übersetzen. Die günstigen Vorbedingungen haben Brachwitz bis heute erhalten, während die Nachbarorte längst eingegangen sind.

Weniger günstige Gründungen waren solche, die entstanden, als der bewußte Ansturm der Deutschen im 9. Jahrh. die Slaven aus besseren Lagen hinauswies und sie zwang, sich mit bescheideneren Sitzen zu begnügen. Da nahm man vorlieb mit kleinen Siedlungen, die nur einem genügsamen Sinne entsprechen konnten und in schwierigeren Zeiten wüste wurden. An zahlreichen Beispielen erklärt der Verfasser so den frühen Untergang gegenüber der vielverbreiteten Meinung, als ob diese

wüsten Plätze erst durch die Drangsale des 30 jährigen Krieges veranlaßt seien, wenn auch mehrere in dieser Zeit, z. B. Kleinwörmlitz durch die dreiwöchige (nicht: dreiwöchentliche, Weigand Deutsches Wörterbuch II[5], Sp. 1279) Einquartierung kaiserlicher Kavallerie, den Rest bekamen.

Eine Fülle von Schwierigkeiten bietet die Deutung der Ortsnamen hier wie in anderen Gegenden. Verfasser leitet die einen von Personennamen ab, so Trögnitz von Trogo (= Drogan, Dragan), Strechnitz von Stregau (: altslavisch *strěgǫ* ‚hüte, schütze‘) u. a. m. Andere werden nach der Beschäftigung genannt, z. B. Könnern und Canena (urspr. Cunene) von *konj* ‚das Pferd‘: Ort der Rossezucht, Geusau von *gǫsъ* ‚Gans‘ = Gänsedorf. Wieder andere knüpften an die bisherige Bezeichnung aus germanischer Zeit an. Viele Siedlungen empfangen ihre Namen von ihrer Lage, z. B. Prötz = Sumpf (ähnlich Pretsch bei Schmiedeberg und Merseburg); Garsena (urspr. Gorzena) von *gora* ‚Berg‘ = Hochheim. Besedau geht auf *besěda* ‚Versammlung‘ zurück. Besonders deutlich sind die Ortsnamen der Slaven durch die Endungen bezeichnet. Auch hier steht -itz an erster Stelle; es folgen die auf -au, -in. Charakteristisch für die Gegend sind die zahlreichen Namen auf -ena, z. B. Dalena (= Niederung), Alt-Planena, das typische Beispiel eines alten Sorbenrundlings, Mukrena u. a. m.

Die Beschäftigung war Fischfang und Jagd. Auf den weiten Saalewiesen gedieh die Pferdezucht. Ob die zahlreichen uralten Mühlen dieser Gegend bereits von den Slaven betrieben wurden, ist fraglich, da bei ihnen bekanntlich lange Zeit die Handmühlen im Gebrauche waren.

Neben der Tätigkeit zur eigenen Lebenserhaltung entstanden verschiedene Kultureinrichtungen. Zur Verteidigung des Landes gegenüber den nachdrängenden Feinden wurden die Schanzstätten, Erdwälle mit Holzpfählen errichtet, die vielleicht zum Teil schon von den Vorfahren übernommen und später von den Nachfahren wieder benutzt und ausgebaut wurden. Die Namen Roitsch und Groitsch bezeichnen sich als slavischen Ursprungs (aus **grodъ* = Häuptlingsburg).

Vielleicht von den Germanen übernommen war die Hauptgerichtsstätte der Sorben Preternic, wo vor dem Dornbusch, dem dem Gotte Prove geheiligten Strauch, die Gaugerichte gehalten wurden. Hier hatte auch ein altes slavisches Häuptlingsgeschlecht derer von Preternic seinen Sitz. Aber bereits 1020 wurde das Gut von Kaiser Heinrich II. den Merseburger Kanonikern geschenkt, 1276 zu ihren Gunsten der Streit um die Gerichtsbarkeit geschlichtet. Zehn Jahre später überließ Wiprecht von Preternic alle Ansprüche auf Güter und Leute in Preternic dem Dompropste Dietrich von Merseburg.

Auch über die Religion der Slaven im Saalkreise erfahren wir Näheres. Die Tempel der Sorbengötter bildeten die Mittelpunkte der Gaue und Untergaue. Sie lagen auf weithin sichtbaren Punkten und waren zum Teil von den Germanen übernommen worden. Ein Gott Liubbe oder Lubbe, Beiname des weißen Bělebóh, der Frauen und

Fluren Fruchtbarkeit verlieh, erscheint in Namen wie Löbnitz. Von Scaran, dem Beinamen des Radegast, wird der Name des Ortes Schwerz abgeleitet. Auf dem Schwerzer Berge war seine Verehrung heimisch und uralte Erinnerungen an heidnische Dämonen leben noch heute fort: Steht ein Todesfall bevor, so erscheint die weiße Totenfrau im Hause. Abweichend von Dreyhaupt wird der Ortsname Seeben von der serbischen Göttin Siwa abgeleitet, der Göttin der Liebe, des Lebens, des Sommers, der Feldfrüchte, Venus und Ceres zugleich. Als Nebenformen werden angeführt: Deva, Devana, Ziza und Lado. Als letztere lebt sie noch in dem Kehrreim des Hallischen Kinderliedes fort: Juchheissa viva Lado. Auf Ziza wird Zeitz zurückgeführt.

Auch über den Abbau oder Niedergang der Slaven, als die Germanen die ihnen entrissenen Gebiete wieder zu gewinnen suchten, eine Aufgabe, die seit der Karolingerzeit mehr oder weniger bewußt und kraftvoll in die Hand genommen wurde, gibt die Geschichte der einzelnen Ortschaften allerlei Auskunft. Bei der Bedeutung, die diese Fragen gerade neuerdings genommen haben, bemüht man sich gern, die verstreuten Züge zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Vier Gesichtspunkte kommen hier wesentlich in Betracht: die kriegerischen Erfolge der Germanen, die politisch-militärische Gaueinteilung, die kirchliche Missionsarbeit und die Gründung germanischer Siedlungen.

Die deutschen kriegerischen Erfolge begannen mit dem Siege Pippins bei Wethau (Weidahaburc) 766, der die Saale zur Völkerscheide machte. Karl der Große und seine Söhne setzten sie fort. Ausschlaggebend war die Niederlage der Sorben des Saalegebietes nach dem Aufstande von 983, zu dem der unglückliche Ausgang der Schlacht von Cotrona in Kalabrien die Slaven ermutigt hatte. Während die östlichen für sich eine Zeit lang die Freiheit sicherten, wurden die an der Saale blutig und grausam niedergeschlagen.

Diese militärischen Erfolge wurden durch die straffe Gaueinteilung und Verwaltung gesichert. Feste Kastelle wurden von den Franken gegründet oder alte befestigt. Erwähnt sei das feste Kastell bei Liudene; damit wurde Lettin zum Burgwardium gemacht, äußerst günstig gelegen, nach Osten durch einen steilen Abfall gegen die Saale, nach Norden durch eine Talschlucht, nach Westen durch einen Graben gedeckt, den Engpaß der Saale nach Norden wie nach Süden beherrschend. Von ähnlichen Befestigungen war das ganze Land durchzogen. Auf ihnen saßen und walteten die fränkischen Befehlshaber.

Sie wurden unterstützt durch die kirchliche Organisation, die infolge der reichen Schenkungen und Stiftungen immer größere Macht erlangte und sich mehr und mehr auf ihre missionarische und erziehliche Aufgabe besann. Das Erzbistum Magdeburg und die Klöster mit ihren Ämtern und Priestern in den einzelnen Hauptorten suchten das ganze Volk zu erfassen. Jetzt entstanden die Kirchen, von denen keine aus der Slavenzeit nachweisbar ist. Ihre Gründung ging von den kirchlichen Stellen aus; einzelne werden von Privatpersonen errichtet, so die

Kirche zu Lochau 1167 von Wichart von Delinitz mit Genehmigung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg. Jetzt beginnt auch die Heiligenverehrung: großen Ansehens erfreute sich der heilige Wenzel, Andreas, Nikolaus, Jakobus.

Von größter Wichtigkeit aber wurden die deutschen Siedlungen: Hohen mag im 12. Jahrh. als eine deutsche Kolonie in slavischer Umgebung auf einem vorgeschichtlich hochinteressanten Gebiete errichtet worden sein. Dammendorf entstand, als eine ursprünglich slavische Siedlung von deutschen Ansiedlern in Besitz genommen und Dorf des Dammo genannt wurde. Eismannsdorf ist entweder von vertriebenen Sorben übernommen oder in der Anlage der slavischen nachgebildet worden. Spittendorf war von niederdeutschen flämischen Bauern auf Veranlassung von Erzbischof Wichmann gegründet worden.

Grade auf diesem Gebiete, wie in sprachlicher Beziehung regt des Verfassers Arbeit zahlreiche Einzelfragen und größere Probleme an, die bei anderer Gelegenheit behandelt werden sollen.

Leipzig — Georg Müller

Pančev, Todor: Найден Геров. Сто години от рождението му 1823—1923. Кѫси черти от живота и дейността му. София (1923). Gr. 8°. SS. 127. Цена 20 лева.

Die Geschichte der lexikalischen Arbeiten über das Neubulgarische ist ziemlich lang. Sie beginnt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. mit dem berühmten *Λεξικὸν τετράγλωσσον* (neugriechisch-aromunisch-bulgarisch-albanesisch) des aromunischen Didaskalos Hadži Daniil aus Moschopolis in Albanien, der u. a. in gereimten griechischen Versen zu den Albanesen, Wlachen und Bulgaren sprach: „. . . *χαρῆτε / κ' ἑτοιμασθῆτε ὅλοι σας, Ῥωμαῖοι νὰ γενῆτε. / Βαρβαρικὴν ἀφήνοντες γλῶσσαν, φωνὴν καὶ ἤθη* . . .“ In der Liste der Verfasser von lexikalischen Beiträgen zur Kenntnis der neubg. Sprache steht u. a. mancher bekannte Name, z. B. der Purist Ivan A. Bogorov, dessen brauchbares Französisch-bulgarisches Wörterbuch Miklosich benützte, Neophyt Rylski aus Razlog in Nordostmazedonien, der erste bulgarische Pädagoge und Philologe, u. a. Darunter ist nun Najden Gerov der, der seit der Mitte des 19. Jahrh. Materialien zu einem größeren bulgarischen Wörterbuch sammelte, einen Teil derselben in den Publikationen der russischen Akademie in Petersburg, Beilagen zu den Извѣстія II Отдѣленія v. Jahre 1855—56, drucken ließ und der endlich im Jahre 1895 den ersten Band seines großen Рѣчникъ на блъгарскый языкъ съ тлъкувание рѣчи-ты на блъгарскы и на русскы. Събралъ, нарядилъ и на свѣтъ изважда Найденъ Геровъ. Чясть прьва А—Д. Пловдивъ, Дружествена Печꙗтница „Съгласие“ 1895 (Lex. 8°, pp. LV + 398) veröffentlichte.

GEROV's „Wörterbuch der bulgarischen Sprache", das vollständig in 5 Bänden vorliegt (Bd. II: Е—К und Bd. III: Л—О bei Lebzeiten GEROV's publiziert, im Jahre 1897 u. 1899, die zwei letzten Bände — IV: П [1901] und V: Р—Ѩ im Jahre 1904 nach dem Tode des Verfassers von seinem Neffen TEODOR PANČEV, der auch einen Ergänzungsband [Допълнение] zu GEROV's Wörterbuch im Jahre 1908 wieder in Plovdiv herausgab) ist das einzige einheimische Werk, das vorläufig zur Verfügung aller jener steht, die sich ausführlicher über den lexikalischen Reichtum des Neubulgarischen belehren wollen.

Zum 100. Geburtstage des Verfassers dieses umfangreichen Wörterbuches, das nicht ohne seine großen, weiter unten zu erwähnenden Mängel ist, hat GEROV's Neffe und Helfer die obige Gelegenheitsschrift fertiggestellt, die trotz ihrer Einseitigkeit und Subjektivität doch ein gewisses Interesse beanspruchen dürfte.

PANČEV, der unlängst selbst gestorben ist, hat seiner Arbeit allzuweite Rahmen gestellt. Das erste Kapitel des Buches nämlich ist dem Geburtsorte GEROV's gewidmet (Коприщица: Положение. Природа. Заселване. Поминѫк. Място в нашето вѫзраждане S. 5—8). Der Verfasser beschreibt die malerische Lage dieses kleinen Städtchens oder großen Dorfes auf einer hohen Ebene inmitten der Berge (Sredna-Gora), spricht von dem Wohlstand der Bevölkerung zur Zeit der türkischen Herrschaft und von den Privilegien dieses freien Ortes, wo, wie in vielen ähnlichen Gebirgsorten, selbst ein Türke mit seiner Familie zu übernachten nicht das Recht hatte, und unterstreicht die bekannte Tatsache, daß aus diesem freien und den anderen solchen Orten die verdienstvollsten Kulturarbeiter und Revolutionäre des bulgarischen Volkes herausgewachsen sind (aus Koprivštica stammt auch u. a. der bekannte bulgarische Novellenschreiber und Publizist LJUBEN KARAVELOV).

In dem zweiten Kapitel („Родът Мушекови" S. 8—10) wird von der Altertümlichkeit des GEROV'schen Geschlechtes gesprochen, das den Spitznamen Мушекови führte (woraus GEROV's Pseudonym in der Polemik gegen Prof. DRINOV — Мушякъ) und am Ende werden andere namhafte Personen aus demselben Geschlechte genannt. Dann kommt das Kapitel über GEROV's Vater, der lange Jahre Lehrer war — „Хаджи Геро Добрович. Живот. Характер. Учителство. Положение в обществото", S. 10—16. Die höchst originelle Figur dieses Dorflehrers ist in einer Novelle des erwähnten L. KARAVELOV („Българи отъ старо време") unter dem Namen Hadži Genčo verewigt.

Hadži Gero hat 13 Kinder gehabt, deren Geburtsdaten er auf den Seiten eines kirchenslavischen Букварь aus dem Jahre 1796 eigenhändig mit manchen Bemerkungen chronographischen u. biographischen Charakters eingetragen hat, s. den Text bei PANČEV S. 15—16. Als „ча̀до осмо̀е" ist am 23. Februar 1823 (a. St.) sein Sohn NAJDEN geboren, über dessen Leben und Wirksamkeit uns Kapitel IV (S. 16—26) belehrt: „Кѫса биография. Н. Геров учител и вѫзпитател. Ред

в училищата. Училищен правилник. Н. Геров политически деец. Н. Геров писател. Най-радостен ден в живота на Найден Геров. Характерна черта на Герова".

Das, was uns Pančev hier bietet, dürfte kaum eine eigentliche Biographie genannt werden; es handelt sich vielmehr um eine biographische Skizze, worin der Verfasser nach eigenem Gutdünken mehr von der pädagogischen und politischen Tätigkeit Gerov's spricht. Es ist zwar wichtig das hervorzuheben, daß Gerov ein eifriger bulgarischer Nationalist war, der nicht nur als guter Lehrer, sondern noch mehr als russischer Vizekonsul in Plovdiv für das Bulgarentum arbeitete. Er war es auch, der dafür arbeitete, daß der bei den Bulgaren volkstümliche Name der Stadt Philippopolis (Filibe der Türken), nämlich Plovdiv, in dem bekanntlich thrak. Pulpudeva steckt, zur allgemeinen Verbreitung kam. Über die literarische Wirksamkeit Gerov's erfahren wir aber allzu wenig. Nicht einmal eine ordentliche Bibliographie ist uns hier gegeben. Auf S. 17 wird im Vorübergehen verzeichnet, daß sich Gerov, solange der Krimkrieg dauerte, in Petersburg aufhielt, und daß er daselbst als Beilage zu den Izvěstija der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften die ersten drei Buchstaben seines Wörterbuchs drucken ließ. In welchem Jahre, in welchem Bande, auf wieviel Seiten und in welcher Bearbeitung diese „drei Buchstaben" erschienen sind, darüber erfahren wir kein Wort. Der Absatz „Н. Геров писател" (S. 23—24) nimmt keine volle Seite ein und enthält ganz vage und ungenügende Bemerkungen über Gerov's Gedicht „Stojan und Rada" und über den Inhalt des Gerov'schen Wörterbuchs. Es wird noch erwähnt, daß Gerov der Verfasser des ersten neubg. Buches über Physik („Той е автор на първата физика, излязла на български") und der ersten Kritik der Bogoev'schen Geographie ist. Alle literarischen Werke Gerov's aufzuzählen, das wäre allzulang („ще бѫде много дълго", S. 24).

Wenn man auch darin dem Verfasser gerne Recht geben möchte, so ist doch zu bemerken, daß er die Pflicht hatte, wenigstens die bibliographischen Arbeiten A. Teodorov-Balan's („Сборникъ" des bulg. Unterrichtsministeriums Bd. IX v. J. 1893 und „Български книгописъ за сто години" v. J. 1909) zu zitieren, wo die übrigen Schriften Gerov's genau verzeichnet sind. Unlängst erschien Pogorělov's Опис на старите печатани български книги (1802—1877 г.), wo auch in sprachlicher Hinsicht charakteristische Auszüge aus den betreffenden Werken gegeben werden. Endlich dürften Gerov's Artikel zur Frage der neubg. Orthographie (wertlos) und seine wieder wertlose, in russischer Sprache verfaßte Schrift über ъ u. ь, über den Buchstaben щ und die Form словѧнинъ (!) aus Vollständigkeitsrücksichten erwähnt werden.

In der weiteren Fortsetzung seines Werkes beschäftigt sich Pančev nur ziemlich wenig mit dem Gerov'schen Wörterbuch: unter dem Titel „Съвременниците за Н. Геров" (S. 26—39) wird zuerst eine Korrespondenz der Zeitung „Mir" vom 14. IX. 1900 reproduziert, worin

GEROV's Leichenbegängnis beschrieben wird, dann wieder ein Artikel aus „Mir“ (v. 12. IX. 1900) über GEROV's Leben und Hauptwerke und schließlich ein längerer Aufsatz S. S. BOBČEV's aus der Zeitschrift „Българска сбирка“ (Jahrg. VII, 1900), wo wieder das Wörterbuch kurz erwähnt wird.

Im Kapitel „Архивата на Найден Геров“ (S. 39—87) berichtet PANČEV über den ungewöhnlichen Reichtum dieses Archivs an Briefen und allerlei Dokumenten zur neueren Geschichte, Ethnographie, Folklore etc. der Bulgaren. Bekanntlich hat die Bulgarische Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1911 u. 1914 zwei große Bände herausgegeben: „Изъ архивата на Найденъ Геровъ. Книга I, кореспонденция съ частни лица А—Л (Аверки—Лобановъ). Подъ редакцията на Т. Панчевъ. Издава Българската академия на наукитѣ“ (in 4°, SS. 1047) und dasselbe Книга II М—Я (Манйолу—Янкуловъ), SS. 1022. Von PANČEV wird jetzt Prof. POPRUŽENKO's hohe Wertschätzung des GEROV'schen Archivs aus dem Журналъ Министерства Народнаго Просвѣщенія v. J. 1911 angeführt, und am Ende wird über den Inhalt des dritten druckfertigen Bandes desselben Archivs berichtet (knapp 1490 Nummern aus den Jahren 1823—1876). Auf S. 44—87 wird eine kurze Inhaltsangabe mancher wichtigeren Briefe und Dokumente geboten.

Weiteren slavistischen Kreisen dürfte es wohl nicht bekannt geworden sein, daß im ersten Bande dieser Publikation (S. 739—740) ein höchst wichtiger *Brief Vuk St. Karadžić's an Najden Gerov* (Datum: „*у Бечу* $\frac{16}{28}$ *Марта*“) gedruckt ist. GEROV wird ersucht, die volkstümlichen Benennungen vieler Städte und Flüsse in Bulgarien, Mazedonien, Rumelien und Archipelagos anzugeben; ebenso soll er angeben, wie viele türkische, bulgarische, griechische oder aromunische („Цинцарскијех“) Häuser es in den betreffenden Städten gibt, wie viele Moscheen die Türken und wie viele Kirchen, Geistliche, Schulen und Lehrer die Christen haben. Besonderes Interesse hat VUK für die *Pomaken* (muhammedanische Bulgaren), die *Paulik'aner* (katholische Bulgaren) und für die Nationalitäten und ihre Verbreitung in der *Dobrudža*. Alles das, schreibt VUK, „*ми треба ради једнога књижевнога дела које пишем о Србима и о Бугарима*“. Als „вароши у Бугарской“ werden von VUK in der beigefügten Liste fast alle bedeutenderen Städte Ost- und Westbulgariens angeführt, einschließlich der Städte Mazedoniens. Nur Vlacho Klisura, Solun, Ser, Drama, Orfana und Kavala erscheinen als „вароши у Мацедоніи“. Ebenso kommen unter den „воде или реке у Бугарской“: Lepenica, Vardar, Struma, Bregalnica, M[e]sta, Strumica und Crna reka (Zufluß des Vardar) vor.

In seiner Gelegenheitsschrift hat selbstverständlich PANČEV das GEROV'sche Wörterbuch nicht ganz außer acht lassen können. Leider ist aber dieser Teil der Schrift der ungelungenste. P. hat sich nicht die Aufgabe gestellt, über das von GEROV und ihm selbst verfaßte

Wörterbuch ausführlich zu berichten und alle guten und schwachen Seiten des Werkes zu beleuchten, sondern anscheinend die Gunst des bulgarischen Unterrichtsministeriums dafür zu gewinnen, daß dasselbe die Herausgabe der neuen, von Pančev verfertigten Redaktion des Wörterbuches, sowie die der übriggebliebenen Materialien des Gerov'schen Archivs vornehmen möchte, s. S. 88 und besonders „Заключение" S. 127.

So ist es zu erklären, daß Pančev nur die positiven Seiten des Werkes hervorhebt und daß er in diesem Kapitel nur drei bzw. vier lobende, von Nichtspezialisten herrührende Äußerungen reproduziert. Die erste ist eine ganz kurze Bemerkung aus der Zeitschrift „Bъlgarski Knižici" vom Jahre 1858. Dann kommt das, was Ivan Vazov im Jahre 1908 beim Empfang des Pančev'schen „Допълнение" dem Verfasser über Gerov's Werk und über die „eigenartige, einseitige und unaufrichtige" Kritik der bulgarischen Philologen gesagt haben soll (S. 89—90). Es folgt der in hohem panegyrischen Ton gehaltene Bericht eines gewissen St. Čakyrov (Pseudonym S. Bobčev's?) aus der Zeitschrift „Slavjanski Glas" v. J. 1905 und am Ende die bulgarische Übersetzung eines Artikels des Franzosen C. Armanet unter dem Titel „La renaissance de la langue bulgare. Un monument littéraire" in „Echos d'Orient" v. J. 1909, wo u. a. die Biographien Gerov's und und Pančev's stehen, die der Franzose immer „двамата филолози" genannt haben soll, obgleich keiner von beiden es war — spezielle philologische Bildung hatte weder Gerov, noch Pančev: jener hatte Kameralia am Ришелевскій лицей, später Новороссійскій Университетъ in Odessa studiert, dieser das Gymnasium in Plovdiv absolviert. Nach den Worten des Franzosen sollen die maßgebendsten Spezialisten („най-меродавните специалисти" S. 99) ihre Kritik des großen Gerov'schen Werkes noch nicht (im J. 1909) gemacht haben.

Der Franzose scheint von Prof. Marin Drinov nichts gewußt zu haben. Oder er hat ihn für einen nicht genügend maßgebenden Spezialisten gehalten? — Das letztere würde schwerlich zutreffen. Drinov hat ja schon im J. 1896 seine Kritik des ersten Bandes des Gerov'schen Рѣчникъ im ersten Hefte des ersten Bandes der Извѣстія Отдѣленія русскаго языка и словесности Императорской Академіи наукъ S. 355—381 drucken lassen; mit manchen Vervollständigungen abgedruckt in Записки Имп. Харьковскаго Университета für dasselbe Jahr 1906. Hat sich der unbekannte Franzose etwa erdreistet sagen zu wollen, daß Marin Drinov, Professor der slavischen Philologie und Geschichte an der Universität Char'kov, dessen Kritik von der russischen Akademie gedruckt wurde, nicht zu den maßgebenden Spezialisten gehörte? Vom bibliographischen Standpunkt wäre es vielleicht nicht überflüssig noch das zu bemerken, daß Drinov's Kritik aus den Извѣстія schon in demselben J. 1896 ins Bulgarische übersetzt wurde und in Периодическо списание на Българското книжовно дружество LIV (Sofia 1896) S. 895—911 erschien. Diese Kritik ist

auch bei V. JAGIĆ Исторія славянской филологіи (Энциклоп. слав. фил. вып. I Санктпетербургъ 1910) S. 631 verzeichnet. Auch in Съчинения на М. С. Дринова, издава Българската Академия на наукитѣ въ София подъ редакцията на профес. В. Златарски Томъ III (u. a. Abteilung III: Критики, оцѣнки и отзиви), София 1915, S. 396 Anm. werden die zwei russischen Texte der Kritik erwähnt und auf S. 396—419 die vollständigere Redaktion in der Originalsprache nachgedruckt. Von Prof. ZLATARSKI ist a. a. O. 396 die bulgarische Übersetzung der DRINOV'schen Kritik in Периодическо списание vergessen worden. Sie kommt erst unter den „случайни библиографични пропуски" auf S. VIII zur Sprache. Es ist aber noch eine Lücke offen geblieben, denn in demselben Jahre 1896 ist auch noch eine bulgarische Übersetzung der DRINOV'schen Kritik in der Zeitschrift „Искра", herausgegeben von V. JURDANOV in Šumen, erschienen. In dieser „Искра, научно-литературно и обществено списание", год. VI кн. 8—9, 10—12 S. 469—472, 828—842, findet man nämlich die DRINOV'sche Kritik aus den Char'kover Записки, wie das ausdrücklich in einer Anmerkung S. 469 hervorgehoben wird.

Es fragt sich nun: konnten PANČEV die bulgarischen Übersetzungen der Kritik nicht bekannt gewesen sein? — Nein, er kannte sie ganz gut, wollte aber nichts davon wissen, obgleich alle kritischen Bemerkungen DRINOV's ganz angemessen, gerecht und gerechtfertigt waren. Das springt jedem sofort in die Augen, und JAGIĆ drückt sich mit Recht über GEROV's russische Publikationen folgendermaßen aus: „Любовь къ болгарскому языку не могла вознаградить недостатокъ филологическаго образованія", o. c. 630.

Unter den zahlreichen von DRINOV hervorgehobenen Mängeln ist nur ein einziger, der von PANČEV früher ganz unumwunden, jetzt aber indirekt zugestanden wird. Das ist die allzu konservative Rechtschreibung GEROV's, die sogar gegen die Grundzüge der bulgarischen Sprache verstieß, so z. B. schrieb GEROV пять, глядамь, мясо usw. und wollte nicht damit Rechnung tragen, daß die regelrechte und in den meisten ost- und westbulgarischen Mundarten übliche Aussprache *pet'* (oder *pet* ohne Palatalisation), *gledam*, *meso* ist. GEROV starb mit seinem absurden Konservatismus, und sein Neffe PANČEV behielt nun seine Orthographie im 4. und 5. Bande seines Рѣчникъ bei. Im Допълнение folgte aber PANČEV der offiziellen Orthographie, die man gewöhnlich die DRINOV-IVANČEV'sche nennt, weil ihre Grundlinien im Namen des Българско книжовно дружество, später Akademie, von Prof. DRINOV im Geiste der gemäßigten Etymologie in den 70er Jahren des 19. Jahrh. gezeichnet und im J. 1899 vom Unterrichtsminister TODOR IVANČEV unwesentlich modifiziert wurden. GEROV, der in seiner Polemik immer Prof. DRINOV als seinen persönlichen Feind behandelte, konnte sich wohl aus persönlichen Rücksichten mit der DRINOV'schen Orthographie nicht versöhnen. PANČEV aber hatte keine Rücksichten dieser Art; er hat nicht nur den VI. nachträglichen

Band („Допълнение") zu Gerov's Wörterbuch, sondern auch eine zweite Handausgabe dieses Wörterbuches nach den Regeln der zuständigen offiziellen Orthographie verfertigt. Und um den Lesern zu zeigen, wie das Wörterbuch in dieser zweiten Ausgabe aussehen wird, hat Pančev auf S. 101—125 seiner Schrift genug Beispiele drucken lassen. Diese Beispiele weisen dieselben Fehler auf, an denen Gerov's Werk leidet. Nur ist ihre Zahl jetzt größer, da Pančev u. a. willkürliche Kürzungen und ganz unangebrachte Vervollständigungen vorgenommen hat. Unter dem Stichwort баба hat z. B. auch Pančev die Bedeutung „*babica, akušerka*", wie Gerov. Während aber dieser dafür das köstliche Beispiel „много бабы, кылаво дѣтя" „bei vielen Hebammen wird das Kind mit Bruchschaden geboren" gibt, hat es Pančev fallen lassen! Auf jeder Seite sind eine Menge von Kuriositäten hinzugekommen, insbesondere bei der Auswahl der geographischen und der Personennamen. Wollte man zu den Auszügen aus dem Pančev'schen neuen Lexikon alle unumgänglichen Bemerkungen machen, so würde man mindestens dreimal soviel Raum benötigen, als er selbst gebraucht hat. Außerdem ist hier nicht der passendste Platz dazu. Das gehört übrigens zu den Verpflichtungen des neubegründeten Wörterbuchausschusses („речнишки отдѣлъ") der historisch-philologischen Klasse der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften in Sofia. Möge dieser Ausschuß uns ein besseres bulgarisches Wörterbuch bescheren, denn mit Duvernois und Gerov-Pančev kommt man vielfach nicht aus!..

In mancher Hinsicht steht Gerov's Wörterbuch weit unter demjenigen Duvernois', wie das seinerzeit Drinov gezeigt hat. Die Kritik Drinov's ist sehr lehrreich und bleibt für immer lesenswert wegen der zahlreichen Zusammenstellungen und Vergleiche zur Charakteristik und zur besseren Kenntnis des gegenseitigen Verhältnisses der Wörterbücher Duvernois' und Gerov's. Die Gerechtigkeit erfordert es, hier noch zu wiederholen, daß Drinov's Bemerkungen zu Gerov's Arbeit völlig angemessen und im Tone höchst maßvoll waren. Wenn Gerov auf die Worte Drinov's gehört hätte, so würden die letzten Bände seines Wörterbuches viel besser ausgefallen sein.

Drinov aber formulierte keine Desiderata, gab keine Ratschläge und verhielt sich äußerst taktvoll. So hatte er u. a. darauf hingewiesen, daß bei Gerov viele Dialektwörter aus gedruckten Sammlungen aufgenommen und als gemeinbulgarische Wörter angeführt werden. Der einzige Schluß, der daraus zu ziehen war, liegt klar zutage: bei den selteneren und originelleren Stichwörtern sollte kurz der Ort ihrer Herkunft angegeben werden, wie das etwa Dal′ in seinem Wörterbuch der lebenden großrussischen Sprache tat. Es handelte sich also um etwas, was man heutzutage *Wortgeographie* nennt.

Pančev hat in einem Nachwort zum V. Band des Gerov'schen Wörterbuchs eingestanden, daß Drinov in dieser Beziehung Recht hatte, und hat sogar versprochen, alles hierzugehörige Material bei erster Gelegenheit in einer besonderen Studie herauszugeben. Und in

dem Допълнение wird bei den meisten Wörtern der Ort, wo das Wort gebraucht wird, und die Quelle, aus der es geschöpft ist, regelmäßig angegeben. Auf diese Weise hat PANČEV's Arbeit vom Standpunkte der Sprachwissenschaft einen besonderen Wert erhalten.

Statt aber die versprochenen Materialien zur Geographie der in den ersten fünf Bänden des GEROV'schen Lexikons gedruckten Wörter zu sammeln und zu veröffentlichen, hat PANČEV in den letzten Jahren seines Lebens an einer verhunzten Ausgabe des GEROV'schen Werkes gearbeitet, worin von Wortgeographie wieder keine Spur zu finden ist! Der im August 1923 verstorbene Nestor der Slavistik unserer Tage, V. JAGIĆ hatte in einem der letzten Hefte seines Archivs geschrieben, die slavische Philologie befände sich im Zeichen der Dialektologie. Der Anachronismus und die vielfache Unzulänglichkeit des GEROV'schen Wörterbuches sind eben im Sinne der Worte JAGIĆ's zu erklären: die Wortgeographie, die selbst DUVERNOIS manchmal nicht vernachlässigte und die GEROV systematisch und hartnäckig ignorierte, ist ja nichts anderes als *lexikalische Dialektologie*. Das Wörterbuch einer lebendigen Sprache ohne lexikalische Dialektologie verfassen zu wollen, rächt sich bitter, wie GEROV's Beispiel zeigt.

Das weite Feld der bulgarischen Wortgeographie oder der lexikalischen Dialektologie des Bulgarischen, von GEROV unberührt gelassen, harrt noch seiner künftigen Bearbeiter.

Sofia ST. MLADENOV

WEINGART, MILOŠ, Sto knih slavistových. Bibliograficko-informační přehled o dnešním stavu slavistiky. V Bratislavě 1924 (= Sbírka přednášek a rozprav extense University Komenského v Bratislavě, Svazek 7).

MILOŠ WEINGART hat uns jüngst eine Darstellung der Geschichte, Systematik und Methodologie der slavischen Philologie versprochen und uns über deren Richtung in seiner kurzen Untersuchung des Begriffes seiner Wissenschaft[1]) unterrichtet: als ihr wichtigster Grundzug erscheint, außer der Betonung der Bedeutung der gegenseitigen Beziehungen zwischen den slavischen Sprachen und Literaturen und in engstem Zusammenhang mit ihr, der nachdrückliche Hinweis darauf, daß zur Pflege der slavischen Philologie die Berücksichtigung der Fächer gehört, die er als ihre Hilfswissenschaften bezeichnet, der Paläographie, Archäologie, Ethnographie und der politischen, Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.

Wie dieses Programm in die Tat umzusetzen ist, das zeigt für ein Teilgebiet des praktischen Wissenschaftsbetriebes WEINGART's volks-

---

1) O podstatě slovanské filologie [= Sborník filosofickej fakulty university Komenského v Bratislavě. Ročník II, číslo 26 (9)], v Bratislavě 1924.

tümlicher Universitätsvortrag „Die hundert Bücher des Slavisten". Der kleine bücherkundliche Leitfaden ist ausdrücklich für den jungen slavistischen Nachwuchs[1]) bestimmt: was seine Anzeige an dieser Stelle rechtfertigt, ist die Aussicht, daß so ein größerer Kreis von unmittelbar oder mittelbar an slavischer Bücherkunde Interessierten auf den Wert und die praktische Brauchbarkeit des Büchleins aufmerksam gemacht werden kann.

Ein großer Teil der verzeichneten Bücher gehört natürlich zum eisernen Bestand jeder slavistischen Bibliothek, zum völlig unentbehrlichen Handwerkszeug des Slavisten, dessen Vorhandensein überall da vorausgesetzt werden muß, wo überhaupt auf dem Gebiete der slavischen Philologie gearbeitet wird: das gilt von den meisten der in den Abteilungen Wörterbücher, Grammatiken, Archäologie, Literaturgeschichte, Landes- und Volkskunde aufgeführten Bücher. Immerhin wird besonders der außerhalb der Grenzen der slavischen Länder Arbeitende manchen neuen Titel notieren[2]).

Auch in der Abteilung „Texte" war die Nennung vieler allbekannter Bücher selbstverständlich; neu ist die starke Bevorzugung auch inhaltlich bedeutungsvollen Lesestoffes gegenüber den ausschließlich sprachgeschichtlich wichtigen Stücken: man wird Weingart nur zustimmen können, wenn er von jedem angehenden Slavisten verlangt, daß er den Kosmas im lateinischen Urtext liest. Dem Geiste der altböhmischen Kultur wird er dadurch näher kommen als durch die noch so eingehende Beschäftigung mit den ältesten čechisch geschriebenen Denkmälern. Auch Weingart's Bedauern, daß die von ihm empfohlene Sammlung čechischer und slovakischer Texte kein Beispiel der čechischen Urkundensprache des späteren Mittelalters enthält, wird man teilen und auf die Spärlichkeit ausdehnen müssen, mit der in den von ihm genannten Sammlungen die kirchenslavische Urkunde vertreten ist: eine philologische und historische Gesichtspunkte berücksichtigende Auswahl slavischer Urkunden (aus den verschiedenen Verbreitungsgebieten des kirchenslavischen Urkundenwesens, aus denen der kroatischen und čechischen Urkunde) wäre sicher nicht nur dem slavischen Philologen und Historiker, sondern auch dem Erforscher des byzantinischen und des westeuropäischen Urkundenwesens ein willkommenes Hilfsmittel.

Am meisten Neues wird dem Philologen der Abschnitt „historische Handbücher" bieten: ihre Zusammenstellung ist besonders dankenswert, weil auf diesem Gebiete nicht nur in den slavischen Seminarbibliotheken, sondern auch in den großen wissenschaftlichen Büchersammlungen

1) Weingart hatte bei seiner Zusammenstellung die Bedürfnisse eines Idealstudenten slovakischer Muttersprache im Auge: so ergibt sich eine gewisse, aber keineswegs aufdringliche Bevorzugung des čechoslovakischen Kulturgebietes.

2) Andere Titel vermißt man ungern: so die der in ihrer Knappheit und Klarheit doch gerade dem jungen Slavisten besonders nützlichen Bände der Collection de grammaires des Pariser slavischen Forschungsinstitutes.

Mittel- und Westeuropas die größten Lücken klaffen. Leider wird vielfach unter dem Fehlenden auch HANDELSMANS, schon allein wegen der Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit ihrer bibliographischen Angaben, schlechthin unentbehrliche Historyka [1]) sein. Vielleicht bevorzugt WEINGART's Auswahl geschichtlicher Werke im allgemeinen doch zu stark die mehr auf das politische Geschehen als auf die Kulturentwicklung Rücksicht nehmenden Übersichten: gerade sie werden den Philologen wenig von der Notwendigkeit, Geschichte als Hilfswissenschaft zu treiben, überzeugen können. Hier wäre der Ersatz einzelner Titel durch andere [2]), vor allem aber die Erwähnung der wenigen abgeschlossenen Gesamtdarstellungen der Wirtschafts- und Kulturgeschichte einzelner slavischer Gebiete [3]) unerläßlich.

WEINGART hat auf die Grenzen der arbeitsökonomischen und finanziellen Leistungsfähigkeit des angehenden Slavisten ausdrücklich Rücksicht genommen: trotzdem wird es ein frommer Wunsch bleiben, die verhältnismäßig billige slavische Handbibliothek mit ihren hundert Werken im Besitze jedes Studierenden der slavischen Philologie zu sehen. Die Möglichkeit aber, die von WEINGART verzeichneten Bücher in die Hand zu nehmen und sie durchzuarbeiten, sollte jedem jungen Slavisten gegeben sein: und so mag diese Anzeige mit dem Wunsche schließen, daß sein Schriftchen nicht nur bei dem Ausbau der slavistischen Fachbibliotheken herangezogen werde, sondern daß von seinem Inhalte auch eine möglichst große Anzahl derer Kenntnis nehmen möge, denen die Ergänzung der allgemeinen wissenschaftlichen Biblio-

1) Część I. Zamość 1921. Wie notwendig für jeden Historiker, der irgendwie die Geschichte der slavischen und aller osteuropäischen Länder streift, die Heranziehung eines derartigen Hilfsmittels ist, lehrt ein Blick auf die bibliographischen Hinweise der gleichzeitig in Wien entstandenen „Einführung in das Studium der Geschichte“ von W. BAUER (Tübingen 1921): die für den an der böhmischen, polnischen, südslavischen Geschichte Interessierten gebotenen Angaben sind so lückenhaft, so völlig willkürlich herausgegriffen, daß sie fast mehr eine Gefahr als eine Förderung bedeuten.

2) JIREČEK's Geschichte der Serben durfte nicht fehlen, trotzdem sie unvollendet ist: in der vierbändigen Übersetzung von RADONIĆ (Beograd 1922/23) umfaßt sie auch eine vervollständigte Wiedergabe von „Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien“ und bietet so eines der besten Beispiele kulturhistorischer Darstellung auf slavischem Gebiete. Die „S.H.S.-Geschichte“ von STANOJEVIĆ berücksichtigt die slovenische Entwicklung nur in ihren ersten Anfängen und in ihrem Abschluß: so gehen die Slovenen in WEINGART's Auswahl so gut wie leer aus. Auch die Darstellung der kroatischen Geschichte bei STANOJEVIĆ ersetzt die Bücher von ŠIŠIĆ nicht.

3) Unbedingt hätte auf die lichtvolle und übersichtliche, durch ihre vollständige Bibliographie ausgezeichnete polnische Wirtschaftsgeschichte von JAN RUTKOWSKI (Zarys gospodarczych dziejów Polski w czasach przedrozbiorowych. Poznań 1923) hingewiesen werden müssen, vielleicht auch auf die ersten Versuche von Gesamtdarstellungen der Kulturentwicklung einzelner slavischer Völker, wie CHLEBOWSKI, Rozwój Kultury polskiej w treściwym zarysie przedstawiony, Wyd. II, Warszawa 1922 oder OHIENKO, Ukrajins'ka kul'tura. Katerynoslav-Leipzig 1923. Dazu neuestens KULISCHER's Russische Wirtschaftsgeschichte I, Jena 1925.

theken obliegt, auf deren Benutzung junge und ältere Slavisten angewiesen sind; dann wäre Aussicht vorhanden, daß jedem von ihnen die Pflege der slavischen Philologie in dem Sinne und Umfange, wie sie **Weingart** versteht, möglich wird.

Graz — Heinrich Felix Schmid

K. H. Meyer, Die Fahrt des Athanasius Nikitin über die drei Meere. Reise eines russischen Kaufmanns nach Ostindien 1466—1472. Aus dem Altrussischen übersetzt, mit Einleitung, Anmerkungen und einer Kartenskizze versehen. Leipzig, Historia-Verlag P. Schraepler, o. J. 8⁰ 47 S. (= Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Heft 2).

Die Reisebeschreibung des Afanasij Nikitin, der Indien einige Jahrzehnte vor Vasco da Gama aufgesucht hat, ist auch für den westlichen Leser von Interesse und ihre Übersetzung ins Deutsche ist schon lange erwünscht, nicht nur wegen ihrer kulturhistorischen Bedeutung, sondern namentlich auch wegen der darin vorkommenden Zitate in nichtrussischer Sprache, die noch vielfach einer Erklärung seitens modern geschulter Orientalisten bedürfen. Meyer's Übersetzung fußt auf der Textausgabe im Полное Собраніе Русскихъ Лѣтописей Bd. VI. Seine Kartenskizze soll nur dazu dienen, ein ungefähres Bild von der Reiseroute des russischen Kaufmanns zu geben und verzeichnet nur ganz wenige der von Nikitin besuchten und erwähnten Ortschaften. Ein Kommentar fehlt leider so gut wie ganz. Die Anläufe dazu wirken höchst wunderlich z. B. мѣсяца мая великій день . . . übersetzt M. S. 32 mit „den großen Tag des Mai" und erklärt diese Stelle mit „der 1. Mai" (eine für die Sozialdemokratie aller Länder höchst bedeutsame Entdeckung!). Andererseits wird S. 37 dem deutschen Leser ein Osposhin-Tag ohne Erklärung aufgetischt. Warum M. nicht wenigstens Gospožin schreibt? Sonst bieten die Anmerkungen zur Übersetzung fast ausschließlich die russischen Formen der Personen- und Ortsnamen ohne Erklärung. Leider werden aber auch diese Namen von M. in den Nominativ umgesetzt und nicht in der Form des obliquen Kasus des Originals geboten, wenn eine solche dort vorliegt.

Was den Text selbst betrifft, so ist man schon von vornherein enttäuscht, daß die vielen orientalischen Ausdrücke nicht auch unübersetzt aufgenommen sind. Fast immer bietet M. dafür nur eine deutsche Übersetzung, die er meist der Arbeit Kazembek's entnimmt und wenn derartige Stellen bei Kaz. unerklärt geblieben sind, ersetzt M. sie durch Punkte, ohne ihren fremdsprachlichen Wortlaut anzuführen (z. B. S. 29). Wenn M. von diesem Prinzip abweicht, und die orientalischen Ausdrücke selbst anführt, dann bietet er nicht ihre handschriftliche Lesung, sondern die Auffassung moderner russischer Interpreten. Auch im russi-

schen Teil werden übrigens unsichere Lesungen von sicheren nicht geschieden: auf S. 32 Z. 2 beruht z. B. „Moschus“ auf einer Konjektur.

Die Übersetzung des übrigens leichten Textes selbst gibt Anlaß zu vielen Einwänden:

S. 43: И море же преидохъ („und ich passierte das Meer“) übersetzt M.: „Und die See ging vorüber“. S. 20: и не повелѣ погыбнути въ Чюнерѣ съ нечестивыми ... M.: „und ließ mich in Dshunir nicht mit Unehren umkommen“. S. 13: Аѳанасія Никитина сына „Athanasius Nikitins Sohn.“ S. 14: да полѣзъ есми на судно на посолво и съ товарищи (und ich stieg auf das Schiff des Gesandten, mit meinen Genossen) übersetzt M.: „stieg auf das Schiff (des Gesandten) in Übereinstimmung mit meinen Gefährten“ (wozu die Klammer?). S. 35 Z. 10: wird für das persische Gilan — Ceylon übersetzt. Auf derselben Seite steht nebeneinander: турьская земля, волоская земля und подольская земля (Türkei, Walachei und Podolien!). M. übersetzt es mit Taurisches Land, Woloskisches Land und Podolien ... S. 34: да на султанѣ ковтанъ весь саженъ яхонты ... M.: „der Sultan hat einen mit Edelsteinen besetzten Kaftan an, der ein'en ganzen Klafter lang ist (сажень und саженъ verwechselt) ... S. 26: а яства же ихъ плоха M.: „Ihre Speisen sind Früchte“ (плодъ und плохъ). S. 25: какъ ся имъ являлъ многыми образы: M.: wie er sich ihnen in vielen Wundern geoffenbart hat. S. 21: а иныя въ немъ купли нѣтъ M.: „aber Geschäfte sind (für uns) dort nicht zu machen“. S. 41: много раздаша ... ефіопомъ M.: „Die Äthiopier gaben uns reichlich ...“ S. 37· а тѣе (жены) воду за ними (hinter den Männern her) носять M.: „und sie (alle) tragen Wasser bei sich ...“ S. 41: идохъ ... M.: „wir sind gegangen ...“ S. 15: чтобы насъ пожаловалъ чѣмъ доити до Руси M.: „er möge sich unser erbarmen, daß wir irgendwie zurück nach Rußland gelangen könnten.“ S. 26: а ясти же садятся, ини омывають рукы да и ногы, да и ротъ пополаскывають bedeutet nach M.: „Zum Essen setzen sie sich; sie waschen sich Hände und Füße usw. S. 13 (zweimal) und S. 15 wird добровольно mit „wohlwollend“ und „freundlich“ übersetzt. S. 28 (zweimal) wird Богъ славы mit „Gott der Herrlichkeit“ wiedergegeben. S. 27: Отъ Первати же пріѣхалъ есми въ Бедерь за 15 дній до бесерменьскаго улубагря nach M.: „Von Parwat bin ich nach Bidar in 15tägigem Marsche zu dem muselmännischen Ulubairamfest gekommen. S. 29: А проити его (Келекотъ) не даи Богъ никакову кестяку, а кто его не увидить тотъ поздорову не проидеть моремъ übersetzt M.: und kein Fahrzeug, das ihn (den Hafen Kalikut) nicht erreicht, dürfte bei Gott das Meer durchqueren und wohlbehalten zu Wasser durchkommen. S. 43: а обыскывають грамотъ, что есми пришелъ изъ орды Асанъбега ... M.: „und untersuchen den Geleitbrief, (aus dem hervorging), daß ich aus der Horde Assanbeg gekommen sei.“ Daselbst: идохъ по морю вѣтромъ 5 дни

M.: ich bin durch den Wind 5 Tage gereist. Ebenda: развѣ бо того иного Бога не знаемъ „denn wir kennen vielleicht den einen Gott nicht.“ S. 33: далѣ Богъ вѣдаетъ что будетъ M.: Gott in der Ferne weiß, was geschehen wird“ usw. usw.

Der beschränkte Raum verbietet es, die vielen elementaren Übersetzungsfehler (Unkenntnis des altruss. Aorist u. dgl.) eingehender zu erörtern. Erwähnt sei aber, daß auch nicht wenige Auslassungen ganz klarer Wörter und Sätze bei M. begegnen: S. 13 Z. 12—13: святѣи живоначальной Троици „zu der heiligen Dreifaltigkeit“, S. 24 fehlt ein ganzer Satz am Ende des ersten Absatzes. S. 31 Z. 8 von unten fehlt gleichfalls ein Satz vor „In Schaibat . . .“, ebenso S. 38 Z. 11 von unten vor „100 000 . . .“, S. 14 Z. 15: zwischen „und sie . . . erreichten“ usw. Schließlich fehlt es auch nicht an falschen Wiedergaben der Zahlen z. B. S. 38 Z. 6 von unten muß „15“ für „50“ gelesen werden. Stellenweise macht der Text überhaupt nicht den Eindruck einer Übersetzung, sondern gleicht einer Wiedererzählung. Nach dem Gesagten muß M.'s Buch als eine durchaus oberflächliche Publikation bezeichnet werden, deren Benutzung ohne genauen Vergleich mit dem russischen Original nicht empfohlen werden kann.

Berlin M. Vasmer

Nachtrag zu Zeitschr. II 271.

In meinem Aufsatz Zschr. II 271 Zeile 6 von unten im Text ist statt: „Ramstedt in der genannten Abhandlung“ zu lesen: Ramstedt und V. Thomsen (Samlede Afhandlinger III 352 Anm. 1) in den genannten Abhandlungen.

Freiburg i. Br. Joseph Schacht

Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

Alekseev A. *Samoderžavije* i liberaly v revol'uciju 1905—1907. Moskau, Gosizdat 1925, 8°, 167 S.

Analecta Ordinis S. Basilii Magni. Zapysky čyna Sv. Vasylija Velykoho. Bd. I Fasc. 2—3, Žovkva 1925, 8°, S. 161—416.

Archiv für slavische Philologie. Bd. 40 Heft 1 und 2. Berlin, Weidmann, 1925, 8°, 162 S.

Balkan-Archiv. Fortsetzung des Jahresberichtes des Instituts für rumänische Sprache hgb. G. Weigand. Bd. 1. Leipzig, J. A. Barth 1925, 8°, XV + 265 S.

Balodis Franz, Alt-Sarai u. Neu-Sarai, die Hauptstädte der Goldenen Horde. Riga 1926, 8°, 82 S. (= Latvijas Universitates Raksti XIII).

Baring Maurice, The Oxford Book or Russian Verse. Oxford, Clarendon Press 1924, 8°, XXXIX + 211 S.

Berdjajew N. Die Weltanschauung Dostojewskijs. München, Beck, 1925, 8°, VIII + 209.

Bertram H., La Baume W. und

Kloeppel O. Das Weichsel-Nogat-Delta. Beiträge zur Geschichte seiner landschaftlichen Entwicklung, vorgeschichtlichen Besiedlung u. bäuerlichen Haus- und Hofanlage, Danzig, Danziger Verlags-Gesellschaft 1924, 4°, 216 S. + 111 Abb. + 3 Karten.

Bogdanov Al. *1905 god* v russkoj chudožestvennoj literature. Sbornik poezii i prozy. Moskau, Gosizdat 1926, 8°, 288 S.

Braun Fr. Russland und die Deutschen in alter Zeit, Sievers-Festschrift 1925, S. 678—727.

Braun Friedr. Vaŕagi na Rusi. Beseda 1925, Nr. 6/7, S. 300—338.

Brounoff N. Un nouveau type d'église dans la Russie du Nord-Ouest au XII. siècle. Vetenskaps-Societeten i Lund Årsbok 1925, Lund, Gleerup, 1925, 8°, 37 S.

Brückner A. Slaven und Litauer. (= Lehrbuch d. Religionsgeschichte hgb. von Alfr. Bertholet und Edward Lehmann) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1925, 8°, S. 506—539.

Brugmann K. Die Syntax des einfachen Satzes im Indogermanischen. Berlin-Leipzig, de Gruyter & Co. 1925, 8°, VII + 229.

Bŕusov Valerij. Izbrannyje proizvedenija. Bd. I: Stichotvorenija 1894 bis 1904. Vorwort von A. V. Lunačarskij. Moskau, Gosizdat 1926, 8°, 223 S.

Bulletin de la Société de Linguistique de Paris. Bd. 26 fasc. 1, 2, 3, Paris Champion 1925, 8°, XXIV + 135 + 292 S.

Bəlgarska Misəlъ. Izdanie na vərchovnija čitalištenъ səjuzъ vъ Bəlgarija hgb. M. Arnaudov Sofia, Paskalev 1925, Jahrg. 1 Heft 1, 2, 3, 8°, 348 S.

Conev B. Les manuscrits et les incunables slaves de la Bibliothèque Nationale à Plovdiv. Sofia, Dəržavna Pečatnica 1920, 8°, XVI + 291 S. + 40 Tafeln.

Conrady August †. Alte westöstliche Kulturwörter. Leipzig 1925 (= Berichte der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Bd. 77 (1925) Heft 3, 8°, 19 S.

Časopis Maćicy Serbskeje 1924. Jahrg. 77, Budyšin, Maćica 1924, 8°, 156.

Českolužický Věstník, Jahrg. VI. Prag 1925, Nr. 7, 8°, S. 43—50.

Diakovitch B. Annuaire de la Bibliothèque Nationale de Plovdiv (Bulgarie). Годишникъ на Народната Библиотека въ Пловдивъ, Jahrg. 1921. Plovdiv 1923, 4°, 208 S. + 1 Tafel.

Derselbe. Jahrg. 1922. Plovdiv 1924. 8°, 199 S. + XVI Tafel.

Derselbe. Jahrg. 1923. Plovdiv 1925, 8°, 314 S. + 4 Tafeln.

Dostojevskij. Statji i materialy hgb. A. Dolinin II, Petersburg, Mysl' 1925, 8°, III + 590 + 121 + V S.

Piśma F. M. Dostojevskogo k žene, hgb. N. Bel'čikov und V. Pereverzev. Moskau, Gosizdat, 1926, 8°, XIV + 366 S.

Ebert M. Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. II (Lief. 1—6): *Beschwörung—Dynastie.* Berlin, W. de Gruyter & Co. 1925, 8°, 476 S. — Bd. IV, 1. Hälfte (Lief. 1—4): *Frankreich — Gezer*, daselbst 1925, 8°, 330 S.

'Echos d'Orient. Revue Trimestrelle. Année 28. (Nr. 137, 138, 139, 140). Paris, Maison de la bonne presse, 1925, 8°, 512 S.

Eesti Kirjandus. Kuukiri hgb. J. V. Veski. Bd. 20, Dorpat, Eesti Kirjanduse Selts 1926, Nr. 1, 180 S.

Eesti Rahva Muuseumi Aastaraamat hgb. J. Manninen, Dorpat (Tartu) 1925, 8°, 160 S.

Ekblom R. Der Wechsel *jc-* ∾ *-o-* im Slavischen. Upsala, Almqvist und Wiksell 1925, 8°, 34 S. (= Skrifter utgivna av K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 22 Nr. 4).

Ekblom R. Quantität und Intonation im Zentralen Hochlitauischen. Upsala, A. Lundeqvist 1925, 8°, 156 S. (= Uppsala Universitets Årsskrift 1925, Filosofi, Språkvekenskap och Historiska Vetenskaper 3).

Ephemeris Dacoromana. Annuario della scuola romena di Roma Bd. I Rom, Şcoala Română din Roma 1923, 8°, XII + 413. Bd. II, 1924, 8°, 500.

Finnisch-Ugrische Forschungen nebst Anzeiger. Bd. XVII, Heft 1—3. Helsingfors 1925, 8°, 288 + 64 S.

Fischer Adam. Lud Polski. Podręcznik etnografji Polski. Lemberg 1926, 8°, IV + 240 S. + 3 Karten und 58 Abbildungen.

Frank S. Živoje Znanije, Berlin, Obelisk 1923, 8°, 264 S.

Glasnik Skopskog Naučnog Društva. (Bulletin de la Société Scientifique de Skoplje) Bd. I Lief. 1. Skoplje, Naučno Društvo 1926, 4°, 308 S.

Grave B. K istorii klassovoj borby v Rossii v gody imperialističeskoj voiny. Moskau, Gosizdat 1926, 8°, VIII + 414 S.

Hadžega Ju. Istorija „Obščestva sv. Vasilija Velikago“ Užhorod 1925, 8°, 60 S. (= Izdanije kul'turno-prosvětitel'nago obščestva imeni A. Duchnoviča Nr. 15).

Hadžega Ju. Obščestvo Duchnoviča i russkija ženščiny. Užhorod 1925, 8°, 15 S. (= Izdanije kul'turno-prosvětitel'nago obščestva imeni A. Duchnoviča Nr. 11.)

Harecki, Dźaržynski, Karavaj. Vypisy z belaruskaje literatury, Teil 1: Volksdichtung, Alte Literatur. Minsk, Weißruss. Staatsverlag 1926, 8°, 303 S.

Ivanić Josef. Serbokroatische Sprachlehre, Regeln und Übungen. Wien, Österreichischer Bundesverlag 1925, 8°, 487.

Izvestija na istoričeskoto družestvo v Sofija. Bd. VI, Sofija Gluškov. 1924, 8°, 236 S.

Izvestija otdelenija russkogo jazyka i slovesnosti Rossijskoj Akademii Nauk 1924. Bd. 29, Leningrad, Akademie 1925, 8°, 414 S.

Język Polski. Bd. X, Lief. 5, 6. Krakau 1925, 8°, S. 129—190. Bd. XI, Lief. 1. Krakau 1926, 8°, 32 S.

Kacarov G. Antični pametnici v Bъlgarija. Sofia 1925 (= Godišnik na Narodnata Biblioteka v Plovdiv za 1923 god. S. 194—206).

Kaminskij Jo. Nacional'noje samosoznanije našego naroda. Užhorod 1925, 8°, 16 S. (= Izdanije kul'turno-prosvět. obšč. im. Duchnoviča Nr. 13).

Der Kampf um die Weichsel. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors. Unter Mitwirkung von W. Geisler, H. Hübner, K. J. Kaufmann, W. La Baume, M. Laubert, F. Lorentz, W. Millack hgb. E. Keyser. Berlin-Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt 1926, 8°, VII + 178 S. + 1 Karte.

Kaufmann Karl Josef. Danzigs Deutschtum, staatliche Selbständigkeit und Geltung in der Vergangenheit. Urkunden in Lichtbildern aus dem Danziger Staatsarchiv. Danzig 1925, 8°, 24 S.

Keyser Erich. Danzigs Entwicklung. 2. Auflage. Danzig, A. Kafemann 1924, 8°, 36.

Keyser Erich. Die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. und 14. Jahrhundert. Lübeck 1924, 8°, 93 (Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins XV).

Keyser Erich. Westpreußen und das deutsche Volk, nebst einer Bevölkerungskarte. Danzig, A. Kafemann 1919, 8°, 16.

Krahe Hans. Die alten balkanillyrischen geographischen Namen. Auf Grund von Autoren und Inschriften. Heidelberg, Winter, 1925, 8°, X + 128 S. (= Indogermanische Bibliothek hgb. H. Hirt und W. Streitberg Abteil. 3: Untersuchungen Bd. 7).

Kulturwehr (früher Kulturwille). Zeitschrift für Minderheitenkultur und -Politik. Jahrg. II Nr. 1. Berlin 1926, 8°, 48 S.

Kulturwille. Zeitschrift füı Minderheitskultur und -Politik. Jahrg. I Nr. 5, 6, 7, 8, 9. Berlin 1925, 8°, S. 193—416.

Kupala Janka. Zbor tvorau̯. Bd. 1. Minsk, Weißruss. Staatsverlag 1925, 8°, XXXI + 280 S.

Kurs Belorussovedenija. Lekcii, čitannyje v Belorusskom Narodnom Universitete v Moskve letom 1918 goda. Moskau, Belorusskij Podotdel Otdela Prosveščenija Nacional'nych Meńšinstv N. K. P. 1918–1920, 8°, IV + 304 S. + 1 Karte.

Listy filologické. Bd. 52, Lief. 4, 5, 6. Prag, Jednota českých filologů 1925, 8°, 193—390 S. + 13 + VIII S.

Literarische Wochenschrift hgb. von Ed. Zarncke, Jahrg. 1. (1925) Heft 14—29. S. 417—960.

Literarische Wochenschrift. Jahrg. 2 1926 Nr. 1—6. Weimar, R. Wagner 1926, 8°, 160 S.

Lorentz Fr. Geschichte der Kaschuben. Berlin SW, Reimar Hobbing 1926, 8°, 172 S. + 1 Karte.

Łoś Jan. Gramatyka polska Bd. II Słowotwórstwo. Lemberg, Zakład Narodowy imienia Ossolińskich 1925, 8°, XVI + 396.

Lud. Organ Polskiego Towarzystwa Etnologicznego. Bd. XXIV (Serie II Bd. IV, Lief. 1—2). Lemberg 1926, 8°, 80 S.

Maslov S. Ukraïnśka drukovana knyha XVI—XVIII vv. Naukovopopul'arna biblioteka knyhoznavstva hgb. Ju. Meženko. Kiev, Staatsverlag 1925, 8°, 76 S.

Mirsky Prince D. S. Modern Russian Literature. London, Oxford University Press 1925, 8°, 120 S.

Moszyński K. Badania nad pochodzeniem i pierwotną kulturą słowian. Krakau 1925 (= Rozprawy Akad. Umiejętn. Wydział Filologiczny LXII Nr. 2). 8°, 140.

Mühlenbach K. Lettisch-deutsches Wörterbuch hgb. J. Endzelin. Heft 12, 13, 14: *ietapt—klũt.* Riga, Lettischer Kulturfond, 1925, 8°, S. 81-320.

Namn och Bygd. Tidskrift för nordisk ortnamnsforskning. Jahrg. XIII. Heft 2—3, Lund 1925, 8°, 49—128.

Naše Řeč. Bd. IX. Nr. 8, 9, 10. Prag, Šolce u. Šimáček 1925, 8°, 316 S. — *Dasselbe,* Bd. X. Nr. 1. Prag 1926, 8°, 32 S.

Naše Řeč. Rejstřík k VIII. Ročníku Naší Řeči sestavil V. Ertl, Prag Šolce und Šimáček 1924, 8°, 41.

Niederle L. Slovanské Starožitnosti. Původ a počátky slovanů východních. Oddíl I, Svazek IV. Prag, Bursík u. Kohout 1925, 8°, 288 S.

Niederle L. Slovanské Starožitnosti. Oddíl kulturný. Bd. II. Lief. 1. 2. Aufl. Prag, Bursík u. Kohout, 1924, 8°, 301 S. — Bd. III. Lief. 2. Prag, Bursík u. Kohout, 1925, 8°, 359—789 S.

Nitsch K. O nowych rymach, Przegląd Współczesny 1925, Październik Nr. 42, p. 45—66.

Oberlausitzer Heimatzeitung. Reichenau i. Sa., Marx 1925. Jahrg. VI. Nr. 15—26, 8°, 217—380. — *Dasselbe.* Jahrg. VII (1926), Nr. 1—3, S. 1—36.

Obnorskij S. Izslědovanije o jazykě Minei za nojabŕ 1097 goda, Izvestija otd. russk. jaz. 29 (1924), S. 167—226.

Osmolovskij V. Russkaja slovesnosť v istoričeskom jejo razvitii. V. Turgenev, Nekrasov, Gončarov, Ostrovskij, L. Tolstoj, Riga, Valters und Rapa 1925, 8°, S. 281.

Ostdeutsche Monatshefte hgb. Carl Lange. Jahrg. V, März 1925, Heft 12: Rußlandheft. Berlin, Stilke 1925, 1093—1256 S. + XIII—XLIV S., 8°.

Osteuropa. Zeitschrift für die Gesamtfragen des Europäischen Ostens. Jahrg. I, Nr. 1, 2, 3, Königsberg i. Pr., Ost-Europa-Verlag 1925, 8°, 204 S.

Pičeta V. Belorusskij Jazyk, kak faktor nacional'no-kul'turnyj. Minsk Beltrestpečat' 1924, 8°, 23 S.

Pogorělov V. Danilovijat četirejezičnik. Sofia 1925, 8°, 48 [= Sbornik na bъlgarsk. Akademija na naukitě XVII.)

Pogorělov V. Iz nabl'udenij v oblasti drevne-slavanskoj perevodnoj literatury. Bratislava 1925, 8°, 20 S. (= Sborník Filosofické Fakulty University Komenského v Bratislavě III č. 32 [6].)

Pokrovskij M. N. 1905 god. Materialy i dokumenty. Bd. I: Dubrovskij S. u. Grave B., Agrarnoje dviženije v 1905—1907 godu. Moskau, Gosizdat 1925, 8°, XIV + 680 S.

Pražák Albert. Československý národ. Bratislava 1925, 8°, 72 S. (= Sbírka přednášek a rozprav Extense University Komenského v Bratislavě 10).

Problemy poetiki. Sbornik statej, hgb. *V. Br'usov.* Moskau-Petersburg Zeml'a i fabrika 1925, 8°, 204.

Ptolemaeus. Die Geographie des Pt. (Galliae, Germania, Raetia, Noricum, Pannoniae, Illyricum, Italia). Handschriften, Text und Untersuchung, hgb. von Otto Cuntz. Berlin, Weidmann 1923, 8°, VII + 226 S. + 3 Karten.

Radloff E. von. Russische Philosophie. Breslau, Ferd. Hirt 1925, 8°, 152. (= Jedermanns Bücherei. Abteilung: Philosophie hgb. E. Bergmann.)

Rainov N. Ornament i bukva v slavanskitě rъkopisi na Narodnata Biblioteka v Plovdiv. Sofia, Dъržavna Pečatnica 1925, 8°, LXXV + 185 S. + 37 Tafeln.

Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, hgb. von P. Merker u. W. Stammler. Bd. I, Lief. 1—4. Berlin, de Gruyter 1925, 8°, 320 (A—Drama).

Reccius Dr. Beiträge zur Deutung der Ortsnamen unseres Kreises. „Unsere Heimat", Unterh.-Beilage des „Stadt- und Landboten", Jahrg. 4, Nr. 8, 9, 10, 12, 13, Calbe a. S. 1925.

Reccius Dr. Beiträge zur frühmittelalterlichen Geschichte unserer Gegend. „Unsere Heimat", Calbe a. S. 1924, Jahrg. 4, Nr. 2.

Reccius Dr. Die wüsten Ortschaften in der Gemarkung Calbe. Teil 1, „Unsere Heimat", Unterh.-Beilage des „Stadt- u. Landboten", Jahrg. 4, Nr. 6, 7, Calbe a. S. 1924.

Revol'ucija Proletarskaja. Nr. 12: (47) Dekabŕ, 9. god diktatury proletariata. Moskau, Gosizdat 1925, 8°, 288 S.

Revue des études slaves. Bd V. Heft 1 u. 2. Paris, H. Champion 1925, 8°. 169 S.

Rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika, hgb. Südslav. Akademie, bearbeitet von T. Maretić. Lief. 40 osobitac—ovaliti. Agram 1925, 8°, 241—480.

Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu. Bd. 32. Thorn 1925, 8°, 321 + 14 Tafeln.

Rossija i Latinstvo. Sbornik statej. Berlin 1923, 8°, 220 S.

Rozanov J. Poety dvadcatych godov XIX v. (Kritiko-biografičeskaja serija). Moskau, Staatsverlag 1925, 8°, S. 151.

Russische Rundschau. Monatshefte für die neue russische Literatur. Heft 1. Berlin, J. Ladyschnikow 1925, 8°, 84.

Sabov E. Očerk literaturnoi dějatel'nosti i obrazovanija Karpatorossov. Užhorod 1925, 8°, 32 S. (= Izdanije kul'turno-prosvětitel'nago obščestva imeni R. Duchnoviča, Nr. 8.)

Sabov E. Rěč po povodu toržestva otkrytija pamatnika-b'usta A. Duchnoviča. Užhorod 1925, 8°, 15 S. (= Izdanije kul'turn.-prosvět. obščestva imeni Duchnoviča, Nr. 14.)

Sachsen und Anhalt. Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und für Anhalt, hgb. von R. Holtzmann u. W. Möllenberg. Bd. I. Magdeburg, E. Holtermann 1925, 8°, VII + 528 S. + 3 Tafeln.

Sakâzov Iv. Bъlgarskata tъrgovija prěz XII—XIV věk. Sofia, Gutenberg 1922, 8°, 47 S. (= Spisanije na ikonomič. družestvo 1922, Heft 1/2).

Sakulin P. Sociologičeskij metod v literaturovedenii. Moskau, Mir 1925, 8°, 240 S.

Saltykov-Ščedrin M. Pis'ma 1845—1889 (Trudy Puškinskogo doma pri Ross. Ak. Nauk). Petersburg, Staatsverlag 1925, 8°, 329 + 33 S.

Sborník Filosofické Fakulty University Komenského v Bratislavě III. č. 27—38 (1—12). Bratislava 1925, 8°, 1—728 S.

Sborník Matice Slovenskej pre jazykospyt, národopis a literárnu historiu. Bd. III, Lief. 1. Turčianský Sv. Martin, Matica Slovenská 1925, 8°, 96 S. + 2 Karten.

Sborník na Bъlgarskata Akademija na Naukitě. Bd. XIX, Klon istoriko-filologičen i filosofsko-obštestven. 12. Sofia 1925, 8°, XIV + 187 S. + 6 Beilagen.

Schmitt Th. (Šmit F. J.). Iskusstvo. Leningrad, Gosudarstvennyj Institut Istorii Iskusstv 1925, 8°, 184.

Schrader Otto. Reallexikon der indogermanisch. Altertumskunde. 2. Aufl. hgb. von A. Nehring. Bd. II, Lief. 3: Rind—Slaven. Berlin, W. de Gruyter 1925, 8°, S. 261—416.

Schuchardt Hugo. Der Individualismus in der Sprachforschung. Sitzungsber. der Wiener Akad. d. Wiss. Phil.-histor. Klasse. Bd. 204, Abh. 2. Wien, Pichler-Tempsky 1925, 8°, 21.

Serafimovič A. Sobranije sočinenij. Bd. 6. Moskau, Gosizdat, 1926, 8°, 295 S.

Sievers Eduard. Altslavisch *ě* und *ja.* Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Leipzig 1925. (= Berichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Bd. 77, Heft 2). 8°, 65.

Sköld Hannes. Die ossetischen Lehnwörter im Ungarischen. Lunds Uni-

versitets Årsskrift N. F. Avd. 1. Bd. 20 (1925) Nr. 4, 8°, 114.

Sköld Hannes. Ungarische Endbetonung. Lund, C. W. Gleerup 1925, 8°, 116 S. (= Lunds Universitets Årsskrift N. F. Avd. 1 Bd. 20 Nr. 5).

Slavonic Review, The. Vol. IV Nr. 11. London, School of Slavonic Studies in the University of London, 1925, 8°, S. 259—528.

Slovanský Přehled hgb. Adolf Černý. Bd. XVII Heft 5—10. Prag, Československá obec legionářská 1925, 8°, S. 321—683 S. — Dasselbe Bd. XVIII Heft 1, 2. Prag 1926, 8°, 168 S.

Slovenské Pohľady Bd. 41 Nr. 9—12. Turč. Sv. Martin 1925, 8°, 521—776 S.

Słoński St. Wybór tekstów starosłowiańskich. Lemberg, Jakubowski 1926, 8°, VI + 151 S. (= Lwowska Bibljoteka Slawistyczna Bd. 1).

Słownik języka polskiego hgb. J. Karłowicz, Ad. Kryński, Wł. Niedźwiedzki. Bd. VIII (Lief. 44—46: Za-Zgórowato). Warschau, Instytut popierania polskiej twórczości naukowej 1923—1925, 8°, S. 1—480.

Soznam osôb a ústavov University Komenského v Bratislave podľa stavu na začiatku štúd. roku 1925—1926. Bratislava, Universita 1925, 8°, 42 S.

Stanojević St. Narodna enciklopedija srpsko-hrvatsko-slovenačka Lief. 1—6 (Finžgar). Agram 1925, 8°, 672 S.

Stender-Petersen Ad. Gemeinslavisch vitędźь, Minneskrift, utgiven av Filologiska Samfundet i Göteborg, 1925, S. 44—55.

Sydsvenska Ortnamnssällskapets Årsskrift 1925 hgb. J. Sahlgren, Lund, Sydsvenska Ortnamnssällskapets Förlag 1925, 8°.

Šachmatov A. Očerk sovremennago russkago literaturnago jazyka. Leningrad, Gosudarstvennoje Izdatel'stvo 1925, 8°, 211 S. + 1 Bildnis.

Ščegolev P. Petraševcy v vospominanijach sovremennikov. Sbornik materialov. Moskau, Gosizdat 1926, 8°, XX + 295 S.

Šl'apnikov A. Revol'ucija 1905 goda. Moskau, Gosizdat 1925, 8°, 160 S.

Tync St. Najdawniejsze ustawy gimnazjum Toruńskiego (Fontes d. Thorner wissenschaftlichen Gesellschaft Bd. XXI). Thorn 1925, 8°, 166 S.

Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft Bd. 23. Dorpat 1925, 8°, VIII + 108.

Vladimircov B. J. Mongolo-Ojratskij geroičeskij epos. Petersburg, Gosizdat, 1923, 8°, 254.

Weingart M. Dobrovského Institutiones. Teil 2: Rozbor Institucí. Bratislava 1925, 8°, 67—232 S. (= Sborník Filosofické Fakulty Univers. Komenského v Bratislavě Jahrg. 3 Nr. 38 [12]).

van Wijk N. Zur Komposition des altkirchenslavischen Codex Suprasliensis. Amsterdam 1925, 8°, 61 (= Mededeelingen der koninkl. Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, Deel 59 Serie A Nr. 4).

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung hgb. W. Schulze und R. Trautmann, Bd. 53, Göttingen, Vandenhoeck 1925, 8°, 316 S.

Wortregister

Slavisch
(altbulgarisch u. urslavisch unbezeichnet)

Baltisch
(litauisch unbezeichnet)

Indo-iranisch

Griechisch

Lateinisch

Romanisch

Germanisch

Keltisch

Thrakisch

Illyrisch

Albanesisch

Armenisch

Uralisch

Turkotatarisch

